

Detektiv Nobody's Erlebnisse und Reiseabenteuer.

Nach seinen Tagebüchern bearbeitet

von

Robert Kraft.

4. Band.

1. SAMSON UND DALILA.

Guayaquil ist der größte Hafen im Staate Ecuador und wegen seiner geschützten Lage in einer Bucht der beste an der ganzen Westküste Südamerikas, er besitzt auch die einzige brauchbare Werft. Quito ist die Hauptstadt des Landes, Guayaquil aber hat sie bereits an Größe und Schönheit überflügelt. Wer in Quito ein Haus machen will, ist gezwungen, auch einen Landsitz in der Nähe des Hafens zu haben, wo man die heißen Monate im Schutze der frischen Seewinde verbringt. Herrlich ist der Blick, den die Bewohner der an der Bucht sich hinziehenden Villenreihe, von Gärten umgeben, genießen. Rechts die Stadt mit den im Sonnenglanze blinkenden Dächern, den Kuppeln unzähliger Kirchen und Paläste, der blaue Wasserspiegel der Bucht belebt von bunt bewimpelten Schiffen; vor ihnen und links, so weit das Auge reicht, das unendliche Meer, träumend oder brandend; und schließlich im Osten die schneebedeckten Gipfel der Kordilleren, die beim Sonnenuntergange in den prächtigsten Farben erglühn.

Doch das junge Weib, das lang ausgestreckt auf dem weißüberzogenen Diwan lag und durch die weitgeöffneten Fenster gedankenvoll auf den blauen Ozean hinausblickte, sich phlegmatisch mit dem Fächer aus schwarzen Nundafedern Kühlung zuwedelnd, bewunderte sicher nicht den Reiz der tropischen Landschaft. Sie tat es ebensowenig wie jeder andre Bewohner dieser vom Himmel gesegneten Gegend. Denn es sind keine derben und sinnigen Alpenkinder. Sich ohne Arbeit aufreibenden Lebensgenuß zu verschaffen, das ist ihr ganzes Trachten, wenn sie sich nicht selbst in religiösem Fanatismus jede Freude am Dasein verbittern.

Im nördlichen Europa hätte die Dame für ein mindestens fünfundzwanzigjähriges, zur vollsten Reife entwickeltes Weib gegolten, hier schätzte man sie richtiger auf noch nicht zwanzig Jahre, um so mehr, als der des Landes Kundige sie sofort als eine Quadronerkannte.

Schon die Terzeronen, die Mischlinge eines Kaukasiers mit einer Afrikanerin im dritten Grade – warum das andere geschlechtliche Verhältnis kaum vorkommt, hörten wir bereits – sind fast durchweg wunderbar schöne Menschen, Männer wie Weiber. Auch dies läßt sich daraus erklären, daß ein Weißer sich unter den Mulattinnen, die ihm zur Verfügung stehn, die schönste auswählt. Oder will das Schicksal diese Parias der amerikanischen Gesellschaft durch Schönheit entschädigen? Dann wäre das nur noch grausamer. Noch mehr als die Terzeronen prangen mit körperlichen Reizen deren Kinder, die Quadronen.

Es ist ganz seltsam, hier muß unbedingt das in einem gewissen Verhältnisse gemischte Blut, gleich wie in der Chemie die Molekularverhältnisse der Elemente, eine wichtige Rolle spielen: während die Terzeronen noch eine dunkelfarbige Haut besitzen, ebenso aber auch wieder die Kinder der Quadronen, die Quintonen, zeichnen sich alle echten Quadronen durch einen blütenweißen Teint aus, wie er sonst in jenen südlichen Gegenden überhaupt nicht vorkommt, und eben dadurch erkennt man sofort den Quadronen.

Und diese Quadroninnen! Nur die Mädchen aus dem Tale von Kaschmir sind mit ihnen vergleichbar. Das Haar ist blauschwarze Seide, ihre Augen sind feucht-schimmernde Karfunkel, die sich aber auch in feurige Kohlen verwandeln können, darüber wölben sich kühn geschwungene Brauen, die roten Lippen zum – um einen recht abgenutzten, hier

aber zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen – zum Küssen geschaffen, die Nase klein und edel wie das Ohr, berückend schöne Gesichter, von einer Weiße, welcher auch die brennendste Sonne nichts anzuhaben vermag, und während ihre Gestalt voll gebaut ist, sind Hände und Füße von der Zierlichkeit derer eines zehnjährigen Kindes.

Noch nicht lange währt diese Herrlichkeit, und eben hierdurch unterscheiden sich die schönen Farbigen von den Spanierinnen reinen Geblütes. Das Alter ist der Prüfstein. Vom dreißigsten Jahre an werden erstre unförmlich dick, dann geht es wieder zurück, bis sie zu abschreckenden Hexen zusammengetrocknet sind.

Aber weg mit solchen häßlichen Gedanken! Es ist unrecht, beim Anblicke des Schönen sich daran zu erinnern, was einst daraus wird.

Sind nun die Quadroninnen an sich alle schöne Frauen, so war diese noch ein ganz bevorzugtes Exemplar. Es gibt Gesichter und Erscheinungen, welche man nicht schildern kann, und so sei dies auch hier nicht versucht.

Ihre junonischen Formen umhüllte ein faltiges, gürtelloses Gewand von hellblauer Seide, durch welche die weiße Pracht der Glieder schimmerte, ein nacktes Füßchen stahl sich darunter hervor; von dem Arm, dessen Hand den Fächer bewegte, fiel der weite Aermel herab und zeigte ihn in seiner ganzen nackten Schönheit, doch kein hier so begehrtes Geschmeide schmückte ihn, auch das hochgesteckte Haar war nur mit einem einfachen silbernen Pfeil durchstochen, aber einige wertlose Fingerringe verrieten, daß es ihr nur an Mitteln fehlte, sich so mit Geschmeide zu behängen, wie sie es wünschte.

Ebenso hätte sich dieses schöne Weib wohl eine andre Umgebung schaffen können, wenn sie nur gewollt, denn daß sie es konnte, mußte sie wissen. Die Einrichtung dieses Wohnzimmers war nicht besser und nicht schlechter als die in den Villen der Nachbarn, gutsituierter Kaufleute, welche hier allein die Allee bewohnten, und zeigte auch das angrenzende Zimmer durch die offene Tür ein auf geschnittenen Säulen ruhendes Bett, verschwenderisch mit seidenen Decken und kostbaren Spitzen ausgestattet, so ist dabei zu bedenken, daß sich selbst die ärmste Spanierin das Brot vom Munde darbt, um das Ersparte zum womöglich recht bunten Ausputz ihres Bettes zu verwenden.

Die Züge des Mädchens, sonst wohl nur gelangweilt, zeigten jetzt die größte Spannung, und diese nahm zu, je näher das Rollen eines Wagens kam. Dieser fuhr vorbei, und wie kraftlos sank die Quadronne zurück.

Unter dem Freudengeschrei eines sich im Ring schaukelnden Papageis trat ein Weib ein, das einst auch eine bildschöne Farbige gewesen sein mochte, jetzt aber eine alte, widerliche Hexe war.

»Er ist wieder vorbei, Carmencita, mein Schatz.«

»Er ist wieder vorbei, ohne ihn mir gebracht zu haben,« seufzte die Angeredete, und ohne daß sich die Züge zum Weinen verzogen, entstürzten Tränen den dunklen Augen.

»Er wird schon noch kommen,« tröstete die Alte.

»Nein, er hat mich verlassen!«

Es war ein Schmerzensruf gewesen, aber nicht jammernd, sondern gehässig zischend war er über die Lippen gekommen.

»Kind, wie könnte er dich vergessen! Da kenne ich die Männer besser.«

»Was machen wir aber, Estrella, wenn er nicht bald kommt? Es ist nun schon zehn Tage her, daß wir ihn erwarten.«

»Warte bis morgen! Er kommt gewiß!«

»Das sagst du nun schon seit zehn Tagen. Ach, ich bin trostlos!« Und diesmal schluchzte die Unglückliche wirklich.

Wem galten diese sehnsüchtigen Tränen? Wem galt dieses Bangen und dieser Schmerz? Wer war dieser ›Er‹? Gewiß der ferne Geliebte! Nein, der vorübergefahrne Postwagen, oder gleich direkter: Der erwartete Geldbrief. Und dazu braucht man ja auch keine heißblütige Spanierin zu sein, um vor Schmerz vergehn zu können, wenn man den Geldbriefträger erwartet, und ›Er‹ eilt immer vorüber.

Tröstend streichelte die Alte dem Mädchen die Wangen, doch es half nichts.

»Schon am dritten hat mir der Padrone¹ gesagt, er müsse sein Geld pünktlich haben, sonst setzt er uns hinaus,« jammerte Carmencita weiter. »Ach, Estrella, warum folgte ich deinem Rate! Der Sohn des reichen Agostino wollte mir alle seine Schätze zu Füßen legen, wenn ich seine Geliebte würde, wie eine Königin hätte ich leben können, und du mit. Aber nein, du wußtest es besser, du zwingst mich zur Armut; nicht einmal einen Ring durfte ich von Paolo annehmen, den wir jetzt hätten verkaufen können. Hättest du ihn mir wenigstens dieses Haus gleich schenken lassen, wie er es wollte! Jetzt müssen wir darauf gefaßt sein, auf die Straße gesetzt zu werden, ärmer denn je zuvor. Warum mußtest du nur deinen Kopf aufsetzen und auf die unsinnige Forderung

¹In diesem Falle der Hauswirt.

von hunderttausend Piastern oder Heirat bestehn! Hunderttausend Piaster – als wenn ein Mann so viel Geld für ein Weib ausgäbe!«

Ueberlegen lächelnd blickte Estrella auf die Klagende herab.

»Weil ich es gut mit dir meine und klüger bin als du. Was zunächst den Padrone anbetrifft, so kannst du ruhig sein. Als er vorgestern wieder hier war, habe ich ihm nur Paolos letzten Brief gezeigt, worin er dir außer den Liebesschwüren schreibt, du würdest wie gewöhnlich hundert Piaster zur rechten Zeit erhalten. Wie, das ist ihr Geliebter? fragte der Padrone ganz verblüfft. Nein, ihr Bräutigam, knickste ich. – Was, ein deutscher Kapitän? Ja, das hätten Sie mir gleich sagen sollen, da warte ich gern – bitte um Entschuldigung, Senora, empfehle mich sehr, Madam. Hahaha! Merkst du wohl schon den Unterschied, Carmencita? Laß den reichen Agostino dir einen Brief schreiben, er mag dir versprechen, was er will – der Padrone würde es gar nicht lesen, sein Geld würde er fordern.«

Carmencitas Antlitz heiterte sich etwas auf. Doch sie wollte der Alten nicht das letzte Wort lassen.

»Hundert Piaster sind nicht viel im Monat. Warum soll ich mich als Braut eines reichen Mannes so einschränken? Du hast mir ganz andre Versprechungen gemacht.«

»Nach der Hochzeit! Kind, danke der heiligen Jungfrau, daß alles so kam! Dir steht ein großes, großes Glück bevor. Soll ich dir nochmals alles auseinandersetzen? Als wir von Valparaiso hierher flüchteten, glaubte ich, dein Los würde das aller farbigen Mädchen sein. Ich hätte dich allerdings nach Deutschland bringen können, wo deiner auch ein glänzendes Schicksal gewartet hätte, aber so ganz kenne ich die

deutschen Verhältnisse doch nicht; in einem fremden Lande kann man leicht überlistet werden, denn Schönheit macht selbst die dümmsten Männer schlau, wenn sie in ihren Besitz kommen wollen. Da sah dich Paolo und verliebte sich in dich, wie eben nur ein Mann aus jenen kalten Ländern lieben kann. Wie verschieden ist doch die Liebe! Ein Spanier oder Kreole würde dir all seine Habe hinwerfen, für dich rauben und morden, und wenn du ihn nicht erhörtest, sich die Haare raufen und dann sich erschießen, dich wahrscheinlich dazu. Wie ganz anders so ein Nordländer! Auch er kann bitten und flehen und versprechen und alles verschenken wollen, so lange er jung ist; erhörst du ihn nicht, so geht er aber nicht fort, um sich zu töten, sondern er sucht dich auf andre Weise zu erringen, er kämpft bis zum Tode, harrt unermüdlich aus, bis er dich besitzt. Und kein Rang und kein Stand kann sie trennen, sie kennen kein Hindernis. Sieh, das sind die Männer für uns! Freue dich, Carmencita, jauchze und danke den Heiligen, daß sie dir den deutschen Kapitän geschickt haben.«

Und die Alte, in Erinnerung versunken, begann von nichts Geringerem als vom Leben am Berliner Hofe zu schwärmen. Sie konnte davon erzählen, denn sie war dereinst als Kammerzofe der Gattin des chilenischen Gesandten nach Berlin gefolgt.

»Dort ist wahrer Reichtum. Hier ist alles nur bunte Lumpen und Flittergold. Wenn der reiche Agostino sein Vermögen zusammenrechnet, so gehört ihm nicht viel davon. Er kann dir Juwelen schenken, aber er wird sie dem Juwelier jahrelang schuldig bleiben; dieser gibt sie ihm, doch er hat sie auch erst geborgt; der Zwischenhändler ist noch nicht

bezahlt, der Schleifer noch nicht, und der Arbeiter im Bergwerk verhungert. Ach, Ecuador ist ein reiches Land, aber wir haben alle, alle kein Geld,« setzte die Alte seufzend mit der Weisheit eines Finanzministers hinzu.

Sie hatte sich zu den Füßen Carmencitas auf dem Diwan niedergekauert und spähte jetzt scharf zum Fenster hinaus.

»Da, siehst du das große, schöne Schiff mit den vier Masten? Es geht eben auf Reede vor Anker.«

»Was geht es mich an?«

»Wo kommen diese schönen Schiffe her? Von Deutschland, von England, alle aus dem Norden. Was meinst du wohl, was solch ein Schiff kostet! Mehr als Agostinos Palast am Markt, es ist mehr wert als unsre ganze Kriegsflotte, denn die ist noch nicht bezahlt. Solch ein Schiff wird Paolo einst gehören, denn er ist ein kluger Kaufmann, wenn er sich nicht schon eins gekauft hat, denn wer sein Schiff verliert, oder wer bankrott macht, wird immer ein reicher Mann; ich weiß es. Sieh, Paolo ist solch ein Narr, wie alle Männer. Aber er ist ein Nordländer, deshalb mußt du stolz sein, darfst nichts von ihm annehmen, solange du seine Braut bist, oder auch das noch nicht einmal, so wollen diese Männer die Frau haben. Dann ist sie ein Engel. Nur das gestattete ich, daß er dir ein Haus mietete, damit du ihn doch anständig empfangen kannst. Wie es aber auch sonst kommen mag, deine Zukunft ist gesichert. Wenn Paolo die hunderttausend Piaster auch nicht zusammenbrächte, als Schiffseigentümer muß er doch ein reicher Mann sein, und bei der in Deutschland stattfindenden Trauung kannst du nicht betrogen werden wie hier, wo jeder Priester für zehn Piaster falsch schwört. Bringt er aber das Geld, so willfahre seinem Wunsche, so unsinnig uns dieser auch vorkommt, gehe mit

auf sein Schiff! Solche merkwürdige Gedanken haben besonders die Deutschen; viele Kapitäne haben ihre Frauen bei sich an Bord. Einmal aber wird er dich doch überdrüssig bekommen, ich kenne einen Mann wie Paolo, und dann kannst du an Land erst recht als seine Frau ungebunden auftreten. Sollte er dich aber bei der Trauung doch betrogen haben – schadet nichts, dann haben wir die Bürgschaft, die ich sicher beiseite bringe, dafür laß nur mich sorgen. Nun gäbe es nur noch einen Fall: Paolo wäre tot, jetzt schon. Dann gingen wir bestimmt nach Deutschland, er hat uns ja von seiner lieben, guten Schwester erzählt, deren Adresse er uns auch gab, er hat ihr doch auch von dir berichtet, zu der würden wir gehn und hätten erst einmal einen sichern Halt im fremden Lande. Nun, Carmencita,« schloß die Alte triumphierend, »habe ich nicht gut für dich gesorgt, Schatz? Und was für einen schönen Mann habe ich dir ausgesucht! Oder liebst du ihn etwa nicht?«

»Lieben?« wiederholte das schöne Weib sinnend, mit dem Fächer spielend. »Ich glaube, ich liebe ihn. Ja, er ist ein schöner Mann, ganz anders als die Spanier und Kreolen. Aber so schön wie Alfredo ist er nicht.«

»Alfredo, Alfredo,« krächzte der Papagei in unzähligen Wiederholungen. Die Alte schlug nach ihm.

»Wenn du nur den vergessen wolltest, mein Täubchen! Das war eine garstige Geschichte, die du da gemacht hattest, und sie hätte dir bald den Hals gekostet.«

»Aber Alfredo liebte ich wirklich, und – ich liebte ihn – *caracho!*BB

Urplötzlich war das eben noch so träge Weib verwandelt; es sprang auf, schleuderte den Fächer zu Boden; die Augen

sprühten; die Nasenflügel bebten, und wie nach einer gewaltigen Anstrengung keuchte der Busen.

Und wieder verwandelte sich ihr Aussehen mit einem Schlage.

»Er kommt, Estrella!« jauchzte sie auf.

Durch den Garten ging der Verandatür ein Mann zu, in einem schlumpigen, ehemals weißen Anzug, an dem einige Fetzen einer silbernen Borte hingen. Er trug einen Strohhut und war barfuß, hatte einen kleinen Lederbeutel auf dem Rücken und in der Hand einen Brief. Hinter ihm hielt sich ein etwas besser gekleideter Mann, bei dem die Uniform wenigstens etwas zu erkennen war, an der Seite Säbel und Revolver. Der erste war der Geldbriefträger, der zweite ein höherer Offizier, welcher den Geldbriefträger niederzukuallen hatte, wenn dieser das Weite suchen wollte – vorausgesetzt, daß nicht beide in Kompanie durchbrannten, womit man auch rechnete, denn dieser Aufsichtsbeamte hatte wieder einen geheimen Wächter, und dieser wieder einen, und so fort, aber zu trauen war keinem bis hinauf ans Ruder des Staatsschiffs.

»Senora Carmencita Moriera.«

Wie eine Furie schoß die Alte auf den Brief zu, noch schneller aber war Carmencita.

»Der Brief hat lange Verzögerung gehabt,« entschuldigte der Briefträger seine Behörde. »Man hat ihn auf dem Generalpostamt zufällig in einem Waschfaß gefunden.«

Danach sah das Aeußere auch aus. Die Alte unterschrieb die Postquittung, Carmencita hatte die Nadel aus dem Haar gezogen und schlitzte den Brief vorsichtig auf.

»Es ist nur ganz wenig heißes Sodawasser darübergossen worden,« erklärte der Postmann weiter; »man bemerkte

ihn gleich, sonst wäre er mit unsern Hosen gewaschen worden.«

Ein langes ›Aaah!‹ kam von den Lippen aller, als eine grüne Banknote erschien.

»Was ist das?«

»Eine Hundertpfundnote – fünfhundert Piaster. Er liebt mich!« jauchzte die Quadrone auf. »Paolo, ich liebe dich!« Und mit heißer Inbrunst drückte sie das schmutzige Papier gegen ihre Lippen.

Der Sicherheitsbeamte aber machte tellergroße Augen. Hätte er das gewußt, daß so viel in dem eingeschriebenen Briefe gewesen – bei englischen Geldbriefen nach gewissen Ländern ist eine Inhaltsangabe nicht nötig – ja, dann hätte er diesmal etwas riskiert.

»Nun, was sagte ich?« frohlockte jetzt auch Estrella. »Er ist ein Kavalleresko, ein Edelmann. Da siehst du, wie er dich liebt. Aber der Brief, was steht drin?«

Carmencita hatte sich gesetzt, mit vor Freude zitternder Stimme las sie vor, und jetzt war sie allerdings die vor Glückseligkeit trunkene Braut. Es war ein von Liebesausdrücken und Schwüren strotzender Brief, in der übersprudelnden und alles übertreibenden Weise Flederwischs gehalten, er erfand für seine Geliebte Namen in der spanischen Sprache, welche selbst diesen Spaniern neu waren und ihnen lieblich klangen. In spätestens einem Monat wolle er zu ihren Füßen liegen und diese küssen, und er habe nicht zu viel versprochen, er komme, die gestellten Bedingungen zu erfüllen und sie als seine Königin an Bord seines neuen, prächtigen Schiffes zu führen . . .

»Ein geistreicher Mann – ein edler Mann – ein reicher Mann – ein Kavalleresko,« machten die zuhörenden Beamten ihre Bemerkungen.

»Heilige Mutter Gottes, da kommt er schon selbst!« schrie die Alte auf, dabei mit festem Griff Carmencita fassend, welche hatte hinauseilen wollen; die beiden Beamten durften es tun, die vergaben sich nichts.

Eine flinke Kalesche war vor das Haus gefahren, ein junger, tiefgebräunter Mann sprang heraus, in ein weißes, elegantes Tropengewand gekleidet, er eilte die Verandatreppe hinauf, vier Stufen auf einmal nehmend; seine Ungeduld fand aber oben erst ein Hindernis; die beiden Postbeamten versperrten ihm den Weg.

»Eine Zigarette, Senor,« bettelte der Briefträger, dabei mit den Fingern der hingehaltenen Hand die Bewegung des Geldzählens machend. – »Senor, ich habe zu Hause eine kranke Frau und zwei hungrige Kinder,« winselte der mit dem Ehrensäbel.

Flederwisch kannte die südamerikanischen Beamten, er ließ sie sich um eine Handvoll Silbermünzen balgen, daß Postbeutel und Säbel dabei in Stücke gingen, und dann löste er sein Wort ein – er kniete vor der Geliebten und küßte ihre Füße, und jetzt war Carmencita die feurige, liebeschmachtende Spanierin, während die alte Hexe im Nebenzimmer hinter der Portiere stand und ihren kostbaren Schatz bewachte. – –

Unmittelbar nachdem Flederwisch sich hatte an Land bringen lassen, war auch das Küchenboot von der Frithjof abgefahren, nicht nur um Proviant zu holen, sondern um auch nach der Post zu fragen, die bereits in Guayaquil eingetroffen sein mußte.

Durch die Abfahrt dieses Küchenbootes aber kamen die zahlreich das Schiff umschwärmenden eingebornen Händler mit frischen Gemüsen, Früchten und Fischen zu der Einsicht, daß mit den Leuten von der Frithjof kein Geschäft zu machen sei. Sie ruderten schimpfend und fluchend zurück. Nur einer von ihnen war an Bord des Seglers gelassen worden; der erste Steuermann, Alfred Werner, hatte ihn zu sich heraufgewinkt, und der Mann, der jedenfalls seine gesamte Ware losgeworden war, kam erst wieder zum Vorschein, als seine Kameraden bereits dem Lande nahe waren. Hastig griff er zu den Rudern und suchte durch verdoppelte Eile die versäumte Zeit einzuholen; denn wie so oft in diesen Gegenden, drohte ganz unerwartet ein Sturm, und wenn er den Händler unterwegs erreichte, dann ade, Welt!

Auch auf der Frithjof ließ man natürlich die drohenden Anzeichen des Sturmes nicht unbeachtet. Der Bootsmann Manuel, der nun einmal der Vertraute Kapitän Flederwischs war, eilte hinüber zur Kabine des ersten Steuermanns und klopfte an die Schiebetür. Doch keine Antwort ertönte, auch auf ein erneutes Klopfen nicht, und als der Mulatte endlich versuchte, die Tür zu öffnen, da merkte er, daß dieselbe von innen verschlossen war.

Verwundert stand Manuel da. Er wußte genau, daß der erste Steuermann das Schiff nicht verlassen hatte, es fehlte ja kein Boot, und im Küchenboot war er nicht gefahren, an Land schwimmen konnte ebenfalls niemand, denn die See wimmelte von Haifischen, und was sollte denn auch den ersten Offizier der Frithjof veranlaßt haben, das während der Abwesenheit des Kapitäns ihm anvertraute Schiff heimlich zu verlassen?

Kopfschüttelnd zog sich Manuel zurück. Er konnte nur annehmen, daß der Steuermann schlief, und dabei wagte ihn der Bootsmann doch nicht zu stören. Er wandte sich an den zweiten Steuermann, und dieser dirigierte die nötig werdenden Segelmanöver. Als freilich dann der Wetterumschwung drohte, da mußte Manuel sich noch einmal unter Deck begeben, um nach dem ersten Steuermann zu sehen. Vergebens! Auch jetzt noch antwortete niemand auf das Klopfen, und ebensowenig ließ die Tür sich bewegen.

Ein tückisches, schadenfrohes Lächeln umspielte die Lippen des Mulatten bei dieser Feststellung. Er nahm sich vor, dem Kapitän sofort nach dessen Rückkehr die Pflichtvergessenheit des Steuermanns zu melden. Das war eine wenn auch nicht besonders gute Gelegenheit, sich an dem Verhaßten zu rächen.

Das Küchenboot kehrte eben zurück, da heulte es zum ersten Male durch die Raaen, und gleichzeitig wurde es finster wie mitten in der Nacht.

Erschrocken stand der Mulatte noch da. So schnell hatte er den Ausbruch der Tempesta nicht erwartet, aber als er sich dann faßte und an Deck stürmen wollte, da blieb er von neuem wie festgebantt stehn, denn dort oben hörte er eine befehlende Stimme, scharf und schneidig – das war der erste Steuermann. Wie war er an Bord gekommen, oder hatte er das Schiff überhaupt nicht verlassen?

Die Augen Manuels glühten in der Dunkelheit auf, die ihn plötzlich umgab, dann eilte er die Treppe empor und kam eben zurecht, als die Marssegel losgemacht wurden. Der Stellvertreter des abwesenden Kapitäns hatte sofort die einzig richtige Maßregel ergriffen, dem Sturme die Spitze bieten zu können. Denn selbst wenn jetzt die Ankerketten

brachen, dann war keine Gefahr für das Schiff, dann flog man eben unter kurzgerefften Marssegeln ins Meer hinaus.

Manuel sagte kein Wort, daß er schon zweimal an der Kajüte des ersten Steuermanns vergeblich Einlaß begehrt hatte, denn dieser war nunmehr ganz gewiß nicht von Bord gekommen, niemand wenigstens hatte bemerkt, daß Alfred sich gerade, als der erste Windstoß daherbrauste, von außen über die Reeling geschwungen hatte.

Er war an Land gewesen, und er hatte in der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, alles erkundet, was er wissen mußte. Deshalb hatte er von einem der Fruchthändler nicht nur das Boot, sondern auch die armseligen Fetzen gekauft, die der Mann als seine Kleidung bezeichnete. Dieser hatte im Fahrzeug eines Freundes Platz gefunden – Alfred aber war unbemerkt von der Besatzung zu der Frithjof zurückgerudert, dort angekommen hatte er kurzerhand das Boot ins Meer versenkt – natürlich erst, nachdem er sich wieder in den ersten Steuermann verwandelt hatte. Selbstverständlich kam ihm auch zustatten, daß keiner seiner Untergebenen das Recht hatte, ihn zu fragen, ob er immer an Bord gewesen sei.

Wie er es ermöglicht hatte, den Kapitän Flederwisch zu belauschen, werden wir später von Nobody selbst erzählen lassen.

Das Küchenboot hatte die in Guayaquil bereitliegende Post mitgebracht, und nachdem nun die Frithjof vorläufig gesichert war, begab der erste Steuermann sich mit den eingelaufenen geschäftlichen Schreiben in seine Kajüte hinunter, um dieselben zu lesen und soweit wie möglich zu beantworten, damit der Kapitän bei seiner Rückkehr bereits die Hauptsachen erledigt fände.

Da klopfte es. Manuel trat ein. Die Mütze in der Hand, blieb er an der Tür stehn.

»Was gibt es, Bootsmann?«

»Wißt Ihr vielleicht, wo der Kapitän den Schlüssel zur Dunkelkammer aufhebt? Der Steward kann ihn trotz alles Suchens nicht finden.«

Flederwisch war Amateur-Photograph und hatte neben seiner Schlafkabine, durch diese von dem Arbeitszimmer getrennt, ein Dunkelkabinett zum Entwickeln der Negative. Wie so manchen Raum in dem riesigen Schiffe, hatte Alfred auch diesen noch nie betreten. Ueberhaupt darf kein Untergebener die Gemächer des Kapitäns betreten, nur der Steward, außer wenn es sich um eine Meldung handelt, welche die Sicherheit des Schiffes betrifft. Der Entfernung der Türen nach, mußte es eine sehr große Kabine sein. Trotzdem wußte Nobody natürlich schon längst, was für eine Bewandnis es mit dieser Dunkelkammer hatte, ebenso genau, wie er über die Schmuggelwaren an Bord unterrichtet war. Selbstverständlich aber hütete er sich, davon etwas merken zu lassen. Er stellte sich vielmehr, als sei er ganz überrascht, ja, betroffen von den merkwürdigen Entdeckungen, die der Bootsmann ihn, jedenfalls im Auftrag des Kapitäns, machen ließ.

»Wenn ihn der Steward nicht liegen weiß, ich erst recht nicht,« entgegnete Alfred. »Wozu braucht ihr ihn denn?«

»Wir sollen die Dunkelkammer aufwischen.«

»Was, das photographische Kabinett? Da seid aber vorsichtig mit Wasser!«

Er stand auf, die Glieder waren ihm bei dem langen Schreiben eingeschlafen, und ging mit hinaus.

»Ich habe ihn endlich gefunden,« rief da der Steward.

In dem Gange standen einige Matrosen, mit Wischlappen und Putzzeug. Der Steward schloß auf, Alfred trat auch in die Tür. Nun spielte er die angenommene Rolle. Verblüfft bieb er stehn. Er traute anscheinend seinen Augen nicht.

»Was ist denn das?« lachte er.

»Ein hübsches Dunkelkabinett, nicht?« lachte Manuel, der die Matrosen anstellte, und alle lachten mit.

Es war ein luxuriös ausgestattetes Gemach. Die Wände mit glänzendem Nußbaumholz oder mir Spiegelglas ausgelegt, ein in Federn schwingendes Himmelbett, alles von blauem Damast, ein Toilettentischchen, prächtige Bilder – mehr brauchte man nicht zu sehen, und man wußte genug: ein Damenschlafzimmer, für eine Fürstin eingerichtet. Alfred sah den zweiten Steuermann eintreten, dessen spöttischen Blick auf sich gerichtet, überall dieselben Blicke.

Die Leute weideten sich offenbar an der Ueberraschung des ersten Steuermanns, und keiner von ihnen ahnte, daß sie die Düpierten waren.

Alfred begab sich, ohne ein Wort zu äußern, in seine Kabine zurück, aber bereits nach kurzer Zeit klopfte es abermals, und wieder trat der Mulatte ein.

»Steuermann, im zweiten Raume mittschiffs auf Backbordseite hat sich die Ladung verstaute; eine ganze Menge Kisten sind gebrochen.«

»Dachte ich's doch! Mir ist es schon manchmal vorgekommen, als ob das Schiff nach Backbord übersteuert. Weiß es der zweite Steuermann? Er soll mit dem Zimmermann die Kisten wieder zurechtstauen lassen.«

Doch Manuel ging noch nicht.

»Nichts für ungut, Steuermann – wir wolltet ja auch gleich selber machen, aber wenn's der Kapitän erfährt, daß Ihr nicht dabei wart, dann ist der Teufel los.«

»Ja, ich komme selbst,« sagte Alfred hastig und stieg mit dem Bootsmann durch eine Luke in die Tiefe.

Unten standen der zweite Steuermann und einige Matrosen mit Laternen und beleuchteten den Schaden. Der letzte, schwere Seegang hatte eine Seite gelockert und in die Höhe geschoben, die Kisten waren übereinandergestürzt, hier einen Berg, dort ein Tal bildend, und ohne Zerbrechen war es dabei nicht abgegangen. Der mit Heu einzeln umwickelte Inhalt lag zerstreut umher, aufgeschlagene Kisten hatten sich entleert.

Wieder spielte Nobody die Rolle des Uneingeweihten, denn in höchster Bestürzung blickte er auf den aus den zersprengten Kisten gefallen Inhalt derselben.

»Revolver!« rief er dann.

»Revolver *made in Germany*,« sagte der zweite Steuermann phlegmatisch und schob ein Stück Kautabak in den Mund. »Ich denke, Maat, wir machen so schnell als möglich, daß die Dinger aus der Sonne und auch aus dem Laternenlicht kommen, sie vertragen's nicht recht, besonders hier an der amerikanischen Küste. Was meint Ihr, Maat? Die Türschlösser haben sich unterwegs in Revolver verwandelt, hahaha! Ein verteufelt schlauer Fuchs, unser Kapitän, was?«

Noch immer stand Alfred anscheinend fassungslos da. In eine Ecke geschmiegt hielt sich der Mulatte, kein Auge von ihm wendend, jeden Gesichtszug studierend.

Gewaltsam richtete sich Alfred endlich auf. Er sah um sich: wieder zeigte sich überall jenes vielsagende, spöttische Lächeln.

»Macht, daß die Geschichte aus der Welt kommt, ich übergeb's Euch,« sagte er kurz zum zweiten Steuermann, kletterte an Deck und begab sich nach seiner Kabine zurück.

Um Mitternacht übergab Alfred diesem die erste Wache. Er hatte die vorige Nacht bei der Einfahrt schlaflos verbracht und bedurfte der Ruhe, wenn ihn eine Gefahr auf dem Kommandoposten finden sollte.

Eilende Schritte über seinem Kopfe rissen ihn empor; er glaubte, Kommandos zu vernehmen. Da war etwas passiert! Warum rief man ihn nicht? Er war völlig angekleidet. Mit gleichen Füßen sprang er aus der Koje und an Deck. Der Sturm wütete mit voller Macht. Der Viermaster riß an der Kette und bäumte sich wie ein wütendes Roß, Woge nach Woge übergieß das Deck, kaum konnte man sich auf den Füßen halten. Die wachegehenden Matrosen rannten mit einer außenbords hängenden Leine die Bordwand entlang, andre arbeiteten mit Hakenstangen, offenbar sollte ein Boot gehievt werden. Fünf Gestalten schwangen sich über die Brüstung, tiefend wie aus dem Wasser gezogen.

»Um Gottes willen, Kapitän, seid Ihr's?!« rief Alfred, anscheinend wahrhaft entsetzt.

»Ja, ich bin's!« lachte Flederwisch. »Alles in Ordnung? *All right*. Hei, das war eine Fahrt – immer unter Wasser! Ich bin schwer verwundet, das heißt, nur im Magen. Steward! Steward!! Willst du deinen Kapitän verhungern lassen, Lump? Schneide auf, was das Zeug hält, fingerdick! Mir ist wie einem hungrigen Wolf zumute, der aus Verzweiflung einen ganzen Heuschaber gefressen hat – und Grog dazu! Bring's zum ersten Steuermann, ich esse dort! Geht hinunter, Alfred, ich komme gleich nach!«

Seltsam, plötzlich fühlte Alfred etwas siedend heiß in sich aufsteigen, daß er hätte laut aufschluchzen mögen. Das war wieder Flederwisch, der starke, kühne, schöne, leichtsinnige, mit dem Tode spielende Flederwisch.

Es war das erstemal, daß Flederwisch den Freund an Bord vertraulich ansprach und bei ihm essen wollte. Denn das ist wider alles Reglement, der Kapitän darf nie mit seinen Offizieren zusammen essen, es sei denn bei offiziellen Festlichkeiten.

Alfred ging. Er ahnte, daß Flederwisch ihm jetzt eine Enthüllung machen wollte, die freilich im Grunde genommen gar nicht nötig war, aber er wollte sich auch jetzt unwissend und überdies entrüstet stellen. Während jener noch seine Kleider wechselte, brachte der Steward schon kaltes Essen und heißen Grog in Alfreds Kabine, es auf den herabgeklappten Tisch setzend, der mit Schutzleisten versehen war, denn jetzt stand nichts mehr fest.

»Meine Tische und Bänke sind mit Karten bedeckt, und in dem großen Salon zu zweit ist mir's zu ungemütlich!«

Mit diesen Worten trat Flederwisch, in einen weißen Burnus gehüllt, bei seinem ersten Steuermann ein und ließ sich an dem gedeckten Tisch nieder.

»Ihr seid schwer verwundet, Kapitän, sagtet Ihr?«

»Laßt den trocknen Ton jetzt fahren, ich habe vertraulich mit Euch zu reden! Ja, innerlich! Mein Magen ist verletzt worden, ist ruiniert für immer. Setzt man mir da zum Souper Brunnenkresse und nichts als Brunnenkresse vor, aus lauter Gefälligkeit muß ich ein paar Doppelzentner von dem Grase verschlingen. Na, ich danke! Ich komme mir wie ein Heuochse vor, und wenn ich diese Nacht wiederkäue, mich

soll's nicht wundern. – Ihr seid doch auf einem kalifornischen Walfischjäger gefahren. Kennt Ihr die Gallopagosinseln?«

»Erst muß ich Euch eine dienstliche Mitteilung machen: im zweiten Raume ist die Ladung über Stag gegangen.«

»Der Teufel soll alle Londoner Schauerleute holen! Schlimm?«

»Nein. Einige Kisten sind gebrochen.«

»Na, und?«

»Revolver sind herausgefallen.«

»Na, und?« In aller Gemütsruhe bestrich Flederwisch eine riesige Schinkenscheibe mit Senf, streute Salz und Pfeffer darauf und führte sie wie ein Butterbrot zum Munde. »Nun möchtet Ihr wohl wissen, wie aus Türschlössern Revolver werden können? Ja, alter Junge, das ist eben die höhere Taschenspielererei. Das ganze Schiff steckt nämlich von oben bis unten voll Revolver, die Türschlösser dienen nur als Maske.«

»Ihr habt aber doch die ganze Fracht als Türschlösser deklariert! Darf ich da um Aufklärung bitten?«

»Nein, als Steuermann dürft Ihr nicht darum bitten, da heißt es: Maul halten und Hände an die Hosennaht – aber als mein Freund habt Ihr das Recht dazu,« erklang es ruhig aus kauendem Munde zurück. »Ihr denkt wohl, ich will die Revolver an Land schmuggeln? Seht Ihr, da habt Ihr wieder einmal falsch gedacht. Kontrebande sind die Revolver wohl, aber schmuggeln tue ich sie nicht. Ich hoffe, Ihr könnt noch ruhig schlafen, wenn die mit meinen Revolvern Hasen oder Rebhühner oder sonst etwas schießen wollen. So, nun kommt Ihr wieder daran.«

»Oder Menschen! Was die in Ecuador oder Peru oder sonstwo vorhaben, geht mich nichts an. Man braucht Waffen, und heimlich werden sie herbeigeschafft. Dazu war eine sogenannte Schiebung und Maskierung nötig, damit der Konsul des betreffenden Landes nichts erfährt. Hat die Regierung aber die Waffen nicht bestellt, so lastet auch Zoll darauf. Wie reimt sich nun das zusammen, wenn Ihr nicht zu schmuggeln braucht? Bitte, erklärt Euch näher, Kapitän!«

»Ihr seid ein ahnungsvoller Engel! Also das erlaubt Ihr wenigstens, daß ich auf Bestellung Waffen liefere, von welcher die Regierung nichts wissen darf?«

»Ja, darum braucht sich der Kaufmann und der Kapitän nicht zu kümmern. Hierbei gilt noch der alte Satz: erlaubt ist es, man darf sich nur nicht dabei erwischen lassen. Das ist eben ein Geschäft, wenn es der Flagge des Schiffes auch nicht zur Ehre gereicht, und das muß jeder mit seinem eigenen Gewissen abmachen. Ebenso kann es niemand verurteilen, wenn man in eine belagerte Festung Brot zu schmuggeln sucht, und das schadet dem Feinde doch gerade so wie Waffen.«

»Brot und Revolver, wie reimt sich das zusammen! Na, ich verstehe, und darin habt Ihr ganz gesunde Ansichten. Gesetzt nun den Fall, ich bringe die Revolver auf ein neutrales, zollfreies Gebiet, dort mag sie abholen, wer Lust hat, und sie in sein Land schmuggeln – verstößt dies gegen Euer zartes Empfinden?«

»Liegt der Fall so?!«

»So ist es!«

Flederwisch erzählte nun, was Nobody bereits wußte, denn er hatte die betreffende Unterredung belauscht, aber er ließ sich nichts davon merken, und Flederwisch tat, als ob

es von vornherein ausgemacht gewesen sei, die Waffen auf einer der Schildkröteninseln zu landen, und als ob er eben für jeden Revolver zwei Piaster erhalte, nicht, als ob er den hinterzogenen Zoll einstecke. Wie sie dann der Portugiese auf das Festland brächte, das ginge ihn doch nichts an.

»Verzeiht mir, daß ich Euch in einem so schlimmen Verdacht hatte!« rief Alfred, als jener geendet, und wollte Flederwischs Hand ergreifen.

»Ach, *nonsense!*« wehrte dieser ab und drehte sich um, aus einem Wandfach eine Karte nehmend, und dabei umspielte ein verächtliches Lächeln seine Lippen. »Stellt Euch doch nicht so komisch, als wenn Schmuggeln überhaupt etwas so Fürchterliches wäre. Kein tüchtiger Seemann, der nicht einmal eine kleine Schmuggelfahrt riskiert hätte – da lernt man segeln und in der Brandung landen, daß die andern armseiligen Kerls Maul und Nase aufsperrn! Ihr wart also auf den Gallopagosinseln?«

Der Kapitän setzte die Teller zusammen und breitete die Seekarte dieses Gewässers auf dem Tische aus.

»Ich bin einmal daraufgewesen, auf Albemarle, wir proviantierten uns mit Wasser und Schildkröten, was die Walfischjäger dort immer tun. Sonst läuft sie kaum ein Schiff an,« erwiderte Alfred, der tatsächlich die Gallopagos kannte.

»Wie sieht es dort aus?«

»Bis auf Chatam, Albemarle und Floreana, auf welchen allein etwas gedeiht, und die auch allein einige Bewohner haben, ist es eine schauerhafte Gegend. Steil erheben sich die Küsten aus dem Meere, alles wild und zerrissen und zerklüftet, alles voll Krater, mit Lava bedeckt, nichts wächst darauf, nur Schildkröten sonnen sich dort und lassen von

der Glut ihre Eier ausbrüten. Die Krater bilden große Sammelbassins für den tropischen Regen, aus ihnen schöpfen die Walfischjäger. Jetzt ist alles eingetrocknet, auch die Saison für den Schildkrötenfang ist vorbei, nur auf den drei genannten Hauptinseln ist noch einiges Leben. Es kommt nur darauf an, wohin Ihr wollt.«

Flederwisch bezeichnete auf der Karte die Gruppe der Inseln, unter denen er die Wahl hatte.

»Ob wir dort für unser tiefgehendes Schiff Einfahrt und einen Ankerplatz finden?«

»Das ist gerade die allerwüteste Gegend, noch niemals gepeilt,« meinte Alfred nachdenklich, »und die Walfischfänger sind klein und flach gebaut. So weit ich aber die Gruppe aus eigener Anschauung kenne, sind sie vulkanischen Ursprungs, und wenn ich mich Darwins Beschreibung erinnere, so halte ich es wohl für möglich, daß zwischen den einzelnen Inselriffen tiefe Durchfahrten sind. Ankergrund gibt es sicher nicht, dagegen vielleicht gute Buchten, in denen das Schiff vertaut werden kann. Da ist aber vorher sorgfältiges Peilen nötig.«

»Ich dachte es mir so: Ihr nehmt beim ersten schönen Tag mit günstigem Winde, vielleicht morgen schon, ein Boot und ein paar Burschen und segelt als Kundschafter hinüber. In vierzehn Tagen könnt Ihr die Tour bequem schaffen. Ihr seht Euch auch um, peilt und lotet, nehmt die Lage auf und sucht den besten Landungspunkt für unser Schiff.«

Alfred war sofort einverstanden. Nur gegen eins erhob er Bedenken. Wenn nun die Frithjof zwischen den Riffen scheiterte? Dann war die Versicherung verloren.

Flederwisch wies eine solche Möglichkeit als ausgeschlossen zurück. Er baute auf sein alterprobtes Glück und seine Seemannskunst.

»Ihr habt die Fracht doch nur als billige Türschlösser versichert?« fragte Alfred da, um Flederwisch auf die Probe zu stellen. »Was verdient Ihr damit?«

Der Gefragte lehnte sich zurück und kreuzte die Arme über der Brust, sein braungebranntes Gesicht färbte sich plötzlich noch dunkler.

»Was meint Ihr wohl?« fragte er leise zurück.

»Nach oberflächlicher Berechnung – ich weiß ja nicht, wie Ihr eingekauft habt – zwei Millionen zu zwei Piaster, acht Mark – nur die Hälfte Verdienst – das wären acht – – Himmel, acht Millionen Mark!?!«

»Zehn Millionen, und das rein verdient!«

Es war noch mehr, viel mehr, aber das durfte Flederwisch nicht sagen, denn da kam Davis' Mord dazwischen.

Da bei Nennung solcher Zahlen, Geld betreffend, doch zugleich Bilder in der Phantasie entstehen, war die lange Pause begreiflich, und der Blick, mit dem sich die beiden Männer ansahen.

»Zehn Millionen Mark,« flüsterte Alfred, und dann fuhr er mit gewöhnlicher Stimme fort. »Kapitän, was tut Ihr nun? Gebt Ihr die Seefahrt auf?«

»Würdet Ihr es tun?«

»Ja,« erklang es bestimmt.

»Ich nie. Nie!«

Stolz hatte sich Flederwisch aufgerichtet, und wieder funkelte sein Auge verächtlich.

»Für mich ist mein Beruf etwas anderes als ein Broterwerb. Laßt Euch eine Geschichte erzählen – nein, es ist eine einfache Tatsache – und mich eine Frage daran knüpfen. Ihr wißt doch, ein mexikanischer Dampfer mit fünfzig Tonnen Goldbarren an Bord ist verschollen. Hier in diesen Gewässern muß er untergegangen sein, wenn er nicht gestohlen ist. In Guayaquil spricht man noch immer leidenschaftlich davon, wenn sich auch bereits die erste Wut gelegt hat. Denn zuerst soll hierherum die ganze Bevölkerung von einer Art Wahnsinn ergriffen worden sein. Mit Wünschelruten und Zauberrapparat hat man gesucht, Wahrsagerinnen, Somnambule, Mondsüchtige und Waisenknaben hat man gefragt, wo der Schatz läge, bis die Goldsucher die Hoffnung aufgaben, nachdem sie tausendfältig genarrt worden sind. – Nun meine Frage: gesetzt den Fall, Ihr entdeckt die Lage des gesunkenen Schatzes, er liegt so recht handlich, würdet Ihr die Sache dem Besitzer anzeigen und Euch mit dem Finderlohn begnügen?«

»Auf alle Fälle. Das Gold gehört doch der englischen Münze.«

»Ich würde es nicht tun.«

»Ihr würdet das fremde Gold für Euch behalten?«

»Ich würde es mir aneignen.«

»Dann seid Ihr ein Dieb,« sagte Alfred leise, sich langsam erhebend. »Ihr seid zum Sprechen aufgelegt, so laßt mich auch an Euch eine Frage richten: Kapitän, treibt Ihr professionmäßigen Schmuggel?«

Ruhig begegnete Flederwisch dem fest auf sich gehefteten Blick.

»Ja. Ich habe mit der Imma immer geschmuggelt. Mit ein paar Flaschen Kognak fing ich an, mit ganzen Schiffsfrachten hörte ich auf, und ich werde dieses Gewerbe fortsetzen, bis ich genug Kapital zusammen habe, um mein Ideal zu verwirklichen. Ach, wäre ich ein Vanderbilt! Doch es geht auch so, und man lernt dabei. Ich instruierte Manuel, Euch heute während meiner Abwesenheit die Augen zu öffnen. Denn ich selbst dachte, die Kisten sollten hier direkt an Land geschmuggelt werden, da müßtet Ihr darum wissen. Valdez' Plan, sie auf den Gallopagos zu landen, erfuhr ich erst vorhin. So, das ist die Wahrheit!«

Auf der andern Seite des Tisches stand Alfred.

Jetzt zeigte er, wie meisterhaft er es verstand, die einmal angenommene Rolle durchzuführen. Er wußte bereits seit langem – seit er die Unterhandlungen zwischen Flederwisch und Davis belauscht hatte – daß die Frithjof Revolver geladen hatte, und ebenso war ihm genau bekannt, daß Flederwisch bereits die Imma zu Schmuggelfahrten benutzt hatte, trotzdem stellte er sich jetzt sittlich entrüstet.

»Kapitän, ich bitte um meine Entlassung! Wir liegen auf Reede, laßt mich an Land bringen!«

»Setzt Euch, Alfred, und hört mich an!« entgegnete Flederwisch unberührt, und der Steuermann gehorchte.

Der Kapitän begann erst ruhig zu erzählen, dann manchmal schwermütig, bis er immer mehr von Leidenschaft hingerissen wurde.

»Ich glaube, auf einer halbjährigen Seereise lernt man sich kennen. Ihr seid ein gebildeter, stilldenkender Mann und werdet meinen Charakter verstehn. Um Euch diesen

ganz zu offenbaren, müßte ich von frühester Jugend an beginnen. Doch das kann ich jetzt nicht. Ihr werdet später meine Lebensgeschichte hören.« (Die ich vielleicht besser kenne als du selber, dachte hier Nobody.) »Ja, ich trieb Schmuggel! Aus Lust an Abenteuern und wildem Wagemut, und dann brauchte ich viel, viel Geld. Wozu? Nicht für mich, wenn es mir auch Freude macht, das Geld wieder auszustreuen. Ich spiele nicht, ich habe mir keine Paläste gebaut, ich unterhalte keine kostspieligen Liaisons, und wenn ich einmal Geld dafür gab, so war es doch eben nur dieses eine Mal, und das konnte ich mir leisten. Für mich selbst bin ich ganz bedürfnislos. Diese paar Diamantringe? Ja, ich habe meine Freude an den glitzernden Dingerchen. Aber wenn ich einen armen Mann hungern sehe, und ich könnte mit diesen Ringen seine Not lindern, ich würde sie ihm in den Schoß werfen. Alfred, glaubt mir, ich bin ein guter Mensch! Mein Schiff, meine Mannschaft waren mir immer alles, sie verschlangen alles; ich weiß, man schilt mich einen Narren, daß ich den Matrosen Feste wie Prinzen gebe, aber das ist nun einmal mein einziges Vergnügen, ihnen Gutes zu tun, und dafür habe ich auch Matrosen, die mit mir durch die Hölle gehn. Als König auf einem Schiff zu herrschen, das war mein erstes Ideal. Ich habe es erreicht, ein Musterschiff mit einer Mannschaft zu haben, wie es kein zweites gibt, und nun werde ich mein zweites Ideal erreichen. Während dieser Reise schon überzeugt, bald ein reicher Mann zu sein, kam mir deutlich zum Bewußtsein, was ich will, was mir noch fehlt. Bisher hatte ich immer mit Schulden zu kämpfen, sparen konnte ich nicht, und ein Königreich kann man sich auch nicht zusammensparen, es will im Sturm genommen sein. Seht mich nicht so groß an, Steuermann. Ja, ein Königreich will ich

gründen, ich sage es mit ruhiger Vernunft. Blickt lieber um Euch. Was herrscht auf der Erde? Allein das Geld, nichts weiter, nicht die rohe Macht, wie man so oft sagen hört, auch nicht das Militär – denn das ist doch erst vom Gelde abhängig – allein das Geld, und dieses wird durch Hinterlist, Lüge und Betrugerei erworben, wenn auch versteckt hinter der Maske eines ehrlichen Handels. Muß das so sein? Nein, die Manneskraft sollte herrschen, der Mut, der Geist, die Kunst, die Schönheit und die Tugend! Und solch ein Reich, in welchem dies der Fall ist, will ich schaffen. Ich träume von nichts Unmöglichem. Laßt mich meinen Plan kurz angeben: Für eine Million, denke ich, kann man in Australien ein schönes Stück Land an der Küste erwerben. Hauptsache ist ein guter Hafen; für die beste Lage halte ich die Nordküste. Wir gründen einfach eine Kolonie, nichts weiter, stellen uns unter englischen Schutz, sind die ersten Kolonisten, von Indien holen wir uns ein paar hundert Kulis herüber, die sind billig, die müssen uns erst einrichten helfen. Mir bleiben noch mindestens acht Millionen, ich kann sie zu fünf Prozent sicher anlegen, und mit den jährlich viermalhunderttausend Mark kann man etwas Tüchtiges leisten, sie ernähren uns vorläufig, dann muß das Schiff arbeiten, wir alle müssen arbeiten, rastlos arbeiten, Geld verdienen, daß unser Unternehmen sicher dasteht – Ihr seht, ich denke auch an die praktische Seite – ein Schiff wird nach dem andern angeschafft, es entsteht eine ganze Flotte, ein australisches Venedig, wir reißen den ganzen indischen Handel an uns. Seht Ihr etwas Unmögliches darin, Alfred? Nur Geld, Geld gehört zum Anfang dazu, und das habe ich jetzt. Doch der pekuniäre Erfolg ist mir nur Nebensache. Ich versammle die

besten Seeleute aller Nationen um mich, wie bisher im kleinen, so jetzt im großen, die stärksten, kühnsten Männer und die schönsten Frauen, es entsteht ein neues Geschlecht von wirklichen Seehelden . . . «

So schilderte er weiter. Aeußerlich nichts als eine allein vom Seehandel lebende Kolonie, in Wirklichkeit ein Ritterstaat, halb germanisch, halb spartanisch, mit Faustrecht und Turnieren, mit Troubadouren und Sklaven, mit Seefesten und Kemenaten. König Flederwisch diktierte die Gesetze, dabei bereit, mit dem, der stärker war als er, im Zweikampf sich zu messen, und schon lag in dem befestigten Hafen eine Kriegsflotte und wurden die die Küste beherrschenden Bürgen mit Kruppschen Kanonen gespickt. Und so rein unmöglich, eine seehandeltreibende Kolonie in den indischen Gewässern zu gründen, ist es nicht, und das andre mußte man dem phantastischen Flederwisch eben zugute rechnen.

Dieser ahnte nicht, daß sein Steuermann schon seit langem den gleichen Plan gefaßt hatte. Auch Nobody wollte ja ein Idealreich gründen, und gerade dieser gemeinsame Charakterzug mußte die beiden Männer in inniger Freundschaft vereinen, wenn Kapitän Flederwisch nur erst von den Untugenden befreit worden war, die ihm noch anhafteten.

»Kommt mit, Steuermann!« rief Flederwisch, nachdem er geendet. »Wir bilden mit meinen Leuten eine große Familie. Ihr seid mein erster Lehnsman, und eignet Ihr Euch besser zum Führer, so will ich Euch weichen. Kommt mit, Alfred!«

Das war der echte Flederwisch, wie Nobody ihn bereits kannte.

Ehe aber weitererzählt wird, muß erst nachgetragen werden, was der Kapitän in Guayaquil noch getan hatte, bevor er an Bord seines Schiffes zurückkehrte.

Es war später Abend geworden, ehe Flederwisch die Villa Carmencitas, welche er noch vor Mittag betreten, wieder verließ, selig vor Liebe und doch unzufrieden mit sich selbst. Er hatte gesprochen, geseufzt und geküßt und dabei seine Geschäfte versäumt. Der erste Weg hätte zu seinem Auftraggeber sein sollen, aber er brachte es nicht über sich; nur einen Augenblick hatte er die Geliebte sehen wollen, und daraus waren zehn ganze Stunden geworden – rein vergeudete Stunden, wie er sich jetzt als praktischer Geschäftsmann zürnend sagte, und doch mußte er sich gestehen, daß es glückliche gewesen waren. Seine Zukunft hatte sich nun entschieden, eine herrliche Zukunft.

Unterdessen aber harrete ein Mann auf ihn, der das Warten nicht gewohnt war. Flederwisch ließ sich von dem leichten Mietswagen, dessen Führer er heute zehnmal gebeten hatte, nur noch eine Stunde zu warten, nach der Stadt zurückfahren, stieg auf dem von Palästen umgebenen Marktplatz aus und betrat den, in welchem Tenor Pedro Valdez residierte.

Pedro Valdez, ein reicher Kaufmann portugiesischer Abstammung, war zwar ein Bürger von Ecuador, hieß aber allgemein ›Pedro der Peruaner‹, denn er war so gut wie der Herr des benachbarten Peru. So lange die reichen Erzgänge nicht ausgebeutet werden, was bei der Trägheit seiner Bewohner in unabsehbare Ferne gerückt liegt, hängt Peru ganz von seinen Guanofeldern ab, und so lange man denken kann, waren diese, der Regierung gehörend, mit Hypotheken belastet. Der Gläubiger war immer England, bis ein Großkaufmann aus Quito, eben Pedro Valdez, die Schuld mit 13 Millionen Piastern deckte und für weitere 29 Millionen in den Besitz fast aller Guanofelder kam, das heißt,

durch Schuldverschreibung, und zwar gegen sehr hohe Zinsen. So schuldete ihm also Peru 42 Millionen Piaster, das sind mehr als 168 Millionen Mark, und damit gehörte ihm so gut wie ganz Peru. Für einen geordneten Staat ist das ja eine Kleinigkeit, wenn aber Pedro die Hypothek gekündigt hätte, wäre die bestehende Regierung bankrott gewesen. So traurig sind eben die Finanzverhältnisse dieser südamerikanischen Staaten.

Daß Valdez nicht selbst über solche Summen verfügte, lag klar auf der Hand, andre standen hinter ihm, er war nur der Direktor eines Guanoringes, dessen Gründer in England saßen, und es war auch allgemein bekannt, daß der eigentliche Leiter seine englische Schwiegermutter war, eine sehr energische Dame, welche den Tochtermann protegirt und mit klugem Rate so in die Höhe gebracht hatte. Wenn er gewollt, er wäre schon längst Präsident von Ecuador gewesen, das ebenfalls von ihm abhing, aber er schlug die Kandidatur stets ab, und desgleichen war der Präsident von Peru nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand. Deshalb eben wurde der ecuadorische Bürger von einem Teile Perus, welcher entweder den Präsidenten aus Liebe gewählt hatte oder mit Aerger sah, wie alles Geld nach Quito floß, grimmig gehaßt, während der andre Teil, mit der bestehenden Regierung immer unzufrieden, auf ihn hoffte.

Vielleicht war es in dem Palaste nur ein gewöhnliches Wohnzimmer, oder durch den mit Papieren bedeckten Schreibtisch als Arbeitszimmer gekennzeichnet, aber selbst für den verwöhnten Flederwisch ein Prunksalon, in den er geführt wurde. Der südamerikanische Krösus empfing ihn hier, ein Mann mittlern Alters mit welken, schlaffen, verlebten, nichtssagenden Gesichtszügen, auch durch nichts den

spekulanten Geschäftsmann verrätend. Doch Flederwisch wußte schon, daß er zwar mit der Persönlichkeit des Hausherrn, aber mit dem Geiste der Schwiegermutter verhandelte. Nur die Sitten dieses Landes duldeten es nicht, daß sie als Weib auch offen eingriff; dagegen hielt sie sich zweifellos in einem Nebenzimmer zum Kampfe bereit.

»Sie haben mich lange warten lassen, Capitano,« rief ihm der Portugiese ungeduldig entgegen. »Heute vormittag um elf ankerte Ihr Schiff auf Reede, jede Minute glaubte ich, Sie eintreten zu sehen, ich schickte Boten auf Boten – Sie seien an Land, hieß es.«

»Verzeihung, Senor, das Seemannsamt hielt mich auf, und dann hatte ich eine wichtige Angelegenheit privater Natur abzuwickeln, die sich nicht aufschieben ließ,« erwiderte Flederwisch ehrerbietig, jedoch unbefangen und bestimmt. »Gestatten Sie zunächst, Senor, daß ich Sie begrüße und mich nach Ihrem Befinden erkundige!«

»Danke. Sie hätten aber . . . «

»Und Ihre Frau Gemahlin? Ihre werthe Frau Schwiegermama? Als ich die Ehre hatte, sie das letztmal zu sehen, litt sie etwas an Gicht. Es hat sich doch hoffentlich gebessert?«

Wenn sich zwei Menschen begegnen, ganz gleichgültig, unter welchen Verhältnissen, wenn sie auch völlig gleichgestellt sind, stets befindet sich zwischen ihnen eine unsichtbare Wage, deren eine Schale entweder schon mit dem Uebergewicht belastet ist oder von der einen Person während des Gesprächs mit demselben belastet wird, daß sich die Autorität auf ihre Seite neigt. Flederwisch hatte sofort das Uebergewicht auf seiner Seite.

Valdez dankte nochmals, dabei höflich dem Gaste einen Stuhl zurechtrückend, klagte über seine Gesundheit, Schwiegermutter und Gattin ginge es gut. Letztre befände sich zur Badesaison in Begleitung ihres Bruders in England.

Dann erst kam das Geschäft daran, der Kapitän erlaubte es.

»Zwei Millionen Revolver dieser Sorte stehn Ihnen zur Verfügung.«

Der Portugiese untersuchte die mitgebrachte Waffe, wenn auch ohne Schraubenzieher.

»Durch wen haben Sie sie bezogen? Durch Davis?«

»Durch Davis! Alles ist glatt abgelaufen.«

»Davis ist ermordet. Haben Sie ihn umbringen lassen?« fragte der wackere Kaufmann ganz gleichgültig, ohne von dem Revolver aufzublicken.

Ebenso gleichmütig verneinte Flederwisch die Frage, sagte sogar, ein anderer sei ihm zuvorgekommen.

»Es sind zwanzigtausend Zentnerkisten, als Türschlösser deklariert, mit zweihundert Tonnen Türschlössern gedeckt. Geben Sie mir die günstigste Stelle an, wo die Ladung an Land geschmuggelt werden soll, an der Küste von Ecuador oder Peru, und ich setze meine Ehre dafür ein, daß ich die Waren mit meinen fixen Jungen an Land bringe, ohne Sie zu kompromittieren, wenn sie von geschickten Händen in Empfang genommen wird. Ich nehme an, daß Sie die Küste besser kennen als ich und alles schon reiflich erwogen haben, sonst bin ich bereit, auch selbst günstige Stellen zu suchen, ich müßte dann nur um Ihr Gutachten bitten. Mit Booten bin ich überreichlich versehen, habe achtundzwanzig Matrosen, nur noch genügend Ein- und Auslader, und in drei Nächten schaffe ich die ganze Ladung an Land.«

Abwehrend streckte Valdez die Hände aus, eine Geste, die er einem polnischen Juden abgelauscht haben mußte.

»Nicht an der Küste von Ecuador und Peru.«

»Ja, wo denn sonst in aller Welt?« fragte Flederwisch erstaunt.

»Was berechnen Sie für solch einen Revolver?« wich der Portugiese aus.

»Es sind Dreidollarrevolver, das sehen Sie doch selbst!«

»Hm, hatte sie mir eigentlich besser vorgestellt.«

Flederwisch lächelte nur verächtlich. Das Feilschen und Schlechtmachen der Ware liegt nun einmal im Charakter aller romanischen Rassen.

»Wieviel Revolver sind es?«

»Sie haben es doch gehört: zwei Millionen.«

Der Portugiese schien plötzlich vor Schrecken die Hände über dem Kopf zusammenschlagen zu wollen.

»Himmel, zwei Millionen! Was soll ich denn mit solch einer Unmenge anfangen?«

Auf Kapitän Flederwischs Stirn trat eine blaue Ader dick hervor, als er zu Valdez sagte:

»Geben Sie mir gegenüber die Verstellung auf! Wenn Sie die Menge zu groß finden, hätten Sie gleich erschrecken sollen, nicht jetzt nachträglich. Sie wollen mir einfach ein paar Piaster abhandeln, doch das gibt es nicht – die Sache war abgemacht. Als ich Ihnen sagte, die Imma fasse nur eine Million Revolver, waren Sie betrübt und meinten, die doppelte Menge wäre Ihnen lieber. *Voilà!* Außerdem können Sie noch mehr von den Dingern gebrauchen, ich weiß es!«

»Stimmt! Ich will auch zwei Piaster zahlen, nur sollen die Waffen nicht geschmuggelt werden.«

Langsam erhob sich Flederwisch. Seine Augen nahmen einen unheilvoll drohenden Ausdruck an.

»Was? Ich soll den Piaster Zoll zahlen, damit Sie mir in Wirklichkeit für den Revolver ebenfalls nur einen Piaster zahlen? Nein, Senor, so haben wir nicht gewettet! Der Schmuggelgewinn ist mein einziger Verdienst. Oder glauben Sie etwa, ich wollte bei der ganzen Fahrt, die mich andert-halb Jahre kostet, nur zehntausend Piaster verdienen und hätte deswegen eine Schiebung riskiert, die mich um meinen guten Namen und mein Kapitänspatent bringen kann? Hier bin ich, und draußen sind die Revolver, die Sie brauchen – jawohl, die Sie brauchen, und von denen die Regierung nichts wissen darf – kein Milreis lasse ich mir abhandeln!«

Der Portugiese hatte etwas unsicher auf den Zürnenden geblickt, auch mehrmals eine abwehrende Handbewegung gemacht, aber der Kapitän ließ sich nicht unterbrechen.

»Sie haben mich ganz falsch verstanden, Senor,« nahm Valdez endlich das Wort. »Die Sache ist die, daß die Waffen überhaupt nicht an der Küste gelandet werden, sondern an einer der Gallopagos-Inseln, die mir gehören. Dort sind die Revolver zollfrei, dort bleiben sie liegen, und sie nach dem Festland zu bringen, ist dann meine Aufgabe. Somit ist die Sache für Sie also nicht mit der geringsten Gefahr mehr verknüpft, und es ist daher wohl nur billig, wenn ich von Ihnen eine bedeutende Preisermäßigung erhoffe.«

Dadurch bekam das Geschäft eine ganz neue Seite, nur daß Flederwisch nicht daran dachte, sich den Zoll nicht selbst zu verdienen. Valdez holte einen Handatlas herbei und zeigte die Gallopagos, die Schildkröteninseln, etwa 150

Meilen von Guayaquil direkt westlich entfernt. Er bezeichnete eine ganze Gruppe Inseln, unter denen der Kapitän nach Belieben auswählen konnte, gute Landungsstellen seien dort in Menge vorhanden, er habe sich schon umgesehen.

»Wie sind Sie dorthin gekommen?«

»Mit einem Dampfer.«

»Mit einem Kriegsschiff, nicht wahr?« spottete Flederwisch aus gutem Grunde.

»Nein, nur mit einem gewöhnlichen Fahrzeug – o, die Durchfahrten sind aber ganz bequem, ich selbst habe große Tiefen gelotet.«

»Jawohl, Sie selbst haben gelotet,« spottete Flederwisch weiter. »Haben Sie eine Seekarte von den Gallopagos?«

»Die habe ich freilich nicht.«

»Weil überhaupt keine existiert. Ich war zwar noch nicht dort, kenne aber jene Gegend vom Hörensagen, dort braut des Teufels Großmutter dem Sohne den Höllentrunk. Wir Schiffer gehn um die Gruppe herum, wie die Katze um heißen Brei; nur an einigen Inseln legen Walfischfänger an, die aber sind gerade weit entfernt von Ihren paradisischen Eilanden. Senor, Sie sind – nicht bei Sinnen. Selbst wenn ich eine sichere Einfahrt ausgepeilt hätte, können Sie wahrhaftig glauben, ich würde mein Schiff zwischen eine Gruppe von Felsenklippen steuern, die auf der Seekarte nur mit drei Kreuzen bezeichnet ist?«

»O, so gefährlich ist es nicht. Ihr Schiff und die Ladung sind doch auch versichert.«

»Eben deswegen. Denken Sie etwa, die Versicherung fragt nicht, was ich zwischen den Gallopagos zu suchen gehabt habe, wenn mir ein Unglück zustößt? Oder meinen Sie, ein Kapitän sucht Zuflucht vor dem Sturm zwischen Riffen?

Kein Milreis erhalte ich! Das Anlandschmuggeln ist ja eine Kleinigkeit gegen das, was Sie jetzt von mir verlangen.«

»Sie wurden mir als ein Kapitän empfohlen, der das Schmuggeln professionsmäßig betriebe, und als ein tollkühner Seemann, wie es keinen zweiten gäbe,« sagte etwas kleinlaut Valdez.

Wieder stand Flederwisch auf und richtete sich hoch empor. Dann sagte er tiefersten Tones:

»Ja, das bin ich. Suchen Sie in der ganzen Welt einen zweiten Kapitän, der mit einem Segelschiff von zweitausend Tonnen sich zwischen die Gallopagos wagt – Sie finden keinen. Ich aber tue es, das heißt, wenn es bezahlt wird. Und daß ich es kurz mache: entweder Sie zahlen mir für die Revolver die ausgemachten vier Millionen Piaster, oder ich pfeife auf das ganze Geschäft. Sie aber haben sich dann eine Suppe eingebrockt, die Sie nicht auslöffeln.«

Das war deutlich genug. Die elektrische Klingel auf dem Schreibtisch ertönte; der ganz kleinlaut gewordene Portugiese bat um einen Augenblick Entschuldigung und entfernte sich. Flederwisch wagte hinter ihm kein verächtliches Gesicht zu machen, wie er es gern getan hätte, denn er glaubte sich nicht nur belauscht, sondern auch beobachtet. Jetzt rief den Hausherrn die kluge Schwiegermama hinaus, um ihm Instruktionen zu erteilen.

Ungeniert entnahm Flederwisch einer auf dem Tisch stehenden Kiste eine Maiszigarette und steckte sie sich an. Er war sehr aufgeregt, aber seiner Sache sicher. Diesen Portugiesen hatte er doch in der Tasche. Nur weil jetzt der Augenblick kam, der ihn in einen vielfachen Millionär verwandelte, geschah es, daß seine das Streichholz haltenden Finger zitterten.

Valdez kam wieder, das unumgängliche Feilschen begann, und Flederwisch ließ noch 250.000 Piaster – nur die Hälfte von dem, was er sonst Davis an Provision zu zahlen gehabt hätte – unter der Bedingung nach, daß ihm für diesen Preis die 200 Tonnen Türschlösser, von denen er gleich eine Probe mitgebracht hatte, abgenommen würden. Sofort erscholl wieder die Klingel, Pedro nahm das Türschloß mit, und auch dieses Geschäft wurde gemacht.

Dann forderte Flederwisch die letzte Summe sofort, er brauche Geld, bei solchen Geschäften ginge alles nur gegen bar, und zum dritten Male rief den Hausherrn die geheimnisvolle Klingel hinaus. Sein ältestes Kind sei krank, der Arzt bei ihm, entschuldigte er sich, und dieser ›Arzt‹ bewilligte auch die sofortige Zahlung des gewünschten Vorschusses.

Eine sichere Anweisung über 50.000 Pfund Sterling auf eine englische Bank in Quito wanderte in Flederwischs Brieftasche und wurde an seiner wildklopfenden Brust geborgen, desgleichen eine Schuldverschreibung über 750.000 Pfund Sterling, sofort einlösbar bei der Abnahme der gelandeten Fracht. Die beiden geriebenen Geschäftsleute verstanden es, eine derartige Abmachung todsicher und doch, ohne sich irgendwie zu kompromittieren, aufzustellen.

Es war noch eine kurze Besprechung wegen einiger Einzelheiten nötig, und während derselben rauchte Flederwisch mit gierigen Zügen eine Zigarette nach der andern. Das Einatmen des narkotischen Dampfes mochte ihn beruhigen. Wie sehnsüchtig sah ihm Valdez dabei zu! Seine Nasenflügel blähten sich, auch etwas von dem würzigen Duft einzusaugen, zögernd ergriff er ebenfalls eine Zigarette, führte

sie in den Mund, sog an ihr, aber ohne sie anzubrennen, und legte sie ebenso zögernd wieder hin.

Hat dir die Schwiegermama das Rauchen verboten, kleiner Junge? lachte Flederwisch innerlich.

Er wurde zum späten Nachtessen gebeten, Flederwisch nahm es an und lernte Missis zum zweiten Male kennen, eine imposante, eisgraue Dame mit männlichen Zügen, einen Haarbüschel auf der Nase, mit Haaren unter derselben und am Kinn – und *last not least*, auch mit Haaren auf den Zähnen.

»Pedro, du hast geraucht!« hustete sie nach der Begrüßung. »Du sollst nicht vor dem Essen rauchen, ich kann den Geruch nicht vertragen!«

Schnell bekannte sich Flederwisch als den zerknirschten Sünder. Da hatte es nichts mehr auf sich, denn der geschmeidige Gesellschaftsmensch hatte sich schon das letztemal der alten Dame sehr angenehm zu machen gewußt. Zum Abendbrot gab es Tee, Butter auf Eis und selbstgezogene Brunnenkresse, nichts weiter. Wenn aber der Gast an Fleischkost gewöhnt sei . . .

Nein, o nein! Nichts esse er lieber als Brunnenkresse, nichts dünke ihm vortrefflicher als die alte, schöne, patriarchalische englische Sitte, zum Tee nur Butterbrot mit Brunnenkresse zu essen, und mit Heldenmut würgte Flederwisch ein Bündel des grünen Krautes nach dem andern hinunter.

Unterdessen hatte ein heftiger Oststurm eingesetzt, der in einen Orkan auszuarten drohte. Die Scheiben klirrten, die Mauern erzitterten, in den Straßen hatte der Wagenverkehr den Betrieb eingestellt. Missis Lewis hielt es für selbstverständlich, daß der Gast über Nacht in ihrem Hause bliebe,

obgleich sie die Sorge um sein Schiff begriff, aber Flederwisch bestand aufs entschiedenste darauf, an Bord zurückzukehren, und die Meldung eines ausgeschickten Dieners, daß auf der Straße gar nicht mehr zu gehn sei, daß die See selbst im Hafen gefährliche Wellen schlug, und daß der Quai voll Seeleute stände, welche nicht an Bord fahren könnten, befestigten nur des Kapitäns Entschluß.

»Das wäre schlimm, wenn der Kapitän der Frithjof nicht bei jedem Wetter an Bord gelangen könnte!« sagte er bedeutungsvoll, und Mrs. Lewis verstand ihn, sie hielt ihn nicht mehr zurück.

»Pedro, so wirst du den Gentleman bis an den Hafen begleiten!« ordnete die alte Dame an.

Mit sauersüßer Miene versicherte Valdez, welches Vergnügen ihm das bereite. Die beiden Männer machten sich zum Ausgehn fertig.

Es war gegen Mitternacht, sonst die belebteste Zeit; denn in dieser Tropengegend steht man früh auf zur Arbeit, verschläft die heißesten Tagesstunden und verbringt die späte Nacht im Freien. Heute jedoch sah man keine eleganten Straßenbummler, alles war wie ausgestorben, kein Wagen konnte fahren.

Als die beiden aus dem Hause traten, wurden sie sofort gegen die Wand geschleudert, nur mit dem Unterschiede, daß der Deutsche sich wieder loslösen konnte, während der Portugiese daran kleben blieb. Flederwisch befreite ihn, schleppte ihn einige Schritte weiter, schob ihn in die Hausflur eines Cafés und setzte seinen Weg allein fort. Noch einmal drückte ihn der Sturm gegen die Häusermauer, dann

aber wurzelten seine Füße fest, er stand mitten auf der Straße, er breitete die Arme aus, und ein gellender Jauchzer entstieg seiner Brust.

»Ich steh' wie ein Fels, wie die Angel der Welt,
Wie ein Kaiser in Freiheit und Recht . . . «

So sang er mit schmetternder Stimme, das Heulen des Sturmes übertönend, und so kämpfte er sich vorwärts, immer singend und jauchzend und jenen Stellen nicht ausweichend, wo die Dachziegel um ihn niederprasselten.

Er erreichte den Quai, auf dem sich an jeden im Boden befestigten Gegenstand Männer klammerten, Kapitäne, Steuerleute und Matrosen, welche an Land gewesen waren und nun nicht wieder auf ihre auf Reede ankernden Schiffe kommen konnten. Selbst der Verwegenste hielt es für unmöglich, und alle blickten angstvoll in die Nacht hinaus, wo jetzt ihr Schiff dem Wüten des Orkans und der Ozeanbrandung preisgegeben war. Hielten die Anker noch? War überhaupt noch etwas von Schiff und Mannschaft vorhanden? Schon in dem geschützten Hafen tanzten die Schiffe wie Nußschalen, mit immer neuen Tauen wurden sie befestigt. Ein Glück war es nur, daß der Sturm aus Osten kam, also vom Lande her wehte.

Vor Flederwisch erhoben sich hinter einem Baumwollballen vier uniformierte Matrosen. Einer meldete militärisch die Bootsmannschaft zur Stelle, die drei andern stiegen schon in das an einer Wassertreppe festgebundene, schlanke Diagonalboot und richteten die Masten auf. Auch Flederwisch sprang hinein und hob das Steuer ein.

»Wo will der hin? Auf die Reede? Er ist toll!« erklang es von allen Seiten oben auf dem Quai. »He, Senor – Signor

– Herr – Gentleman – Sir – Monsieur – Sie sind wohl kein Seemann und wissen nicht, was Sie tun?«

Man vermutete in ihm einen abenteuerwütigen Sportsman, natürlich einen Engländer.

»Laßt euch Süßwasserheringe einsalzen!« rief Flederwisch zurück. »Ein deutscher Seemann wird euch zeigen, wie man mit solch einer Mütze voll Wind umspringt!«

»Ihr seid verrückt!«

»Nein, aber der Kapitän der Frithjof bin ich. Den Klüver aus! Klar bei den Schoten! Setzt ab!«

So wird eine Papierkugel vom Sturm dahingejagt, wie das Boot davonschoß. Im Nu war es weggeblasen, verschwunden, aber wohin, das hatte man nicht sehen können. Die Nacht hatte es verschlungen.

»Wer war dieser Mensch?« hieß es.

»Es war der Kapitän Flederwisch von der untergegangenen Imma,« sagte ein alter Seemann mit bewundernder Anerkennung des Wagestückes.

Aber auch dieser Name änderte die allgemeine Ansicht nicht. Man hielt den Kapirän für verloren. –

Am Morgen war der Wind umgesprungen und beruhigte schnell die See. Die Sonne lachte am blauen Himmel. Es war ein prächtiges Wetter, und als Alfred an Deck kam, fand er schon die ganze Mannschaft bei voller Arbeit, den angekommenen Schlepddampfer vorzuspannen, weil das Schiff bei diesem Winde nicht in den Hafen einsegeln konnte.

Kapitän Flederwisch, der selbst die Arbeiten leitete, war mit Freuden einverstanden, daß Alfred die Forschungsexpedition sogleich anträte. Der größte Kutter wurde reichlich mit Proviant und Trinkwasser ausgerüstet, mit Segelsextanten, Logarithmentafel, Logleine, Sanduhr, Chronometer,

Kompaß und andern nautischen Instrumenten versehen, um auch die Beschaffenheit des Meeresbodens untersuchen zu können. Alfred selbst wählte vier Matrosen als Bemannung aus und nahm Abschied von Flederwisch. Acht bis vierzehn Tage konnte er ausbleiben; war er jedoch in drei Wochen noch nicht zurück, so galt er als vermißt oder der Rückweg war ihm abgeschnitten, und Flederwisch wollte nach ihm forschen. Als sich die Frithjof schon in Bewegung befand, wurde das Boot herabgelassen und segelte dem Westen zu.

Bald lag der Viermaster am Quai festgetaut.

Es wurde den behördlichen Formalitäten genügt; ein spanischer Kaufmann kam als Abgesandter Valdez' und hatte mit Flederwisch eine Unterredung in der Kajüte. Dann begann das Löschen von 500 Tonnen, teils Bijouteriewaren für ein englisches Haus, teils Türschlösser.

Die faulen Kreolen und farbigen Eingebornen, darunter nicht wenig Weiber, lungerten am Quai herum und staunten den mächtigen Viermaster an, wie sie so groß noch nie einen gesehen hatten, und der so sauber, an dem alles so blitzblank war. Da herrschte kein unruhiges Treiben, alles ging wie spielend. Die braunen Mädchen versuchten an Bord zu kommen, wurden aber leider zurückgewiesen und mußten sich auf Händewinken, Blicke und bettelnde Zurufe beschränken. Sie kannten ja die Besatzung noch vom vorigen Mal, als sie auf der Imma hier war. Da hatte der noble Capitano, als die Arbeit vorüber war, seinen Leuten einen Ball gegeben, so prächtig, wie man ihn hier noch nie gesehen hatte, jeder Matrose konnte so viel Weiber einladen, wie er wollte; zwei Tage und zwei Nächte hatte die Festlichkeit gedauert, und so sollte es diesmal wieder werden.

Auf der Kommandobrücke stand der zweite Steuermann, ein internationaler Seezigeuner, der selbst nicht wußte, welcher Nationalität er angehörte, schob behaglich den Kautabak von einer Backe in die andre, zählte die emporgehobenen Kisten, jedesmal einen Strich ins Notizbuch machend, und unterhielt sich mit Manuel, der neben ihm eine Holzpfeife mit dem Messer auskratzte. Der Kapitän war schon seit Stunden an Land.

»Der wird jetzt bei seiner Braut sein, kalkuliere ich,« meinte Bernhard, der zweite Steuermann.

»Was für eine Braut?« brummte der Mulatte.

»Tut nicht so! Umsonst hat er die Dunkelkammer nicht so fein einrichten lassen.«

»Mag sein.«

»Habt Ihr sie schon gesehen?«

»Oft genug.«

»Hübsch?«

»Feines Fahrzeug.«

»Kreolin oder Farbige?«

»Weiß nicht.«

Ueber alles, was den Kapitän betraf, konnte man den Mulatten nicht aushorchen, das hatte der Steuermann schon mehrmals gemerkt.

»Achtung, da kommt der Kapitän – er bringt sie mit – Donnerwetter!« flüsterte Bernhard jetzt.

Eine Equipage fuhr vor, darin Flederwisch, Carmencita und die unvermeidliche Estrella. Es war ein Paar, das selbst die Aufmerksamkeit dieser an Schönheit gewöhnten Bevölkerung auf sich zog, und ebenso trug Carmencita eine Toilette, die auch in dieser verschwenderischen Stadt auffiel.

Estrella hatte sich zu sehr herausgeputzt, um elegant zu erscheinen; auch ihre Häßlichkeit wurde nicht vermindert.

Flederwisch hob Carmencita aus dem Wagen und half der alten Dame beim Aussteigen. Dann führte er seine Braut am Arm über die Brücke in die Kajüte, gefolgt von jener.

»Donnerwetter!« wiederholte der Steuermann verblüfft. »Solch ein Weib habe ich in Madrid nicht zu sehen bekommen! Ob er sie mitnimmt?«

»Weiß nicht,« knurrte Manuel wieder.

»Natürlich, wozu denn sonst die Damenkabine? Jetzt zeigt er sie ihr.«

»Kümmert Euch lieber um die Kisten! Jetzt habt Ihr wieder keinen Strich gemacht!«

Eine Stunde verging. Dann wurde der Steward gerufen; er mußte Champagner bringen, darauf wurde Manuel nach der Kajüte beordert. Die Damen hatten abgelegt; Carmencita zeigte ein freudestrahlendes Gesicht, die Alte ein triumphierendes, ihre Augen funkelten vor Habgier, Flederwisch schrieb einige Briefe; sein Antlitz war dunkel gerötet.

Er hatte den letzten Brief beendet, zeigte ihn erst der Alten, diese las die wenigen Zeilen und nickte zufrieden, während Carmencita lächelte und die Hand drückte, die ihr den Brief hinhielt.

Flederwisch kuvertierte ihn und setzte eine Adresse darauf.

»Nun, Manuel,« sagte er dabei, »du kennst meine Braut. In einigen Tagen wird sie meine Gattin sein. Was sagst du dazu?«

Der Mulatte sagte gar nichts; fest blickte er seinen Herrn an, als wollte er in dessen Zügen lesen, suchte aber vergebens Flederwischs Augen.

»Ich habe schon so viel von deiner Treue gehört, und ich glaube, du wirst sie auch auf die Gattin deines Kapitäns übertragen,« sagte dagegen Carmencita freundlich zu ihm, ihm die Hand reichend.

»Befehlt über mein Leben, es gehört Euch, Seniorita,« murmelte der Mulatte, machte eine ungeschickte Verbeugung und führte die weiße Hand an seine Lippen.

»Gut gesprochen, Manuel! So, nun trägst du diesen Brief nach dem Franziskanerkloster von Palo, das kennst du doch, gibst ihn dem Pförtner ab und wartest auf Antwort. Beeile dich!«

Manuel trabte davon, er trabte auch auf der Straße, und dabei grinste er pfiffig vor sich hin. Als er nach einer Stunde zurückkam, grinste er nicht mehr, sein schokoladefarbiges Gesicht zeigte einen ganz eigentümlichen Ausdruck des Staunens. Er fand den Kapitän allein, in seiner Arbeitskabinette sitzend.

Hastig riß Flederwisch den Brief auf und las ihn.

«Also übermorgen schon. Hm, das geht schneller, als ich dachte – 's ist gut.»

Aber Manuel blieb stehn.

»Herr – Ihr wollt – sie – heiraten?« kam es langsam von des Mulatten wulstigen Lippen, und der erstaunte Zug trat noch stärker hervor.

»Dummkopf, geht dir diese Erleuchtung erst jetzt in deinem schwarzen Schädel auf? Das weißt du doch längst.«

»– 's ist aber doch eine Farbige,« wagte der Bootsmann einzuwenden.

Flederwisch behielt seine hoheitsvolle Ruhe bei.

»Und du bist sogar ein schwarzer Nigger. Behandle ich dich nicht als einen Menschen?«

»Weil Ihr kein Amerikaner seid, sondern Deutscher.«

»Du taxierst mich sehr falsch. Aber meinerwegen, denn ich könnte mich dir doch nicht begreiflich machen. Gut, so werde ich mich auch gegenüber Carmencita als Deutscher zeigen und als Ehrenmann dazu.«

»Verzeiht, Herr,« fuhr Manuel beharrlich fort, und solche Gespräche zwischen Kapitän und Bootsmann waren nicht ungewöhnlich, »ich bin so dumm und lerne gern von Euch. Darf ich fragen?«

»Tu es!«

»Ihr könnt es mir nicht übelnehmen, wenn ich mich wundere, daß Ihr Euch mit der Quadrone durch eine katholische Trauung für immer verbindet, obgleich Ihr es gar nicht nötig hättet. Dereinst berietet Ihr Euch mit mir, wie wir Carmencita auf die Imma locken und mit ihr absegnen wollten.«

Flederwischs Gleichmütigkeit verriet, daß er sich durch keinen Vorwurf getroffen fühlte.

»In diesem Falle ist dein Staunen allerdings berechtigt, doch du beurteilst die Sache eben von einem ganz andern, von deinem Standpunkte aus. Sieh, Manuel, ich liebe Carmencita, und sie liebt mich. Ich hätte sie entführt, wenn es möglich gewesen. Da mir aber nun mein Plan nicht gelungen ist und sie auf einer Trauung besteht, so vollziehe ich dieselbe auch nach kirchlicher Ordnung, frei von jedem Hintergedanken. Begreift das dein nichtswürdiges Hirn? Ich glaube kaum.«

Trotz aller sonstigen laxen Moral waren es edle, männliche Worte, welche Flederwisch gesprochen.

»Doch, Herr, ich verstehe. Ihr seid ein guter Mann.«

Der zweite Steuermann bekam noch mehr zu denken und hätte von Manuel gar zu gern erfahren, was das bedeutete,

als er eines Morgens, zwei Tage später, sah, wie sich der Kapitän im Salon vom Steward einen Staubmantel umhängen ließ; darunter trug er einen schwarzen Frackanzug, auf dem Tische lagen Zylinder und weiße Handschuhe, daneben stand ein Diener mit einem prachtvollen Bukett schönster Blumen.

»Donner und Doria, wohin fährt der so früh im Leichenbitteranzug?« dachte Bernhard.

Der Kapitän kam den ganzen Tag und auch die Nacht nicht zurück. Die Frithjof hatte die 500 Tonnen gelöscht und zum Ersatz als Ballast Frischwasser eingenommen, auch den Kohlenvorrat für den Donkey ergänzt. Nun hätte sie wenigstens wieder auf Reede gehn sollen, um das enorme Ankergeld zu ersparen, aber der Kapitän kam nicht, schickte auch keinen Befehl.

Dafür brachten Dienstleute Koffer, Kisten und Hutschachteln, der Steward erhielt eine Karte und nahm das Gepäck mit vielsagendem Lächeln in Empfang, ein andrer Koffer ging zurück, den der Steward in der Schlafkabine des Kapitäns gefüllt hatte, und endlich erschien dieser selbst, am Arme das schöne Weib, diesmal ohne die Padrona. Einige Minuten später ertönte Manuels schrille Bootsmannspfeife.

»Alle Mann an Deck! Antreten vor dem Fockmast!«

Die Matrosen ließen die Arbeit liegen, säuberten sich schnell und stellten sich zur Musterung in Reih und Glied auf, jede Wache auf ihre Seite, davor die Unteroffiziere, am Mast der Steuermann, Denn auf der Frithjof ging alles militärisch zu. Nur der Koch und Steward fehlten, ersterer hatte viel zu tun, ein köstlicher Duft von gebratenem Geflügel durchzog das ganze Schiff.

Aus der Kajüte kamen der Kapitän und die fremde Dame, sie promenierten an den Reihen vorüber, machten kehrt und verschwanden wieder in der Kajüte. Es war nur eine stumme Vorstellung gewesen. Dann kehrte der Kapitän allein zurück und redete seine Getreuen an:

»Leute! Ihr habt die Dame gesehen. Sie ist seit gestern meine Gattin. Ihr habt sie Senora anzureden, unter euch von ihr als der Frau Kapitän zu sprechen und sie besonders auch als die Frau Kapitän zu respektieren. Sie bleibt an Bord. Wer ihr ungehorsam ist oder sie beleidigt, verweigert mir den Gehorsam und beleidigt mich selbst. Heute nachmittag habt ihr bis um zehn frei, nachher wird der Steuermann jedem Matrosen zehn, jedem Unteroffizier fünfzehn Dollar auszahlen, als Geschenk von der Frau Kapitän. Betrinkt euch nicht! Morgen gehn wir auf Reede. Uebermorgen abend findet für euch zur Feier meiner Hochzeit ein großes Fest im englischen Seemannskasino statt. – Steuermann, laßt die Leute zur Arbeit wegtreten!«

»Für die Frau Kapitän,« schrie Bernhard, »hipp – hipp – hipp –«

»Hurra!!« brüllte es im Chor, und sie traten auseinander, um bei der Arbeit flüsternd unter spöttischen Bemerkungen die Köpfe zusammenzustecken. Ihr Kapitän und heiraten! Und gar eine Farbige, denn das war sie. Aber der Bootsmann brachte ihnen bald eine andre Meinung bei, und dann wagte auch der wildeste Bursche nicht einmal mehr heimlich ein Kopfschütteln. –

So war aus dem flatterhaften Junggesellen ein verheirateter Mann geworden. Flederwisch teilte Imma in einem schwärmerischen Brief seine wohlüberlegte Heirat mit, sie aber bittend, der Tante lieber noch nichts davon mitzuteilen,

er habe seine besondern Gründe dazu. Vielleicht brauche sie gar nichts davon zu erfahren, sie sei ja schon zu alt.

Auch Carmencita schwamm in einem Meere von Wonne, wie Flederwisch mit Freuden erkannte.

Sie blieb bei ihm auf dem auf Reede liegenden Schiffe, dessen Komfort und Tafel sie nichts vermissen ließ, auch wenn sie verwöhnter gewesen wäre; und wenn die Kosestunden die Zeit nicht sowieso abgekürzt hätten, das Gespenst der Langeweile konnte doch nicht aufkommen, dafür sorgte Flederwisch. Die Tage vergingen in Lustbarkeiten aller Art; am Abend wurden Theater und Konzerte besucht, nur daß jede Gesellschaft vermieden wurde. Denn wohin hätte der Kapitän seine Frau bringen sollen? In spanische Häuser konnte er sie nicht einführen, ja, er hatte sich selbst als Gatte einer Quadrone unmöglich gemacht – was ihm freilich höchst gleichgültig war – und wäre nicht Valdez' Schwiegermutter eine Engländerin gewesen, der solcher Klassenhaß unbekannt, und hätte sie nicht das Heft in Händen gehabt, der ahnenstolze Portugiese hätte vielleicht das Geschäft mit dem Manne einer Farbigen rückgängig gemacht. Es gab zwar auch eine vornehme farbige Gesellschaft, denn gerade die Neger und Mulatten, Terzeronen usw. bilden in jenen Gegenden die Geldaristokratie, weil sie bedeutend rühriger und intelligenter sind als die über alle Begriffe trägen Kreolen; aber diese aufzusuchen, widersprach doch wieder Flederwischs Stolz, und außerdem geht es bei den Festlichkeiten dieser Farbigen höchst frivol zu.

So war Carmencita außer auf des Gatten Gesellschaft allein auf die der Schiffsmannschaft angewiesen, und sie wurde von dieser unterhalten, wie sie es nicht geglaubt hatte, als ihr Flederwisch es im voraus ausgemalt. Wie hätte sie

sich bei einem Balle von rohen Matrosen amüsieren können? Aber es war doch der Fall gewesen. Flederwisch verstand ja, so etwas zu arrangieren, war besonders in Überraschungen groß. An Bord war nichts zu tun, die Matrosen produzierten sich vor ihr, jeder in seiner Kunst, dann folgten Wettläufe an Deck und andre athletische Spiele. Carmencita fand ein kindliches Vergnügen daran, stundenlang mit der Pistole nach der Scheibe zu schießen; bei dem Preisschießen ließ man sie die Prämie gewinnen, und als dies erschöpft war, kamen Segelpartien daran, Ausflüge zu Pferd und zu Rad, mit Uebernachten auf einer Hazienda oder in einsamer Blockhütte, romantische Abenteuer in offener Prarie oder am flackernden Lagerfeuer in Menge, dann Jagdexpeditionen auf Antilopen, Pumas, Kasuare und Alligatoren, und immer war Flederwisch mindestens von der Hälfte seiner Matrosen begleitet, von denen er sich zwar auch bedienen ließ, sie aber sonst als Gleichberechtigte behandelte, ihr Freund, Jagdgenosse und zugleich immer ihr Lehrer.

Carmencita war durchaus gebildet. Das heißt, sie hatte lesen gelernt und gehörte zu jenen glücklichen Naturen einer üppigen Gegend, in der alles ohne Schweiß des Arbeiters wächst, welche nur einmal etwas gelesen zu haben brauchen, um es für immer zu behalten, welche sich hundert Vokabeln einer fremden Sprache aneignen, mit diesen radebrechen und einige Wochen später die Sprache in Wort und Schrift beherrschen, welche die Noten lernen, einige Handgriffe auf dem Klavier probieren und dann fertig spielen können. Und was anders versteht man denn heutzutage vielfach unter Bildung, als einige Kenntnisse und Fertigkeiten? Aber wie all diesen gottbegnadeten Geschöpfen, mechanischen Kunstwerken vergleichbar, so ging auch Carmencita

jedes eigne, ernste Denken völlig ab. So fiel es ihr nicht ein, den Mann zu bewundern, welcher sich in solcher Weise ein ureignes Leben aus eigener Kraft unter der sonstigen Welt ganz fremden Verhältnissen selbst geschaffen hatte. Flederwisch sagte nicht zu viel, wenn er behauptete, daß ihm sein Schiff und seine Mannschaft alles seien. Sie waren ihm tatsächlich alles, er brauchte gar nichts mehr, und solange er beide besaß, würde sich dies nie ändern; er konnte es nicht etwa als eine Spielerei überdrüssig bekommen, das sah man schon, wenn er an Deck die athletischen oder Manöverübungen seiner Matrosen leitete, wozu er den Plan vorher in stiller Kabine bis in die kleinsten Details ausgearbeitet hatte. Das Schiff war eben seine Welt, in der er aufging, die Mannschaft sein Volk, das er liebte.

Doch Carmencita begriff ihn nicht und würde dieses Leben auf die Dauer nimmermehr aushalten können. Flederwisch wiederum mit seinem originellen Charakter befand sich in dem Irrtum, dies von ihr zu glauben.

Zum ersten Male hatte der Kapitän seine junge Frau allein an Bord gelassen. Er mußte sich an Land begeben, und das Wetter war zu schlecht, um sie im Boot mitzunehmen. Nicht lange dauerte es, so begann Carmencita sich zu langweilen, zum ersten Male. Sie war gezwungen, in der Kajüte zu bleiben, denn über Deck ergossen sich die Wellen. Erst klimperte sie auf der Gitarre, dann las sie in einem spanischen Roman, hielt es aber nicht lange aus, warf das Buch zur Seite und ließ sich in dem auf Kugellagern und Federn ruhenden Stuhle vom Wogenschlag wiegen.

Die Lektüre beschäftigte ihre Phantasie noch. Der schlüpf-
rige Roman handelte vom türkischen Haremsleben, sie hatte
gelesen, wie die Favoritin ihren Gebieter hintergeht und ihre
Dienerinnen und Eunuchen auf eine raffinierte Weise tyran-
nisiert.

Sie rief den Steward, dachte, sie sei Sultanin, und kujonierte den Mann, ließ sich dies und jenes bringen, um es wegzuworfen und wieder aufheben zu lassen; er mußte unter ihrer Aufsicht ihre Kleider reinigen, nichts machte er ihr recht, aber der italienische Steward besaß nicht das ungeduldige Blut seiner Nation, ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

Das war nichts. Sie hieß ihn gehn.

»Halt! Der zweite Steuermann soll kommen!«

Dieser erschien.

»Was macht Ihr, Steuermann?«

»Ich stehe auf der Kommandobrücke und passe gut auf, wie es der Kapitän befohlen,« war die unterwürfige Antwort.

»Warum heißt Ihr Bernhard?«

»Der Kapitän hat mich so genannt.«

»Wie heißt Ihr eigentlich?«

»Patty Mac Donald, bin ein geborner Amerikaner.«

»Warum heißt Ihr so?«

»Weil – weil – weil meine Eltern mich so nannten, und daß ich gerade in New-York geboren wurde, das war Schicksal.«

»Warum kaut Ihr so viel Tabak?«

»Weil mir viel Tabak besser schmeckt als wenig.«

»Bernhard, Ihr seid ein Vieh.«

»Das weiß ich auch, Senora.«

Das wurde ihr schon wieder langweilig. Da kam ihr ein neuer Gedanke. Es mußte doch sehr possierlich aussehen, wenn der kleine, etwas dicke Steuermann . . .

»Könnt Ihr auf den Händen laufen?«

»Auf den Händen? Ich? Nee!« war die zum ersten Male etwas verwunderte und zugleich mißtrauische Antwort. Bernhard war ein sehr tüchtiger Seemann, kannte vor allen Dingen die Einfahrt jedes Hafens, und neben bei konnte er noch bauchreden.

»Lauft auf den Händen!«

»Senora, das . . . «

»Lauft auf den Händen, ich befehle es Euch! Ich will sehen, wie Ihr umfällt, ich will lachen!«

Aber der so in die Enge getriebene Steuermann wußte einen Ausweg, probierte ihn wenigstens.

»Senora, der Kapitän hat mir befohlen, auf den Wind zu passen,« sagte er ängstlich, »und wenn der umspringt, und das Wasser schlägt in die Luken, dann sacken wir an den Ankerketten auf den Grund und versaufen langsam wie die Katzen.«

»Dann geht lieber auf Euern Posten, schnell, geht!«

Nein, so weit waren Carmencitas Nerven noch nicht abgestumpft, um daran Vergnügen zu finden, langsam zu versaufen.

»Jetzt kommt schon der Teufel heraus, den sie im Leibe hat – na, das kann noch gut werden,« brummte draußen Bernhard.

»Manuel!« rief Carmencita.

Nach ungeduldigem Warten kam der Mulatte, von oben bis unten mit Teer beschmiert, Teer im Haar, Teer an den nackten Füßen.

»Pfui, du Nigger, schämst du dich nicht, so vor mir zu erscheinen?«

»Wenn Ihr noch eine halbe Stunde warten wollt, stecke ich mich erst in eine Badewanne voll Butter,« grinste der Bootsmann.

Zwischen den beiden herrschte eine gewisse Sympathie, die sich schon dadurch ausdrückte, daß Carmencita allein zu diesem Unteroffizier zu sagte.

»Richtig! Ein Bad! Steward, macht ein Bad zurecht!«

»Zu Befehl, Frau Kapitän!«

»Was machst du? Warum bist du so schmutzig?«

»Ich kalfatere.«

»Was ist das?«

»Das heißt, ich schmiere die Ritzen zwischen den Planken voll Teer und stopfe Werg hinein. Will auch gelernt sein. Unten klebt's mir an den Füßen, von oben tropft's mir auf den Kopf, und in den Ecken muß ich mich dabei hinlegen und werde schmierig!«

»Bist du – nein, mein Gatte duldet keine verheirateten Männer an Bord. Hast du eine Geliebte?«

»Gott sei Dank nicht!«

»Geh, du schwarzes Vieh. Halt! Würdest du, wenn ich es dir befehle, über Bord ins Meer springen?«

»Nee,« grinste der Mulatte, wie immer.

»Was? Nein?« zürnte das Weib. »Hat mein Gatte nicht euch allen und besonders dir befohlen, mir unbedingt zu gehorchen?«

»Wenn Ihr über Bord fiele, wären wir alle hinter Euch her, ich zuerst, und wenn der Kapitän wiederkäme, und Ihr wäret ertrunken, würde er auch mich nicht wiedersehen.

Aber so ohne weiteres über Bord zu springen, nur zum Vergnügen, das hat doch keinen Zweck. Wenn das der Kapitän erführe, würde er mich nur fortjagen.«

»Wie meinst du? Wenn ich ertränke, würde er auch dich nicht wiedersehen?«

»Nein denn ich würde so lange nach Euch tauchen, bis auch ich ertrunken wäre. Der Kapitän hat mir Euch auf die Seele gebunden, Euer Tod wäre auch der meine.«

Carmencita fühlte sich nicht nur geschmeichelt, sondern sogar so gerührt, daß sie in schluchzendes Weinen ausbrach.

»Hier hast du eine Zigarette – und hier eine Pastete – und hier eine Pfirsich – und hier eine Stange Schokolade!« Wie auf Kommando waren ihre Tränen gestillt, man sah ihr auch nicht an, daß sie eben noch geweint. »Der Kapitän sagte einmal, du wärst imstande, auf seinen Befehl jeden Menschen zu ermorden; er brauchte nur zu winken. So treu wärst du. Tätetest du das, Manuel?«

Der Mulatte warf einen scheuen Blick hinter sich, rollte dann fromm die Augen nach oben und schlug ein Kreuz gegen seine Brust.

»Die heilige Madonna verhüte, daß ich so etwas tue,« lispelte er.

»Geh, du Nigger, du bist ja ein Heide, glaubst nur an den Teufel. Wenn ich dir nun befehle: ermorde den und jenen, ich hasse ihn – würdest du es auch für mich tun? Antwort!«

»Zum Teufel denn, wenn Ihr mir so aufs Leder kniet – ja, mit Vergnügen!«

»Du bist ein braver Bursche. Hier hast du noch eine Stange Schokolade. Warum tätetest du es?«

»Weil ich Euch gehorche!«

»Du willst aber nicht für mich über Bord springen.«

»Das ist etwas ganz andres. Wen Ihr hasset, den kann auch der Kapitän nicht leiden, denn er liebt Euch, und ich liebe den Kapitän, also werde ich auch den hassen, den Ihr hasset.«

Wieder war Carmencita sehr gerührt.

»Warum liebst du den Kapitän so grenzenlos?«

»Er hat mich einmal aus der Gefangenschaft befreit.«

»Ach ja, ich weiß, auf Kuba. Aber was ist dort drin?«

»Das ist die Pantry, wo der Steward sein Geschirr liegen hat.«

»Ich habe noch nichts weiter gesehen vom Schiff als diesen Salon und unsre Kabinen. Du sollst mir das ganze Schiff zeigen, als Kapitänin muß ich doch alles kennen, wenn ich einmal das Kommando übernehme.«

»Es ist jetzt alles schmierig, alles wird kalfatert, und auf Deck wird man sofort naß.«

Das war wieder nichts. Naß werden wollte die zukünftige Kommandeuse nicht.

»Wozu sind denn die vielen Türen in dem dunklen Korridor da?«

»Da schlafe ich, der Koch, der Zimmermann und die andern Maate.«

»Zeige mir diese Schlafräume! Als Kapitänin muß ich wissen, wie es drin aussieht.«

»Ach, Senora, lieber nicht, da drin stinkt's immer,« entgegnete der Mulatte wieder mit lobenswerter Offenheit, und Carmencita stand naserümpfend von ihrem Vorhaben ab.

»Wo schläft denn eigentlich der erste Steuermann?«

»Drüben auf der andern Seite.«

»Den zweiten Steuermann hasse ich, er ist häßlich, hat eine Warze auf der Nase und kaut Tabak: er kann kein Wort sagen, ohne daß er ausspuckt.«

Carmencita führte das Gespräch ja ganz ohne Teilnahme. Wenn diese Quadrone aber ›hassen‹ sagte, so kam dieses Wort zischend über ihre Lippen, dann loderten ihre Augen unheimlich auf, und die Finger krallten sich dabei zuckend zusammen. Gebrauchte sie dagegen im gleichgültigsten Gespräch das Wort ›lieben‹, so klang es wie ein weicher Glockenton, und mit feuchtem Glanze suchten die sehnsüchtigen Augen in der Ferne.

»Wann kommt der erste Steuermann zurück?«

»Wir erwarten ihn jeden Tag.«

»Kaut er auch Tabak? Ist er hübsch?«

»Kauen tut er nicht, und Warzen hat er auch nicht auf der Nase, er ist sehr groß und blond und wird Euch gefallen,« sagte der Mulatte mit widerlichem Grinsen.

»Nun will ich auch seine Kabine sehen,« rief Carmencita und sprang auf. »Was zögerst du? Zeige mir seine Kabine!«

»Sie ist verschlossen.«

»Hole den Schlüssel!«

»Er hat ihn mitgenommen.«

»Du lügst, du räudiger Hund. Mein Mann selbst hat mir gesagt, daß kein Kammerschlüssel von Bord kommen darf und der kommandierende Offizier immer wissen muß, wo sich der Schlüssel befindet, falls einmal Feuer ausbricht. Hole den Schlüssel.«

»Verzeiht, Senora, an Bord gibt es eine ungeschriebene Ordnung, welche man Routine nennt, das ist so viel wie Schiffsanstand. Danach darf ich als Bootsmann nie das Mannschaftslogis betreten, der Kapitän nie die Kabinen der

Steuerleute, mit Ausnahme, er meldet sich erst an, noch weniger in deren Abwesenheit. Wenn es nicht gerade drin brennt, wird er es nie tun.«

»Schnell, hole den Schlüssel, nun will ich erst recht die Kabine sehen, und du wirst mich nicht lehren, was Anstand ist. Hole ihn, ich befehle es dir auf meine Verantwortung.«

Manuel gab sein Zögern auf, er ging und brachte den Schlüssel, Carmencita folgte dem Mulatten nach der andern Seite. Der Bootsmann schloß auf und ließ sie zuerst eintreten, hinter ihr die Tür wieder zuschiebend. Prüfend sah die Quadrone sich um.

»Also hier wohnt er! Es sieht hübsch hier aus, hübscher als bei meinem Mann, zwar nicht so fein, aber . . . «

Es kam plötzlich wie eine Erstarrung über sie, die ihr das Aussehen einer Leiche gab. Ihr Blick war auf das Bild des ersten Steuermanns gefallen. Bewegungslos stand sie davor.

»Alfredo!« hauchten ihre blutleer gewordenen Lippen, und dann taumelte sie, mit der zitternden Hand einen Stützpunkt suchend.

Nichts war dem Mulatten entgangen. In dem Moment, als Carmencita erbleicht war, und die Ursache erkennend, hatten seine Züge einen Ausdruck lauernder Spannung angenommen, er legte seinen schmierigen Arm um ihre Taille und hielt die Wankende.

»Das ist der erste Steuermann, Alfredo heißt er, Alfred Werner,« zischte er. »Was ist Euch, Senora? Kennt Ihr ihn? Habt Ihr ihn geliebt? Ja, Ihr habt ihn geliebt!«

Die Frage des Bootsmanns war zur rechten Zeit gestellt. Auch dieser Mulatte war ein Psycholog in seiner Weise. Jetzt war Carmencita noch nicht bei Besinnung, noch immer stierten ihre Augen mit Entsetzen nach der Photographie.

»Ja – Alfred – Alfredo nannten wir ihn in Valparaiso – er ist es – aber jetzt zürnt er nicht so schrecklich,« flüsterte sie, und von Angst verzehrt fuhr sie fort, »o Gott, heilige Jungfrau, hilf, ich bin verloren – wenn er kommt – mich sieht – er darf nicht kommen!« Und ächzend wandte sie sich an den Mulatten, dessen Arm packend: »Gedenke, was du mir geschworen hast – ich hasse diesen Mann – ich hasse ihn – töte ihn! – er darf nicht lebendig zurückkommen!«

Mit einem Sprunge stand Manuel an der Tür, hatte den Riegel vorgeschoben und war wieder bei ihr.

»Ich gehorche Euch! Aber warum?«

»Töte ihn! Morde ihn!«

»Warum? Nicht ohne des Kapitäns Einwilligung! Soll ich es dem Kapitän sagen, daß Ihr ihn haßt?«

Furcht, Entsetzen, Schrecken, Haß und Rache sprachen aus den Zügen des Weibes, und des Mulatten lauernde Augen bohrten sich darin fest.

»Nein, nein, mein Mann darf nichts davon erfahren,« stieß sie in furchtbarer Aufregung hervor. »Alfredo darf mich auch nicht sehen – wenn er spricht – und er tut es – Flederwisch stößt mich von sich – und ich liebe ihn – jetzt.«

»Ihr habt erst diesen Mann geliebt, Ihr gehörtet ihm, er hat Euch im Zorn verlassen, ich weiß es.«

Das Entsetzen, mit dem Carmencita den Allwissenden jetzt anstierte, kannte keine Grenzen. Sie wußte ja nicht, daß sie selbst ihm alles schon offenbart hatte.

»Du lügst, du lügst!« schrie sie auf; dann aber lag sie zu des Mulatten Füßen und umklammerte seine Knie. »Töte ihn! Du versprachst es mir. Fordre von mir, was du willst, oder töte mich, ehe er kommt.«

»Still, still doch!« raunte er ihr zu, und seine rauhe Hand verschloß ihr den Mund. »Wir sind nicht allein an Bord. Ja, ich gehorche Euch, er soll von meiner Hand sterben, aber Ihr müßt mir alles erzählen.«

»Es ist nicht wahr – du willst mich verraten – laß mich, ich erstickte, ich rufe um Hilfe,« gurgelte sie unter seiner Hand.

Plötzlich verwandelte sich der Mulatte, er trat zurück, sein Benehmen wurde ein ehrerbietiges, wenn er auch kämpfen mußte, seine triumphierende Freude zu verbergen.

»Senora, als der Frau meines Kapitäns, den ich mehr liebe als mich selbst, gehorche ich auch Euch. Mein Kapitän liebt Euch; würde ich ihm verraten, was ich jetzt gesehen und gehört habe, wäre er unglücklich, und wenn er Euch von sich stieße, schnitte er sich doch nur ins eigne Fleisch; deshalb werde ich mich hüten, Euch ihm zu verraten, denn sein Kummer würde mir das Herz zerfleischen, und weil Euer Tod – so wie ich ihn kenne – sein Tod wäre, auch der meine. Deshalb könnt Ihr Euch mir anvertrauen, Ihr müßt es tun, soll ich Euch helfen können, und bei den Gebeinen meiner Eltern, beim Haupte meines Herrn, diese meine Hand soll verdorren, wenn sie ihn nicht tödlich trifft, denn – auch ich hasse ihn, glühend – und sei es nur darum, weil er das Unglück meines Herrn heraufbeschwören kann. Aber erzählen müßt Ihr mir, was Ihr mit ihm zu tun gehabt habt – oder Eure Rolle hier ist schon jetzt ausgespielt.«

Carmencita hatte sich bereits erhoben. Sie strich sich das wirre Haar aus den Schläfen. Sie hatte ihre Besinnung wiedergefunden, und sie wußte, daß sie sich diesem Manne anvertrauen durfte, denn sie kannte diesen Negercharakter, den Hund unter den Menschen. Hund ist ein Schimpfwort,

und doch ist der Hund das klügste, edelste Tier. Er liebt seinen Herrn, auch wenn dieser ein Verbrecher ist, er duldet alle Schläge und leckt noch die ungerechte Hand; kein andres Tier tut das; der Elefant und das Pferd suchen ihren Herrn, wenn er sie mißhandelt, schließlich zu töten, und diese Eigenschaft des Hundes ist so erhaben, daß der Mensch kein andres Wort zur Bezeichnung derselben gefunden hat als ›hündische Treue‹. Doch, ›den Narren des Menschen‹ nennt Schopenhauer den Hund. Und solche Narren mit hündischer Treue findet man auch unter der Negerrasse.

Carmencita erzählte, Manuel lauschte, und sein Hirn arbeitete dabei bereits Pläne aus. Er hätte das Vorleben des Weibes ja nicht zu wissen brauchen, um der Herrin seine Anhänglichkeit zu beweisen, aber dieser hundeschlaue Neger rechnete auch mit der Zukunft, er selbst wollte nicht Vorteil aus dem Geheimnis ziehen, aber vielleicht konnte es einmal seinem Herrn nützlich sein. Und noch eine andre Eigenschaft besaß er, die auch mit seiner hündischen Liebe eng zusammenhing – die Eifersucht.

»Ich schwöre Euch, Senora,« wiederholte er feierlich, als jene nichts mehr zu gestehn hatte, »was Ihr mir anvertraut habt, liegt bei mir still wie im Grabe. Ich schwöre Euch, dieser Mann soll Euch die Liebe des Kapitäns nicht rauben. Ich schwöre Euch, daß er durch meine Hand seinen Tod findet – und da ich dies sage, ist er schon ein toter Mann.«

»Aber er kommt noch lebend zurück,« jammerte Carmencita händeringend, »er braucht mich nur zu sehen . . . «

»Er soll Euern Weg nicht kreuzen, dafür laßt mich sorgen. Still!« unterbrach er sich erschrocken. »Ein Boot legt längsseit – das ist der Kapitän.«

Hastig raunte er ihr noch die nächsten Instruktionen zu und zog sie dann hinaus.

Der zurückgekommene Flederwisch trat in den Salon, in welchem Carmencita wieder im Schaukelstuhl saß, das Gesicht mit dem Spitzentuch verhüllt, neben ihr Manuel, ein andres Tuch aus einem Fläschchen befeuchtend. Sie mochte sich wohl mit einer erfrischenden Essenz einreiben.

»Siehst du, es ist schon jetzt eingetreten, was ich dirrophezeit habe, und was du nicht glauben wolltest!« rief Flederwisch ärgerlich lachend sofort bei seinem Eintritt. »Deine saubere Tante hat sich bereits die deponierten hunderttausend Piaster mit einer gefälschten Anweisung zu verschaffen gewußt, Estrella ist schon über alle Berge. Soll ich sie . . . Ja, was ist denn?« stutzte er. »Manuel, was ist los? Du weinst, Carmencita? Dein Kleid ist voll Teerflecke?«

Sie war in ein krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen, der Mulatte zuckte skeptisch die Achseln.

»Weiß nicht, Kapitän. Sie fiel plötzlich um, war erst noch ganz heiter, ich fing sie auf – nun will sie mit einem Male an Land – wollte unbedingt zu Euch.«

»Teufel, sie ist doch nicht epi . . . «

Epileptisch, hatte Flederwisch sagen wollen. Er unterdrückte das häßliche Wort, auch gewann die Sorge um das geliebte Weib doch schnell die Oberhand. Carmencita beharrte beim Weinen und gab keine Erklärung, bis sie laut schluchzend Flederwisch um den Hals fiel. Sie wolle nicht mehr auf dem großen Schiffe bleiben, sie wolle an Land, gleich jetzt, sie fürchte sich.

»Wie? Du willst mich nicht an Bord begleiten?«

»O doch, dann sind wir ja immer zusammen – aber nur nicht mehr allein bleiben – du hast doch immer an Land zu

tun – du sollst mich nicht wieder allein lassen – wir wollen an Land in einem Hotel wohnen.«

Flederwisch war auf den Ausbruch solcher Launen gefaßt gewesen, denn er verstand ihr Blut zu beurteilen. Der Neger kann, solange er heiter gestimmt ist, Strapazen und Leiden aller Art ertragen, deren kein Europäer fähig ist; sobald aber etwas sein Gemüt bedrückt, stirbt er an einer Wunde, welche ein Weißer gar nicht beachten würde – ganz analog dem an unbändige Freiheit gewohnten Tiere in der Gefangenschaft.

Hier half nichts andres als sofortiges Nachgeben; schon eine halbe Stunde später fuhr Flederwisch trotz des schlechten Wetters mit Carmencita nach dem Lande zurück; sie hatte ja auch ganz recht, solange das Schiff auf Reede lag, konnten sie wohl in einem Hotel wohnen, es war dort mehr Bequemlichkeit; und mit eben solch leidenschaftlicher Hefigkeit forderte Carmencita, daß von jeder Verfolgung der treulosen Estrella abgesehen werde.

Das junge Ehepaar logierte in einem dicht am Hafen liegenden Hotel. Hier wollte Flederwisch seine Frau auch lassen, sie gut aufgehoben wissend, wenn er mit der Frithjof nach den Gallopagosinseln segelte. Daß der längere Aufenthalt dort noch etwas andres bedeutete als die aufreibendste Seefahrt bei andauerndem Sturme, konnte er sich ungefähr vorstellen, und Carmencita war einverstanden, einige Wochen hier am Lande allein zu bleiben. Er hatte sie nicht eingeweiht, um was für ein Partie es sich handle, und es war ihm ja leicht gewesen, ihr, dem geschäftlich und in Seefahrt völlig unerfahrenen Weibe, etwas andres anzugeben, was ihr den Aufenthalt an Bord verleiden würde.

Sonst zeigte Carmencita als zukünftige Kapitänin auf der Kommandobrücke das größte Interesse für den Beruf ihres Gatten. Wie dieser, so blickte auch sie fast beständig nach der Frithjof, welche man vom Hotelfenster aus auf der Reede liegen sah, ob noch immer kein Flaggensignal gehißt wurde. Aber Tag um Tag verging, ohne daß sich das ersehnte Zeichen bemerklich machte.

Carmencita war der Meinung, der erste Steuermann mache zum Vergnügen eine mehrtägige Bootfahrt an der Küste entlang.

»Heute ist er überfällig,« sagte Flederwisch eines Morgens, während er, in einem Lehnstuhl sitzend, sich von einem eingebornen Schabekünstler rasieren ließ.

Carmencita saß lesend am Fenster.

»Was heißt das, überfällig?« fragte sie.

»Er wollte spätestens in vierzehn Tagen zurücksein, heute ist der erste Tag der dritten Woche, und ich muß daher annehmen, daß ihm etwas zugestoßen ist.«

»Wenn er ertrunken wäre!«

Der Ruf konnte ebensogut Schrecken wie Freude ausdrücken.

»Na, na,« murmelte Flederwisch in den Seifenschäum.

»Was machst du denn, wenn er auch in den nächsten Tagen nicht kommt?«

»Nächste Tage? Ich muß schon heute – die Sache dem Seemannsamte melden, sonst muß ich eben warten. Ich weiß ja nicht einmal, wo er ist.«

Flederwisch hätte sich bald versprochen und gesagt, daß er selbst vielleicht schon heute nach den Gallopagos müsse.

»Das Signal!« rief er da gleichzeitig mit Carmencita, denn am Großstopp der Frithjof ging eine grüne und eine weiße

Flagge hoch, zugleich aber war es Flederwisch auch gewesen, als ob etwas Rotes an seinen Augen vorübergeschwirrt wäre. »Mensch, was hast du getan?«

Dieser Ausruf galt dem Barbier, der sich, wohl über Flederwischs plötzlichen Schrei erschrocken, einen Finger fast zur Hälfte abgeschnitten hatte.

»Rasiere mich fertig! Schnell! Schnell!«

Aber der unglückliche Bursche kauerte wimmernd in einer Ecke, ein Tuch um die Hand gewickelt, und verlangte bereits nach dem die Absolution erteilenden Priester. Vergebens versprach ihm der Kapitän, der mit halbrasiertem Gesicht dasaß, ein ganzes Goldstück. Wenn es ums Leben ging, hatte das Geld auch für den habgierigen Kreolen keinen Wert mehr.

Carmencita selbst wurde angesichts des Flaggenzeichens und der durch die Verwundung des Barbiers entstandenen Schwierigkeit von einer seltsamen Aufregung ergriffen.

»So rasiere dich doch selbst fertig!« drängte sie.

Flederwisch konnte es nicht. Er gehörte zu jenen Menschen, welche sich einmal in ihrem Leben selbst rasiert haben und dann nie wieder, weil sie hinterher aussahen, als hätten sie vier Dutzend Säbelmensuren bestanden, und für den eitlen Flederwisch genügt das, um auch ohne Schwüre nie wieder ein Rasiermesser zur Hand zu nehmen.

»Hole deinen Meister!«

Der Barbier rief statt dessen seinen Schutzheiligen an.

»Rufe den Kellner, den Wirt! Jemand in Guayaquil muß doch noch rasieren können!« jammerte Flederwisch förmlich. »Mein Gott, mein Gott, ich kann doch nicht halbrasiert nach dem Schiff laufen – und der Steuermann ist zurück, er wird auf mich warten!«

Ein Kellner kam. Er zeichnete sich nicht durch leichte Auffassungsgabe aus, fragte erst lange, ehe er begriff.

»Na, nun hat's auch noch Zeit,« sagte Flederwisch, sich phlegmatisch ins Unvermeidliche fügend und einen Notizblock aus der Tasche ziehend. »Ehe der einen Barbier geholt hat, kann Werner schon hier sein. Es ist ja kindisch, die paar Minuten nicht erwarten zu können. Hier,« er schrieb einige Zeilen auf ein Blatt, »ehe du den Barbier holst, gibst du den Zettel einem Manne von dem Boote ab, das an der vierten Treppe hält . . . was willst du denn, Carmencita?«

Er hatte nicht ihr erschrockenes Gesicht bemerkt, sah nur, wie sie den Kellner kurzerhand zur Tür hinausshob, ehe er den Zettel, der den Steuermann hierherbeordnete, erhalten hatte.

»Ich will dich rasieren, Paul.«

»Was? Du?«

»Ich kann es. Ich mußte immer meinen Vater rasieren, er konnte es nicht und duldete kein fremdes Messer an sich. Komm, setz dich, schnell doch!«

Ehe Flederwisch noch über die seltsame Situation, daß ihn seine junge Frau barbierte, ins klare kam und darüber lachen konnte, was er sonst getan, hatte sie ihn auf den Stuhl niedergedrückt – eins, zwei, drei – wieder eingeseift, das Messer über das Abziehleder, stand kerzengerade vor ihm, den Arm weit und steif ausgestreckt, und mit vier großen Strichen, nämlich nach englischer Manier, die man auch dort anwendet, war die andre Seite des Gesichtes glatt. Dann Wasser, Handtuch und Puderquaste; wohl unwillkürlich fuhr ihm Carmencita mit gespreizten Fingern noch durch das Kopfhaar, zog sie schnell wieder zurück, ja,

es war sogar gewesen, als hätte sie eine Verbeugung machen wollen.

»Bombenelement,« staunte Flederwisch, der gar nicht zur Besinnung gekommen war, »Mädel, bist du denn in einem spanischen Rasiersalon gewesen?«

»Paul!« erklang es hinter ihm empört.

Es war Carmencitas Glück, daß sich vor ihm kein Spiegel befand, sonst hätte er gesehen, daß ihr bleiches Gesicht und der ganze Ausdruck darin nicht die Folge der Empörung sein konnte. Es war ein furchtbarer Schreck.

In Südamerika gibt es Stuben, in denen geschminkte Mädchen einseifen und rasieren, und diese ›Barbeusen‹ stehen im denkbar übelsten Rufe.

»Wie ich dir sagte, ich hatte immer meinen Vater zu rasieren,« setzte sie ruhiger hinzu.

»Pardon!« Flederwisch sprang auf, und er war vor Verlegenheit errötet, er hatte sich nichts bei dem Worte gedacht, erst hinterher fiel ihm die ungeheuerliche Beleidigung ein. »Merkwürdig! Wenn ihr spanischen Mädchen zuseht, wie man einen Walfisch harpuniert, und ihr findet Spaß daran, ich glaube, ihr könnt es sofort nachmachen. Auf Wiedersehen in einer Stunde! Ich bringe ihn gleich mit.« Er hatte nach Strohhut und Handschuhen gegriffen und eilte hinaus.

Die Lippen fest zusammengepreßt, der weiße Schmelz der Haut aschgrau geworden, so stützte sich Carmencita auf das Fensterbrett.

»Er ist da,« kam es ächzend von den farblosen Lippen, »jetzt, Manuel, halte deinen Schwur!«

Der Kutter hatte Alfred und die vier Matrosen zurückgebracht. Aber wie sahen die Forschungsreisenden aus! Kohlschwarz gebrannt, und nicht nur Gesicht und Hände, sondern der ganze Körper, der außerdem mit von Moskitostichen herrührenden Beulen bedeckt war, denn die Kleidung bestand kaum noch aus Fetzen. Ein Matrose war überhaupt ganz nackt, hatte sich nur einen schmalen Streifen Segeltuch um den Leib gewickelt, und alle trugen anstatt der Stiefel Bretter mit Stricken unter die Füße gebunden.

Alfred beaufsichtigte das Auspacken der kostbaren Instrumente, seine Gefährten gossen eine Flasche kalter Limonade nach der andern hinter und erzählten schon von ihren Abenteuern.

Der Bootsmann hatte einen der mitgewesenen Matrosen unauffällig zur Seite gezogen, einen jungen, herkulischen Burschen mit intelligentem, fröhlichen Gesicht, und wußte die andern fernzuhalten.

Der nach seinen Abenteuern Gefragte, welcher sich beim Erzählen des an Bord üblichen platten Englisch bediente, aber dabei den gebornen Schweizer nicht verleugnen konnte, schilderte die Höllenfahrt. Doch sie mußte nach seinem Geschmack gewesen sein.

»He, Dietze, der Steuermann hat doch alles gepeilt und aufgenommen, nicht wahr, und hat nun doch seine Karte? Wenn der Steuermann nicht wieder mitginge – ich will's nur einmal so annehmen – würdest du das Schiff zwischen die Riffe nach dem gefundenen Hafen bugsieren können?«

»Jawohl, kommt nur hin!« lachte der Gefragte. »Ich kenne das schon; wie so eine Aufnahme gemacht wird, das liest sich recht hübsch in Büchern, aber wenn man's dann wieder aufsuchen will, ist man geradeso dumm wie zuvor, und

dem Kapitän würde es geradeso gehn. Zwischen solchen Rif-
fen und Sackgassen und Untiefen findet sich nur der wieder
zurecht, der die Karte selbst gemacht hat und von jedem
Pünktchen und Strichelchen weiß, was für ein Merkmal es
bedeutet, und wenn jetzt der erste Steuermann tot ginge,
dann nützten seine ganzen Karten gar nichts, dann müßte
der zweite Steuermann oder der Kapitän selbst noch einmal
hin und die ganze Geschichte von vorn anfangen.«

Mehr schien der Bootsmann nicht wissen zu wollen, er
brach das Gespräch ab und entfernte sich.

Der erste Steuermann hatte inzwischen das herannahen-
de Boot erspäht. Er stutzte einen Moment, als vermisse er
etwas darin, dann lächelte er flüchtig.

»Also doch!« sagte er zu sich selbst. »Sie hat mich er-
kannt – deswegen kommt sie nicht mit an Bord. Ich bin
neugierig, welche Lüge sie Flederwisch aufgehangen und
dann, wen sie als Bundesgenossen gegen mich geworben
hat. Ganz bestimmt ist es Manuel, der Mulatte! Flederwisch,
Flederwisch, du kannst Gott danken, daß du den Nobody an
Bord hast, sonst ginge es dir an den Kragen! Denn geheiratet
hat er dieses Weib, dafür wette ich meinen Kopf! Wie er es
wohl anfangen wird, mir diese Tatsache beizubringen? Na,
Freundchen, wenn du wüßtest, was ich entdeckt habe, du
würdest viel größere Augen machen als ich, wenn du mir
erzählst, was für ein Esel du gewesen bist! Hoffentlich war
das mit eine deiner letzten Dummheiten!«

Das Boot legte an.

»Habt Ihr etwas gefunden?« rief Flederwisch, der sich
über die Bordwand schwang.

»Einen vortrefflichen Hafen,« entgegnete Alfred, sich die Hand schütteln lassend, »wie geschaffen zum Ausladen, ohne Ankergrund, doch leicht und sicher zu vertäuen, ziemlich in der Mitte der Gruppe, die Hinfahrt durchaus offen, die Frithjof kann vom Lande aus auf beiden Seiten geschleppt werden. Freilich,« setzte er nach dieser lakonischen Meldung lächelnd hinzu, einen Blick an sich hinabsendend, »freilich werden diejenigen, welche an den Ufern ziehen müssen, ihre Stiefel und Kleider nie wiedersehen.«

»Dann ist ja alles gut! Hilf, Himmel, wie seht Ihr aus? Wo ist die aufgenommene Karte?«

»Liegt alles in meiner Kabine. Die Gallopagosriffe sind durchaus nicht so unfruchtbar, wie man sie immer verschreit; es wächst dort eine niedliche Art von Dornen; was die einmal fassen, halten sie fest – ein niederträchtiger Busch! Und Moskitos! Ich habe die Ehre, die Seekarten um eine ganze Menge von Peilungen zu bereichern. Ich bin der erste, der die Durchfahrten in der nördlichen Gruppe der Schildkröteninseln sondiert hat – wird aber wenig Aufsehen in nautischen Kreisen erregen.«

»Na, mich freut's, daß Ihr Euch wenigstens nicht die gute Laune habt verderben lassen!«

Sie begaben sich in Alfreds Kabine. Flederwisch prüfte die gefertigten Pläne, und als erfahrener Seemann erkannte auch er sofort, daß trotz der peinlichen Aufnahme des Weges durch die Inselchen nur der ihn wiederfinden konnte, der die Zeichnung nach Messungen ausgeführt hatte. Eine Seekarte ist eben kein Landstraßenplan, und ebenso schwer hätte jemand genau denselben Weg einschlagen können, den vor ihm ein Wanderer durch einen jungfräulichen Urwald genommen, seine Route durch die Stellung der Bäume

und der Sterne, welche durch diese und jene Zweige schimmerten, beschreibend.

Nun, der erste Steuermann würde ja die Frithjof leiten.

»Ihr habt einen ziemlichen Sturm dort durchmachen müssen. Wie ist es denn zwischen den Felsklippen?«

»Schrecklich! Die Brandung wütet, wie ich es noch nirgends gesehen. Aber mein Hafen ist gut, und solange die Taue halten, liegt das Schiff sicher. Und sonst herrscht dort eine Hitze – unbeschreiblich!«

»Ja, man merkt's. Ihr könntet Euch auf dem Jahrmarkt als echter, feuerfressender Neger ausstellen lassen. Besten Dank für Euern Eifer! Nun etwas andres!« Flederwisch ging aus dem geschäftlichen Tone, der aber nie des Spottes entbehrte, in einen vertraulichen über, und dabei begannen, während sich sein Antlitz rötete, die Augen unsicher zu flackern. »Steuermann, Ihr dürft mir noch nachträglich gratulieren!«

»Wozu?«

»Seit vierzehn Tagen bin ich ein verheirateter Mann, richtig durch den Segen des Priesters mit einer Vertreterin des andern Geschlechts fürs ganze Leben verbunden.«

»Wie sagen Sie?«

»Na, ich bin verheiratet!«

»Bitte, ich verstehe die Pointe noch immer nicht!«

»Was, Ihr denkt, es sei ein Witz? Herrgott, Mensch – ich habe geheiratet – bin vor vierzehn Tagen in der Klosterkirche von St. Palo getraut worden. Ja, ja, Ihr braucht mich nicht so anzusehen!«

Obgleich Alfred wußte, daß es sich hier nicht um einen Scherz handelte, stellte er sich doch, als traue er seinen Ohren nicht.

»So!«

»Jawohl, so! Was habt Ihr eigentlich dagegen?«

»Mit wem?«

»Mit einer Dame! Na, ich kann mir ja denken, daß Euch meine Offenbarung etwas gegen den Kopf schlägt. Kurz und gut, als ich das letztmal mit der Imma hier war, fiel ich in Amors Schlingen, ich bin mit ihr, einem Mädchen aus höchst achtbarer Familie in Quito, ein Jahr verlobt gewesen, neulich erfolgte die Trauung. Es kommt Euch etwas plötzlich, nicht wahr? Ja, du lieber Gott, ein Verliebter ist manchmal ein komischer Kauz, ich hatte niemals den rechten Mut, zu jemandem davon zu sprechen – Ihr kennt ja die alte Geschichte von der heimlichen Liebe, von der niemand nichts weiß – meine Schwester war übrigens in alles eingeweiht, sie war die einzige.«

»Imma?«

»Sie hat Euch also nichts gesagt? Ich bat sie darum, es nicht zu tun – eben aus dem dummen Grunde – hätte aber nicht gedacht, daß sie so verschwiegen sein könnte. Das ist brav von ihr – oder auch nicht!«

»Ich gratuliere, Kapitän!« Alfred zwang sich zu einem Lächeln, als er jenem die Hand hinstreckte.

»Danke, danke, alter Junge! Carmencita wird also an Bord bei mir bleiben – daß die Kabine, in der ich immer meine Bilder entwickelte, als Damenboudoir eingerichtet ist, wißt Ihr doch. O, es soll ein prachtvolles Leben werden. Zieht Euch doch gleich an, ich muß Euch ihr vorstellen, sie brennt danach, Euch kennen zu lernen . . . «

»Verzeiht! Heute nicht! Denkt Euch meine Verfassung, ich sehne mich nach einem Bad und nach der Koje.«

»Ach, heute abend doch – na, dann morgen! Wartet, ich muß Euch doch wenigstens ihre Photographie zeigen!«

Er öffnete die Tür.

»Steward, Steward!!«

Flederwisch hatte ein unsicheres, hastiges Wesen.

»Hallo, ich muß das Etui doch hier haben!« sagte er, in allen Taschen wühlend, während der Gerufene schon vor ihm stand. »Nein, dann muß es auf meinem Schreibtisch liegen – das rote Lederetui, hole es! Ein bildschönes Weib,« wandte er sich wieder an den Steuermann, »zum Küssen – Ihr sollt sie sehen!«

Seltsame Worte!

»Ihr habt Euch doch nicht katholisch trauen lassen?«

»Natürlich, anders geht es hierzulande doch nicht! Hast du das Etui, Manuel?«

Der Steward hatte das Etui nicht finden können.

»Esel! Dann geh an meinen Schreibtisch, links die zweite Schublade, da liegen noch ein paar Dutzend. Ja, Steuermann, in der St. Palokirche habe ich mich trauen lassen, der Priester war ein – Mulatte.«

Es war das letzte Geständnis gewesen. Alfred mußte wissen, was die letzten Worte bedeuteten, und seine Augen erweiterten sich denn auch; wie fassungslos blickte er den Sprecher an.

»Ihr habt doch nicht – Eure Frau ist eine Farbige?«

»Eine Quadrone!«

»Kapitän!«

»Was habt Ihr?« Drohend begannen sich Flederwischs Brauen zu runzeln, wenn er auch gleichgültig fortfuhr: »Ich weiß schon, was Ihr denkt! Ich weiß auch, daß in einigen Jahren die Herrlichkeit vorüber sein wird. Aber ich bin einmal Gefühlsmensch, ich liebe sie und – ich bin ein Ehrenmann! Carmencita ist eine Quadrone, für mich aber ist sie

ein Engel, und ich liebe sie. Fordert Ihr weitere Erklärungen?«

Alfred raffte sich anscheinend mit Mühe auf, er streckte Flederwisch noch einmal die Hand hin.

»Ich wünsche Euch nochmals Glück, Kapitän, mögt Ihr es nie zu bereuen haben!« sagte er in wirklich herzlichem Tone.

»Jetzt vorläufig bin ich der glücklichste Mensch,« lachte Flederwisch, sich ebenso schnell verändernd, und schlug ein, »und ich bin der Mann, mir mein Glück zu sichern. Daß ich mir ein Leben zu zimmern verstehe, habt Ihr wohl schon gemerkt. Ja, Carmencita ist eine Farbige, wie sie alle sind, aber sie bleibt bei mir an Bord, und ich werde sie mir erziehen . . . «

»Ich kann die Photographien nicht finden, Kapitän!« meldete der wieder eingetretene Steward.

»Nicht links im zweiten Schubfach? Nanu, wo soll ich sie denn hingepackt haben? Ich habe in meinem Glück wirklich den Kopf ganz und gar verloren! Es ist gut! Na, Steuermann, da werdet Ihr also morgen mittag mit uns speisen, es ist besser, Ihr seht sie gleich, ehe ich Euch den Mund wässerig gemacht habe . . . was wollt Ihr?«

Alfred hatte eine Bewegung gemacht.

»Danke, ich werde morgen der Einladung folgen. Nun, Kapitän, muß ich Euch eine Mitteilung machen – ich erbat mir doch Bedenkzeit – ich werde Euch also schon hier in Guayaquil verlassen. Nehmt Ihr die Kündigung an, Kapitän?«

Es mußte doch ein schwerer Schlag für Flederwisch gewesen sein. Er konnte ja nicht erraten, was für Pläne sein erster Steuermann mit dieser plötzlichen Kündigung verfolgte.

»Warum?« fragte er nach einer langen Pause scharf.

»Das Schmuggelhandwerk verträgt sich nicht mit meiner Ehre!«

»Ich werde es wahrscheinlich aufgeben!«

»Wahrscheinlich, aber nicht in der Tat! Nein, Kapitän, ich kündige hiermit, wenn auch in alter Freundschaft!«

»Ist das Euer letztes Wort?«

»Mein letztes! Doch ich halte es selbstverständlich für meine Pflicht, die Frithjof noch zwischen die Gallopagos zu führen!«

»Ah, das ist etwas andres!« rief Flederwisch, erleichtert aufatmend. Denn das war seine einzige Sorge gewesen. »Nun denn, morgen mittag! Ich will Euch jetzt nicht weiter stören!«

Er schüttelte dem Steuermann die Hand und ging.

Alfred saß eine Weile schweigend da, dann erhob er sich und sagte halblaut:

»Und jetzt wird Manuel mich aufsuchen! Er hat nicht ohne Grund gelogen, daß er die Photographien nicht finden könnte. Er weiß, daß ich Carmencita bereits kenne, und fürchtete, daß ich es beim Anblick ihres Bildes verraten könnte! Nun, er soll mich gerüstet finden, dieser böse Dämon des Kapitäns Flederwisch!«

Warum aber verurteilte auch der angebliche Alfred Werner die Heirat Flederwischs mit einer Farbigen so scharf?

Das mußte auch Flederwisch wissen. Wie sonst alles gekommen war, konnte sich Alfred erklären. Flederwisch hatte Gefallen an einem Weibe gefunden, man setzte ihm Widerstand entgegen, Geschenke und Geld zogen nicht, Heirat wurde gefordert – und da hatte er eben leichtsinnig den Schritt getan, den sich ein anderer Mann, und sei er auch noch so sorglos, doch wenigstens etwas überlegt – hatte

einfach geheiratet. Religion, Trauung, wie es später werden würde, die Untrennbarkeit der katholischen Ehe, die Vermögensverhältnisse – das galt ihm ja alles nichts, und wenn er ihrer überdrüssig ward, jagte er sie doch davon. Was kümmerte ihn der morgende Tag? Den heutigen wollte er genießen!

Alfred aber mußte diese Heirat doppelt verdammen, denn er kannte Carmencita, nicht erst seit seiner heimlichen Anwesenheit in Guayaquil, sondern bereits seit Jahren, und er wußte auch, was sie gewesen war.

Der Gedankengang Alfreds war geschlossen, als ihm der Steward meldete, daß ein Bad bereit sei. Er hörte noch, wie Flederwisch nach dem Bootsmann rief und ihn von Matrosen suchen ließ; er wollte ihn mit an Land nehmen. Aber der Mulatte kam nicht und wurde nicht gefunden, obgleich er an Bord sein mußte. Solch ein Schiff ist ja zu groß, hat zu viele Kammern und Winkel, man kann sich darin verlieren, ohne sich verstecken zu wollen. So fuhr Flederwisch endlich ohne Manuel ab.

Das Boot hatte sich noch nicht zwischen den Schiffen im Hafen verloren, als aus einer Luke des Mulatten wolliger Kopf auftauchte.

»Ihr solltet mit dem Kapitän fahren. Wo seid Ihr denn gewesen?« rief der zweite Steuermann.

»Im Kielraum, habe das Wasser gemessen.«

Manuel trocknete das Meßinstrument ab und schritt dem Kajüteneingang zu.

»Ist der Erste in seiner Kabine?« fragte er den Steward.

»Er sitzt im Bade.«

»Wie lange schon?«

»Fünf Minuten.«

Der Mulatte begab sich in die geräumige Schlafkabine, welche er mit andern Unteroffizieren teilte; jetzt befand sich niemand darin, er verriegelte die Tür hinter sich, zündete, obgleich es hell genug war, die in Kugellagern schwebende Petroleumlampe an, zog unter der Koje seine Kleiderkiste hervor, schloß sie auf, wühlte darin und brachte vom Grunde derselben ein mit fremdartigen Schnitzereien bedecktes Holzkästchen zum Vorschein, dem er ein geschliffenes Fläschchen entnahm, gefüllt mit einer grünen Flüssigkeit. Prüfend hielt er es gegen das Licht. Dann zog er aus seinem dichten Kopfhaar, das ihm stets als Scheide zu dienen schien, jenen kleinen Dolch hervor, mit dem er einst Alfred bedroht hatte, nahm den eingeschliffenen Glasstößel von der Flasche, träufelte vorsichtig einige Tropfen auf beide Seiten der Spitze des Dolches und wendete diese in einiger Entfernung von dem Hitze ausstrahlenden Lampenzylinder hin und her, bis die Flüssigkeit eingetrocknet war.

»Schade,« sagte er, als er die Lampe ausblies und das Fläschchen wieder in der Kiste barg, »der Ring wäre besser und sicherer, aber den hat der Kapitän.«

Sonst war nicht in seinen dunklen Zügen zu lesen, was diese Vorbereitungen bedeuteten.

Lauschend blieb er an der Tür stehn. Nach einer Weile vernahm er Schritte auf dem Gange, sie mehr durch die Erschütterung des Bodens fühlend als hörend. Eine Tür schob sich in den Rollen.

Manuel riegelte auf – einige Schritte – er stand vor der Kabine des ersten Steuermanns, klopfte an, trat ein und ging durch diesen Raum in die Schlafkabine.

In dieser saß auf dem niedrigen Sofa der erste Steuer-
mann, das Haar noch feucht, nur in einen langen Bademan-
tel gehüllt. Er warf einen flüchtigen Blick auf den Eintreten-
den und ordnete die Zeitungen weiter, welche er dann in
der Koje lesen wollte.

»Ihr seid's, Bootsmann? Der Kapitän hat Euch vorhin wie
eine Stecknadel gesucht.«

»Ich weiß es, aber ich hatte mich versteckt, um Euch in
des Kapitäns Abwesenheit allein zu sprechen.«

Jetzt sah Alfred ihn voll an. Er wußte nun genau, daß
seine Voraussetzungen stimmten.

»Nun, was gibt's?«

»Steuermann, kann ich einmal vernünftig mit Euch re-
den? Es ist eine verdammt wichtige Sache, es handelt sich
um unsern Kapitän.«

»Sprecht, Manuel! Das klingt ja geheimnisvoll.«

»Seht, Steuermann,« begann der Mulatte in gedämpftem
Tone, »ich bin ein grober, ungehobelter Bursche und verste-
he den Henker etwas von Umgangsformen, deshalb falle ich
gleich mit der Tür ins Haus, denn länger muß ich mich da-
bei aufhalten, was mich selbst anbetrifft. Ich bin ein Säufer,
ein Spieler und ein Raufbold, habe mehr Leuten den Schä-
del eingedrückt und den Galgen öfter verdient, als ich an
den Fingern herzählen kann, ich bin ein Strolch, ein Lump
und ein Hundsfott durch und durch, an mir ist auch kein
Lot Gutes, und einen Menschen zu ermorden, das ist bei mir
gerade so viel, wie eine Fliege totklappen, und wie locker
bei mir das Messer sitzt, das wißt Ihr ja selbst von Beginn
unsrer Fahrt.«

Jeder andre als Nobody wäre durch diese sonderbare Ein-
leitung stutzig geworden, er aber tat weiter nichts, als daß

er unter dem Bademantel die Hand freimachte und sich be-reithielt, dem Mulatten bei einem etwaigen Angriffe einen Fußtritt vor den Leib zu versetzen.

»Nein, nein, Steuermann, braucht keine Bange vor mir zu haben,« sagte schnell der Mulatte, und merkwürdig an ihm war es, daß er nicht dabei grinste. »Für solch einen Dumm-kopf haltet Ihr mich wohl nicht, daß ich erst langen Unsinn schwatze, wenn ich Euch ans Leben wollte. Daß Ihr mich da-mals zu Boden schlugt, war ganz recht; gleich die Hand hät-tet Ihr mir abhacken sollen, wie ich der Katze den Schwanz, ich hatte es doppelt verdient. Und nachtragend bin ich nicht. Ihr solltet nur sehen, daß ich mich nicht besser mache, als ich bin. Ein so grober Geselle ich aber nun auch bin, Grütze habe ich doch im Kopfe, habe manches gelernt, was andre nicht können, kann lesen und schreiben und rechnen . . . «

»Kommt endlich zur Sache!« unterbrach Alfred ihn unge-duldig, ohne seinen heimlichen Verteidigungszustand auf-zugeben. Jetzt brach bei dem Mulatten wieder einmal die Geschwätzigkeit seiner Rasse durch.

»Und doch ist das gerade die Hauptsache. Ich wollte Euch nur sagen, daß ich auf meine Weise auch ein Politiker bin, und was ich darin leiste, das kommt alles meinem Herrn zugute, und mit welcher Liebe ich an dem hänge, wißt Ihr doch . . . «

»Was ist nun eigentlich mit dem Kapitän?«

»Well, der Kapitän ist mit seiner Heirat verdammt hinein-gefallen, jetzt kommt's kurz und bündig heraus, und nun bin ich da, der Manuel, um zu verhüten, daß er sich noch mehr Unglück auf den Hals ladet.«

»Ihr seid seiner Frau nicht gewogen?«

»Bah, ich komme nicht in Betracht, es gilt nur dem Kapitän. Daß es ein zänkisches, launenhaftes Weib ist, daß die Farbige in ein paar Jahren eine alte Hexe sein wird – das meine ich auch alles nicht; 's ist noch was andres dabei. Seht, Steuermann, wenn Ihr ein Goldstück bekommt, und Ihr laßt's Euch wechseln, und erst später erfahrt Ihr, daß es ein falsches gewesen ist, dann tut's Euch doch auch nicht hinterher leid, ein falsches Goldstück gehabt zu haben. Nein, das ist auch noch nicht das Rechte. Paßt auf, ich will Euch eine Geschichte erzählen! Ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen. Ich hab's an meiner Tabakspfeife, die ich gerade rauche, und wenn's auch nur ein elender Kalkstummel ist; und schmettert mich eine Woge gegen die Bordwand, dann greife ich erst nach meinem Kalkstummel, ob der noch heil ist, und dann erst untersuche ich meine Rippen. Da hatte ich mir in Triest einmal eine Meerschaumpfeife gekauft, 's war ein Schwein draufgeschnitzt, ein Glücksschweinchen wär's, sagte der Händler, und das Meerschaumpfeifchen rauchte sich so wunderschön an, erst wurde es oben rot und dann braun, und dann gings so langsam von oben nach unten und von hinten nach vorn, und ich war stolz auf meine Meerschaumpfeife und zeigte sie jedem und prahlte mit ihr; niemand hatte eine so schöne Pfeife wie ich, und wer etwas an ihr zu tadeln hatte, dem schlug ich die Zähne ein. Da sagte mir einmal ein Matrose, der etwas davon verstand, das wäre nur Schlemmkreide und etwas darüber gepinselt, was sich gradeso anraucht wie Meerschäum. Ich glaubte dem Hund nicht und schlug ihn halbtot, aber – ich weiß nicht, mir war etwas verdorben, ich ging weiter und fragte andre, die noch mehr davon verstanden, und überall hieß es: der Händler hat dich betrogen, das ist nur überpinselte Schlemmkreide.

Da nahm ich die Pfeife und schleuderte sie an Deck, daß sie in tausend Stücke zersprang, und dann kroch ich alter Esel in den Kielraum und heulte wie ein Kind. Seht, Steuermann, war es nötig gewesen, daß mir mein Maat sagte, es wäre nur Schlemmkreide? Er wußte, wie ich mich über mein Meerschaumpfeifchen freute, und er hatte doch nichts davon, als ich sie hinwarf. Na ja, die Schadenfreude! Aber die verging ihm bald unter meinen Fäusten. Hätte er nichts gesagt, so hätte ich heute noch meine schöne Meerschaumpfeife. Denn darauf kommt's doch nicht an, was man hat, sondern was man zu haben glaubt. Habe ich recht oder unrecht?«

Alfred war überrascht. Solch eine Philosophie hätte er dem Mulatten, der Schopenhauer sicher nicht gelesen hatte, nicht zugetraut.

»Ihr habt recht. Und wie hängt das nun mit dem Kapitän zusammen?«

»Der Kapitän glaubt, er habe eine Meerschaumpfeife, und 's ist nur überpinselte Schlemmkreide.«

»Carmencita?«

»Seine Frau! Habe es zu spät erfahren, sonst hätte er sie billiger haben können, und er konnte sie doch für echt halten.«

»Jetzt sprecht Euch offen aus.«

»Nicht eher, als bis Ihr mir Euer Ehrenwort gegeben habt, dem Kapitän nicht zu verraten, was Ihr wißt. Warum soll er nicht an sein Meerschaumpfeifchen glauben, wenn er's liebt?«

»Hier begeht Ihr einen Fehler, Manuel,« sagte Alfred, der sich unwissend stellte. »Wenn Ihr etwas aus ihrer Vergangenheit wißt, warum wollt Ihr mir das Geheimnis aufdrängen? Ich mag es gar nicht wissen.«

»Ihr könntet doch zufälligerweise dahinterkommen, so gut wie ich, gerade Ihr könnt es ihm verraten, auch wenn Ihr es gar nicht wollt, und ich möchte meinen Herrn vor dem Jammer bewahren, daß er seine Meerschaumpfeife nicht selbst zerschmettert. Euer Ehrenwort, Steuermann!«

»Wenn Ihr es durchaus wollt, ich kann es Euch geben.«

Aus Manuels rechtem Jackenärmel kam die Hand zum Vorschein, sie nahm die hingehaltene, hielt sie fest, die unsichtbare Hand im andern Aermel ballte sich noch mehr zur Faust, und jetzt trat das beständige Grinsen hervor.

»Bis zur Hochzeit hieß sie Carmencita Moriere, ihr eigentlicher Name aber ist Dolores Servante, und ihre im Gefängnis sitzende Mutter hatte in Valparaiso einen Rasiersalon.«

Der erste Steuermann hätte selbst diese letzten Worte aussprechen können, denn er kannte Carmencitas Vergangenheit, genauer vielleicht, als die Quadrone dem Mulatten gebeichtet hatte.

Alfred Werner, wie Nobody sich jetzt nannte, hatte selbst einst in den Liebesbanden dieser schönen Sirene gefangen gelegen. Allerdings, er war immer Nobody geblieben. Er hatte nie sich selbst vergessen, er hatte in der damaligen Dolores Servante das farbige Weib sozusagen studiert, und was er da erfahren hatte, das genügte dann, um ihm für alle Zeiten die tiefste Verachtung vor allen diesen südamerikanischen Mischlingen einzustoßen.

In Valparaiso war es gewesen, wo sein Schiff für Monate im Dock lag. Bisher waren die Fahrten des Steuermanns nur

nach dem Osten gegangen; zum ersten Male kam er nach der Westküste Südamerikas. Bei einer Volksfestlichkeit hatte er das wunderbar schöne Mädchen kennen gelernt.

Dolores hatte sich für die Tochter hochstehender Eltern ausgegeben, dabei aber in ihrer Leidenschaft die Grenzen nicht innegehalten, die vornehmen Mädchen durch Geburt und Erziehung gesteckt sind.

Da ereignete sich in einem jener Barbiersalons ein Skandal. Die Sache kam vor Gericht, und selbst ein Mann wie unser Nobody, gesteht in seinen Tagebüchern, daß er aufs höchste überrascht gewesen sei, als er mit zur Zeugenschaft aufgefordert wurde. Neben ihm stand als Hauptangeklagte die unschuldige Dolores. Unter dem Eide entpuppte sich das schöne, voll entwickelte Mädchen den Jahren nach als ein Kind, dem Charakter nach zusammengesetzt aus Lüge und Verdorbenheit; ihre Mutter war die Besitzerin einer berühmten Damenbarbierstube.

Dann kamen die Versuche einer Versöhnung, mit Bitten und Tränen und Verzweiflung, sie liebe ihn ja doch, wolle nur seine Geliebte bleiben – denn das ist ja eben der Charakter der Farbigen, der Zigeunerin und des verkommenen Weibes, daß sie den noch liebt, der sie verachtet – bis zu einer gewissen Grenze, an der sich die Liebe in glühenden Haß verwandelt. Doch Alfred stieß sie entrüstet von sich . . .

Manuel löste seine Hand, er hielt dem Steuermann ein rotes Lederetui mit einer Photographie vor.

»Es sind zwar schon drei Jahre – ist sie dem Bilde noch ähnlich?«

»Sie ist es!« flüsterte Alfred.

»Das eben ist es. Ihr müßt ihr doch gegenübertreten, könnt es nicht verhindern, sonst schöpft der Kapitän Verdacht. Oder wollt Ihr etwa sagen, Ihr hättet den Schnupfen, habt Euch in den Finger geschnitten? So etwas gibt's bei uns Seeleuten nicht. Ihr seid zu morgen mittag eingeladen, Ihr müßt hin. Carmencita hat sich beim Anblick Eurer Photographie dort verraten, sie mußte mir beichten, ich ließ nicht locker. Sie ist vorbereitet und erwartet Euch, jetzt habe ich Euch vorbereitet. Aendern könnt Ihr doch nichts mehr, laßt dem Kapitän seine Meerschaumpfeife. Euer Ehrenwort habe ich.«

»Ihr habt es. Verlaßt mich jetzt!« brachte Alfred in gut gespielter Bestürzung mühsam mit heiserer Stimme hervor.

Der Mulatte ging. In seiner Kammer schmirgelte er die vergiftete Klinge des Dolches mit Sandpapier ab und ließ ihn statt im Aermel, wieder im Haar verschwinden. Er hatte ihn nicht gebraucht. — —

Am andern Mittag stellte Flederwisch die beiden einander vor. Sie kannten sich nicht, hatten sich nie gesehen. Carmencita besaß die Kunst der Verstellung, und Alfred bezwang sich. Sie wurde aber von ihrem gewöhnlichen Phlegma verlassen, lachte und scherzte viel.

Als Alfred dann befreit war, ging er auf die Post und gab einen eingeschriebenen Brief auf, den er schon in der Tasche getragen hatte, und als dieser unwiderruflich aus seinen Händen war, fiel ihm die Strophe eines Gedichtes ein, das er einst in der Jugend gelernt hatte:

»Und schnitt zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.« — —

Die Frithjof war unter Alfreds Leitung in das Labyrinth der Wasserstraßen und Felseninseln eingedrungen, die den nördlichen Teil der Gallopagosgruppe bilden.

Es war eine furchtbare Arbeit gewesen. Das Schiff mußte beständig geschleppt werden. Taue wurden nach den nächsten Inseln ausgefahren, die Matrosen spannten sich davor, vor ihnen ging eine andre Abteilung, die erst in dem Dornengestrüpp, einer Salzwasserpflanze, mit Aexten und Messern einen Weg bahnten, und dennoch fielen die Kleider in Lappen vom Körper und auf dem mit Spitzen bedeckten Lavaboden die Stiefel von den Füßen; und wenn die nackte Sohle den glühenden Stein berührte, sengte auch noch die Haut ab. Die meisten litten an einer Augenentzündung, zwei waren vom Sonnenstich getroffen worden, den einen gab Flederwisch schon auf, und drei andre waren durch Schwäche arbeitsunfähig. Es fehlten nur noch Fieber und Moskitos. Dann aber lag die Frithjof an der ausgesuchten Stelle, einer gegen die Brandung geschützten Bucht, und wurde an Lavablöcken, die im Boden wurzelten, mit Tauen befestigt.

Nach einem Tage der Erholung begann das Ausladen der Kisten. Der Donkey trieb die Dampfwinden, diese hoben aus dem Raume die Kisten empor und über Bord, wo sie an Land von Matrosenarmen weitergemannt und aufgestapelt wurden. Wollte der Kapitän aber seine Leute nicht ruinieren, so konnte er sie nur in der kühlestn Zeit arbeiten lassen, am frühesten Morgen und kurz nach Sonnenuntergang, immer nur wenige Stunden, und so würden mit dem Ausladen zwei Wochen vergehn. Aber auch in der freien Zeit war keine erquickende Ruhe möglich. Von dem ewig blauen Himmel brannte die Aequatorsonne fürchterlich heiß herab. Unter Deck war es nicht auszuhalten. Hier nutzte keine Ventilation und kein eisgekühltes Getränk, noch weniger ein Bad in dem warmen Seewasser, an Deck wurden die Augen von der spiegelnden See und den von den Lavamassen reflektierten

Glutstrahlen gequält, und wenn die Nacht endlich Kühlung brachte, so erschienen mit ihr auch Myriaden von Moskitos, welche das frische Menschenblut gewittert hatten.

Der einzige, welchen diese Hitze gar nicht zu belästigen schien, war Alfred. Dies mochte er weniger seiner Körperkonstitution, als vielmehr seiner Energie verdanken, jener Energie, durch welche der Forschungsreisende das Fieber der Tropen und die Todeskälte der Polarregion bezwingt.

Der erste Steuermann hatte aus Gefälligkeit gegen den Kapitän, um kein Aufsehen zu erregen, in Guayaquil nicht abgemustert. Denn das absegelnde Schiff hätte doch einen andern Steuermann an Bord nehmen müssen; das Abmustern, auf dem Seemannsamt förmlich vorgenommen, wäre in jenem Hafen sofort bekannt geworden. Erst bei der Rückkehr nach Guayaquil, wo Flederwisch schon wieder eine neue Fracht in Aussicht hatte – ohne Schmuggel, wie er vor Alfred betonte, was aber dessen Entschluß nicht mehr änderte – wollte er dies tun und sich direkt nach England zurückbegeben.

Da jetzt an Bord nichts für ihn zu tun war, konnte er die ganze Zeit für sich verwenden, und er benutzte sie, um im Dingi – das ist ein sehr kleines Boot, nur zwei Personen tragend – den einzelnen Inselbergen Besuche abzustatten. Außer elf größern Eilanden sind die Gallopagos ja noch völlig unbekannt; nur Darwin hat auch den nördlichen Teil untersucht und den seltsamen Fall konstatiert, daß die Gallopagosgruppe eine völlig selbständige Tierwelt beherbergt. Von sechsundzwanzig Arten Vögeln werden fünfundzwanzig nur hier gefunden und sonst nirgends auf der Erde, vierzehn Arten besondere Muscheln und drei Arten Insekten,

und obgleich die Lederschildkröte von hier aus die weitesten Reisen macht – man hat sie auf den Bahamainseln wie an Irlands Küste angetroffen – erreicht sie doch nur hier, im spätern Alter das anstrengende Reisen aufgebend, eine Schwere bis zu sechzehn Zentnern.

So ruderte Alfred im Dingi, mit Proviant versehen, die Augen durch eine blaue Brille geschützt, fast täglich vor Sonnenaufgang fort und kam erst des Abends zurück, um seine Jagdbeute in der Kabine zu präparieren, auszustopfen oder unter das Mikroskop zu legen und in Spiritus zu setzen. Flederwisch kümmerte sich nicht um ihn. Zwischen den beiden war doch ein Mißverhältnis eingetreten. Der Kapitän sah seinen ersten Steuermann fast nur, wenn sich dieser vorschriftsmäßig ›von Bord‹ und ›an Bord zurück‹ meldete.

Desto mehr Interesse an dem Steuermann schien Manuel zu nehmen. Der Mulatte, dessen blutunterlaufene Augen überhaupt immer in anormalem Zustande waren, obgleich er mit ihnen wie ein Falke am Tage und wie eine Eule im Finstern sehen konnte, litt ebenfalls stark an Netzhautentzündung, dokterte selbst an sich herum und klagte seinem Herrn, welcher als Kapitän ja einige ärztliche Kenntnisse besitzen mußte, er sähe alles doppelt, und trotzdem bot er sich mehrmals Alfred zur Begleitung an, wurde aber von diesem immer abgewiesen. Er wollte in der großartigen Einsamkeit auch ganz allein sein. Da mußte Manuel dem fortfahrenden Dingi wenigstens stets solange als möglich nachsehen, auch mit Hilfe des Fernrohrs. –

Acht Tage waren vergangen, die Hälfte der Fracht erhob sich als Kistenberg auf dem Plateau.

Flederwisch lag im Salon in einer Hängematte unter dem rollenden Flügelventilator, eine Bequemlichkeit, welche der

jetzt von der Morgenarbeit erschöpften Mannschaft nicht geboten war. Er berechnete die Stunden und Minuten, welche noch bis zur völligen Löschung des Schiffes nötig waren, um von dieser Höllenqual erlöst zu werden, als der stürmische Eintritt des Bootsmannes seine Gedanken unterbrach. Manuel hatte ein langes Fernrohr in der Hand, den grünen Augenschirm weit auf den Kopf zurückgeschoben.

»Kapitän, kommt an Deck!« stieß er erregt hervor. »Ihr sollt mir sagen, ob meine Augen ganz und gar vom Teufel besessen sind oder ob's seine Richtigkeit hat. Doppelt habe ich den Steuermann in zwei Dingis fortfahren sehen – das stimmt, doppelt muß alles sein – aber jetzt klettert er als vier Menschen dort hinten auf einem Berge herum!«

Flederwisch richtete sich etwas auf und blickte halb erstaunt, halb ärgerlich nach seinem Bootsmann, der ihn beim Sprechen nicht ansah, sondern halb abgewendet dastand.

»Hier liege ich, Kerl! Du blickst und sprichst ja immer in die andre Ecke. Ich glaube, du hast auch schon einen Sonnenstich im Kopfe. Sieh dich vor, Manuel! Du kannst noch blind werden. Was hast du eigentlich immer mit dem Fernrohr zu spionieren? Du verlierst deine Sehkraft noch völlig!«

»Nein, ich sehe besser als zuvor, wenn auch alles doppelt,« entgegnete der Mulatte, der sich ihm bei den ersten Worten zugewendet hatte. »Aber wahrhaftig, Kapitän, der doppelte Steuermann hat sich vervierfacht – Scherz beiseite – er ist in Gesellschaft eines andern.«

»Weil er einen andern mitgenommen hat.«

»Er ist allein im Dingi fortgefahren, ich habe es gesehen, habe überdies auch noch die Mannschaft nachgezählt, weil ich's selbst nicht glauben mochte; alles ist an Bord. Jetzt aber sehe ich zwei Menschen dort zwischen den Klippen

herumklettern. Wahrhaftig, Kapitän, es ist so! Ich hatte das Dingi aus den Augen verloren, und als ich das Glas herumschob, bekam ich plötzlich einen Mann in Sicht, der auf einer Insel von Stein zu Stein sprang. Ich denke natürlich, 's ist der Steuermann. Denn wer sollte es sonst sein? Dann fällt mir's auf, wie komisch der sich benimmt; ich glaube, der Steuermann tanzt Hornpipe, springt immer von einem Fuß auf den andern und quirlt mit den Beinen in der Luft herum. Und, denke ich noch so, was fällt denn dem ein, bei der Hitze den Hut abzusetzen? Der Steuermann hatte nämlich wie immer bei seiner Abfahrt einen breitkrepfigen Strohhut auf dem Kopfe. Sonst ist's zu weit, um etwas deutlich unterscheiden zu können. Da verschiebe ich aus Versehen das Glas etwas, und plötzlich habe ich eine zweite Figur vor dem Glase – und das war der Steuermann mit dem Strohhute; er krabbelte einen Berg hinauf, auf derselben Insel. Kapitän, so oder so, da ist ein Fremder in der Nähe!«

Mit einem Fluche sprang Flederwisch aus der Hängematte und eilte an Deck.

Bisher hatte man von der Frithjof aus noch kein einziges Segel gesehen, keine Rauchwolke am Tage, kein Licht in der Nacht. Ein Schiff hatte hier durchaus nichts zu suchen, und näherte sich ein solches der vulkanischen Gruppe, so traf der Kapitän beim Erkennen der Lage sicher sofort alle Anordnungen, daß er die gefährliche Gegend schnell wieder hinter sich bekam. Auf diesen Klippen gab es nicht einmal eine Schildkröte, der man hätte nachstellen können; denn es fehlte ihr an Trinkwasser, und eben wegen ihrer Tödesamkeit hatte Valdez diese Inseln zum Stapelplatz der Revolver bestimmt. So konnte der Unbekannte, den Manuel entdeckt haben wollte, höchstens ein hierher verschlagener

Fischer sein, dessen Verrat zu fürchten war, vorausgesetzt allerdings, daß er überhaupt erfuhr, was hier vorging. Doch nein, zu fürchten war auch er nicht. Man brauchte ihm nur den Mund mit einigen Goldstücken zu stopfen.

An Deck war kein Mensch.

Manuel schraubte das Fernrohr in das Stativ, richtete es nach dem westlichen Saume der sich endlos erstreckenden Felsenmasse von Bergen, Plateaus und Klippen und suchte lange. Hatte er kein besonderes Merkmal, so konnte er die Insel nur durch Zufall wiederfinden. Ungeduldig beobachtete ihn Flederwisch.

»Jetzt habe ich den Berg wieder,« murmelte der Mulatte nach zehn Minuten, »da ist der spitze Felsen – nein, das ist er – und nun schräg daran herunter – und da ist der Stein, sieht aus wie eine gehörnte Teufelsfratze – und nun muß ich einen Zoll – – da – da tanzt der Kerl ohne Hut wieder!«

Daß er nicht nur die Gegend, wo er ihn gesehen, sondern den Menschen selbst wiedergefunden hatte, war ein sehr großer Zufall, denn eine Drehung der Mikrometerschraube am Stativ bedeutete bei dieser Entfernung eine Verschiebung gleich um Meilen.

Manuel war schnell zurückgetreten, ebenso schnell brachte Flederwisch sein Auge an das Rohr.

»Stimmt! Einen krabbelnden Punkt sehe ich. Aber ob's ein Mensch ist . . . ?«

»Es ist ein Mann!« versicherte Manuel. »Meine kranken Augen sind eben dennoch besser als Eure gesunden. Was soll's denn auch sonst sein? Ein Sandfloh? Und der Steueremann ist es nicht, den sah ich vorhin anderswo mit seinem großen Strohhut.«

»Hole mir Nummer acht aus der Instrumentenkammer, aber schnell!«

Der Mulatte brachte ein altes, noch größeres Fernrohr. Flederwisch schraubte es fest, ohne den gefundenen Punkt aus dem Auge zu lassen, visierte mit dem Sucher und hatte so die Figur bald wieder im Rohr.

»Wahrhaftig, es ist ein Fremder!« zischte er durch die Zähne. »Sieht wie eine Vogelscheuche aus, die Lappen flattern ihm am Leibe herum, hat eine Mütze auf; der Kerl ist verrückt, tanzt, hebt Steine auf, wirft sie in die Luft, fängt sie wieder – Manuel, wie kommt der unheimliche Geselle hierher?«

Der Gefragte blieb die Antwort schuldig, er blickte durch das Fernrohr, sah wohl alles viel näher gerückt und sehr deutlich, fand sich aber nicht zurecht. Oben hing das Meer, und die Berge standen auf den Spitzen. Das Fernrohr war nämlich ein alter Kepler, dessen Spiegel das Bild verkehrt projiziert.

Flederwisch ließ sich die nötigen Instrumente bringen und berechnete mit einer trigonometrischen Formel die Lage jener Insel so genau, wie dies von hier aus möglich war, ohne welche Bestimmung das Eiland selbst aber nicht aufzusuchen gewesen wäre. Auch mußte ihm der Mulatte beschreiben, wo er den Steuermann gesehen hätte, doch den fand Flederwisch nicht durch das Rohr.

»Mach die kleine Jolle klar!« gebot er dann. »Sie ist nicht viel schwerer als das Dingi. Nimm den Klüver mit. Der Wind ist günstig, wir können mit der Jolle hin und her segeln!«

Manuel ordnete den Inhalt der Jolle, zu welchem auch ein Fäßchen Trinkwasser gehörte, der Kapitän half ihm

das Boot ausschwingen und herablassen, der zweite Steuermann wurde an Deck gepfiffen und erhielt zur Kenntnis, daß sich der Kapitän von Bord begäbe – nur eine kleine Segelpartie, gleich wieder zurück – und die beiden stießen ab, Flederwisch am Steuer, Manuel die sich blähenden Segel bedienend.

In diesem breiten Kanal ging das Segeln wohl noch, schon in der nächsten Wasserstraße aber hörte es auf. Ein hoher Berg fing den Wind rein ab, dann blies er wieder von allen Seiten. Der Mulatte mußte zu den Riemen greifen, aber auch mit dem Rudern hatte es Schwierigkeiten, der vulkanische Boden hob sich immer mehr und streckte unter Wasser Spitzen empor, welche das Boot aufzuschlitzen drohten. Flederwisch mußte beständig mit einer Hakenstange die Tiefe messen und die Hindernisse aufspüren, dabei unausgesetzt den Kompaß beobachten und aller fünf Minuten die Sonne aufnehmen und mit fünfzehnstelligen Logarithmen die Lage berechnen – denn hier mitten im Labyrinth konnte man die Lage jener Insel nicht einmal mehr mutmaßen – und dies alles in einer Hitze, daß Flederwisch schon zu fühlen glaubte, wie sein Gehirn zu schmelzen begann.

So verging eine halbe Stunde. Dann warf Manuel die Ruder ins Boot und sich selbst daneben.

»Kapitän, ich bin kein Waschlappen, aber das halte ich nicht mehr aus!« röchelte er.

Flederwisch erging es nicht anders. Sie schöpften mit Eimern Seewasser und gaben sich gegenseitig Duschen. Etwas kühlte es doch ab. Ein Bad außerbords zu nehmen, durften sie nicht wagen; selbst hier in den engen, seichten, von Spitzen starrenden Kanälen zeigten sich Haifischflossen. Weit

entfernt konnte die Insel allerdings nicht mehr sein. Flederwisch spiegelte wieder nach der Sonne und griff zu den Logarithmentafeln, Manuel nochmals zu den Rudern, das Boot kam in freieres Wasser, bis der Kapitän nach einer neuen Berechnung erklärte, jene Insel dort sei die aufgenommene.

Wäre der Bootsmann nicht von der Unfehlbarkeit nautischer Bestimmungen überzeugt gewesen, er hätte es nicht geglaubt, so ganz anders sah die Insel hier in der Nähe aus als vorhin von Bord.

Es war gegen Mittag, als sie das Boot befestigten und den Lavagrund betraten. Schnell stellten sie aus den Rudern und dem Segel ein Sonnenschutzdach her, um sich darunter zu werfen – und mit einem Schmerzensschrei wieder aufzuspringen. Der glühende Boden mußte erst mit Wasser gekühlt werden. Dann legten sie sich in den Schatten, einen Gehirnschlag oder Wahnsinn befürchtend, bis sie vor Erschöpfung einschliefen.

Von einem Rütteln geweckt, fuhr Flederwisch auf und blickte verwirrt um sich. Der Mulatte deutete mit der Hand in die Ferne, und langsam, sich wie zum Sprunge duckend, erhob sich Flederwisch. Dort stand der fremde Mann, blickte nach dem kleinen Zelt, hüpfte von einem Beine auf das andre, schwenkte die Mütze und krächte laut wie ein Hahn.

»Er ist barfuß, der Boden ist ihm zu heiß,« meinte Manuel.

»Er ist verrückt. Wie kommt er nur hierher? Er winkt uns!«

Sie krochen unter dem Zeltdach hervor, warfen einen Blick nach dem Boot und gingen auf die seltsame Erscheinung zu. Der Mann war von dem hohen Punkte herabgesprungen und stand bis an die Knie im Wasser, das von der

Flut zurückgeblieben war. Ob Spanier oder Farbiger, das war nicht zu unterscheiden, alles war kohlschwarz gebrannt, Haar und Bart sehr lang und verwahrlost; um den skelettartigen Körper hingen nur noch spärliche Lumpen, und in den tief eingesunkenen Augen glühte manchmal ein verzehrendes Feuer, das gleich wieder einem leeren Ausdruck Platz machte. Der Mann mußte schon lange in dieser Felsenwüste zugebracht haben – offenbar hatte man es mit einem Schiffbrüchigen zu tun.

Ruhig hatte er die beiden herankommen lassen. Jetzt machte er mit steifer Würde Verbeugungen und rief im Heraldstone, sich der spanischen Sprache bedienend:

»Willkommen in meinem Reiche, ihr Abgesandten von Aegyptens Kaiser, ihr steht unter meinem Schutze!« Und nach rückwärts rief er: »Carlos, laß die Teppiche ausklopfen!«

»Wirklich verrückt!« brummte Manuel.

»Wer bist du?« fragte Flederwisch.

Stolz richtete sich der Gefragte empor.

»Der Gouverneur dieser Insel; meine Macht reicht vom Libanon bis nach Troja, alle Fürsten der Welt entblößen vor mir die Häupter.« Und sich wieder wendend, setzte er mit schallender Stimme hinzu: »Blast Fanfaren! Achtung, Soldaten, präsentiert das Gewehr! Taramtata, taramtata!«

»Wollen Sie uns nicht nach Ihrem Palast führen, Herr Gouverneur?« fragte Flederwisch höflich und ernst, weswegen der Mulatte ihn erstaunt ansah.

Der Wahnsinnige bückte sich und klatschte kichernd auf seine Knie.

»Hihhi, ihr wollt mir wohl meinen Schatz stehlen? Nein, so dumm bin ich nicht, ich zeige ihn euch nicht!« Und dann

wieder vertraulich: »Ich habe den Schlüssel verloren, weißt du!«

»Hast du ein Boot?« mischte sich Manuel ein.

»Boot? Boot?« In den eben noch stumpfsinnigen Augen blitzte es plötzlich verständnisvoll auf. »Meine Flotte bombardiert Jerusalem, der Kaiser von Spanien hat mir den Salut verweigert. Bum, bum! Hört ihr?«

»Wir sind von der langen Reise sehr hungrig,« fuhr Flederwisch so wie vorher fort. »Können Sie uns nicht etwas vorsetzen?«

»Carlos, decke die Tafel im roten Saale!« rief der Irrsinnige zurück. »Krebse – und Melonen – und Astrachaner Kaviar – rasch! Da, Krebse, hihhi!«

Er bückte sich, nahm eine Muschel aus dem Wasser, knackte sie mit den Zähnen wie eine Nuß auf und verschlang den Inhalt, die Schalen den Männern vor die Füße werfend. »Da, Geld, viel, viel Goldstücke, balge dich darum, Pöbel!« kreischte er dann.

»Ich dünke doch, Sie könnten uns erst nach Ihrem Palast geleiten,« nahm Flederwisch unbeirrt wieder das Wort. »Wir sind Abgesandte des ägyptischen Kaisers und das lange Warten nicht gewöhnt, Majestät!«

»Kommt, kommt!« winkte der Mensch, trat aus dem Wasser und ging wie ein Storch davon, bei jedem Schritt das Bein sehr hoch hebend, entweder aus Stolz, oder weil der Boden für seine nackten Sohlen zu heiß war.

Die beiden folgten.

»Warum geht Ihr auf den Unsinn ein, Kapitän?« knurrte Manuel unterwegs. »Die Sonne hat ihm eben das Hirn total verbrannt. Es ist ein gestrandeter Fischer!«

»Was verstehst du davon! So muß man einen Irrsinnigen behandeln, wenn man etwas von ihm erfahren will, immer auf seine Ideen eingehn, und ich muß wissen, ob er ein Boot besitzt, Gefährten, wo er hier haust und so weiter. Ein Fischer von der Küste oder einer der Gallopagos ist er übrigens nicht, was weiß ein solcher von Troja und Astrachaner Kaviar!«

Der Wahnsinnige zeigte ihnen seine Residenz, seine Schlösser und Gärten – phantastisch geformte Felsblöcke und Riffe – er führte sie an eine Bergwand, hier sei sein Weinkeller, und siehe da, aus einer Felsenritze sprang eine Quelle kühlen, trinkbaren Wassers hervor. Jedenfalls war es der Abfluß des Regenwassers, das sich in dem erloschenen Krater gesammelt hatte. Wasser und Muscheln, vielleicht auch noch Vogeleier, mehr braucht ja ein Robinson nicht.

Aber ob er ein Boot besaß oder Leidensgefährten, brachte Flederwisch nicht aus ihm heraus. In seinem Wahnsinn war nicht einmal Methode.

Plötzlich zog er einen kurzen Stock aus seinen Lumpen, steckte ihn in eine Spalte, legte seine Mütze darauf und wirbelte sie wie einen Kreisel herum.

»Sehen Sie, meine Herrschaften, so wurde ich Gouverneur von Kolumbia,« sagte er vergnügt.

»Sind Sie aus Kolumbia gebürtig?«

»Nein, machen Sie mir keine Offerten,« war hierauf die Antwort mit abwehrender Handbewegung, »ich beziehe alle meine Kanonen aus Afrika und werde sehr gut bedient.«

Jetzt verlor Flederwisch denn doch die Geduld.

»Wo ist aber denn nun Ihr Palast? Wo wohnen Sie? Wo ist Ihre Flotte? Wo sind Ihre Diener? Zum Henker noch einmal!«

»Soll ich ihn ein bißchen mit dem Messer kitzeln?« fragte Manuel gemächlich. »Vielleicht wird er dann klarer im Kopfe!«

»Unsinn! Na, he, holla, Bursche! Wo schläfst du in der Nacht? Heraus mit der Sprache!«

Der Mann bog sich vor und flüsterte geheimnisvoll:

»Bst, bst, nicht so laut, sie schlafen alle, jetzt kann ich Ihnen meine Schatzkammer zeigen, der Drache schläft, kommen Sie – aber, nicht wahr,« setzte er wehmütig hinzu, »die Herrschaften stecken nichts in die Tasche, sonst schickt mir der türkische Sultan die seidene Schnur.«

Plötzlich begann der Irrsinnige zu laufen, was er laufen konnte.

»Laß ihn nicht entwischen!« rief Flederwisch, und der geschmeidige Mulatte stürmte hinter jenem her. »Frage ihn nicht, bleibe ihm nur auf den Fersen!« schrie Flederwisch nochmals, sich ebenfalls an der Verfolgung beteiligend. Denn es kam ihm nur darauf an, zu erfahren, ob der Schiffbrüchige ein Boot und Genossen besäße. War dies eine Flucht, so floh er doch sicherlich zu diesen.

Es war eine böse Jagd; die Verfolger kamen in eine Klippengegend, in der man von einem Steine zum andern springen mußte, beständig in Gefahr, den Hals zu brechen, und diese Anstrengungen bei einer das Atmen kaum erlaubenden Glut.

Jetzt wandte sich der Fliehende nach links und klomm einen steilen Abhang empor, unmittelbar hinter ihm der Mulatte; der in einiger Entfernung folgende Flederwisch sah beide über der Kante der Felswand verschwinden.

Da ertönte oben ein wieherndes Gelächter, dann ein heiserer Schrei, letzterer aus Manuels Kehle kommend.

Flederwisch keuchte vor Anstrengung. Dort oben war etwas geschehen. Jetzt schwang auch er sich über den Grat. Ein seltsamer Anblick bot sich ihm dar, wo er etwas ganz andres erwartet hatte.

Am andern Rande des weiten Plateaus tanzte der Wahnsinnige herum, klatschte in die Hände und lachte, dann trat er majestätisch vor und deutete in die jenseitige Tiefe, etwas Unverständliches deklamierend, um von neuem zu tanzen und zu jubeln. Daneben aber lag Manuel auf den Knien, die Hände wie betend erhoben, und blickte hinab.

»Massa – o, Massa – hier – hier ist es!« hörte ihn Flederwisch stöhnen, und mit einem Sprunge stand er am Rande des Abgrundes.

Und auch er war fassungslos, er taumelte. Sein Blick verschlang alles. Dann jauchzte er laut auf.

»Der Schatz ist gefunden!«

Zu seinen Füßen lagen herrenlos die fünfzig Tonnen Gold der englischen Münze!

Die vulkanische Kraft hatte hier mit andern arbeitenden Elementen ein seltsames Naturgebilde geschaffen. Es war ein halbkreisförmiger, wie ausgezirkelter Talkessel mit schrägen, nach unten sich verengenden Wänden, an denen Simse hinliefen, also fast ganz genau wie ein Amphitheater anzusehen, nur daß die Hälfte der Peripherie fehlte, an welcher offenen Seite das Meer spülte. Es war auch nichts weiter als der Krater eines Vulkans, dessen eine Seite vom Meer unterspült worden war, bis die ganze Felswand in sich zusammenstürzte. Jetzt war tiefste Ebbe, man sah die Trümmernmassen, nur dazwischen blitzte Wasser; bei Flut dagegen mußte man auch über sie hinweg im Boote in das Amphitheater fahren können.

Unten, im engsten Teile dieses Trichters, lagen keine gefallenen Steine, da starrte es von spitzen Lavamassen, und auf diesen ruhte das Wrack, oder vielmehr die Trümmer eines kleinen Dampfers, geborsten, durchlöchert, zerschmettert, keine Eisenplatte mehr auf der andern, und ringsum zerstreut die Teile der Maschine und der Fracht. Doch Flederwisch dachte jetzt nicht daran, wie der Dampfer über die Klippen weg hierhergekommen sein konnte – eine reine Unmöglichkeit – was sich hier für eine fürchterliche Katastrophe ereignet hatte, er wunderte sich nicht, wie auf einen der obersten Simse ein Faß wohlbehalten hinaufgelangen konnte, er sah nicht die überall zerstreut umherliegenden Menschenskelette – er sah nur unten zwischen den Klippen zwei schwer mit Eisen beschlagene Fässer liegen, aufgesprengt, der Inhalt ausgeschüttet, und die Sonne gleißte auf den Goldbarren – und dort lag noch solch ein Faß – dort gleich drei – und dort waren die Goldbarren wie gesät.

»Tot! Kein Mensch lebt mehr! Es gehört Euch!« flüsterte Manuel zuerst, und seine roten Augen schienen den jungen Kapitän durchbohren zu wollen.

Es war scheinbar eine kühne Annahme. Hatte nicht der Kapitän des Dampfers in seinem Interesse oder im Auftrag das Schiff hier scheitern lassen können, um das Gold aus dieser menschenverlassenen Gegend bei Gelegenheit abzuholen? Er selbst hatte sich in einem Boote gerettet. Ja, auch der Wahnsinnige konnte der Kapitän sein.

Aber der Mulatte als Seemann erkannte die Sachlage besser. Daß der Dampfer mit dem Golde gestohlen werden, d.

h. verschwinden sollte, das war sicher. Denn in diesen Gewässern hatte er gar nichts zu suchen gehabt. Nur die Galopagosgruppe hatte er deswegen nicht aufgesucht. Eben-
sogut könnte ein Pferdedieb, der ein kostbares Roß gestohlen, es unter Wasser verstecken, in dem Glauben, es dann wieder hervorziehen und weiterreiten zu können. Nein, der Dampfer war in der Nähe der Galopagos von einem Orkan erfaßt worden, und was dann weiter passierte, vermochte kein sterblicher Mensch zu ahnen, der es nicht selbst gesehen. Denn die Elemente spotten aller menschlichen Berechnung. Mächtige Wogen gehn über Deck, sie erschüttern den mit Ketten festgelaschten Anker nicht – es kommt eine kleine Welle, und die armstarken Ketten springen wie Glas, weg ist der Anker.

Ueberhaupt hätte der Dampfer, so flach er auch gehn mochte, selbst nicht bei höchster Springflut über die Riffe hinwegkommen können, die sich meilenweit erstreckten. Nur eine mächtige Woge konnte ihn über alle Hindernisse getragen und mit furchtbarer Wucht in die Schlucht geschleudert haben.

»Das Gold der englischen Münze – hundert Millionen,« flüsterte Flederwisch wie geistesabwesend.

Kein Auge verwandte der Mulatte von ihm.

»Ja, Kapitän, hunderttausend Pfund Sterling Finderlohn, eine nette Summe, Ihr habt sie Euch verdient.«

»Unsinn!« knirschte Flederwisch zwischen den Zähnen hervor.

»Freilich, freilich,« fuhr der Mulatte lauernd fort, »Ihr solltet noch warten, die Prämie wird schon noch höher, und dann ist auch noch der Wahnsinnige da, mit dem wir es zu teilen . . .«

»He, du verfluchter Hundesohn,« donnerte Flederwisch ihn, aus seinen Träumen erwachend, plötzlich an, »willst du mir so auf den Zahn fühlen? Ich zertrete dich, elendes Gewürm. Ich schaue durch deinen schwarzen Schädel, und ich sehe deine Gedanken. Hahaha! Mir gehört das Gold, nur mir allein, mein ist der Schatz!«

Plötzlich warf sich der Mulatte wie ein Tiger auf den Jauchzenden, daß er zu Boden stürzte, drückte ihn völlig nieder, preßte die Hand auf seinen Mund. Flederwisch gab sich verloren, dachte nicht mehr daran, nach dem Revolver zu greifen, fühlte schon das Messer zwischen die Rippen dringen.

Da, was war das?

»Kapitän,« raunte der Mulatte ihm ins Ohr, »bleibt so liegen – schreit nicht – verdammt, ich tu' Euch doch nichts – so seid Ihr gedeckt – da – da – wendet den Kopf – alle Blitze sollen ihn zerschmettern . . . !«

Manuel hatte sich neben Flederwisch hingeworfen, schmiegte sich an den Boden und rutschte so einem Felsblock zu.

Der Kapitän kam wieder zur Besinnung, er begriff, hier handelte es sich um etwas andres; er wendete den Kopf, und ein unterdrückter Wutschrei kam über seine Lippen. Auf der andern Seite der Schlucht stand ein Mann, sehr weit entfernt, aber schon die hohe Gestalt und die Kleidung verrieten ihn – es war Alfred Werner, der erste Steuermann, und mit bloßen Augen konnte man erkennen, was er tat; er visierte mit einem blitzenden Instrumente nach der Sonne und schrieb dann in ein Buch – er nahm die geographische Lage der Bucht mit ihrem Goldschatze auf.

»Fahrt wohl, ihr schönen Träume!« stöhnte Flederwisch.

Alfred hatte seine Berechnung beendet. Er verschwand hinter den Felsblöcken und tauchte nicht wieder auf.

Langsam kroch Flederwisch abermals an den Rand des Kessels, dort blieb er liegen, stierte unverwandt hinab, lange, lange Zeit.

Hinter dem Felsen kauerte noch Manuel, und seine Rechte hielt den Griff der langen Machete umklammert, die er irgendwo bei sich versteckt getragen hatte.

Dann erhob sich Flederwisch schwerfällig, und als er sich umwandte, war das Messer aus des Mulatten Hand verschwunden.

»Manuel, jetzt können wir die Prämie unter uns dreien teilen,« lächelte er bitter.

»So?«

»Denkst du anders? Mein Steuermann, ich und du. Himmel,« fuhr er plötzlich auf, »wo ist der Wahnsinnige?«

Sie konnten sich nicht entsinnen, ihn seit dem Anblick des Goldes wiedergesehen zu haben.

»Wenn er unser Boot nimmt,« stieß Manuel hervor, die Gedanken seines Herrn erfassend, »und davonfährt, dann sitzen wir in einer von Haifischen bewachten Falle.«

Eilenden Fußes begaben sich beide nach dem Strande. Das Boot lag noch da, schaukelte sich auf der wiederkehrenden Flut. Wortlos deutete Flederwisch, welcher wirklich vergrämt aussah, nach dem improvisierten Zelt, und während der Mulatte dieses auseinandernahm und das Boot zum Abfahren klar machte, berechnete der Kapitän auch von hier aus die geographische Lage der Insel.

Das Boot stieß ab. Manuel handhabte abwechselnd Ruder und Segel, die Flut war sehr hoch, der nun schon bekanntere Weg leichter zurückzulegen, und in finstern Schweigen brütend, saß Flederwisch am Steuer.

»Kapitän,« begann endlich der Mulatte, »wenn nun der erste Steuer . . .«

»Schweig!« unterbrach ihn sofort hastig Flederwisch, als hätte er nur darauf gewartet, selbst, das Wort nehmen zu können. »Was ich zu tun habe, weiß ich. Werner kommt an Bord zurück, ich werde ihn ruhig sprechen. Ich werde ihm sagen, daß, wenn das Gold einem Kaufmann gehörte oder einer Aktiengesellschaft, deren Mitglieder durch den Verlust ruiniert werden – beim wahrhaftigen Gott, ich den Fundort anzeigen und nicht einmal einen Pfennig als Dank annehmen würde, denn ich bin ein Ehrenmann, nein, ein edler Mann. Ich werde ihn fragen, ob er mich für einen Schuft hält. Und ich werde ihn fragen, wie er über England denkt, über dieses bis ins Mark verfaulte Krämervolk. Ob er die Vorgeschichte des Opiumkrieges kennt, die schmachvollste Schande eines Kulturvolkes, begangen in diesem Jahrhundert. England brüstet sich damit, die Sklaverei in der Welt abgeschafft zu haben, und ich werde ihn über die englische Politik und Wirtschaft in Indien fragen, und ob er die ägyptischen Fellachen unter englischer Knute habe arbeiten sehen. Und dieser englischen Regierung soll ich etwas schenken? Lieber sammle ich das Gold mit eigener Hand und versenke es im Meer, wo es am tiefsten ist, auf daß es die Tränen und Seufzer geknechteter Völker nicht noch vermehre. Denn das Gold ist der Fluch der Menschheit – wenn es sich in ungerechter Hand befindet. Und dann werde ich ihm

nochmals auseinandersetzen, was ich mit dem Golde vorhabe, ein Bild von Freiheit, Gerechtigkeit und Manneswürde werde ich ihm vormalen, und beharrt er dann noch bei seiner vermeintlichen Ehrlichkeit – dann freilich – nun, dann muß ich mir wenigstens die eine Million verdienen. Ich werde ihm zu beweisen wissen, daß ich den Schatz gleichzeitig, mit ihm gefunden habe. Er ist ja auch mein Freund, und wir werden uns schon einigen.«

Tief hatte sich der rudernde Mulatte auf die Riemen gebeugt, als wolle er sein Gesicht nicht sehen lassen. Als der Kapitän geendet hatte, blickte er auf, nur in seinen Augen lag ein lauernder, höhnischer Ausdruck, aber er blieb stumm.

Dagegen wurde jetzt Flederwisch gesprächig. Er wollte wohl seine Gedanken von dem gescheiterten Traume, dessen Verwirklichung er so nahe gewesen, ablenken, obgleich seine Worte noch dasselbe Thema berührten.

Er erörterte, wer der Wahnsinnige sei, und kam wohl zu einem richtigen Schluß. Vielleicht, daß es ein Seemann oder Passagier war, welcher die Katastrophe überstanden, wahrscheinlicher aber war es, daß man es mit einem Abenteurer zu tun hatte, welcher sich auf der Suche nach dem in diesen Gewässern verschollenen Goldschiffe befunden hatte und nach jener Insel verschlagen worden war. Das Experiment mit der Mütze auf dem Stock brachte Flederwisch nachträglich auf diesen Gedanken. Das war so ein um Rat befragtes Orakel der abergläubischen spanischen Goldgräber, besser Goldsucher. Sie fragen den auf dem Stocke schwebenden Hut, Teller oder sonst einen runden Gegenstand, womöglich geweiht im Namen der Heiligen oder des Teufels, ob sich unter der Erde Gold befinde, und im bejahenden Falle

soll sich das Ding drehn, eigentlich von allein, doch ebenso untrüglich ist es, wenn man es mit der Hand dreht und von der geraden oder ungeraden Zahl der Umdrehungen die Beantwortung der Frage abhängig macht. Die alten Mystiker erzählen viel von der Sicherheit dieses Orakels, in Spanien benutzt man es noch heute, um einen Dieb ausfindig zu machen.

Flederwisch gewann schließlich, je weiter sie sich von dem Eiland entfernten, immer mehr die Ueberzeugung, daß der Steuermann weder den Wahnsinnigen noch sie selber bemerkt habe, sondern durch einen Zufall gerade in diese Gegend geführt worden sei. Dann aber brauchte er auch den Goldschatz noch nicht entdeckt zu haben.

So sehr also täuschte sich Kapitän Flederwisch in Alfred, daß er ihn für vollkommen harmlos ansehen konnte und nicht im geringsten ahnte, daß derselbe sie mit voller Absicht nach dem Eilande gelockt habe.

Jetzt sollte eben die Hauptprobe mit dem Kapitän Flederwisch angestellt werden, und Alfred hatte sich deswegen von den beiden sehen lassen. Er sah voraus, was weiter geschehen würde, weil er es so wollte, und Flederwisch ging arglos in die ihm gestellte Falle.

Die Mastspitzen der Frithjof tauchten hinter einer Felswand auf – nach einer Viertelstunde befanden sich die beiden an Bord.

Flederwisch zog sich sogleich in seine Arbeitskabine zurück, verweilte darin den Rest des ganzen Tages, ließ sich vom Steward kein Essen bringen, und wenn Manuel durch den Korridor schlich, hörte er seinen Herrn beständig auf und ab gehn, aber bei jedem Gang durch den engen Raum

eine kurze Pause machen, und der Mulatte kalkulierte richtig, daß er dann jedesmal durch das Fensterchen nach dem noch nicht zurückkehrenden Steuermann ausspähte.

Die Sonne ging am Horizont unter, in einigen Minuten mußte es völlige Nacht in dieser dämmerungslosen Gegend sein.

Manuel trat in die Kapitänskajüte.

»Er ist da.«

»Er ist da,« flüsterte Flederwisch wiederholend, wie gebannt stehn bleibend.

»Er hievt das Dingi, rüstet es ab, alles so ruhig, wie gewöhnlich, als wäre nichts geschehen, hat geschossene Vögel und Eier und andern Kram darin.«

»Ja, das ist Alfred – sein gutes Gewissen – verdammt! Kommt er? Er geht vorbei – in seine Kabine – er muß aber kommen – er muß kommen – muß sich an Bord melden!«

Flederwisch hatte mit dem Fuße aufgestampft, und der Mulatte begriff die furchtbare Ungeduld seines Herrn.

»Bleib hier,« fuhr Flederwisch hastig fort, »ich brauche einen Zeugen – aber er soll dich nicht sehen, soll denken, er sei mit mir allein – fort mit dir!«

Schritte näherten sich, der Mulatte verschwand hinter dem Vorhang eines Bücherregals.

Der zurückkehrende Steuermann fand die Mannschaft bei voller Arbeit. Sofort mit Anbruch der Dunkelheit erschienen die Moskitos, welche bei Tage wohl in den Kraterkesseln brüteten, und machten den Aufenthalt im Freien zur Unmöglichkeit.

»Hallo, Dietze!« redete er, als er das Dingi in die Höhe gezogen, freudig überrascht den schon einmal genannten

Matrosen an, welcher eine Dampfwinde bediente. »Wieder an Deck? Geht's mit deinen Augen besser?«

»Sind wieder klar wie Wasser,« war die vergnügte Antwort. »Ach, Steuermann, was habe ich ausgestanden! Ihr konntet draußen herumschweifen, und ich mußte immer unten in der finstern Kammer liegen, in der ich beinahe erstickte.«

»Nun, mancher hatte gesunde Augen und kam am Tage doch nicht unter Deck hervor.«

»Ja, aber ich bin auch ein andrer Kerl, das wißt Ihr doch selbst.«

Plötzlich hielt Alfred mitten in einer Bewegung inne, blickte lange vor sich hin, dann trat er zu dem Matrosen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn lange ernst an.

»Nanu, Steuermann, was habt Ihr denn?«

»Dietze, du bist ein guter Junge,« sagte Alfred endlich, und es klang fast feierlich.

»Und dazu holt Ihr so weit aus?« lachte der Matrose. »Glaub's überhaupt nicht, daß ich es bin. Was soll's denn?«

Der Steuermann zog die Hand zurück.

»Du kannst nachher einmal in meine Kabine kommen, ich will dir unter dem Mikroskop eine ganz neue Art von Infusorien zeigen, die ich auf einer Insel im Brackwasser gefunden habe.«

Es hatte nicht mehr so feierlich geklungen, aber der Matrose faßte die Sache doch wichtig genug auf.

»Eine ganz neue Art von Infusorien? Donnerwetter, Steuermann, da kommt Ihr ins Konversationslexikon. Ist sie aber auch wirklich noch nicht entdeckt? Na, das freut mich Euretwegen. Ja, ja, ich komme gleich nachher hin.«

Alfred wandte sich ab, nahm einige geschossene Vögel, Flaschen und Schachteln aus dem Boot und schritt der Kajüte zu.

Da der Matrose Dietze noch eine Rolle in dieser Erzählung spielen wird, wollen wir uns mit einigen Worten bei ihm aufhalten.

Er war ein geborner Schweizer, aus Bern stammend, wo sein Vater ein kleiner Schulmeister war. Er hatte studieren sollen, aber der kräftige, frische Junge, der noch nie das Meer gesehen, war von Jugendschriften so begeistert worden, daß er beschloß, entweder Seeräuber oder Indianerhäuptling zu werden. Bei Nacht und Nebel verschwand er aus der Klosterschule, tauchte nach langen Irrfahrten als Schiffsjunge eines Bremer Seglers wieder auf und blieb bei der Seefahrt.

Es ging ihm wie so vielen andern Söhnen aus guten Familien. Unter den Matrosen findet man ja alle nur möglichen Charaktere, Barone, halbe Gelehrte und ehemalige Klaviervirtuosen neben dem Individuum, welches das Land als Schandfleck abgestoßen, schwärmerisch veranlagte, aber leichtsinnige Burschen usw. Dietze bediente Raaen und Ruder, las auf Freiwache den Homer in der Ursprache, und erst, wenn er seine ganze Heuer glücklich verjuxt hatte, ging er im fremden Hafen in die Gemäldegalerie. Spielend hätte er das Steuermannsexamen machen können, aber dazu gehören doch einige hundert Mark, um leben zu können, und die vermochte er so lange nicht in der Tasche zu halten. Als er nach sechs Jahren einmal seine Heimat wieder besuchte, mußte er auf Kosten des Vaters zurückgeschickt

werden; aber er hatte wenigstens ganze Kisten mit seidenen Fähnchen und chinesischem Tand als Geschenk mitgebracht. Als Flederwisch den fixen Matrosen sah, musterte er ihn für die Imma an und nahm ihn selbstverständlich mit auf die Frithjof. —

»Herein!«

»Melde mich an Bord zurück.«

»Gut. Nun, Weltenentdecker, was gibt's Neues?«

Flederwisch, im amerikanischen Schreibstuhl sitzend, wandte sich dem Eingetretenen zu. Zum ersten Male seit langer Zeit hatte er wieder ein freundliches, überhaupt ein Wort für ihn, aber er mußte sich bezwingen, diese erkünstelte Freundlichkeit beizubehalten. Denn Alfred war nicht hereingestürzt, atemlos dem Freunde von der Entdeckung des Goldschatzes zu erzählen. — Ruhig war er eingetreten und hatte seine Meldung gemacht, ruhig stand er da, nichts drückten seine Züge aus. Er behielt also die Entdeckung als Geheimnis für sich, weil er dem Kapitän nicht traute, und das war es, was Flederwischs Blut schon jetzt ins Kochen brachte.

»Der Wind hat sich gedreht, heute bleiben die Moskitos aus. Ihr könnt die ganze Nacht durcharbeiten lassen, Kapitän.«

»Das müßt Ihr ja am besten wissen, Ihr habt nun doch schon herausgebracht, wo die Moskitos am Tage nisten,« wußte Flederwisch zu lächeln.

»Ja, Kapitän, und heute habe ich eine neue Spezies Infusorien entdeckt.«

»So?«

Er hätte sagen sollen »sonst nichts?« Aber er tat es nicht. Die Auseinandersetzung würde eine ganz andre Wendung

nehmen, als Flederwisch geplant hatte. Denn diese Verstellung hatte er bei seinem Steuermann nicht erwartet.

»Ihr habt es ja recht eilig, daß die Revolver an Land kommen.«

»Doch nur in Euerm eignen Interesse. Nein, Ihr habt recht, auch in meinem. Ich kann es nicht einmal erwarten. Kapitän, ich wollte Euch bitten, mir morgen den kleinen Kutter zu geben; wenn der Wind günstig ist, will ich nach Guayaquil zurücksegeln.«

Mit einem Ruck wendete sich Flederwisch ganz zu ihm herum.

»Ihr nach Guayaquil?! Warum?« stieß er hervor.

»Was soll ich hier? Auch die Inselgruppe hat für mich kein Interesse mehr, Ihr könnt jetzt ohne mich fertig werden, ich möchte zurück, wie verabredet.«

»Ihr vergeßt wohl ganz, daß Ihr Steuermann an Bord meines Schiffes seid?«

»O,« staunte Alfred, »daß ich nicht bereits abgemustert habe, tat ich doch nur Euch zu Gefallen. Daß ich aber sonst eigentlich gar nicht mehr in Euern Diensten stehe, war doch schon zwischen uns ausdrücklich abgemacht.«

Noch einmal beherrschte Flederwisch seinen aufsteigenden Grimm.

»Es geht nicht, Ihr begeben Euch erst mit der Frithjof nach der Küste zurück.«

»Aber warum denn . . . ?«

»Ohne Widerrede! Als Kapitän habe ich es nicht nötig, Euch Rechenschaft zu geben, ich will es ausnahmsweise einmal tun: es kommt kein Boot von Bord, das ist bei mir Maxime, jedes Boot hat seinen Zweck, sonst wäre es nicht da – und damit basta!«

»Ich nehme doch auch immer das Dingi . . . «

»Ruhe nun, befehle ich! Das ist etwas ganz andres. Fahrt mit dem Spielzeug zwischen den Inseln herum, soviel Ihr wollt, aber in einem Seeboot abfahren – weiter fehlte nichts. Geht an Deck, Steuermann! An Eure Arbeit! Seht einmal die Takelage nach! Und wenn Euch das nicht paßt – meinetwegen verklagt mich dann.«

Nur wenig hatten sich Alfreds Augen bei diesem plötzlichen Ausbruch des Zornes, für das, was in Flederwisch vorging, aber noch sehr gering, erweitert.

»Davon ist keine Rede, ich bin nicht launenhaft, und ich möchte Euch nur bitten, Kapitän, ein andermal mich nicht erst als Freund zu behandeln und dann den Vorgesetzten herauszukehren,« sagte er kalt und ging.

Aechzend ließ sich Flederwisch auf den Stuhl zurückfallen und stemmte den Kopf in die Fäuste.

»Kapitän, Ihr hättet ihm doch wenigstens die Würmer aus der Nase ziehen sollen.«

»Bist du noch da?« wurde der das Versteck verlassende Mulatte angefahren. »Ein Dummkopf bist du! Dieser zartfühlende Bewissensmensch verheimlicht mir den Fund, weil er schon denkt, ich könnte ihm Vorschläge machen, und da soll ich's auch nur probieren? Hinaus mit dir, Tropf!«

Der Mulatte wagte vorderhand keine Entgegnung, huschte hinaus. Er kannte seinen Herrn und wollte ihn schon noch besser fassen. – –

So etwas hatten die uraltersgrauen Felsenberge noch nicht erlebt. Fackelschein, Matrosengesang und quiekende Violintöne störten ihre nächtliche Ruhe.

Der erste Steuermann kümmerte sich einmal um das Ausladen und ließ gleich die Nacht durcharbeiten. Ein musikalischer Matrose mußte dazu unausgesetzt aufspielen, daß die singenden Matrosen bei dem Werfen der Zentnerkisten von Hand zu Hand im Takt blieben.

Ja, der erste Steuermann war doch ein Kerl, der einen zu nehmen wußte, wenn er sonst auch nicht recht auf die Fritzhof paßte, und auf seinen Expeditionen in die Umgegend hatte er die Moskitos ›gestudiert‹ – scherzten die Matrosen; denn diese blutgierigen Insekten blieben heute wie auf Befehl aus.

Er hat es höllisch eilig, nach der Küste zu kommen, dachte der schwarze Bootsmann.

Der Kapitän war nicht zur Koje gegangen, ließ sich aber nicht an Deck sehen und mußte schlechte Laune haben, sonst hätte er sicherlich jedem der Arbeitenden gleich eine Flasche Champagner spendiert.

Nun, auch der erste Steuermann hat einiges Verfügungsrecht. Kalte Limonade und Selterwasser – alles an Bord selbst hergestellt – konnte jeder so viel trinken, wie er wollte, aller zwei Stunden einen Schnaps, und bei acht Glasen gab es ein leckeres Mitternachtessen.

Die Matrosen arbeiteten in dieser Nacht mehr als in fünf Tagen zuvor, das merkte man nicht nur an den wachsenden Kistenbergen, sondern auch wie sich das Schiff an den nachgelassenen Tauen aus dem Wasser hob. Schon schwamm es wie ein hohles Ei darauf, freilich eine gefährliche Situation zwischen diesen Riffen, aber das war eben nicht zu vermeiden. Erst wenn die letzte Kiste heraus war, konnte durch ein Ventil Meerwasser in den Riesenleib gelassen und so der

nötige Tiefgang mit dem stabilen Gleichgewicht wiederhergestellt werden. Jetzt merkte man es schon, wenn ein Mann von einer Seite auf die andre ging.

Als sich der östliche Horizont rötete, stellte die trillernde Bootsmannspfeife die Arbeit ein und schickte die Matrosen zur Kojе; die hochsteigende Sonne fand das Schiff still wie ausgestorben. — —

Es war gegen acht Uhr morgens, als Manuel an die Tür der Schlafkabine seines Herrn klopfte; dann lauschte er, er hörte Schritte, so wie gestern, und schnell trat er ohne weiteres durch die nächste Tür in den Arbeitsraum.

Flederwisch ging auf und ab, hatte den weißen Tropenanzug noch nicht gewechselt, sah krankhaft und eingefallen aus, seine Augen waren gerötet. Er hatte seit gestern noch nicht geschlafen. Auf dem Tisch lag Carmencitas Photographie.

»Kapitän, er macht das Dingi wieder klar,« flüsterte der Mulatte.

»Er will nach der Küste! Die Pest über ihn!!« fuhr Flederwisch wild auf.

»Oho, Kapitän, wo denkt Ihr hin! In dem Dingelchen ohne Segel nach der Küste rudern, und noch dazu bei Ostwind? Das wird er wohl schön bleiben lassen. Nein, er nimmt lange Seile und Brecheisen mit, ich hab's gesehen, er will sich in die Schlucht hinablassen, ich glaube auch, das ist bequemer, als der meilenweite Weg über die Klippen. Als ich an ihm vorbeiging, fragte er mich, ob der Kapitän schliefе. Ich sagte ja, er brauche sich nicht abzumelden, ich wollte es schon besorgen.«

»Unsinn, ich brauchte gar nicht zu erschrecken, wollte ihm ja heute selbst sagen, er solle nur die Jolle nehmen,

oder auch den Kutter, das von gestern täte mir leid, ich sei nervös ...«

»Was? Ihr wollt den Verräter an Land lassen?« stieß Manuel hervor.

»Ja, ich habe mir die Sache überlegt, hatte Zeit dazu,« entgegnete Flederwisch und setzte sich. »Manuel du bist sowieso mein Vertrauter, höre meinen Plan, er wird dir einleuchten. Daß es ganz vergeblich wäre, den Steuermann von seiner vermeintlichen Pflicht, den Fund dem auszuliefern, dem das Gold gehört, abzubringen, das habe ich schon vorhin – nein, gestern war es ja – das habe ich sofort erkannt, als er hier eintrat. Ich bin aber nicht gesonnen, mich mit der Hälfte des Finderlohnes zu begnügen. Alles will ich haben. Mag Alfred nach Guayaquil segeln. Einige Tage braucht er doch dazu, dann die langen Erklärungen, die Formalitäten, wieder zurück – kurz und gut, bis dahin habe ich genügend Zeit, das Gold in Sicherheit zu bringen. Die Frithjof ist leer, sie wird außer mit Wasser mit fünfzig Tonnen Gold als Ballast beschwert werden ...!«

Flederwisch setzte seinen Plan dem Mulatten weiter auseinander. Es war direkter Diebstahl, den er begehnte; er könnte ihn aber rechtfertigen. Der Skandal, wenn die englischen Beamten das Goldnest leer fanden, mußte natürlich groß sein. Die Frithjof wurde gesucht – und gefunden. Da hieß es einen gewaltigen Apparat von List und Betrug anwenden. Das Schiff mußte mit Mann und Maus untergehen, man mußte seine Trümmer finden. Die Mannschaft hatte sich vorher mit dem Golde zurückgezogen, sie mußte verschwinden. Die Erde ist nicht so klein, wie man manchmal sagen hört, um nicht darauf spurlos verschwinden zu können. Dann war nur das Gold in den Handel zu bringen, und

auch das konnte nach und nach unbemerkt geschehen. Flederwisch führte nur ein Beispiel an: sie segelten auf Australien zu, scheiterten an der Nordküste, brachten den Raub nach einer der kleinen Inseln im Sundaarchipel, holländischem Besitz, in Sicherheit; dort hätten sie jahrelang sein können, ohne entdeckt zu werden, einstweilen begab sich Flederwisch anderswohin, unterhandelte mit Holland wegen Ankaufs der Insel, er reservierte sich alle Rechte, und dort wurde eine Goldmine gefunden. Das eingeschmolzene Gold kam wieder zum Vorschein, und einstweilen mochten Taucher die Strandungsstelle der Frithjof nach Belieben untersuchen. So hatte Flederwisch gleich sein Ideal verwirklicht.

Die Gefahr, erkannt und zur Verantwortung gezogen zu werden, blieb freilich bestehen. Das mußte eben riskiert werden. Außerdem ist die Welt, wie schon gesagt, sehr groß. Es sind schon größere Diebstähle vergessen oder totgeschwiegen worden. Dann stand man unter holländischer Schutzherrschaft, dann kam auch menschliche Schlaueit und Kühnheit in Betracht. Kurz und gut, es wurde riskiert, das andre blieb der Zukunft überlassen, und wenn alles bricht – das Asyl des Todes steht jedem offen.

Noch eins hatte Flederwisch überlegt, erwähnte aber nichts davon, weil er den Plan selbst als unmöglich wieder verworfen. Wenn er nun alle Spuren des gescheiterten Wracks entfernte, mit dem Golde davonging, die Frithjof vielleicht schon hier scheitern ließ und durch irgend eine Weise auf Alfred den Verdacht des Wahnsinns lenkte? Letzteres künstlich zu tun, war vielleicht nicht einmal nötig. Der Steuermann hatte den Schiffbruch überlebt, die Sonne ihm das Hirn verbrannt, nun phantasierte er so wie jener echte

Wahnsinnige von dem verschollenen Goldschiffe, das auch noch immer in den Köpfen der ganzen Bevölkerung spukte.

Nein, es ging nicht. Die Arbeit, das ganze Wrack zu beseitigen, war eine zu kolossale, und schon die geringste Spur hätte ja die Angaben Alfreds bestätigt.

Manuel hatte gleichmütig den Auseinandersetzungen zugehört, den Blick auf Carmencitas Photographie geheftet.

»Kapitän, das ist nur sehr riskant. Wegen hundert Millionen setzt man Himmel und Hölle in Bewegung; sie werden bald heraushaben, daß die Besatzung der Frithjof noch am Leben ist und mit Gold um sich wirft.«

»Es gibt aber keinen andern Weg, als es eben zu riskieren. Ja, wenn der Steuermann die Küste nicht erreichte, dann ...«

Es war ein freudig erstaunter Blick, mit dem der Mulatte das Auge zu seinem Herrn aufschlug.

»Was?« Schnell war die Spannung wieder gewichen. »Ja freilich, wenn den Steuermann ein Sturm überraschte! Das ist der einzige, der alles verdirbt.«

»Das ist es. O, daß gerade er das Wrack finden mußte!« rief der Kapitän in heller Verzweiflung. »Er ist zwar mein Freund, ich wünsche überhaupt keinem Menschen den Tod – aber wenn ihm jetzt etwas zustieße – ihn das Meer verschlänge – bei Gott, ich empfinde es als ein Glück – es wäre das Glück der ganzen Menschheit.«

Solche Reden aus dem Munde eines Mannes, der sich oft bereits als Freund seines ersten Steuermannes bezeichnet hatte, mußte überaus befremdend klingen, wenn Flederwisch sie tatsächlich ernst meinte.

Der Mulatte verstand die Ideen seines Kapitäns über Weltfrieden und Menschenbeglückung nicht. Er hatte nur die

letzten Worte erfaßt und sagte nun in lauerm Tone zu seinem Herrn:

»Wenn lediglich der Steuermann Eure Pläne kreuzt, dann gibt es doch ein sehr einfaches Mittel, ihn daran zu hindern!«

»Wie?«

»Einfach so!« Manuel hielt plötzlich das lange Messer in der Hand und zog den Rücken der Klinge so gemütsruhig über seine Kehle, so gemütlich, als mache er den ehrlichsten Ausgleichungsvorschlag.

Flederwischs Augen erstarrten. Langsam erhob er sich. Er war nicht empört, er war einfach fassungslos.

»Das wagst du mir anzubieten?« murmelte er. »Ich kenne dich! Du bist ein Bluthund – aber das wagst du mir – ich – ich soll meinen – ich bin starr – ich sollte dich –«

»Gemach, gemach, Kapitän!« fiel der Bootsmann ein, der jetzt nichts zu fürchten hatte. »Eine Frage ist doch erlaubt –«

»Töten sollte ich dich auf der Stelle!«

»Dann wäret Ihr ja auch ein Mörder! Und habt Ihr damals nicht in Venedig jenen italienischen Offizier über den Haufen geschossen?«

»Das war etwas ganz andres, das war ein Duell. Kerl, wofür hältst du mich denn eigentlich? Zum Mörder werde ich nicht, und wenn mir alle Schätze der Erde dafür geboten würden.«

»Ja, Ihr erschößt den Offizier und wart doch trotzdem hinterher lustig und guter Dinge. Freilich, ein Frauenzimmer war die Ursache des Streites, wenn ich mich recht besinne, war sie die Frau eines russischen Geheimpolizisten.«

»Gewesen!« unterbrach Flederwisch hier seinen Vertrauten. »Sie war damals bereits die Gattin des Grafen Urlewsky – verstehst du, Manuel? – sie war eine Dame –«

»Ich verstehe jedenfalls so viel,« brummte der Mulatte hartnäckig, »daß Ihr wegen eines Weibes jedem eine Kugel oder ein Stück Eisen zwischen die Rippen jagen könnt. Ich glaube, auch Eurem Steuermann. Das nennt man ja wohl Ehrensache? Und wegen Eurer Frau tötet Ihr es nicht?«

Flederwisch, der etwas von dem Sprecher abgewendet stand, drehte sich langsam, ruckweise herum und begann plötzlich am ganzen Körper zu beben.

»Was – was – sagst du – da?« brachte er mit klappernden Zähnen hervor, und das Fieber leuchtete aus seinen Augen. »Wegen meiner Frau nicht? Du – du redest von Carmencita?«

»Ja, eben von Eurer Frau,« entgegnete Manuel kaltblütig. »Fragt doch einmal Euern Steuermann, ob er Carmencita nicht schon kennt – vielleicht besser als Ihr – die beiden konnten sich gut verstellen, nicht? Ja, Kapitän, es hilft nichts, die Augen müssen Euch doch einmal geöffnet werden. Stellt nur einmal Euern guten Freund zur Rede! Falls er etwa leugnet, will ich ihm schon die Erinnerung beibringen.«

Da schlotterten plötzlich des Kapitäns Knie.

»Manuel – du – du – Teufel – es ist – du willst mich aufstacheln . . . !«

»Ich werde mich hüten, Euch etwas zu sagen, was ich nicht verantworten kann. Hätte ich es eher gewußt. Ihr hättet die schöne Quadrone billiger und ohne Heirat haben können – vorausgesetzt, daß sie Euch dann noch Spaß machte. Ich erfuhr's erst, als sie des Steuermanns Bild sah

und erschrak, und weil ich dabei war, hat sie mir alles gestanden, und dann fühlte ich auch dem Steuermann auf den Zahn, ja, 's ist so, er hat das Fett vor Euch abgeschöpft. Ich wollte Euch nichts davon sagen, es hatte ja nach der Heirat doch keinen Zweck, aber wenn Ihr einen Grund zu einem sogenannten Duell mit Eurem Freunde haben wollt – da habt Ihr ihn – die schöne Meerschaumpfeife ist nun freilich futsch, 's war nur überpinselte Schlemmkreide – na, Ihr kauft Euch eine andre, habt ja jetzt das Geld dazu . . . «

»Manuel, du bist wahnsinnig geworden!« schrie Flederwisch.

»Nein, ganz und gar nicht. Ich meine nur, daß es mit der Carmencita nun freilich vorbei ist. Na, was macht's! Ihr wäret ihrer ja doch bald überdrüssig geworden, Ihr paßt doch nicht zu solch ewiger Tändelei, und was sollen wir auch mit einem Weibsbild an Bord? Daß ich's also gleich frei heraus sage: der Steuermann hat Carmencita schon als blutjunges Mädels in Valparaiso gekannt, hat sie geliebt und sitzen lassen . . . «

»Geh hinaus – Mensch, geh hinaus – oder ich . . . «

Mehr der Ton war es, der den Mulatten schnell durch die Tür springen ließ.

Eine halbe Stunde stand er oben an Deck und sah über Bord dem Spiel der Haifische zu; ein Grinsen verzerrte sein Gesicht. Dann kam der Kapitän. Sein vorhin krankhaftes Gesicht war eisern geworden.

»Mach die Jolle klar!« befahl er kurz.

Ohne ein Wort zu wechseln, glitten sie im Boote dahin. Manuel ruderte, Flederwisch steuerte und suchte mit dem Segel den schwachen Windhauch abzufangen.

»Warum sagtest du mir das erst jetzt?« brach er auf einmal das Schweigen.

»Ihr wäret ja zufrieden, warum sollte ich Euch das Glück zerstören? Und warum erst jetzt? Weil es jetzt gerade die richtige Zeit ist.«

Dieses letzte, offene Geständnis, durch welches der Mulatte selbst zugab, den Kapitän gegen Alfred aufhetzen zu wollen, schien auf Flederwisch keinen Eindruck zu machen. Es änderte ja auch nichts an der Sache.

»Warum sagte es mir der Steuermann nicht?«

»Aus demselben Grunde. Er wird sich auch schön hüten. Und dann mag er auch gedacht haben: wenn Carmencita erst an Bord ist . . . na, fragt ihn nur selber in dieser Angelegenheit.«

Nein, er wollte ihn lieber nicht mehr reizen. Zu einer ruhigen Aussprache würde es wohl schwerlich kommen, Manuel kannte seinen Herrn. Damals, als er ihn zum Zweikampf begleitet, war sein Wesen ein ganz andres gewesen, da hatte er auch einen Pistolenkasten bei sich gehabt.

»Ich will mein Schiff nicht beschmutzen,« hörte er ihn murmeln, und Manuel verstand es auszulegen – mit seinem Blute, hatte in dem Satze gefehlt.

Beide waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als daß sie gemerkt hätten, welche Veränderung in der Atmosphäre vor sich ging, und sonst wurde ihre Aufmerksamkeit durch den schwierigen Wasserweg beansprucht. Es herrschte jetzt völlige Windstille, die Luft war kaum zu atmen, und im Süden stieg eine schwarze Wolkenwand auf. Und hätte Flederwisch es bemerkt, er wäre doch nicht aus Sorge um sein manövrierunfähiges Schiff umgekehrt.

Als sie an der Insel landeten, zuckten am Horizont schon Blitze, ein Wirbelwind fegte über sie hin. Recht so, es war das geeignetste Wetter für des Kapitäns Stimmung; in Sturm und Donner wollte er seinem Nebenbuhler, dem Beleidiger seiner Ehre und Vernichter seines Glücks, wollte er dem Schurken gegenüberreten.

Ganz instinktiv zogen die Seeleute das schwere Boot weit auf das Land hinauf, denn im Wasser durfte es nicht bleiben, wenn hoher Wellenschlag kam. Dann schritten sie dem Krater zu und erklimmen die Felswand.

Auf dem Plateau war Alfred nicht zu sehen. Manuel deutete in die Schlucht – dort unten befand er sich. Eben entstieg der Steuermann der Luke des hintern Schiffsteils, welcher noch am besten erhalten war, ließ sich an einem Tau über das fast senkrecht stehende Deck gleiten und balancierte auf schon vorher gelegten Brettern über den von Spitzen starrenden Grund. Er trug ein umfangreiches Paket, jedenfalls die im Schiffe noch vorgefundenen Papiere. Dann verschwand er hinter Felsvorsprüngen.

Der Mulatte deutete weiter auf eine Stelle des Plateaurandes. Sie begaben sich dahin. Dort lagen die mitgenommenen Taue und Strickleitern. Alfred hatte sie benutzt; entweder waren sie zu kurz gewesen, oder er hatte einen bequemeren Weg zur Schlucht gefunden. Aber hierher zurückkehren mußte er; auch sein Taschensextant und ein Fernrohr lagen hier, und Flederwisch setzte sich auf das Bündel Taue.

Stunden verstrichen. Der Kapitän blickte nicht mehr in den Abgrund hinab und sah sich ebensowenig um. Gerade in dieser starren Teilnahmlosigkeit des Wartens aber lag das Unheilverkündende.

Weder Manuel noch sein Herr kamen zu der Erkenntnis, daß sie in eine Falle gelockt worden waren, die ihnen freilich nicht der erste Steuermann Alfred Werner gestellt hatte, sondern ein anderer – Nobody!

Seitdem dieser zum ersten Male im Dingi die Frithjof verlassen hatte, hatte er den Vorsatz gehabt, das verschwundene Goldschiff zu suchen, und was dem Kapitän Flederwisch nur mit Hilfe des Wahnsinnigen möglich gewesen war, das hatte der scharfsinnige Nobody allein und ohne jeden Zufall zustande gebracht. Er kannte den vulkanischen Charakter dieser Eilande besser als Flederwisch, und so wußte er auch, daß dieselben nicht aus erloschenen Vulkanen bestanden, sondern daß in ihrem Innern das Verderben bringende Feuer weiterglomm, daß es jahrelang vielleicht in die von der Natur gezogenen Schranken gebannt werden, daß es ebensogut aber auch bereits in allernächster Zeit – heute, morgen – dieselben sprengen konnte. Dazu kam, daß Nobody diese Inseln bereits kannte, wie er dem Kapitän ja offen eingestanden hatte. Als er daher das erste Eiland erreichte, bemerkte er sofort, daß mit demselben eine gewaltige Veränderung vorgegangen war. Eine furchtbare, durch eine Kratereruption oder durch ein Seebeben erzeugte Umwälzung hatte hier offenbar stattgefunden – denn das konnte allerdings auch ein Nobody nur im allgemeinen feststellen. Sofort aber tauchte vor seinen geistigen Augen, noch während er das Boot festband, eine sonderbare Vision auf.

Auf dem hell von der Sonne bestrahlten Meere schwamm ein kleiner Dampfer. Die Besatzung lag unter Sonnensegeln an Deck, untätig bei der furchtbaren Hitze. Das Schifflein fand ja bei der spiegelglatten See seinen Weg allein. Plötzlich tönt ein einziger, gellender Schreckensruf aus aller

Mund. Die Männer springen entsetzt auf und starren einander ratlos in die totenblassen Gesichter. Am hellen Tage ist es auf einmal finster geworden, aber nicht eine rabenschwarze Dunkelheit umhüllt die Geängstigten – ein fahles, gelbes Licht bestrahlt sie, und dann – keiner von ihnen hatte es je einem Mitmenschen berichten können – dann war es auf einmal, als täte sich der ungeheure Ozean auf – das Schiff sauste in einen gähnenden Abgrund – im nächsten Moment ward es haushoch emporgehoben – hinweg über die Felsenmauer des Eilands, die eben noch dagewesen war – und dann, dann war alles vorüber!

Auf dem Boden des neu entstandenen Kraters ruhten die Leichen der unglücklichen Seeleute neben den Trümmern des eisernen Dampfers, umgeben von goldnen Schätzen, die sie zum sichern Port hatten bringen sollen, und der Telegraph verkündete der aufhorchenden Welt, daß das Goldschiff mit den hundert Millionen spurlos verschwunden sei.

»Hier hat die Katastrophe stattgefunden,« sagte Nobody zu sich selber. »Hier liegt der Schlüssel zu dem unenthüllten Geheimnis, und ich – ich habe ihn gefunden!«

Bedächtig kletterte der einsame Mann den Rand des Kraters empor. Er erreichte die Höhe und schaute in die Tiefe, und er sah, daß er sich nicht geirrt hatte. Dort unten lagen die Reichtümer, die das Blut so vieler Menschen in fieberhafte Erregung versetzt hatten, und Nobody blieb ganz ruhig – äußerlich wenigstens.

»Flederwisch,« sagte er dann mit feierlicher Stimme, »dort unten liegen die Mittel zur Gründung deines ersehnten Königreiches; aber du wirst sie nicht heben, sie werden dich an den Abgrund des Verderbens führen, und nur meine Hand wird es sein, die dich vor dem Sturze in denselben

bewahrt. Im Feuer ward dieses Gold geläutert, und durch schwere Trübsal soll auch das Gold deines Charakters, Flederwisch, befreit werden von den anhaftenden Schlacken. Von heute an bin ich als Freund dein Feind, als Feind dein Freund, und in dem Kampfe, den ich dich zwischen Gut und Böse ausfechten lasse, soll dir auch der Satan, der Versucher, nicht fehlen – dort drüben steht er an Bord deines Schiffes und späht nach mir – Manuel, der Mulatte!«

Langsam hob Nobody den rechten Arm gegen die Frithjof, dann wendete er sich und setzte seine Forschungen fort. Er stieß auf den Wahnsinnigen, und mittels dieses Unglücklichen lockte er an jenem Tage den Kapitän Flederwisch und Manuel auf das Eiland, ließ er sich am Rande des Schatzsees ertappen, und seitdem wartete er von Tag zu Tag auf die Katastrophe, die eine Probe sein sollte für ihn und gleichzeitig für Flederwisch, und heute kamen die beiden, heute hatte Nobody sich von ihnen mit Absicht beim Verlassen des Wracks betreffen lassen.

Nur eine andre Entdeckung, die er auf einer zweiten Insel gemacht hatte, hielt Nobody vorläufig noch geheim, denn damit hatte er schon einen besondern, neuen Plan im Sinne.

Obwohl er beim Verlassen des Wracks anscheinend die beiden Beobachter gar nicht gesehen hatte, war ihm doch keine ihrer Mienen entgangen, und er las auf den Gesichtern der beiden die finstern Vorsätze, die ihre Seelen bewegten. Noch einmal ließ er dem Kapitän Flederwisch Zeit, zur Besinnung zu kommen und den Teufel der Habsucht in sich zu unterdrücken, aber Nobody war Menschenkenner genug, um das Erfolglose dieses Vorgehens einzusehen.

Langsam kehrte er endlich zu dem Orte zurück, wo er absichtlich seine Instrumente und die Taue liegen gelassen

hatte. Er war ganz und gar wieder der erste Steuermann der Frithjof, Alfred Werner. –

Es mochte die fünfte Nachmittagsstunde sein, als es plötzlich finstre Nacht wurde. Mit einem grellen Blitze und einem furchtbaren Donnerschlage kündigte sich das Gewitter an – ein Gewitter, wie man es nur in den Tropen erleben kann – unter ununterbrochenem Donner folgte Blitz auf Blitz, urplötzlich ein Windstoß als Vorbote des heulenden Sturmes, schon zischte und klatschte die Brandung, und zwischen den Klippen spritzte es himmelhoch auf.

Unbeweglich saß Flederwisch. Nur von einem Gedanken wurde er beherrscht; wenn Alfred nun in dieser Finsternis auf dem gefährlichen Wege verunglückte, tödlich? Und der Mann knirschte bei diesem Gedanken mit den Zähnen – dann entging ja jener der Rache.

Da hallte der Boden von einem schnellen, festen Schritt wider. Donnernd flammte der Himmel auf, und im blendenden Scheine des phosphoreszierenden Lichtes standen sich die beiden Männer gegenüber, nur einen Schritt vom Abgrund entfernt.

»Flederwisch!!« schrie Alfred und prallte zurück, als sähe er ein Gespenst.

»Ja, ich bin's! Warum erschreckt Ihr?«

»Weil – weil – mein Gott, wie kann ich Euch hier erwarten?«

»Aber ich habe Euch hier erwartet!«

»Ihr wißt, daß hier unten . . . «

»Ich weiß alles – alles weiß ich, Bube!«

Alfred trat einen Schritt auf ihn zu, ein neuer Blitz spiegelte sich in seinen drohenden Augen wider.

»Wie nennt Ihr mich?«

»Einen Buben, einen Schurken! Verantwortet Euch, wenn Ihr es könnt!«

»Ihr wißt vielleicht, daß ich schon gestern, schon vorgestern das Goldschiff gefunden habe,« erklang es ruhig zurück. »Warum ich Euch nichts davon sagte? Wohlan, Flederwisch, ich kenne Euch, und das Gold gehört . . . «

»Bah, laßt das verfluchte Gold jetzt, mag es liegen bleiben! Verantwortet Euch! Habt Ihr Carmencita schon früher gekannt?«

Diesmal blieb die Antwort aus, und kein Blitz erhellte die Nacht.

»Sprecht!« brüllte Flederwisch, noch das Donnern des Himmels übertönend. »Habt Ihr Carmencita vor mir gekannt?!«

Da zeigte ein Flammenmeer des Steuermanns Gesicht. Es war aschfahl, er hatte die Hände ausgestreckt, alles an ihm war Entsetzen, und doch spielte er nur eine angenommene Rolle.

»Flederwisch – ich beschwöre Euch – nicht jetzt – nicht hier – Ihr seid von Sinnen . . . «

»Also doch!! Zittert Ihr, Schurke? Sprecht – gesteht – sprecht – sprecht – oder ich schmettere Euch in den Abgrund!«

Alle die in den letzten Stunden zurückgedrängte, in ihm angesammelte Leidenschaft, Haß und Wut, brach jetzt bei ihm mit einem Male hervor. Flederwisch hatte seinen Steuermann an der Brust gepackt und schüttelte ihn, und Alfred wehrte sich nicht, seine Füße faßten keinen Stand.

»Sprecht – sprecht – oder es ist Euer Tod!«

Alfred taumelte seitwärts dem Abgrund zu.

»Wahnsinniger, was tut Ihr?!«

»Ich ermorde Euch!«

»Denkt an die Katze!!« rief eine dritte Stimme, ein Blitz zeigte hinter Alfreds Rücken das verzerrte Gesicht des Mulatten, ein blauer Strahl entfuhr seiner Faust, ein diabolisches Gelächter! »Denkt an die Katze!« erklang es noch einmal.

Alfreds Hände griffen in die Luft, sanken herab, ein Stoß, er war von der Plattform verschwunden, ein dumpfes Aufschlagen, und unter der Begleitung des Donners zeigten die Blitze den menschlichen Körper, wie er sich überschlagend von Sims zu Sims abprallte, bis er in der Tiefe verschwand.

»Mörder, Mörder, hihhi!« lachte da gellend wieder eine andre Stimme, und vor den beiden Männern tanzte händeklatschend der Wahnsinnige.

»So fahre auch du zur Hölle!« brüllte der Mulatte, packte den Spanier, und in gewaltigem Bogen durch die Luft saugend verschwand auch dieser im Abgrund.

Da ging ein pfeifendes Heulen durch die Luft, aber das war keine Luft mehr, sondern ein siedend heißer Dampf, und der Himmel war nicht mehr schwarz, sondern schwefelgelb.

»Der Hurrikan!« glaubte Flederwisch noch den Mulatten rufen zu hören, dann wurde er besinnungslos zu Boden geschleudert. — —

Hell und freundlich lächelte die Sonne vom blauen Himmel auf die beiden Männer nieder, die dem Strande zuschritten, und die Sonne mochte sich wundern, was für gewaltige Wogen das Meer bei diesem schwachen Winde warf, wie es zwischen den Riffen kochte und spritzte, denn sie konnte ja nicht wissen, was sich unter den Wolken und dann in der Nacht ereignet hatte, konnte nicht wissen, was diese zwei Menschen getan.

In einer Felsenhöhle war Flederwisch wieder zur Besinnung gekommen. Er mußte auch lange geschlafen haben. Der Mulatte bot ihm eine große Austerschale mit Wasser dar, und er trank.

Dann verließen sie die Höhle. Flederwisch folgte dem führenden Mulatten, die Augen immer auf den Boden geheftet, niemals sich umsehend, gar nicht auf Weg oder Richtung achtend. Für den Seemann, dessen Führung er sich anvertraute, konnte es jetzt auch nur ein einziges Ziel geben – das Boot.

Nur einmal brach Manuel das Schweigen.

»Kapitän, wenn jetzt das Boot weg ist, dann sitzen wir hier in einer von Haifischen bewachten Falle.«

Das waren fast dieselben Worte, die er gesagt hatte, als sie das Eiland zum ersten Male betreten hatten.

Flederwisch hatte noch nicht gefragt, wie er in die Höhle gekommen sei, ob Manuel ihn vielleicht dorthin getragen habe, und er antwortete auch jetzt nicht. Er hatte die Lippen zusammengepreßt, als wolle er sie nie wieder zu einem Laute öffnen.

»Na, dann spielen wir einmal Robinsons,« fuhr der Mulatte fort, ohne sich nach seinem stummen Herrn umzusehen. »Muscheln und Vogeleier gibt es ja, Wasser ist auch vorhanden, mehr braucht der Mensch nicht, und bald müssen die Walfischjäger kommen, wir rufen ein vorübersegelndes Schiff an. Die Hauptsache ist: Wir haben das englische Gold! Was, Kapitän?«

Entweder hörte Flederwisch überhaupt nichts, weil er an etwas anderes dachte, oder er war in völlige Teilnahmslosigkeit versunken. Sonst hätte er den Bootsmann wenigstens

daran erinnern müssen, daß ja auch noch Schiff und Mannschaft da waren. Aber nicht einmal die Erwähnung des gefundenen Goldes brachte bei ihm einen Eindruck hervor.

So merkte er auch gar nicht, wie der Mulatte einen Weg einschlug, der wohl nicht direkt an den Strand führte, denn dieser konnte doch nur tief liegen, und die beiden stiegen jetzt eine sanfte Böschung hinauf.

Plötzlich sprang der Mulatte einige Schritte zurück, daß er seitwärts von seinem Herrn zu stehn kam – und dieser blickte in den halben Kesseltrichter hinab, in dessen Schlund zwischen Riffen und Schiffstrümmern das gelbe Metall in der Sonne glänzte.

Lauernd ruhten des Mulatten Augen auf seinem Herrn. Wie stand es mit diesem? Was ging in ihm vor? Manuel hatte es noch nicht enträtseln können. Er hatte die Rolle des Verhängnisses oder des bösen Gewissens übernommen, welches den Mörder immer wieder an den Ort seiner Tat zurückführen soll. Er hatte absichtlich einen andern Weg gewählt, welcher ebenfalls auf der Höhe an der Schlucht endete. Jetzt endlich mußte der Kapitän sprechen, sich offenbaren.

Und Flederwisch sprach. Er erwachte, er stutzte etwas, er trat noch einen Schritt vor, spähte hinab, er wendete den Kopf zur Seite – dort lagen noch die Seile und die andern Sachen, welche der Steuermann zurückgelassen hatte – und er trat vollends dicht an den Rand des Abgrundes, die Arme mit den geballten Fäusten ausstreckend.

»Der Schatz!« rief er mit weithin schallender Stimme. »Er gehört mir!«

Es hatte wie ein grenzenloses Jauchzen der Freude geklungen, lachend, und dennoch prägte sich dabei auf dem bleichen Gesicht eine furchtbare Wildheit aus.

»Ich trotze dem Schicksal – ich, ich habe Alfred ermordet!! Die Ehre gehört mir, mir allein!«

Der lauernde Ausdruck in des Bootsmanns Zügen verwandelte sich in Staunen. Hatte sein Herr beim Wiedererblicken des Goldes plötzlich den Verstand verloren, daß er so etwas schwatzte?

»Zurück, Kapitän!« schrie er plötzlich und sprang vor, um Flederwisch zu packen, aber er kam zu spät.

Unter den Füßen des Kapitäns hatten sich einige Felsstücke abgelöst, sie polterten in die Tiefe, und ehe der dicht am Rande Stehende zurückspringen konnte, stürzte er schon hinab, schlug auf dem ersten Simse, der sich etwa in einer Tiefe von zehn Metern befand, mit einem dumpfen Krachen auf und brach zusammen.

Wäre es ein direkter Sturz gewesen, so hätte Flederwisch bei solch einer Höhe mindestens die Beine gebrochen, aber die Wand war schräg, die losen Steine hatten nur wenig übergeragt, so war es mehr ein Gleiten gewesen, und außerdem hatte sich Flederwisch in der Luft umgedreht und sich an der Wand festzukrallen versucht. So war die Gewalt des Sturzes bedeutend geschwächt worden.

Manuel hatte sich schnell auf den Boden geworfen und streckte den Kopf über den Rand. Er sah seinen Herrn in kauender Stellung an der Wand liegen, das Haupt zwischen den hochgezogenen Knien.

»Alle Teufel, Kapitän, habt Ihr etwas gebrochen? Lebt Ihr noch?«

Da richtete Flederwisch sich schon wieder langsam auf, tastete mit den Händen an seinen Kopf und blickte dann verwirrt nach oben.

»Was war das? Bin ich herabgestürzt?«

»Merkt Ihr das jetzt auch?« lachte oben der schwarze Wollkopf. »Habt Ihr etwas gebrochen?«

»Ich glaube nicht – einige Schrammen, weiter nichts! Zieh mich wieder hinauf!«

»Gleich – aber so ohne weiteres geht das nicht! Wartet ein bißchen!«

Der Kopf verschwand.

Erst jetzt kam es Flederwisch deutlich zum Bewußtsein, daß er abgestürzt und dem Tode glücklich entgangen war. Die Hautabschürfungen an den Knien und die blutenden Fingerkuppen abgerechnet, fühlte er sich unverletzt, und das erleichternde Schaudern nach überstandem Todeschreck folgte.

Jetzt, war sein nächster Gedanke, holt Manuel ein Seil, es liegt ja eins oben, und ich klettere einfach hinauf. Gott sei Dank, das war noch einmal mit einem blauen Auge davon gekommen . . .

»Und das Gold! Es ist mein – mein Gold!« setzte er laut hinzu, abermals jauchzend.

Er kroch auf Händen und Knien, der Schmerzen nicht achtend, an den Rand des Simses, legte sich platt hin und blickte hinunter. Wie das glänzte und gleiße! Er spann Träume aus, und ihr Inhalt spiegelte sich auf seinem Antlitz wider, welches bald lächelte, bald Stolz, bald jenen furchtbar trotzigem Ausdruck zeigte. Nur Gewissensqualen schien dieser Mann nicht zu kennen.

Dann plötzlich schrak er zusammen. Wo blieb nur Manuel so lange?

Flederwisch sah nach seiner Taschenuhr – sie war durch den Sturz stehn geblieben. Eine halbe Stunde mochte wohl schon vergangen sein.

»Manuel! Manuel! Kommst du bald? Die Taue liegen doch oben! Zum Teufel, was machst du eigentlich? Wo bist du?«

Es erscholl keine Antwort. Die Morgensonne rückte höher, sie stand im Mittag, und der Mulatte kam nicht. Die Nachmittagssonne warf einen langen Schatten, und Manuel kam nicht. Und unten auf dem Simse kauerte an der Wand der furchtlose Seekapitän, hatte das Gesicht in den Händen vergraben und stöhnte.

Eine alte Geschichte war in seinem Hirn aufgetaucht, ob nun erfunden oder wahr, eine beliebte Situation, die in Jugendschriften immer wieder in Variationen vorgebracht wird.

Zwei Männer entdecken in einer Schlucht einen Klumpen Gold – oder ein ganzes Goldfeld. Der eine läßt sich hinab, der andre hält das Seil fest. Da erwacht in dem oben der Goldteufel.

»Das Gold gehört mir allein, verzichte auf deine Hälfte oder ich lasse dich fallen!« Ob der in der Luft Schwebende nun damit einverstanden ist oder nicht, sein Tod ist doch sicher, hinauf kommt er nicht wieder.

In dieser Lage fühlte sich Flederwisch. Er war der Mann unten mit der todessichern Alternative. Er stürzte zwar nicht hinab, aber er mußte verschmachten, und das würde gar nicht mehr lange dauern. Denn daß es von hier aus kein Hinauf oder lebendiges Hinab aus eigener Kraft gab, davon konnte er sich mit einem einzigen Blicke überzeugen, und

der Mulatte gab sich gar nicht erst die Mühe, ihm die lächerliche Alternative zu stellen.

Allerdings hatte es viele Stunden gedauert, ehe Flederwisch zu der Ueberzeugung kam, daß es so mit ihm stand, aber er war dazu gekommen, es konnte ja nicht anders sein.

Zwar hatte er es schon einmal geglaubt und sich geirrt, nämlich vorhin – nein, gestern war es ja gewesen – als sich Manuel auf ihn geworfen und ihn zu Boden gedrückt hatte, aber da waren noch zwei andre Menschen vorhanden gewesen, mit denen er hätte teilen müssen. Jetzt hatte er sich des letzten entledigt.

Manuel hatte ihn verraten! Auch der treueste Hund, wenn sein Hunger zu groß ist, kann beim Anblick eines Stückes Fleisch seinen Herrn vergessen, ihn verlassen.

Flederwisch stöhnte. Wenn die Worte, welche er murmelte, lauter wurden, hörte man, daß es Flüche waren. Manchmal aber klang es auch wie leises Weinen, und dann nannte er schluchzend den Namen seiner Schwester.

Nach und nach erstarb das Stöhnen und Murmeln, nach einiger Zeit erhob Flederwisch sich aus seiner kauern den Stellung, und wie er einige Schritte vortrat, bis er dicht am Rande des Sims stand, war er wieder der stolze, trotzig e, furchtlose Mann, der über Tod und Leben spottete, weil er an nichts glaubte. Furcht vor dem Tode? Lächerlich! Es gab kein Jenseits! Ein Kopfsprung, und vorbei war die Puppenkomödie, Leben genannt. Langsam verschmachten wollte er hier nicht.

Flederwisch breitete die Arme aus, seine fieberhaft glühenden Augen stierten in die Tiefe, und drüben am jenseitigen Kraterrande lag hinter einem Felsblock ein Mann, und

jetzt schickte er sich eben an, aufzuspringen, doch lautlos sank er wieder nieder.

»Flederwisch, du tust mir leid, aber diese Prüfung ist zu deinem Besten, ich kann sie dir nicht erlassen. Du hast morden wollen, du hast gemordet – wohlan, so soll dein Gewissen dich alle Qualen erdulden lassen, denen Mörder preisgegeben sind. Nur über dein Weib will ich dir die Augen öffnen. Das hast du trotz allem nicht verdient, daß du von einer Dirne betrogen wirst. Der Steuermann Alfred Werner ist tot. Als Nobody wird er von den Toten erstehn, und du, Flederwisch, sollst seine rechte Hand werden – du wirst mich nicht sehen, und ich werde doch bei dir sein. Du wirst glauben, allein stehn zu können, und meine Hand wird dich doch unbemerkt stützen und leiten. Ja, du stolzer Mann, seit gestern bist du bis auf weiteres nur noch eine Puppe, die von dem unsichtbaren Niemand dirigiert wird. Vorwärts, Schicksal, geh deinen Gang! Kapitän Flederwisch, Nobody überläßt dich deinem bösen Verhängnis, das dort bereits herangeschlichen kommt!«

»Imma, du bist gerächt!« rief mit heiserer Stimme der Verunglückte. »Alfred, ich komme, wir wollen das Gold doch zusammen teilen. Hahaha! Das ist das Ende meines Traumes . . . «

»He, Kapitän!«

Wie vom Blitz getroffen fuhr Flederwisch herum. Dort oben am Rande des Felsens zeigte sich der Kopf des Mullatten.

»Was singt Ihr da unten für ein komisches Lied?«

Flederwisch sagte nichts, blickte nicht mehr hinauf, seine Augen irrten am Boden umher, er suchte etwas, einen

Stein – ein Gedanke war ihm durch den Kopf geblitzt. Konnte er diesen schwarzen Schuft nicht wenigstens mitnehmen ins Jenseits? Eine Schußwaffe hatte er leider nicht bei sich, sonst wäre die Sache gleich abgetan.

»Ich habe unser Boot wieder,« fuhr Manuel fort, »sah es vorhin von hier oben auf dem Wasser treiben und habe so lange mit Steinen geworfen, bis ich's am Ufer hatte; hinschwimmen konnte ich wegen der Haifische nicht. Deshalb blieb ich so lange, aber das Boot war doch das Wichtigste. 'S ist noch ganz heil.«

Flederwisch verstand nicht, was der Mulatte ihm da von dem Boote erzählte, oder er brachte es nur mit seinem Gedankengang in Verbindung. Trotzig verschränkte er die Arme über der Brust.

»Nein!« sagte er.

»Was, nein? Ihr habt Euch doch nicht gar zu sehr gelangweilt? Kapitän, ich möchte ein paar Worte mit Euch sprechen, ehe ich Euch das Seil hinunterwerfe, man hat so selten Gelegenheit, mit Euch ruhig zu reden, Ihr seid immer gleich so schnell mit der Hand, jetzt aber habe ich Euch einmal fest ... «

»Nein!« schrie Flederwisch nochmals.

Jetzt kam es, jetzt stellte der Goldgräber oben seine Bedingungen.

»Na, na,« lachte der Mulatte, »nicht so hitzig, Kapitän, jetzt müßt Ihr mich doch einmal aussprechen lassen ... «

»Behalte das verfluchte Gold – teilen will ich nicht mit dir, du Schuft.«

»Ich glaube wahrhaftig, Ihr seid seetoll geworden,« fuhr es oben in aufrichtigem Staunen fort. »Was schwatzt Ihr da

für Unsinn? Also zum ersten: ich habe den Schiffsmakler Davis ermordet. Habt Ihr verstanden, Kapitän?»

Ja, das hatte Flederwisch verstanden, seine Gedankenrichtung änderte sich etwas.

»Was – was sagst du da?»

»Daß ich den alten Davis ermordet habe, und das mit Wollust, denn ich konnte es nicht mehr mit ansehen, wie Ihr Euch wegen dieses verfluchten Geizhalses, der Euch zwischen seinen Teufelskrallen hatte, Kopfschmerzen machtet. Wißt Ihr denn gar nicht mehr, wie Ihr damals, als die Schieberei abgeschlossen war und wir das Haus verließen, seufztet und so kläglich sagtet: wenn nur die verfluchte Baracke in Flammen aufginge und der Davis mit!? Wißt Ihr's noch? Haha, ich habe es gründlich besorgt! Komisch kam es mir nur immer vor, daß es Euch gar nicht einfiel, ich wäre der Raubmörder, wo es doch eigentlich ganz klar auf der Hand lag.«

Flederwisch schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

»Manuel!« ächzte er.

Nicht dieses Geständnis war es, was ihn so erschütterte, sondern eine ganz andre Erkenntnis.

»Wie ich's gemacht habe, erzähle ich Euch ein andermal,« fuhr der Mulatte fort, »nur darüber seid beruhigt, daß ich so ein Geschäft verstehe. Auch nicht die feinste Spürnase soll etwas davon wittern, daß wir dahinterstecken. Alles habe ich verbrannt, was Euch lästig gewesen wäre, nur das nicht, was Ihr vielleicht noch einmal gebrauchen könntet: habe einige Papierchen in meiner Kleiderkiste, werde sie Euch geben, vorausgesetzt, daß das Schiff – na, davon sprechen wir später. Also, Kapitän, gebt Ihr mir das, was die Pfaffen Absolution nennen? Ich tat's ja nur Euch zuliebe.«

Flederwischs Brust keuchte.

»Zieh mich hinauf, Manuel!«

»Wartet noch einen Augenblick! Zum zweiten: ich habe den Steuermann mit Eurer Einwilligung erstochen. Stimmt's? Seht, ich tat's ja schließlich auch nur Euch zu liebe, und da wäre es doch nun nicht hübsch von Euch, wenn Ihr mich es jetzt entgelten ließet. Es ist ja wahr, ich konnte ihn auch nicht so recht leiden – Ihr wißt schon, damals die Geschichte mit der Katze – aber wenn es anders gekommen wäre, wenn der Steuermann damit einverstanden gewesen wäre, das gefundene Gold zu behalten und so zu gebrauchen, wie Ihr wollt, es wäre mir nicht eingefallen, ihn beiseite zu bringen, mein bißchen Haß kam da nicht in Betracht, und daß Carmencita Angst vor ihm hatte, das hat auch nichts zu sagen, ich hätte schon dafür gesorgt, daß das verwickelte Garn noch glatt ablief. Es war Euer Freund, ich glaube sogar, Ihr habt ihn gern gehabt, ein tüchtiger Seemann war es auch, und wegen eines verdammten Frauenzimmers und eines elenden Niggers hätte er nicht ins Gras beißen sollen. Da wollte es sein Unglück, daß auch er das Gold entdeckte. Ihr hattet recht, er wäre niemals auf Eure Vorschläge eingegangen, er war zu ehrlich. – Seht, Kapitän, ich bin nur ein dummer Nigger, ganz verstehe ich nicht, was Ihr eigentlich vorhabt, soviel Ihr mir auch schon von dem Königreiche vorerzählt habt, das Ihr gründen wollt, aber das weiß ich, daß Ihr mit jeder Faser Eures Herzens an dieser Idee hängt, daß Euch immer nur das nötige Geld dazu fehlte – und ich weiß, wie Ihr Euch geschunden und geplagt und tausendmal Euer Leben und alles riskiert habt, um dem Ziele näherzukommen – Kapitän, Ihr tatet uns manchmal recht leid, und da ist keiner von uns, der sich für Euch nicht bei

lebendigem Leibe hätte braten lassen, wenn er Euch nur hätte helfen können – – kurz und gut, als ich gestern sah, wie es Euch herumriß, daß Ihr nun plötzlich so viel Gold hattet und es doch nicht benutzen konntet, weil der Steuermann dazwischenstand, da sagte ich mir: jetzt muß der Kerl daran glauben, so oder so. Aber verheimlichen durfte ich es Euch nicht, Ihr mußtet vielmehr dabeisein, und da erzählte ich Euch die Geschichte mit Carmencita, und sie ist wahr, fragt Eure Frau nur selbst – und da hatte ich Euch so weit, wie ich Euch haben wollte. Also, Kapitän, seid Ihr damit einverstanden gewesen, daß ich den Steuermann von hinten erstochen habe?«

Während der ganzen Auseinandersetzung hatte sich Flederwisch in heftiger Aufregung befunden.

»Ich – ich habe Alfred ermordet, ich war es, nicht du!« rief er jetzt, für Manuel ebenso unverständlich wie früher.

»Nein, Kapitän, ich meine ja nur . . . «

»Es ist gut! Wirf das Tau herab, ich befehle es dir!«

Der Mulatte gab sein Zögern auf. Klatschend fiel das Ende eines Seiles herab, in einer halben Minute war Flederwisch oben.

Lange Zeit stand er bewegungslos da, es ging etwas vor in ihm, es ruckte und zuckte an ihm, und plötzlich stürzte er an des Mulatten Brust, weinend und schluchzend, und küßte die wulstigen Lippen.

»Ihr seid wirklich seetoll, Kapitän,« sagte der Bootsmann verschämt.

»Manuel – ich habe dich verkannt,« schluchzte Flederwisch wie ein kleines Kind an seiner Brust, »du bist mein treuer Freund – nein, meinen Bruder will ich dich nennen

– anders kann ich dich nicht belohnen für das, was du mir jetzt geschenkt hast.«

»Geschenkt? Was hätte ich Euch denn geschenkt?« staunte Manuel.

»Ich – ich weiß es nicht – etwas – ein neues Leben – eine Erkenntnis.«

Endlich beruhigte er sich. Dann wurde Flederwisch sogar finster, er fühlte etwas über sich kommen, was er früher noch nie gekannt, er fühlte sich wirklich als ein ganz anderer Mensch, ohne sich Rechenschaft über die Art dieser Verwandlung geben zu können.

Sie gingen zu dem Boote, welches Manuel allein auf den Strand gezogen hatte.

»Wollen wir erst einmal in die Goldschlucht?« fragte der Mulatte. »Es ist hohe Flut, ich kalkuliere, wir können zu Wasser hineinkommen.«

»Nach dem Schiffe!« war Flederwischs kurze Antwort.

Sie stiegen in das Boot. Manuel griff zu den Riemen, Flederwisch setzte sich wieder ans Steuer. So empört sich auch das Wasser hier an der zerrissenen Küste zeigte, wie es auch schäumte und zwischen den Riffen spritzte, eben durch diese wurde die Gewalt des Seegangs doch gebrochen, und die hohe Flut machte die unter Wasser verborgenen Spitzen ungefährlich.

Erst als das Boot in freieres Wasser kam, faßte die rollende See es mit voller Macht, beide mußten alle Kräfte aufbieten, um die tanzende Nußschale von den Felsen abzuhalten, an denen sie unfehlbar zerschmettert wäre. Auch diese Gefahr ging vorüber, Flederwisch konnte sich wieder ausschließlich dem Steuer widmen, aber je mehr sich das Boot seinem Ziele näherte, desto unruhiger wurde er.

Selbst gegen einen tüchtigen Sturm war das Schiff nach seemännischer Ansicht in der Bucht, umgeben von hohen Felswänden, gesichert gewesen. Wie aber mochte der nicht berechnet gewesene Hurrikan hier gewütet haben? Der jetzige Seegang konnte dem festgelaschten Riesenkolöß nichts angehabt haben, vorausgesetzt, daß der zweite Steuermann sofort, als er das nahende Unwetter erkannt, das Schiff mit Wasser belastet hatte, und Bernhard war ein erfahrener, kaltblütiger Seemann. Doch nach dem jetzigen Seegang konnte nicht der beurteilt werden, welcher im Dunkel der Nacht, gerade zur Zeit des Hurrikans und kurz hinterher, hier aufgereggt worden war, denn in diesen engen Straßen beruhigte sich das Wasser zu schnell wieder.

»Manuel, Manuel – wo sind die Masten? Jetzt müßten sie schon dort aufgetaucht sein – und ich sehe sie nicht,« flüsterte Flederwisch mit bleichen Lippen.

»Macht Euch auf alles gefaßt, Kapitän!« entgegnete der Mulatte, sich mächtig gegen die Ruder stemmend. Dennoch wurde das Boot von einer Woge mit pfeilschneller Geschwindigkeit in die breite Wasserstraße geschleudert, welche an den natürlichen Hafen führte.

Da stieß Flederwisch einen gellenden Schrei aus, einen Schrei der Freude – dort in der Bucht lag die Frithjof, tief ins Wasser getaucht, nur alle vier Masten bis zur Hälfte gekürzt. Der Hurrikan hatte die schützenden Felswände nicht umwerfen können, in der Höhe aber, in welcher er über die Wände hinstrich, hatte er die Masten wie Strohhalme abgeknackt.

»Gott mache mich blind!« schrie der Mulatte. »Kapitän, die Revolverkisten! Alles ist futsch!«

Das Steinplateau, welches die Bucht einschloß, war so kahl wie zuvor, als die Frithjof hier angelegt hatte, verschwunden die Kistenberge; noch jetzt spülte das schäumende Wasser, sich an der glatten Wand brechend, beständig darüber hinweg.

Nur für einen Blick hatten die beiden Zeit, dann mußten sie daran denken, wie sie lebendig an Deck kommen konnten. Ein Anlegen war hier ausgeschlossen, und ließen sie sich nicht direkt auf das Schiff zutreiben, so schoß das Boot, von dem gewaltigen Sturme fortgerissen, eben vorbei und zerschmetterte anderswo.

Das Boot war bemerkt worden; dichtgedrängt standen die Matrosen an der Reeling, Taue und Korkringe zum Wurfe bereit in den Händen.

»Jetzt!« schrie Flederwisch.

Das Boot wurde gegen den Schiffsrumpf geschleudert, ein donnernder Krach, die Planken zersplitterten unter ihren Füßen, aber schon hatten Kapitän und Bootsmann die ihnen zugeworfenen Taue gefangen und standen im nächsten Augenblick unversehrt an Deck.

Ohne ein Wort zu verlieren sprang Flederwisch sofort nach der andern Seite und musterte die Befestigung des Schiffes. Als er es verlassen, war es nur mit Tauen und einigen Stahlrossen mit dem Lande verbunden gewesen, die Korkfänger, elastische Korkballen, welche die direkte Berührung und Reibung zwischen Schiffsrumpf und dem Anlegeplatz verhindern, hatten noch freien Spielraum gehabt; jetzt dagegen war das Schiff mit zahllosen, armstarken Ketten an das steinerne Ufer gefesselt, es war förmlich mit einem Kettenhemd umgürtet, so fest, daß die Korkfänger zu dünnen Scheiben zusammengedrückt wurden. Nur diesen

Vorsichtsmaßregeln, welche eine kolossale Arbeit erfordert haben mußten, war es zu verdanken, daß die Frithjof den Hurrikan überstanden hatte, und das war eine Wunderleistung der Seemannskunst gewesen.

Weiter musterte der Kapitän den Rest der Takelage und fand, daß die Mannschaft auch hier schon fleißig gearbeitet hatte, um das Schiff segel- und manövrierfähig zu machen.

Der Verlust der halben Takelage zählt zu den kleinsten Havarien, kommt gar nicht in Betracht, wenn nur sonst Schiff und Fracht gerettet werden kann – und dies freilich war hier nicht der Fall.

Deshalb blickten alle die schweigend dastehenden Matrosen mit solcher scheuen Niedergeschlagenheit auf ihren Kapitän. Denn jeder konnte sich ungefähr berechnen, was für ein enormer Wert in den tausend Tonnen Revolvern gesteckt hatte, alle wußten, daß es des Kapitäns eigne Fracht gewesen, daß er sie zwar versichert hatte, aber daß die Versicherung verloren gegangen war, denn die Seeleute kannten die Verhältnisse, und daher wußten sie auch, daß ihr Kapitän durch den Verlust der gesamten Fracht ein ruiniertes Mann war.

»Es ist gut, Bernhard,« wandte sich Flederwisch endlich mit ruhigem Gesicht an den hinter ihm stehenden zweiten Steuermann. »Ich bin dir Dank schuldig.«

Ja, das war Kapitän Flederwisch. Bei Kleinigkeiten, wenn etwa ein Matrose einen Holzeimer über Bord hatte fallen lassen, durch eignes Verschulden oder nicht, da konnte er wettern und fluchen und den Uebeltäter mit Vorwürfen überhäufen, aber bei einem wirklichen Unglück zeigte er sich stets gelassen, edel und verzeihend. Er war ein ›Kerk‹ –

wie die Matrosen sich in ihrem richtigen Instinkt ausdrückten – vom Scheitel bis zur Sohle.

Verlegen drehte Bernhard die Mütze zwischen den Händen. Er hätte gar nicht nötig gehabt, sie vor dem Kapitän an Deck abzunehmen.

»Kapitän, ich konnte wahrhaftig nichts von der Fracht bergen lassen,« sagte er niedergeschlagen.

»Natürlich nicht. Erst kam das Schiff. Wie war es?«

Der zweite Steuermann schilderte die Katastrophe, die mit dem schnellen Einsetzen des Hurrikans ihren Höhepunkt erreicht hatte. Gleich als sich das Unwetter durch Drohungen des Himmels und der Atmosphäre ankündigte, hatte der vorsichtige Steuermann die Ventile gezogen, d. h. den Laderaum des Schiffes voll Seewasser laufen lassen, bis es zur Wasserlinie herabsank. Es hatten sich zwar noch einige hundert Zentner-Kisten darin befunden, aber besser, der Rest der Revolver wurde durch das Salzwasser total unbrauchbar, als daß das ganze Schiff zugrunde ging.

Dann hatte man eben noch Zeit, das Schiff mit Ketten und noch mehr Tauen an den Lavablöcken festzulaschen, als der Hurrikan losbrach. Die erste Woge, welche von der offenen See her durch das Labyrinth von Wasserstraßen einhergebraust kam, hatte die Kistenberge zusammenstürzen lassen, die zweite das ganze Plateau reingewaschen. Die Mastentoppen samt der obern Takelage waren wie leichte Spreu davongeflogen, man wußte nicht, wohin; zu sehen war nichts mehr davon.

Während dieses Berichtes hatten Flederwischs Augen die umstehende Mannschaft überflogen.

»Und die Mannschaft? Sie ist nicht vollzählig.«

Die letzten Arbeiten im Sturm hatten Opfer gefordert. Vier Mann lagen im Lazarett, hatten meistens Quetschwunden, von der herabstürzenden Takelage davongetragen. Doch tödlich verletzt oder verkrüppelt war keiner.

»Nur dem Koch schlug eine Bramsteng direkt auf den Kopf,« fuhr Bernhard mit seinem Berichte fort, das Schlechteste zuletzt bringend, »er stürzte über die Reeling an Land und war gleich fortgespült. Und Wildner ist über Bord gewaschen worden – und – und – Dietze auch.«

Die Matrosen glaubten zu wissen, was sie jetzt zu sehen bekommen würden. Sie kannten ja ihren Kapitän, den tollkühnen, wilden, vor nichts zitternden und über alles spotenden und höhnnenden Mann, welcher aber bei Gelegenheit, wenn ihm etwas – wie die Matrosen sagten – ans Herz ging, empfindsam wie ein junges Mädchen sein konnte. Schon oft hatten sie ihn fluchen hören und im nächsten Augenblick wie ein Kind weinen sehen. Und den Dietze hatte er ganz besonders ins Herz geschlossen gehabt.

Jetzt würde sich der Kapitän mit einem schluchzenden Laute schnell abwenden, um die Leute seine hervorstürzenden Tränen nicht sehen zu lassen, dann würde er sich lange in seine Kabine einschließen und später mit lachendem Munde sagen: Na, das ist Seemannslos, einmal müssen wir doch alle daran glauben.

Aber heute benahm sich der Kapitän ganz anders.

»So fehlen drei Richter,« hörte man ihn murmeln, während er finster auf das Deck stierte, und dann, den Kopf hehend, setzte er gleichgültig hinzu: »Sonst nichts?«

»Der erste Steuermann, welcher gestern kurz vor Euch von Bord ging, im Dingi, ist noch nicht zurückgekommen.«

»Sonst nichts? Geht an eure Arbeit!«

Flederwisch begab sich in seine Kabine und schloß sich allerdings ein, ohne jedoch die gewöhnliche Reizbarkeit gezeigt zu haben.

»Er nimmt es höllisch leicht!« sagten einige.

»Nein, daß Dietze über Bord gegangen ist, hat ihn mehr als sonst ergriffen, und mit dem ersten Steuermann mag auch etwas passiert sein,« meinten andre.

»Wißt ihr denn gar nicht,« flüsterten die dritten, »daß er die fortgewaschene Fracht auf eigne Rechnung gehabt hat? Und weil's hier passiert ist, was er nicht verantworten kann, bekommt er keinen roten Pfennig von der Versicherung, und da denkt er jetzt an etwas andres als an seine Matrosen und an den Werner. Bettelarm ist unser Kapitän.«

»Haltet's Maul!« ließ sich Manuel hören und übernahm, so naß, wie er aus dem Bootsuntergang hervorgegangen war, die Leitung der Arbeit in der Takelage. Nach einer Stunde wurde er vom Steward zum Kapitän gerufen, und als er wieder an Deck erschien, sah man ihn stark den schwarzen Wollkopf schütteln.

Er wechselte mit dem Steuermann einige Worte und ließ dann die Bootsmannspfeife schrillen, welche die Matrosen von der Arbeit weg vor den Fockmast rief. Die ersten aus der Takelage Kommenden mußten die Kranken aus dem Lazarett holen, auch diese sollten sich vor dem Maste versammeln, ob sie nun gehn konnten oder in Bahren getragen werden mußten.

Flederwisch trat aus der Kajüte. Er hatte den Anzug gewechselt, sah so bleich und angegriffen wie die Tage zuvor aus, auf seinem Gesicht lag ein düsterer Ernst. Der Steuermann meldete, daß die im Schiffe befindliche Mannschaft vollzählig angetreten sei.

Ueber jeden einzelnen der dreiunddreißig Männer, welche sich wachenweise auf Backbord- und Steuerbordseite verteilt hatten und in strammer, militärischer Ordnung standen, ließ Flederwisch seine Augen schweifen, jeden einzelnen durchdringend ansehend, dann trat er selbst vor den Mast.

»Ihr wißt, wie es mit mir steht!« begann er mit ruhiger, voller Stimme. »Rührt euch, Leute! Ich will jetzt nicht als euer Kapitän, sondern als Mensch – das heißt, als euresgleichen zu euch sprechen, ja, ihr sollt noch mehr sein! Ihr sollt bald merken, was ich damit meine. Ihr sollt über meine Zukunft entscheiden! – Ihr wißt also, wie es mit mir steht. Gestern um diese Zeit durfte ich mich für einen reichen Mann halten, heute bin ich bankrott, bin mit Schulden überladen, von diesem Schiffe gehört mir nicht einmal ein Nagel . . . «

Und Flederwisch fuhr fort zu sprechen, er rechnete seinen Leuten genau die Summe vor, welche er dem Rechtsanwalt Perkins und andern Gläubigern schulde, wie er auf die Fracht 25.000 Pfund Sterling angezahlt und an Davis seine ganze zukünftige Erbschaft verpfändet habe. Von Pedro Valdez habe er freilich schon 50.000 Pfund Vorschuß erhalten, die seien jetzt bar in seiner Tasche, aber die müsse er doch zurückgeben, und wenn er es nicht täte, was hätten unter solchen Verhältnissen 50.000 Pfund zu bedeuten, da ihm die 750.000 Pfund entgangen seien! Er vergaß nichts zu erwähnen, und seine Rechnung war so deutlich, daß auch der Matrose mit der geringsten Fassungskraft ihr folgen, das Defizit erkennen konnte.

Selten, sehr selten kommt es einmal vor, daß ein Kapitän, und wäre es auch der jovialste, an Bord seines Schiffes auf solche Weise zu der Mannschaft spricht. Auch in

der höchsten Seenot, wenn der Kapitän die mit der letzten Kraft pumpenden Matrosen fragt, ob sie in die Rettungsboote gehn oder das sinkende Wrack noch einige Stunden zu halten versuchen wollen – er ist doch immer noch der unnahbare Kapitän. Die Schranke zwischen ihm und selbst dem ersten Offizier ist noch höher und undurchdringlicher, als die zwischen einem General und dem gewöhnlichen Soldaten an Land.

Deshalb verwandelte sich das erste Erstaunen der Leute, als ihr Kapitän so zu ihnen sprach, fast in Bestürzung. Dann aber merkten oder ahnten sie, daß es sich hier um etwas andres handelte als nur um eine Beratung wegen der Sicherheit des Schiffes, sie wurden unruhig, sie flüsterten untereinander, daraus wurde ein Murmeln, und die Unruhe erreichte ihren höchsten Grad, als Flederwisch von seinem Schuldverhältnis zu dem Schiffsmakler Davis sprach.

Denn davon, daß gerade dieser, dessen Ermordung ganz London in Aufregung versetzt hatte, die Fracht besorgt, hatte allerdings niemand etwas geahnt.

»So steht es mit mir,« schloß Flederwisch seinen Bericht, der eine halbe Stunde in Anspruch genommen hatte. »Mit einem Wort, ich habe meine Rolle als selbständiger Kapitän ausgespielt – ich muß euch abmustern. Wir segeln nach Guayaquil zurück, ich werde mich mit Valdez auseinandersetzen, die Frithjof,« hier wurde seine Stimme unsicher, ein schluchzender Ton mengte sich dazwischen, doch gleich war sie wieder fest und gelassen wie zuvor, »die Frithjof will ich gut zu verkaufen suchen, ich werde in fremde Dienste treten, und ihr müßt euch . . .«

»Ihr seid des Teufels, Kapitän!«

Rüttgardt, ein poetisch veranlagter Sachse, war es, welcher vorsprang und dies rief.

Trotz ihrer großen Aufregung hatten sie den Sprecher noch nicht unterbrochen, jetzt war der letzte Bann beseitigt, jetzt sprangen plötzlich alle vor, jeder wollte das Wort ergreifen. Um den am Maste mit über der Brust verschränkten Armen lehrenden Kapitän entstand ein Gedränge und Stimmengewirr; er konnte nur die das Lärmen übertönenden Fragen vernehmen und beantworten, und nur wenn er den Mund öffnete, trat jedesmal eine augenblickliche Stille ein.

»Gibt es denn gar keinen andern Ausweg?«

»Nennt mir einen! Ich weiß keinen!«

»Wir bleiben bei Euch, Kapitän!«

»Ich kann euch nicht behalten, denn ich habe bald kein Schiff mehr!«

»Wir verlassen Euch aber nicht, Kapitän!«

»Wißt Ihr denn gar nicht, Kapitän, daß dieser Schiffsmakler Davis, dem Ihr so viel schuldet, ermordet worden ist?« erklang eine schrille Stimme.

»Und man kennt den Mörder nicht!« erscholl es weiter in wildem Durcheinander. »Er – hat alle Papiere verbrannt – alle, die dem Wucherer etwas schulden, brauchen ihm nun nichts zu bezahlen . . . «

Flederwisch vernahm noch einmal aus dreiunddreißig Kehlen die ganze Mordgeschichte, man sagte ihm, daß er nun doch auch nichts mehr an Davis zu bezahlen brauche, daß ihm dieser doch die ganze Fracht gewissermaßen geschenkt habe. Ob er denn dies nicht wisse, oder ob dies nicht so sei?

Ruhig wartete Flederwisch, bis sich das lauteste Stimmen-
gewirr gelegt hatte.

»Ja, so ist es,« entgegnete er dann, den ihm zunächststehenden Matrosen dabei fest in die Augen sehend, »und ich muß es wohl am besten wissen, denn ich selbst war es, welcher Davis ermordet hat – um die bestellte Fracht nicht bezahlen zu brauchen, denn ich gedachte, ein gutes Geschäft bei dieser Fahrt zu machen. Hört ihr? Ich selbst habe Davis ermordet!«

Sie alle hatten ihn wohl verstanden, und plötzlich verwandelte sich die unruhige Masse in eine solche von starren Figuren, über welchen die Stille des Todes lagerte. Es waren lauter verwegene, wilde, zum Teil auch sehr rohe Burschen, einer und der andre mochte vielleicht auch schon einen Totschlag auf dem Gewissen haben, es waren Schmuggler, mit dem Gesetz beständig im Kampfe liegend, doch Mörder waren sie nicht.

Nun klagte sich ihr Kapitän selbst als Mörder an, als gemeinen Raubmörder aus Eigennutz! Es war ein Experiment, welches Flederwisch mit ihnen machte, und schon aus den vielen starr auf ihn gerichteten Augen erkannte er, daß er sich nicht verrechnet hatte, denn aus diesen sprach viel mehr fassungsloses Staunen als Schreck oder sonst etwas, was ein Mensch wohl empfindet, wenn sich jemand ihm gegenüber als Mörder zu erkennen gibt.

Dieses Schweigen und Anstarren wurde fürchterlich.

»Ihr – Ihr – Kapitän – Ihr selbst hättet den Davis ermordet?« begann endlich Rüttgardt leise und stotternd.

»Ich tat's, um die Fracht nicht bezahlen zu müssen.«

»Ja, Kapitän, warum erzählt Ihr uns das eigentlich?« erklang es in womöglich noch größerem Staunen als vorhin;

und in demselben Tone, nur daß sich noch einige Hoffnung beimischte, ließen sich andre Stimmen vernehmen.

»Ja, Kapitän, dann steht es wohl noch gar nicht so schlimm mit uns?«

In diesen zwei Fragen hatte die Antwort gelegen, welche Flederwisch hören wollte, und sie hatten zuletzt auch nicht ›mit Euch‹, sondern ›mit uns‹ gesagt, deshalb konnte der Kapitän triumphierend nach dem seitwärts stehenden Mulatten blicken, dem einzigen, welcher nicht vor Staunen erstarrt war, vielmehr hatte Manuel schon immer mit den nackten Füßen vor Ungeduld die Planken gestampft.

»Nein, dadurch steht es noch nicht so schlimm mit mir, und dennoch wäre es der Fall, hätte ich mich nicht auch noch eines Angebers entledigt. Leute,« fuhr Flederwisch mit erhobener Stimme fort, wie er sich auch hoch aufrichtete, »so hört mein letztes Geständnis, und ihr sollt meine Richter sein, deren Spruch ich mich unterwerfe: ich habe vorhin auch den ersten Steuermann ermordet . . . «

Er wurde unterbrochen. Manuel war auf das Kommende wohl vorbereitet, aber nicht in alles eingeweiht gewesen, denn mit einem unartikulierten Schrei sprang er plötzlich auf seinen Herrn zu.

»Kapitän, Ihr seid . . . «

»Schweig!« donnerte ihm aber dieser sofort entgegen und blitzte ihn mit solchen Augen an, daß der Mulatte zurückprallte, und dann fuhr er zu den nicht minder erschrockenen Matrosen fort: »Ich habe auch vorhin den ersten Steuermann, Alfred Werner, ermordet, weil er meinen Plänen entgegenstand – aus Eigennutz habe ich ihn ermordet. So, nun wißt ihr alles, nun urteilt über mich, und wenn ihr

über mich beschlossen habt, dann ruft mich wieder an Deck! Komm, du sollst nicht dabeisein.«

Ohne die Wirkung seiner Worte zu beobachten, drehte er sich schnell um, packte mit eisernem Griff des Mulatten Handgelenk und riß den Taumelnden mit sich fort, bis er ihn in seine Arbeitskabine geschleift hatte. Erst hier ließ er ihn los, und bevor Flederwisch die Schiebetür hinter sich schloß, lauschte er einige Augenblicke. Seinem Gesichtsausdruck nach mochte er andres erwartet haben, als er jetzt hörte. An Deck herrschte nicht die Ruhe der Bestürzung, welche dem unmotivierten Geständnis des Kapitäns eigentlich hätte folgen sollen, vielmehr vernahm man schon jetzt ein aufgeregtes Stimmengemurmel.

»Kapitän, ich begreife nicht, was Ihr da gemacht habt,« begann der ganz grau aussehende Mulatte, als Flederwisch die Tür zugeschoben hatte und sich ihm zuwandte. »Ich denke, Ihr wollt ihnen so nach und nach beibringen, daß noch nichts verloren ist, weil wir Davis beseitigt haben, aber Ihr fallt gleich mit der Tür ins Haus . . .«

»Eben, weil du mich überhaupt nicht begreifst, kannst du auch das nicht verstehn,« entgegnete Flederwisch, welcher in der Kabine auf und ab zu wandern begann.

Der Bootsmann hatte sich – ein ungeheuerlicher Verstoß gegen die Schiffsordnung – in Gegenwart des Kapitäns in einen der amerikanischen Schaukelstühle gesetzt, und einem Manuel wäre das früher am allerwenigsten zuzutrauen gewesen. Er schien überhaupt ganz unwirsch zu sein, vielleicht sprach er nur, um seine eigne Stimme zu hören.

»Ich hätte es an Eurer Stelle ganz anders gemacht,« fuhr er hastig fort, dem auf und ab gehenden Kapitän mit unruhigen Augen folgend. »Gewiß, Ihr seid viel, viel klüger als ich,

aber in diesem Falle wäre ich doch diplomatischer vorgegangen – ich hätte mir eine Rede einstudiert, daß die Kerle gar nicht wieder aus dem Weinen herausgekommen wären – vor allen Dingen hätte ich sie daran erinnert, was sie doch immer für einen guten Kapitän gehabt haben, daß er immer wie ein Vater für seine Kinder sorgte und so weiter – und die schönen Pläne, die Ihr mit ihnen vorhattet – wenn sie's auch nicht verstehn, was Ihr eigentlich wollt, anhören tut sich's doch recht gut, man kann davon richtig begeistert werden – und nun sei das alles futsch – und was zum Teufel fällt Euch ein, immer zu sagen, daß Ihr den ersten Steuermann ermordet hättet?« fügte Manuel zuletzt noch, wie erschrocken emporfahrend, seinen sowieso unzusammenhängenden Sätzen hinzu.

»Ja, das hättest wohl du getan, aber nicht ich,« murmelte Flederwisch in Gedanken versunken, und auf die letzte Frage antwortete er dasselbe wie vorhin, nur in einem klassischen Zitat, welches der Mulatte freilich nicht kannte: »Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!«

»Aber Ihr gebt Euch ja den Kerls ganz in die Hände, jeder kann Euch verraten.«

»Das will ich eben.«

»Ich begreife Euch nicht . . . «

»Dann schweig, nein, meinewegen schwatz weiter, nur draußen sollst du nicht sprechen. Sie sollen allein und unbeeinflußt über meine Zukunft entscheiden. – Horch, da kommen sie schon!«

Sie hatten sich schnell entschlossen, keine fünf Minuten hatte es gedauert. Aber nicht nur einer kam, um den Kapitän an Deck zu rufen, wie er gesagt; das Stimmengewirr wurde lauter, es kam heran, jetzt war es im Korridor, die

lautlosen Tritte der nackten Füße vernahm man durch die Erschütterung der Planken. Lauschend und erwartungsvoll stand Flederwisch da, die Blicke auf die Tür geheftet, nach kurzem, starkem Anklopfen wurde diese geöffnet; im Rahmen stand der zweite Steuermann, hinter ihm waren die Köpfe der Matrosen dicht aneinandergedrängt.

»Kapitän, ich konnte sie nicht zurückhalten,« entschuldigte Bernhard diesen Einbruch in das Allerheiligste des Schiffes, in die Kabine des Kommandanten. »Ich konnte nicht zu Worte kommen, niemand . . . «

»Nein, wir wollen selbst mit Euch sprechen, Kapitän,« erklang es hinter ihm im Chor, und da jeder die Stimme des andern zu überbieten versuchte, wurde ein Brüllen daraus. Der Steuermann wurde zur Seite geschoben, schon drängten sie sich herein, die enge Kabine füllte sich mit wilden Gestalten.

Hochaufgerichtet empfing sie der Kapitän. Ein siegesbewußtes Lächeln spielte um seine Lippen.

»Was bringt ihr mir?«

»Kapitän, könnt Ihr das Schiff und uns noch behalten?« lautete die Gegenfrage aus aller Munde. Sie hatten sich nicht verabredet, aber alle fanden nur ein und dieselben Worte.

»Ich kann es, wenn ihr damit einverstanden seid, unter einem Kapitän zu fahren, der ein Mörder ist.«

»Was schiert uns das! Kapitän, Ihr wart immer gut zu uns . . . «

»Ihr könnt mich verraten, mich anzeigen.«

»Verflucht, wer es tut, wer nur daran denkt!« heulte es aufgebracht im Chor; jeder fühlte sich beleidigt. Flederwisch

las es in ihren geröteten Gesichtern, und immer mehr begannen seine erst so matt blickenden Augen zu blitzen.

»So wollt ihr bei mir auch fernerhin bleiben?«

»Wir wollen es, macht mit uns, was Ihr wollt, führt uns in den Himmel oder in die Hölle, wir verlassen Euch nicht!« brüllte es im Chor.

»Wir treiben Seeräuberei,« ließ sich eine Stimme noch deutlicher vernehmen, »das ist ein lustiges Leben, und dann baumeln wir lustig am Galgen.«

»Nein, als Helden in die Walhalla will ich euch führen!« schrie auch plötzlich Flederwisch mit hervorbrechender Begeisterung. »An Deck mit euch! In die Takelage, zur Arbeit! Gehorcht, ihr Hunde, ihr habt's mir geschworen, und ihr sollt's nicht bereuen!«

Es war wieder der Kapitän, der sprach; die dreiunddreißig Matrosen wälzten sich durch den Korridor zurück, oben stimmte einer ein Seeräuberlied an, jubelnd fielen alle mit ein. — — —

Mit der Seeräuberei ist es zwar in unsrer Zeit vorbei – allerdings nicht so ganz, wie man im Binnenlande gewöhnlich meint – aber Kapitän Flederwisch war doch ein so kluger, phantasievoller Kopf, um etwas zu erfinden, was noch über das ehrsame Schmuggelgewerbe ging, er hatte es bereits oft bewiesen, die wilden Gesellen fühlten sich schon als Seeräuber – und die Hauptsache, die sie so fröhlich stimmte, war schließlich, daß sie ihren Kapitän wieder hatten. Hatte er sie doch auch wieder ›Hunde‹ genannt, in aller Liebe, und ganz wie in alter, früherer Zeit!

»Wohin wollt Ihr segeln? Nach Walhalla?« meinte der Mulate.

Mit leuchtenden Augen wollte sich Flederwisch ihm zuwenden, da fiel sein Blick auf die auf dem Schreibtisch liegende Photographie Carmencitas, die er bis jetzt noch nicht wieder beachtet hatte. Dieser unerwartete Anblick ernüchterte ihn jedoch nicht, er sprang hin, und in hundert Stücke zerrissen fiel die Photographie auf den Boden.

Nobody hatte seinen ersten Sieg über Flederwisch errungen, ohne daß dieser sich dessen bewußt ward.

Kapitän Flederwisch hatte, indem er das Bild des treulosen Weibes zerriß, bereits den rechten Weg zur Umkehr eingeschlagen, und daß er auf demselben blieb, dafür wollte Nobody schon sorgen. Die Elemente selbst hatten seinen Plan begünstigt, und während Flederwisch von Gewissensbissen gemartert wurde, hatte der, den er ermordet glaubte, das lange Messer, die Machete, die er im Sturze dem Mulatten entrissen hatte, mitten im Toben des Hurrikans einem der am Kratersee liegenden Gerippe mit gewaltigem Stoß von hinten zwischen den Rippen hindurch ins Brustbein getrieben.

Erst dann war Nobody im Schutze der Finsternis, die der Hurrikan ja erzeugte, den gefährlichen Felsenpfad emporgeklimmen, hatte rasch eine bergende Höhlung gefunden und dort gewartet, bis die Wut des Sturmes sich legte.

Aus wohlgeschütztem Versteck beobachtete er darauf die Ereignisse am Schatzsee – er sah die Verzweiflung Kapitän Flederwischs, und nachdem dieser sich mit dem Mulatten entfernt hatte, eilte Nobody zu der Stelle, wo er den Körper des Wahnsinnigen liegen sah.

Hier kam jede Hilfe allerdings zu spät. Der Unglückliche war tot.

»Es war eine Erlösung für dich!« murmelte Nobody. »Diese Blutschuld fällt mit auf den Mulatten. Doch jetzt vorwärts! Mein Gefährte wird bereits meiner warten.«

Nobody eilte an den Strand, auf der andern Seite. Dort lag wohlgeborgen unter einem überhangenden Felsen das Dingi. Er schob es ins Wasser, und bald glitt es über die Flut einer fernen Insel zu.

Nach stundenlanger Fahrt erreichte Nobody dieselbe und betrat sie. Rasch band er das Boot fest und stieg dann den Hang empor, bis er auf einmal, noch ehe er die Höhe erreicht hatte, ganz plötzlich verschwand – ganz, als wenn er in die Erde hineingesunken wäre. – – –

Der auf dem obersten Söller der Seemannswarte postierte Wächter, der das freie Wasser vor dem Hafen, die Reede, zu beobachten hatte, meldete durch ein Sprachrohr zum Hafensbureau hinab, daß der Viermaster Frithjof, London, einen Schleppdampfer begehre und in das Trockendock gehen wolle.

Mehr sagten dem Manne die bunten Flaggen nicht, die an dem letzten Mast des Segelschiffes aufgehißt waren, das vor einer halben Stunde am fernen Horizont aufgetaucht war und nun seine vier Masten in voller Länge zeigte, ohne noch den Rumpf sehen zu lassen. Langsam, mit dem Westwinde kreuzend, kam es näher.

»Also die Frithjof ist wieder da!« setzte der Wächter zu seinem Kollegen hinzu, wieder durch das Fernrohr nach dem berühmten Schiffe blickend. »Es ist gerade fünf Wochen her, daß sie Guayaquil verließ. Wo mag sie in der kurzen Zeit nur gewesen sein?«

»Sie soll die Südküste von Australien als Ziel angegeben haben. Ist sie denn wrack, daß sie in Dock will?« fragte der

andre, vor Aufregung fast zitternd und den Kameraden vom Fernrohr zu drängen suchend.

»Sie hat gar kein Ziel angegeben,« erwiderte dieser. »Seine Frau wohnt ja auch noch im Strandhotel – nein, wrack ist sie nicht – hat keinen Knoten im Wimpel – sie geht ja auch noch wie eine Möwe gegen den Wind an – – jetzt – jetzt kommt sie schnell hoch – – wahrhaftig, alle Boote sind weg, die Kambüse weg – alles bis auf die Kommandobrücke ist glatt weggewaschen – sie hat auch keine Anker mehr! Die Frithjof kann nicht ankern und zeigt doch kein Notsignal ...!«

Hier wurde der Sprecher unterbrochen; sein Kollege stieß ihn von dem Fernrohre weg, und die beiden waren so erregt, daß sie ganz vergaßen, ihre Ueberzeugung, daß die Frithjof alle Anker verloren habe und daher angesichts der gefährlichen Küste bei direktem Westwind nicht vor Anker gehn könne, ihren Vorgesetzten mitzuteilen, was ihre Pflicht gewesen wäre, wenn auch der Kapitän jenes Schiffes es verschmähte, deshalb ein besondres Notsignal zu geben. Hatte die Frithjof wirklich keinen Anker, so war es ein gefährliches Wagestück. Artete jetzt der Westwind, dem sie wohl noch begegnen konnte, in einen Weststurm aus, so wurde das Schiff in kürzester Zeit unrettbar irgendwo auf den Strand oder gegen den Felsen geworfen.

Außerdem war es gegenwärtig die Zeit der tiefsten Ebbe, und der Unterschied zwischen dieser und der Flut ist hier bedeutend. Die Fahrzeuge im kleinen Hafen saßen auf dem Trocknen; der andre für die großen Schiffe war jetzt durch Schleusen gesperrt; weshalb also hätte man da einen Segler nun schon heranschleppen sollen, wenn es nicht die dringende Not verlangte?

Aber die Frithjof hatte sich zu erkennen gegeben, ihr Kapitän befahl – und die Hafenbehörde gehorchte. Einem im tiefen Wasser ankernden Hafendampfer wurde vom Seemannsamt zusalgnalisiert, was er tun sollte. Fünf Minuten später hatte er die Frithjof erreicht. Die nur wenig bewegte See gestattete, daß der Zwerg sich dicht neben den Riesen legte.

Zwei Stunden zuvor aber hatte ein noch junger, blondhaariger Mann diesen Schlepper betreten und sich dem Kapitän desselben melden lassen. Dieser, ein hoher, schlanker Mann von vielleicht vierzig Jahren, blondlockig und blauäugig, das Gesicht von einem weichen, lichten Vollbart umrahmt, hatte den Fremden in seiner Kabine empfangen, und bald waren beide in eine Unterhaltung in schwedischer Sprache vertieft; der Kapitän war ein Schwede, und sein Gast beherrschte diese Sprache meisterhaft.

Immer größeres Erstaunen malte sich auf dem Gesicht des erstern, je weiter der letztre sprach.

»Mein Gott,« rief er endlich, »wenn ich Euch reden höre, bezweifle ich Eure Aussagen nicht im geringsten, aber andererseits klingen sie auch wieder so ungläublich, daß ich nicht weiß, woran ich bin. Seid Ihr denn wirklich nur im Dingi hierhergerudert?«

Der Fremde lächelte.

»Die Sache war nicht so schlimm,« sagte er halblaut. Doch als er nun zufällig seine inneren Handflächen zeigte, strafte ihn diese Lügen, denn sie waren durch keine Blase entstellt, und das war doch unmöglich bei einem Menschen, der tagelang gerudert haben will.

Der Schwede schüttelte den Kopf.

»Und wie wollt Ihr mich denn vertreten?« fragte er dann. »Selbstverständlich kennt mich jeder meiner Leute genau. Sie gehorchen keinem Fremden!«

»Ueberlaßt das mir!« entgegnete der andre, der kein anderer als Nobody war. »Sie gehorchen Euch, daher auch mir! Also Ihr seid bereit, mir Euren Posten auf einige Stunden zu überlassen?«

»Von Herzen gern, wenn —«

Was der Kapitän weiter hatte sagen wollen, wurde nicht ausgesprochen. Nobody hatte durch das Fenster nach der Seewarte geblickt.

»Die Frithjof ist in Sicht gekommen,« sagte er. »Ich muß mich beeilen.«

Er warf noch einen schnellen musternden Blick auf den Kapitän, dann trat er vor den schmalen Spiegel.

»Streift Eure Uniform ab!« bat er. »Hier sind meine Kleider!«

Wie unter einem Banne stehend, gehorchte der Schwede. Binnen weniger Minuten war die Umkleidung beendet. Nobody, der sich hier Niels Nielson genannt hatte, hantierte noch einige Zeit vor dem Spiegel herum. Plötzlich wandte er sich dem Kapitän zu. »So!« sagte er genau mit dessen Stimme. »Meint Ihr nun, daß Eure Leute mir gehorchen werden?«

Wahrhaft entsetzt prallte der Schwede einige Schritte zurück. Er brachte kein Wort über die Lippen.

Nobody lächelte. Er glich allerdings Zug um Zug dem Ueberraschten.

»Also Ihr verlaßt die Kabine unter keinen Umständen!« sagte er dann. »Ich werde Euch mein gegebenes Wort sicher halten, so daß Ihr die Gefälligkeit, die Ihr mir erweist, nicht

zu bereuen haben werdet. Uebrigens hätte ich Euch gewiß nicht belästigt, wenn mir mehr Zeit geblieben wäre. Man verrät seine Geheimnisse ungern, auch wenn es sich nur um das Gewinnen einer Wette handelt.«

So andeutend, wie er den Schweden gefügig gemacht hatte, verließ Nobody die Kabine, und der noch immer ganz erstaunte Kapitän hörte ihn oben nicht nur Befehle erteilen, sondern merkte auch, daß dieselben ohne weiteres ausgeführt wurden. Der Schlepper setzte sich in Fahrt und erreichte, wie bereits erwähnt, die Frithjof. Nobody, durch die Uniform als Regierungskapitän gekennzeichnet, schwang sich an Bord und streckte Flederwisch die Hand zum Gruße entgegen, obwohl dies eigentlich gegen die Etikette war.

»Hurra, Kapitän, Ihr seid neulich im Hurrikan gewesen!« rief er in herzlichem Tone, sich des Englischen bedienend, der internationalen Seemannssprache.

Erstaunt blickte Flederwisch auf den ihm völlig Unbekannten, der seine Freude so aufrichtig ausdrückte, daß der Kapitän der Frithjof dem Sturme entgangen war.

»Neulich?« wiederholte Flederwisch zerstreut, noch darüber grübelnd, wohin er denn das Gesicht tun solle. »Vor drei Wochen – ja.«

Infolge dieser Zurückhaltung erinnerte sich der Mann plötzlich, daß er eine staatliche Uniform trug, das freudige Lächeln erstarb, schon wollte er seine noch ausgestreckte Hand zurückziehen, da aber hatte sie bereits Flederwisch ergriffen. Es tat ihm wohl, angesichts dieses Landes auf solche Weise von einem Germanen begrüßt zu werden.

»Danke, Senor Capitano,« sagte er, herzlich die Hand schüttelnd. »Ja, der Hurrikan traf mich mit voller Wucht,

glücklicherweise auf hoher See. Einige Federn sind geknickt worden, sonst nichts weiter.«

»Nichts weiter?« entgegnete der Schwede, sich mit erstauntem Blicke umsehend. »Kambüse und Ruderhaus fort? Die Boote? Ich glaube – Ihr habt keinen einzigen Anker mehr – und Ihr segelt mit dem Winde auf die Küste zu?«

»Eben damit diesem Herumtreiben auf hoher See ein Ende gemacht werde,« lächelte Flederwisch. »Deswegen signalisierte ich ja um einen Schleppdampfer, der mich so lange festhält, bis ich in den Hafen kommen kann, falls noch nicht Zeit dazu ist. Denn auch meine Chronometer haben etwas abbekommen, einer streikt ganz, die zwei andern differieren um einige Stunden.«

Es war keine Zeit mehr für andre Worte als für Manöverkommandos; das treibende Schiff mußte aufgehalten werden, und so wollte sich der Dampferkapitän entfernen, ohne auch nur die Nächstliegenden Fragen zu stellen, z. B., ob die Frithjof einen bedenklichen Schaden davongetragen habe, da sie doch ins Trockendock gehn wolle.

Da aber mußte dem Davongehenden etwas noch Wichtigeres einfallen, daß er stehn blieb und nach Flederwisch zurückrief:

»Wißt Ihr schon – nein. Ihr könnt es wohl noch nicht erfahren haben – Pedro Valdez ist tot!«

Auf Flederwisch brachte diese überraschende und ihn so viel angehende Nachricht im ersten Moment keine andre Wirkung hervor, als daß er nur einen prüfenden Blick in das

Gesicht des sich Umwendenden sandte. Nein, der Mann hatte bei dieser Frage einen Hintergedanken! Es war ein Schwede. Der Schwede kann bei Gelegenheit ebensolche Zierlichkeiten sagen wie der Franzose, aber was er sagt, meint er auch so.

Flederwisch hatte ja keine Ahnung, wen er in Wirklichkeit an Bord hatte, und Nobody hütete sich selbstverständlich, sich auch nur durch einen Blick zu verraten. Daß Valdez mit dem Kapitän der Frithjof Geschäfte gemacht, ihm z. B. die 200 Tonnen Türschlösser abgenommen hatte, war wahrscheinlich in ganz Guayaquil bekannt geworden, aber daß ihm diese neugierige Frage eine Warnung sein könne, nicht nach Guayaquil zu gehn, weil er an Land wegen Mithilfe an einer politischen Verschwörung verhaftet würde, das glaubte Flederwisch nicht.

»Was sagt Ihr? Pedro Valdez tot? Unmöglich!«

»Tot, Selbstmord – eine ganz sensationelle Geschichte. Ich erzähle sie Euch dann, wir haben ja noch drei Stunden Zeit.«

Der Kapitän leitete das Vorspannen des Dampfers, Flederwisch das Streichen und Festmachen der Segel seines Schiffes, und erst als dieses von dem unter halbem Dampf liegenden Schlepper so gehalten wurde, daß ihm der nach der Küste treibende Wind nicht mehr gefährlich werden konnte, trafen die beiden an Deck wieder zusammen.

»Ich höre, daß Ihr vier Mann dabei verloren habt?« war des Schweden erstes Wort, nachdem noch einiges Technische besprochen worden war.

»Vier Mann! Steward,« rief Flederwisch, sich umdrehend, »sorge rasch für den Tee in der Kajüte!«

»Und wirklich auch den ersten Steuermann?«

Flederwisch blickte beharrlich hinter sich.

»Auch der! Warum ›wirklich‹? 'S war auch nur ein Mensch.«

»Ich kannte ihn, hatte ihn einmal an Land gesehen. Der schöne, starke Mann – ach!«

In der Stimme des Schweden lag etwas ganz andres als Bedauern, Flederwisch hörte etwas ganz Seltsames heraus, mit einem Ruck fuhr er herum – und wirklich, jetzt log der Schwede, er verheimlichte anscheinend etwas, er bedauerte, und dabei war es, als ob er eine Freude verberge. So wenigstens las Flederwisch aus seinem glänzenden Blicke und aus dem Zittern seiner Nasenflügel, das Auge hatte auch etwas Lauerndes angenommen.

»Er wurde wie – wie ein anderer Mann über Bord gewaschen,« sagte Flederwisch mit eiserner Ruhe.

»Ach! Und er soll auch ein so tüchtiger Seemann gewesen sein,« wiederholte der Dampferkapitän so bedauernd wie vorhin, »Ihr werdet hier in Guayaquil schwerlich einen Ersatz für ihn bekommen, überhaupt keinen ersten Steueremann, den Ihr für ein Schiff wie die Frithjof brauchen könnt. Oder meint Ihr?«

Plötzlich stieß Flederwisch einen Laut aus, der Aehnlichkeit mit einem krampfhaften Lachen hatte, nur daß es schon im ersten Tone erstickte, warf den Kopf zurück, strich die wilden Locken aus der Stirn und ließ seinen Blick an der Uniform des Hafenskapitäns hinabgehn, welche im Gegensatz zu den staubigen Postbeamten, neu und übermäßig reich mit goldnen Tressen und anderm Tand besetzt war.

»Wenn ich Euch sage,« stieß Flederwisch dann mit heiserer Stimme hervor, »daß dieser erste Steueremann mein Freund war, so werdet Ihr verzeihlich finden, wenn ich Euch bitte, nicht mehr über diesen Fall zu sprechen . . . «

»O, Euer Freund war es!« rief der andre jetzt erschrocken und in aufrichtig klingendem Bedauern.

»Der Tee wird aufgetragen sein,« fuhr Flederwisch fort, sich zum Gehn wendend. »Darf ich bitten, Mister ... entschuldigt, ich kann leider nicht aus Eurer Uniform den Rang erkennen, mit dem Ihr anzureden seid ... «

Der Schwede machte eine verächtliche Handbewegung, die seiner Uniform galt.

»Bah, so viel für das! Ich nehme in der Marine der wohlhüblichen Republik Ecuador tatsächlich auch einen sehr, sehr hohen Rang ein, nur schade, daß unsre Kriegsflotte bloß auf dem Papiere existiert, weswegen man mich einstweilen in meiner prachtvollen Admiralsuniform zum Kommandanten eines Schleppkahns gemacht hat – am liebsten höre ich mich bei meinem schlichten Namen nennen, besonders von Euch – Helge Halfdan.«

»Helge Halfdan, ein altnordischer Name! Wollen Sie eintreten, Kapitän!«

Der in der Kajüte servierte ›Tee‹ verdiente diesen Namen eigentlich nicht, aber der Engländer hat dieses Wort nun einmal für unser ›Vesper‹ erfunden, wenn der Tee auch so wie hier ganz fehlt. Denn das heiße Wasser befand sich nur auf dem Tische, um mit Rum und andern Spirituosen vermischt zu werden; für den wirklichen Durst waren eisgekühlte Weißweine und Champagner vorhanden; die vermittelnde Rolle spielten Portwein und Madeira, und im übrigen bildeten diesen frugalen Imbiß zwischen Haupt- und Abendmahlzeit alle jene Delikatessen, mit denen die moderne Einmachekunst jede Kapitänskajüte mehr oder minder ausstattet, die der Frithjof aber vollends mit verschwenderischem Raffinement ausgerüstet hatte.

Flederwisch selbst war es, welcher gleich wieder von dem Hurrikan und seinen Havarien begann, obgleich er doch eben erst dringend ersucht hatte, davon zu schweigen, weil er an den Verlust seines Freundes erinnert würde. An den rätselhaften Tod Valdez', der ihn doch äußerst interessieren, beunruhigen oder vielleicht auch erfreuen mußte, schien er jetzt gar nicht zu denken. Er kreuzte gegen den Wind und wollte doch zum Ziele kommen.

Dort unten war es gewesen, auf dem soundsovielten Breiten- und Längengrade, auch in Minuten angegeben, südwestlich von der Gallopagosgruppe, aber noch weit entfernt, auf hoher See, wo der Hurrikan die Frithjof überrascht hatte . . .

Und Flederwisch spann sein ausgedachtes Märchen weiter aus, so glaubwürdig, daß jeder seiner Mannschaft seinen Worten geglaubt und die Wirklichkeit vergessen hätte. Das Schiff hatte keine Fracht gehabt – in welchem Hafen er diese gelöscht, dies anzugeben, hatte er dem ihm fremden Beamten gegenüber nicht nötig – und war für die Rückfahrt nach Guayaquil nur mit Seewasser belastet gewesen.

Bis hierher ungefähr hatte Flederwisch gedichtet, jetzt begann er die Wahrheit zu erzählen:

»Boote weg, Anker futsch, die Toppen geknickt, das Ruder gebrochen – das ließ sich ja alles verschmerzen oder wieder zusammenflicken. Aber das Unangenehmste war: wir hatten auf einmal keinen Tropfen Trinkwasser mehr. Die Fässer an Deck natürlich ebenfalls weggespült, unten die Wände von den Tanks wie die Eierschalen von dem wildgewordenen Ballast eingedrückt. Nun, ich habe ja einen Donkey an Bord, der die Stunde hundert Liter Salzwasser destilliert. Jawohl, aber dazu braucht man Kohlen! Und die waren bis auf das

letzte Stückchen ersoffen und lagen zu Staub und Schlamm zerrieben im Kielraum. Hole der Teufel das ganze Salzwasser als Ballast, ich nehme es nicht wieder, und wenn die Tonne tausend Pfund bringen sollte! Ich sage Euch, Kapitän: um uns herum eine himmelhohe See, und guckte ich durch eine Luke in mein Schiff, da erst recht ein brandendes Meer – es war zauberhaft schön! Na, wir hatten also Durst wie die Walfische und nichts zu trinken. Aber wenn meine Chronometer nicht ganz und gar vom Teufel besessen waren, so mußten wir uns nach der Sonnenberechnung in der Nähe der Gallopagos befinden, und dort soll es ja Wasser geben. Einer meiner Matrosen war früher von San Francisco als Walfischjäger gefahren, und der wollte genau Bescheid wissen, wie es von Albemarle oder von Floreanu zu holen wäre, denn das Landen ist dort gar nicht so leicht, wie ich schon oft gehört hatte; auf den besten Seekarten sind nur Kleckse angegeben, und wir hatten dazu kein einziges Boot, nicht einmal Anker. Kennt Ihr vielleicht Albemarle?«

Halfdan hatte den delikatsten Speisen und Getränken mit Appetit zugesprochen und schweigend zugehört, immer lächelnd, manchmal ein lautes Auflachen nicht unterdrückend, obgleich es doch eigentlich gar nichts zu lachen gab. Des Erzählers drastische, renommierte Ausdrucksweise war schuld. Flederwisch legte es ja auch nur darauf an, in origineller Weise witzig befunden zu werden. Nur jemand, der ihn schon früher gekannt, konnte heraushören, daß dies nicht mehr der alte Flederwisch war, nicht mehr der alte, leichte Ton, jetzt klang er zu sehr erkünstelt.

»O ja, ich kenne Albemarle, den Rattenhimmel,« lächelte der falsche Halfdan, »ich kenne die ganze Gallopagosgruppe sehr genau.«

»Rattenhimmel? Sehr gut das, der Name paßt!« lachte Flederwisch gezwungen. »Was? Alle Inseln wollt Ihr kennen? Das sind wohl gegen 140, abgesehen von der Myriade von Felseninselchen.«

»Nein, wenn man von den Gallopagos spricht, meint man hier nur immer die elf größern, eigentlich nur Floreanu, Albemarle und Chatam. Die andern hat wohl kaum je eines Menschen Fuß betreten, dort ist's fürchterlich. Aber wart Ihr auf einer der größern? Was sagtet Ihr dazu?«

Flederwisch gab den gespannten Blick auf, mit dem er sein Gegenüber gemustert hatte, und lehnte sich wieder zurück.

»Ah so, das ist etwas andres. Was ich empfand, als ich die erste Insel, Albemarle, betrat? Ich war grenzenlos enttäuscht – das heißt zum guten. Eine himmelhohe, in ihrer Nacktheit schreckliche Felsenküste bot sich meinen Blicken dar, dahinter ein rauchender Vulkan, ich fuhr um sie herum, nichts als diese öde, trostlose Felswand und dahinter der Krater, und wo das Auge durch zerrissene Schluchten ins Innere drang, sah es nur noch Schrecklicheres. Wo sollte da das Wasser herkommen? Genug, der betreffende Matrose hatte die alte Peilung nicht vergessen, wir fanden eine geräumige Bucht, die See war ganz ruhig, wir konnten mit dem Schiffe eindringen bis dicht ans Land, wo es dann angeseilt wurde, und – wie ward mir da, als ich diese Felswand hinter mir hatte! Ich will – jetzt, nach kühler Untersuchung – nicht behaupten, daß es gerade ein irdisches Paradies ist, aber so ungefähr mag es dem verschmachtenden Wüstenwanderer zumute sein, wenn ihm nicht nur die Fata Morgana

eine Oase mit Brunnen vorgaukelt, sondern wenn er wirklich eine grüne Insel in der Sahara betritt – wie mir es damals zumute gewesen ist. Alles grün, oben Apfelsinen und unten Ananas, an allen Bäumen hingen Gurken und andre Südfrüchte – dazu Ziegen, Schweine und Ratten – Ratten, wohin man trat – Menschenherz, was kannst du denn mehr im Paradiese verlangen! Außerdem, die Hauptsache, frisches Wasser in Hülle und Fülle. Und dies alles hält die infame Felswand eingeschlossen . . . «

»Habt Ihr die Insel näher durchforscht?« unterbrach Helge Halfdan den Erzähler.

»Und das gründlich! Warum?«

»Traft Ihr Menschen?«

»Keinen einzigen! Ja, das ist es eben, was meine erste Frage sein sollte, wenn ich wieder das Festland betrete. Albe-marle hat einen Flächeninhalt von rund zwanzig englischen Quadratmeilen. Der Boden scheint ungeheuer fruchtbar, es fehlt an nichts, es müßte zehntausend Menschen aus sich selbst ernähren können – ja, wie in aller Welt kommt es, daß solch ein Inselparadies nicht bevölkert ist? Warum wird es von Ecuador aus, dem es doch gehört, nicht besiedelt?«

Diese Frage hätte jeden, der nicht in die Verhältnisse eingeweiht war, in größte Verlegenheit setzen müssen. Vielleicht hätte nicht einmal der echte Helge Halfdan sie zu beantworten vermocht. Nobody aber konnte es nicht nur, sondern er selbst hatte ja die Unterredung gerade auf diesen Punkt geleitet. Jetzt wollte er unerkannt dem Kapitän Flederwisch das Programm entwickeln, das derselbe später anscheinend aus eigener Initiative befolgen sollte.

Er gab folgende ganz einfache Erklärung, die hier zum Verständnis des Nachfolgenden Platz finden muß.

Ecuador umfaßt 14.000 Quadratmeilen (deutsche) und hat kaum anderthalb Millionen Einwohner. Von diesen sind über die Hälfte Indianer und Farbige, die noch weniger Auswanderungsgelüste haben als die andern, die faulen Kreolen. Was sollte man denn nach den Inseln übersiedeln, da es auf dem Festlande noch so unermesslich viel Raum gab? Ja, wenn die kalifornischen Walfischfahrer kamen, um sich mit Schildkröten und Trinkwasser zu verproviantieren, gingen ein paar hundert Menschen hinüber: einige Beamte, um den Zoll für den Schildkrötenfang zu erheben, viele Krämer mit Tabak usw., und noch mehr farbige Mädchen, die sich vor den tranduftenden Matrosen nicht scheuten – dann aber lagen die Gallopagos wieder einsam da. Romantische Robinsongedanken gibt es bei dieser Rasse auch nicht, büßende Einsiedler glauben den Himmel leichter auf nackten Klippen als unter Orangenbäumen zu erzwingen.

Außerdem, erklärte der angebliche Helge Halfdan weiter, soll gerade die größte Gallopagos, Albemarle, wirklich unbewohnbar sein, nämlich wegen der zahllosen Ratten. Es sind Wasserratten, die dort alles beherrschen, gerade nur auf dieser einen Insel einheimisch. Als die Spanier im 16. Jahrhundert von den Gallopagos Besitz ergriffen, legten sie auch auf Albemarle eine Kolonie an. Aber die Ansiedler mußten bald vor den Ratten die Flucht ergreifen, wollten sie nicht aufgefressen werden. Das sind ja Plagen, wie wir sie in unsern glücklichen, gemäßigten Himmelsgegenden nicht kennen, sie uns gar nicht vorstellen können. Auch wir haben Mücken, auch wir haben Ameisen, aber ganze Dörfer und Städte können sie bei uns nicht unbewohnbar machen, wie es dort so häufig vorkommt. Jene Kolonisten

hinterließen einige Ziegen und Schweine, auch diese hatten sich ins Ungeheuerliche vermehrt; die Ziegen kletterten auf den Felsen herum, und die Schweine fraßen die Ratten und die hatten die Schweine; doch nach Ziegenleder war dort kein Begehrt, und das Fleisch der fetten Schweine war ganz rot von Trichinen; so bot die Insel eben gar nichts, und während der Walfischsaison bekamen die zeitweiligen Gäste im beständigen Kampfe mit den Ratten eine Ahnung davon, was es hieß, sich hier ständig niederzulassen. Nur an den Eiern, die die Schildkröten hier alljährlich in Milliarden ablegen, haben seltsamerweise weder Schweine noch Ratten Geschmack; sie sind sehr tranig.

»Ich weiß ein Mittel, um die Ratten radikal zu vernichten, wenigstens innerhalb eines Jahres,« sagte Flederwisch plötzlich, und zwar in einem so entschiedenen Tone, es war ja überhaupt so komisch, wie sich der Kapitän der Frithjof für diese Rattenfrage interessierte, daß ihn Halfdan überrascht und lächelnd anblickte. Doch Flederwisch sah tiefernt aus.

»Nein, Kapitän, es gibt kein Mittel, die Ratten zu vernichten, denn ich selbst habe es einmal probiert, habe alles versucht, was nur ein Mensch ersinnen kann, habe Katzen und geeignete Hunde eingeführt, habe Gifte gestreut – alles vergebens. Katzen und Hunde wurden von den Ratten gefressen, und von den stärksten Giften schienen diese nur noch fetter zu werden – ja, ich habe sogar einige bedeutende Gelehrte zu Rate gezogen, denn mir war einmal sehr viel daran gelegen, Albemarle bewohnbar zu machen . . . «

Jetzt erzählte Nobody seine Märchen, nachdem er vorher Flederwischs Lügengespinnst geduldig angehört hatte.

»Ihr?« unterbrach ihn Flederwisch, sichtbar betroffen.
»Was war Euch daran gelegen? Ich glaube ja, daß Ihr als

Admiral der Flotte von Ecuador Gelegenheit hattet, die Galapagos zu besuchen, aber ich denke, den Inseln wird von der Regierung der Republik aus gar kein Interesse gewidmet?«

Der vermeintliche Schwede, gegenwärtig doch nur der Kapitän eines kleinen Schleppdampfers, hörte den Spott heraus, und er lächelte wie verschämt.

»Habt Ihr sonst nichts von den Galapagosinseln gelesen oder gehört?« fragte er seinerseits.

»Ich habe genug Nachschlagebücher an Bord,« entgegnete Flederwisch, »aber jedes widerspricht dem andern. In dem einen steht, daß sie 140 Quadratmeilen, in dem andern, daß sie 460 Quadratmeilen einnehmen. Einmal sollen es wüste Felseneilande sein, zu Ecuador gehörend, dann wieder soll Peru darauf blühende Kolonien unterhalten. Manchmal duftet dort alles nach Rosen und Veilchen; der andre Buchschreiber kann es nicht vor Guanogestank aushalten. Nur von der großen Schildkröte, auf der gleichzeitig sechs Mann reiten können, wissen alle zu erzählen. Ich hätte Zeit genug gehabt, alle die größern Inseln genau zu durchforschen; das Trinkwasser mußte in Holzeimern an Bord gemannt werden, aber ich hatte nicht den elendesten Kahn, um nach der nächsten Insel zu kommen; so mußte ich meine Entdeckungsreisen auf Albemarle beschränken, und da schon habe ich gemerkt, daß es auch noch in den sogenannten kultivierten Gegenden Länder gibt, die so unbekannt sind, wie Amerika vor seiner Entdeckung. Was könnt Ihr mir sonst noch von den Inseln erzählen?«

»Ich fragte Euch doch schon vorhin, ob Ihr auf Albemarle nicht auf Menschen gestoßen seid,« erwiderte Halfdan. »Es müßte eigentlich der Fall sein. Ecuador als Besitzer der

Gallopagos hat nämlich die Verpflichtung, diese Inseln auch wirklich bewohnen zu lassen, will es seinen Anspruch aufrecht erhalten. Ein ehemaliger Streit um die Inseln, wohl mit Mexiko, hat diese Bestimmung hervorgebracht. Kurz und gut, seitdem Ecuador Republik ist, haben auf jeder Insel immer mindestens drei Menschen zu leben; man wählt dazu ein paar Soldaten aus, sie werden hinüberschafft, es ist eine Art von strengem Arrest. Habt Ihr auf Albemarle nichts von ihnen bemerkt, so mögen die jetzigen Individuen desertiert oder an der Trichinose gestorben sein, sonst hätten sie Euch schon um Zigaretten angebettelt. Nun aber kommt etwas andres, und wäret Ihr nach Floreanu hinübergegangen, so hättet Ihr Euch selbst davon überzeugen können: Floreanu spielt eine ganz andre Rolle. Floreanu ist eine Festung ersten Ranges mit starker Besatzung, dort residiert der Gouverneur der Gallopagos mit seinem Hofstaat.«

Flederwisch machte große Augen.

»In der Tat?« meinte er unwirsch. »So kennt Ecuador also doch die maritime Bedeutung dieser entlegenen Inseln?«

»Nein, Scherz beiseite!« fuhr Nobody als Halfdan fort, ernst sein wollend und doch immer wieder lächelnd. »In den Staatsarchiven freilich wird immer von der Inselfestung Floreanu gesprochen, von Seiner Exzellenz dem Herrn Gouverneur, von seiner Armee, von den Geschützen usw., in Wirklichkeit aber sieht es ganz anders aus. Etwas kennt Ihr den Charakter dieser südamerikanischen Kreolenrepubliken doch auch, sie sind wie die Kreolen selbst: lügnerisch über alle Begriffe, prahlerisch, eitel bis zum Exzeß, alles verfault bis ins Mark. Ich bin nämlich selbst fünf Jahre lang Gouverneur der Gallopagos gewesen, habe auf Floreanu residiert.

Kapitän, wenn's Euch nicht langweilt, will ich Euch etwas von mir erzählen.«

»Es interessiert mich sogar sehr.«

Nobody, als Schwede in der goldgestickten Marineuniform der Republik Ecuador, zündete sich eine Zigarre an, blickte durch das Kajütenfensterchen auf das im Abendsonnenschein erglühende Meer und begann seine Märchen nun auszuspinnen; und Flederwisch hörte ihm gläubig zu.

»Ich bin ein Schwede, in der Hauptstadt erzogen. Als ich aus der Schule kam, ging ich zur See. Wir Schweden sind wohl nicht minder träumerisch-romantisch veranlagt als Ihr hierfür weltberühmten Deutschen; auf unsern Schulen wird genau so von Robinsons und Indianern geschwärmt wie auf den Euern, wir haben sogar noch mehr Grund, von einer Wiedererstehung des alten Seeheldentums zu träumen als Ihr. Ich tummelte mich in der Welt herum, machte mein Steuermannsexamen, zuletzt musterte ich auf einem kalifornischen Walfischfahrer. Damals, sechsundzwanzig Jahre alt, hatte ich freilich meine Hörner schon etwas abgeabenteuert, mir kam es schon mehr auf die Lebertrantantieme an. Auf der Fahrt nach den Gallopagos, wo wir uns mit Schildkröten verproviantieren wollten, brach ich den Arm. Gebrochene Arme kann man auf Walfischjägern nicht gebrauchen. Der brave Kapitän schob mir in die eine Tasche meine rückständige Heuer, in die andre ein paar Pfund Tabak und setzte mich einfach auf Floreanu ab. Zuerst glaubte ich, unter eine Horde von Indianern geraten zu sein, die in Bretterhütten lebten und von denen der eine einen zufällig gefundenen Säbel umgeschnallt hatte, bis ich belehrt wurde, daß der barfüßige Kerl mit dem Säbel Exzellenz anzureden sei, weil

er der Gouverneur der Gallopagos wäre. Die andern siebzehn Subjekte bildeten seine Armee, Hofstaat mit inbegriffen; eine eingefallene Mauer war die Festung, Gewehre existierten zwar nicht, aber irgendwo sollte noch ein altes Kanonenrohr versteckt liegen. So war es damals, und so ist es dort noch heute. Floreanu ist eine Art von Strafinsel, die Soldaten sind Halunken, unverbesserliche Taugenichtse – Arbeitssoldaten gibt es in Deutschland doch auch – ein mißliebiger Offizier wird zum Inselkommandanten gemacht. Mein Arm heilte, und ich blieb dennoch. Damals war auf der Insel noch ein kleines, schwarzbraunes Mädchen, die Tochter des Gouverneurs, die mich sehr bewunderte. Sie wurde meine Frau, starb aber bei der Geburt des ersten Kindes . . . «

Halfdan machte eine Pause, sog an der Zigarre und blickte nachdenklich dem blauen Rauch nach. Erst hatte er spöttisch erzählt, bei den letzten Worten war er ernst geworden, und wenn er auch den leichten, einmal angeschlagenen Ton beibehielt, so hatte es doch nicht zynisch geklungen. Die Erinnerung an jenes schwarzbraune Mädchen, das seine Frau geworden, mußte ihn doch sehr ergreifen. Bei sich aber sagte der vermeintliche Schwede: »Warte nur, mein lieber Flederwisch, dir sollen die Augen noch ganz anders übergehn!«

»Warum ich blieb?« fuhr der Erzähler fort. »Ja, es war ein paradiesisches Leben. Kennt Ihr Lord Byrons ›Insel?‹ Wir schliefen und schwatzten und rauchten; wenn jemand niesete, wollten wir uns alle totlachen, und dann haschte ich mit dem kleinen Mädchen Schmetterlinge. O ja, es war ein schönes Leben! Aber auf die Dauer befriedigen konnte es mich nicht. Mein Großvater sagte immer, er sei ein echter Abkömmling der Normannen, und ich sei sein Enkel. Deshalb mußte ich Helge heißen. Und dann erzählte er mir von den

Normannen. Und ich träumte. Und auf Floreanu begann ich wieder zu träumen, Zeit hatte ich ja dazu. Ich lernte alle Inseln kennen, alle. Floreanu zunächst, gut bewässert und schön bewaldet, viel schöner als Albemarle, besitzt zwei ausgezeichnete Häfen . . . «

»Floreanu hat einen Hafen?« unterbrach Flederwisch den Sprecher erstaunt, welcher jetzt auch beim Erzählen zu träumen begann.

»Zwei.«

»Ihr meint Buchten, in die ein Schiff zur Not einfahren kann?«

»Kapitän, ich bin selbst Seemann, Steuermann, und zwar bin ich ein fixer gewesen, glaube, ich könnte es noch jetzt wieder werden. Ich sage: Floreanu hat zwei ausgezeichnete Häfen; der eine ist groß genug, um eine ganze Kriegsflotte aufzunehmen, und keine Hand braucht noch daran zu bauen. Doch wartet, es kommt gleich! Floreanu hat also einen guten, gesunden Hafen. Das würde der Kriegshafen mit Kohlenstation und so weiter, auch der Artilleriepark, die Magazine könnten darauf angelegt werden. Albemarle kennt Ihr. Ist die Insel zu einer Seefestung nicht wie geschaffen? Bombenfeste Mauern sind schon da, nur die Geschütze brauchen noch hinauf, und es ist eine unbezwingliche Inselburg, welche auch noch 5000 Mann Besatzung selbst ernähren kann. Aber auch Floreanu und Chatam werden durch sie uneinnehmbar gemacht. Chatam kennt Ihr nicht? Das ist wirklich ein kleines Paradies. Dort baute ich meinen Palast und auch – ich bin ein guter Mensch – das Lazarett. Doch nein, noch baute ich nicht. Vorläufig maß und rechnete ich nur, entwarf genaue Karten; Sextanten und Chronometer hatte ich bei mir, und als ich den letzten Strich gemacht hatte, da wußte

ich, was ich wollte. Ich sagte der Insel Valet – aber, wohlverstanden, zwei ganze Jahre hatte ich auf ihr zugebracht – und ging nach Guayaquil. Nicht etwa, daß ich gleich mit großen reformatorischen Plänen hervortrat, nein, dazu war ich zu klug. Ich bin skandinavischer Seemann, sagte ich, nautisch gebildet, stellt mich an, wenn ihr mich brauchen könnt. Richtig, ich wurde Leutnant in der Kriegsflotte von Ecuador und avancierte schnell. Unsre Kriegsflotte bestand aus drei Seglern, einem Raddampfer und einem modernen Schraubendampfer. Die Segelfregatten wurden als Guano-kähne benutzt, der Raddampfer hatte keine Schaufelräder und das moderne Schlachtschiff keinen Kessel, hat ihn heute noch nicht. Aber ich verzagte nicht. Recht so, ich wollte nichts Fertiges vorfinden, ich wollte aus dem von der Natur so gesegneten Ecuador aus eigener Kraft etwas machen. Ich avancierte also, Plänkeleien kamen ja oft genug vor – ›Kriege‹, wie sie hier sagen – und als ich glaubte, eine gewichtige Person zu sein, trat ich auch öffentlich mit meinen Ideen hervor. Na, ich will es kurz machen. Wenn Ihr das Volk nur einigermaßen kennt, werdet Ihr wissen, wie es mir ergangen ist. Der aller kleinste Teil verstand mich überhaupt, und dieser lachte mich einfach aus. Wer hier etwas beim Volke erreichen will, muß vor allen Dingen Geld und nochmals Geld haben, um Stiergefechte, Feuerwerke und Orgien mit Fandangos und Tarantellas bezahlen zu können. Dann wurde ich als Gouverneur der Gallopagos nach Floreanu verbannt, nicht etwa, weil man mich für einen regierungsgefährlichen Usurpator hielt, sondern weil ich beim Tanzen der Gattin eines meiner Vorgesetzten den falschen Zopf abgerissen hatte. Vielleicht konnte es auch Wohlwollen von oben sein, denn

wie ich dann erfuhr, hatte die beleidigte Senora schon Meuchelmörder für mich gedungen. Fünf Jahre habe ich auf Floreanu residiert, und ich glaube, ich habe da eine schwere Gemütskrankheit durchgemacht, die vielleicht sowieso ausgebrochen wäre. Ich begann zu bauen; auf Floreanu entstanden mächtige Magazine, mehrere Werften wurden angelegt, das Holz ließ ich auf Chatam fällen, die Stahlplatten bezog ich aus England, Geschütze von Krupp, immer nur das beste, gleichzeitig leitete ich die Festungsarbeiten auf Albemarle . . . «

»Ich verstehe nicht,« unterbrach ihn Flederwisch, welcher aufmerksam zuhörte, überhaupt eine Geduld zeigte, die man sonst gar nicht an ihm gewöhnt war. »Ihr führtet alle diese Arbeiten wirklich aus?«

Nobody-Halfdan lächelte flüchtig. Er merkte sehr wohl, wie Kapitän Flederwisch den hingeworfenen Köder annahm, und ruhig erklärte er weiter:

»Ich habe natürlich nur in meiner Phantasie gebaut. Aber ich träumte nicht etwa regellos, sondern ich glaubte, alles wirklich zu erleben. Ich zeichnete, ich führte Buch, ich ließ mir Pläne von Schiffsbaumeistern und Architekten vorlegen, ich kontrollierte die Kassierer, ich lobte und tadelte, ich war für den niedrigsten Arbeiter so besorgt wie für den Kommandeur von Albemarle, ich arbeitete Exerzierreglements aus, entwarf Verteidigungspläne, ich wußte, wo der Putzstock vom allerletzten Geschütz auf Albemarle lag, und konnte den bedienenden Feuerwerker beim Namen anreden, alles in meiner Einbildung. Nebenbei knüpfte ich auch schon mit China Handelsverbindungen an. Der Teeimport nach Amerika mußte über die Gallopagos geleitet werden. Wahrhaftig, ich schrieb Tag und Nacht Briefe – ich schrieb, nicht etwa,

daß ich nur träumte – na, ich sage Euch, ich habe auf vielen Hunderten Metern von Zeichenpapier Pläne und Karten entworfen und zahllose dicke Folianten vollgeschmiert. Und dies alles für nichts. Ich war eben geisteskrank – wahnsinnig! Endlich genas ich wieder. An einem schönen Morgen brach ich plötzlich, warum, weiß ich selbst nicht, in ein Lachen aus, ich lachte, daß mir die Tränen über die Backen liefen, und da nahm ich alle meine zahllosen Briefe, Rechnungen, Zeichnungen und Karten und entzündete ein Freudenfeuer damit.«

Nobody-Halfdan schwieg, als wenn er sich im Geiste in jene Zeiten zurückversetzte, die nie existiert hatten und die er doch so meisterhaft schilderte. Kapitän Flederwisch aber merkte noch immer nicht den Zweck dieser Unterhaltung – erst nach langer Zeit, nachdem er selber ähnliche Erfahrung tatsächlich gemacht hatte, kam er zu der Erkenntnis dessen, was der angebliche Schwede mit seinen Auseinandersetzungen beabsichtigt hatte.

»Auch die Karten und Pläne habt Ihr verbrannt?« fragte Flederwisch so hastig, daß Halfdan ihn verwundert ansah. Er stellte sich, als ob er seine Träume nur erzählt habe, um dem Kapitän die Zeit zu verkürzen, und als wenn er nicht entfernt daran dächte, daß jemand solche Hirngespinnste ernst nehmen könnte – am allerletzten Kapitän Flederwisch.

»Nur die Zeichnungen nicht, die zum Archiv gehörten,« antwortete er dann, »das ich mir in einem hohlen Baumstamm angelegt hatte. Sie entgingen vorläufig der Vernichtung, und als ich dann einsah, was für ein Phantast ich gewesen, beschloß ich, diese Pläne zum Andenken an jene Zeit aufzuheben. Wenn es Euch Spaß macht, werde ich sie Euch

übermitteln. Da könnt Ihr sehen, wie ich ganz Albemarle kultiviert habe, trotz der unverilgbaren Ratten, welches Mais und welches Yams tragen sollte, damit die Besatzung bei einer Blockade nicht verhungerte, wie ich die Geschütze verteilte . . . «

»Nein, nein, diese phantastischen Pläne mag ich gar nicht sehen,« unterbrach ihn Flederwisch hastig.

(›Gott sei Dank,‹ dachte Nobody, ›das wäre auch eine Hundearbeit geworden, sie herzustellen!‹)

»Die Pläne mit den genauen, geographischen Aufnahmen!«

»Ah so!« sagte Halfdan. »Ja, die besitze ich noch. In der Tat, die könnten einmal für die Schifffahrt nützlich werden, und es wäre mir sehr angenehm, wenn Ihr mir einen Rat-schlag gäbet, wie ich sie am besten verwenden kann.«

Darauf fuhr Nobody-Halfdan, der seinen geheimen Zweck bereits erreicht sah, fort, zu erzählen, wie er aus seinem traumhaften Zustand erwacht, dennoch im Staatsdienst Ecuadors geblieben sei. (Hier schilderte er genau die Erlebnisse seines gegenwärtigen Doppelgängers.) Ein Krieg mit Kolumbia war ausgebrochen. Jetzt erinnerte man sich des Verbannten. Man holte ihn mit Ehren zurück, und der Skandinavier ward nicht fahnenflüchtig. Viele Jahre währte der Guerillakrieg. Der Kapitän zur See ohne Schiff kommandierte eine Armee berittener Freischärler. Dann wurde er für seine Leistungen eine Stufe in der Marine höher befördert, und es war wieder die alte Geschichte. Einmal war er in seiner Heimat gewesen (Nobody erzählte das mit voller Absicht so ausführlich; denn auf diese Weise löste er das Versprechen ein, das er dem echten Helge Halfdan gegeben hatte) – alles war tot, und die letzten Verwandten sahen ihn, der auf eine

schon verteilte Erbschaft noch Ansprüche machen konnte, mit scheelen Augen an. Da ging der Schwede nach Ecuador zurück. Er hatte sich schon in die südamerikanischen Verhältnisse eingelebt. Jetzt war er Konteradmiral zur Disposition, nebenbei Kapitän eines Hafendampfers; er spielte eine Rolle und bezog durch die doppelte Gage doch einen bedeutend höhern Gehalt, als wenn er Schiffskapitän im Dienste irgend einer andern Nation gewesen wäre. Alle reformatorischen Pläne hatte er allerdings schon aufgegeben, und gerade das sicherte ihm seine Ruhe. Er besaß ein hübsches Landgut. Urlaub bekam er, soviel er wollte. Am Montag war Schachklub, am Dienstag Gesangverein, und so jeden Tag etwas andres, bis er am Sonntag zu den deutschen Schützenbrüdern ging. —

So erzählte Nobody als Halfdan, und er erreichte auch seinen Zweck. Es kam ihm ja alles darauf an, bis zur bestimmten Zeit an Bord der Frithjof bleiben zu können. Der Grund hierzu wird bald offenbar werden.

Seit Flederwisch die Antwort auf seine Frage erhalten, ob die geographischen Aufnahmen der Gallopagos erhalten geblieben wären, hatte er sich in den Stuhl zurückgelehnt und die Augen geschlossen, und so blieb er sitzen. Deshalb hatte der Erzähler schon manchmal eine Pause gemacht; er glaubte, der Kapitän schliefe; da dieser sich aber hin und wieder bewegte, war Halfdan in seinem merkwürdigen Bericht fortgefahren.

Abgerechnet die Worte des Sprechenden, herrschte in der Kajüte eine Todesstille. Die See war ruhig, keine Welle plätscherte gegen die eiserne Schiffswand, kein Schritt eines Matrosen erschütterte das Deck, kein Kommando erscholl,

höchstens hörte man ab und zu in weiter Ferne die Pfeife eines Dampfers heulen. Das ankerlose Segelschiff wurde ungefähr zwanzig Seemeilen vom Lande entfernt von dem Schleppdampfer festgehalten, die stählernen Taue waren sehr lang, so daß auch von dort nicht das geringste Geräusch herüberdrang.

»Ja, ich könnte recht glücklich und zufrieden sein, ich bin's auch, seitdem ich alle diese törichten Phantasien über Bord geworfen habe – und dennoch, es kommen Stunden, da ich . . . «

Erschrocken brach der Schwede ab, so heftig war Flederwisch plötzlich von seinem Stuhle emporgefahren mit einem wilden, wahrhaft verzerrten Gesicht. Dann stand er mit einem Sprunge an der Kajütentür und hatte diese aufgerissen.

»Manuel! Manuel!« rief er mit heiserer Stimme.

Wie ein schwarzer Schatten aus der Erde wuchs der Gefurte vor ihm empor. Der Mulatte mußte an der Tür auf dem Korridor gelegen haben.

»Nicht jetzt – ich kann sie jetzt nicht sehen!« zischte ihm Flederwisch in furchtbarer Erregung, zu. »Nur fünf Minuten halte sie auf – ich muß mich erst sammeln . . . «

War Halddan nur anscheinend bestürzt über das jähe Aufspringen und den verstörten Gesichtsausdruck des Kapitäns gewesen, so starrte der Mulatte jetzt wegen dieser ungreiflichen Worte, die jener gar nicht gehört hatte, verständnislos seinen Herrn an, der mit aschgrauem Gesicht und zuckenden Fäusten vor ihm stand.

»Boot ahoy, das Postboot!« erklang es da oben, Schritte rannten über Deck.

Der Bann war gebrochen. Manuel eilte hinauf. Der Schwede folgte, nur Flederwisch blieb zurück. Aber eine

völlige Erklärung für sein Verhalten gab dies nicht, es war vielmehr ein Rätsel vorhanden.

Das von sechs Postbeamten geruderte Boot legte bei. Der Mulatte nahm zwei Beutel in Empfang, ging durch die leere Kajüte und fand den Kapitän in dessen Arbeitskabine, wie er vermutete. Flederwisch hatte vor dem Spiegel gestanden, die flachen Hände gegen die Schläfe gepreßt. Bei Manuels schnellem Eintritt nach kurzem Anklopfen drehte er sich um und zeigte ein ruhiges Gesicht.

»Es ist nur das Postboot, sie ist nicht drin.«

»Gut, schütte die Säcke dort aus!«

»Wenn sie nun doch noch kommt . . . ?«

»So führe sie gleich zu mir – nein, ich werde dann schon selbst oben sein – es ist vorbei. Wie kommt's aber, daß das Postboot zwanzig Meilen in See geht, um Briefe zu bringen?«

»Das macht,« grinste der Mulatte, »weil unser Schiff die Frithjof heißt.«

»Gut, gib den Kerls jedem ein Glas – eine Flasche Wein – und ein Pfund Tabak – jedem. Verstanden?«

»*All right*. Dann werden sie uns das nächste Mal tausend Meilen entgegenfahren. Etwas mitzunehmen?«

»Nein, geh! In zwei Stunden bin ich selbst dort. Uebrigens wäre es mir lieber, wenn wir weniger Aufmerksamkeit erregten. Halt! Weißt du es? Valdez ist tot.«

»Der Teufel!« stieß Manuel bestürzt hervor.

»Der Schlepperkapitän sagte es mir.«

»Und nun? Ist's gut?«

»Weiß noch nicht, war noch nicht so weit mit ihm. Wie gefällt dir der Mann?«

»Es ist ein Swenske,« meinte der Mulatte, langsam die Achseln hebend. »O ja, ganz gut. Als er hörte, daß der erste Steuermann über Bord gegangen, dachte er gleich daran, ob er nicht Erster auf der Frithjof werden könnte. Er brennt danach. Ich hab's ihm sofort angesehen.«

»Ich auch. Nun geh!«

So vollständig hatte Nobody die beiden zu täuschen vermocht.

Aber Manuel blieb noch. Sein schwarzes Bulldoggengesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck an, halb teuflisch lauernd, halb bieder.

»Er ist unverheiratet – ich hab's von dem Schleppermatrosen, der vorn am Gangspill steht – er ist groß, er ist blond – alt und häßlich ist er auch nicht – vielleicht wäre er als Erster doppelter Ersatz . . . ?«

»Hund!« donnerte der Kapitän.

Da floh der Mulatte hinaus.

Das Boot war eben erst abgerudert. Halfdan lief noch nach dem Dampfer hinüber, jetzt zu stoppen und das Schiff mit Wind und Flut treiben zu lassen, als er den Kapitän schon wieder auf der Kommandobrücke sah. Flederwisch konnte noch nicht einmal einen der vielen Briefe gelesen haben. Schnell erstieg Halfdan die Brücke.

»Verzeiht nur, Kapitän, daß ich jetzt erst daran denke – über meiner Schwätzerei vorhin habe ich es ganz vergessen,« rief er eilfertig, »vielleicht könnt Ihr auch noch das Postboot zurückrufen, sonst steht Euch meine große Jolle zur Verfügung . . . «

»Warum? Wozu?«

»O, ich dachte gleich daran, als ich sah, daß Ihr kein Boot hattet, und vergaß es doch wieder – Eure Gattin wird Euch erwarten.«

»Das hat Zeit,« sagte Flederwisch langsam, und freundlicher setzte er hinzu: »Ich danke Euch für Eure Aufmerksamkeit, Kapitän, aber wirklich, es eilt nicht so – sie weiß, daß ich mein Schiff nicht verlasse. Kommt, wir wollen uns noch etwas ins Kartenhaus setzen.«

Das Kartenhaus war möbliert, besaß auch ein Schlafsofa, denn auf der See kam Flederwisch fast nie zu Bett. Die beiden Männer setzten sich und sahen zuerst schweigend zu, wie ein Matrose die vor dem Kompaß hängende Lampe anzündete, auch die andern Lichter wurden angesteckt, wie auf dem Segler so auf dem Dampfer: dieser hißte noch die Topplaterne, denn eben ging die Sonne unter, und in wenigen Minuten war es ohne Dämmerung völlige Nacht. Der Mann am Ruder stand auf einem Vorbau der Brücke außer Hörweite der Unterhaltung; die Kompaßlampe malte durch die vergitterten Fenster zitternde Lichtstreifen an die Wand des sonst finstern Kartenhauses.

»Pedro Valdez ist tot, sagtet Ihr?« begann Flederwisch jetzt das Gespräch.

»Er ist als Mörder und Selbstmörder aus der Welt gegangen,« erwiderte Halfdan sichtlich erschüttert. »O, es ist eine unsäglich traurige Geschichte – das heißt für mich, denn, Kapitän, ich habe ein fühlendes Herz in der Brust – und außerdem charakterisiert es so recht diese Nation und dieses ganze Land. Soll ich Euch erzählen? Pedro Valdez war seit sieben Jahren mit einer Engländerin verheiratet; seine Schwiegermutter, eine Engländerin . . . «

»Ich kenne alle diese Familien- und sonstigen Verhältnisse, nur seine Frau nicht, die wohl in einem englischen Seebade war. Die beiden Kinder sind hier, auch die Schwiegermutter, Mrs. Lewis. Wann geschah es?«

»Vor – etwa vierzehn Tagen – ja, am Freitag vor vierzehn Tagen war es. Dann kann ich mich ja kurz fassen. Mrs. Lewis macht mit ihrer Dampfjacht eine Fahrt die peruanische Küste hinab, sie wollte wohl die Guanofelder inspizieren. Es ist eine sehr energische alte Dame. Valdez und die Kinder bleiben zu Hause, jeden Tag kann die Mutter eintreffen, sie hat schon telegraphiert. Nach drei Tagen kommt Mrs. Lewis zurück am Abend. Valdez ist seit Mittag fort und noch nicht wieder da. Es vergehn einige Stunden mit Warten. Da endlich kommt die Nachricht: In einem Landhause hat man sie gefunden – ihn und sie – ein junges Mädchen . . . «

Flederwischs Faust fiel schwer auf das Seitentischchen.

»Freiwillig?«

»Es ist ein bildhübsches, unbescholtenes, ehrbares Mädchen gewesen, eine Italienerin. Valdez ist ihr schon immer nachgelaufen, sie hat ihn stets abgewiesen. Mehr hat man nicht erfahren. Während der Abwesenheit ihrer Eltern ist er in ihre Wohnung gedrungen und hat sie – auf kannibalische Weise hingemordet und dann sich selbst eine Kugel durch den Kopf geschossen.«

Mit einem Fluche sprang Flederwisch auf und ging mit heftigen Schritten durch das dunkle Gemach.

»Der Bube,« knirschte er, »ja, danach sah dieser Schuft auch aus!«

»Und was das Furchtbarste ist,« fuhr Halfdan fort, »gerade in dieser Minute kommt seine Frau und muß alles hören, von allem Zeuge werden.«

Anstatt durch irgend ein Zeichen zu verraten, daß ihn dies noch mehr ergreife, brach Flederwisch, stehn bleibend, plötzlich in ein schrilles Lachen aus.

»Na, für die beiden Weiber wird's nichts weiter als eine falsche Spekulation gewesen sein,« sagte er rauh. »Und wie soll dieser Fall ein charakteristischer sein für Ecuador und seine Bewohner? So etwas kommt doch überall vor, seht Euch nur um!«

»Nein, Kapitän, das ist nicht wahr!« rief der andre mit Entschiedenheit. »Bedenkt nur die Einzelheiten! Daß ein verheirateter Mann und Familienvater eine heftige Leidenschaft zu einer andern faßt, daß er mit ihr in den Tod geht, erst sie ermordet, gegen ihren Willen, und dann sich selbst – ja, das kann überall vorkommen. Aber hier! Valdez, ein Mann, hier so gut wie allmächtig, hätte doch wirklich Mittel und Wege finden können, um in den Besitz des armen Mädchens zu kommen! Er hat Helfer und Helfershelfer genug, Gold erzwingt alles – es ist sündhaft, so zu sprechen, aber – tot ist nun einmal tot! Nein, Kapitän, da gibt es keine Entschuldigung, Schande über Schande! So etwas kann nur ein Idiot oder – solch ein südamerikanischer . . . «

»Halt!« unterbrach ihn Flederwisch. »Kennt Ihr diese Mrs. Valdez persönlich?«

»Gesehen habe ich sie oft genug.«

»Wie sieht sie aus?«

»Eine schlanke, feine Dame mit edlen Gesichtszügen.«

»Wird sie einmal ihrer Mutter ähnlich? Bekommt sie auch einmal einen Haarbüschel auf der Nase? Sprecht frei heraus, Mann, ich muß es wissen, um Euch eine Antwort geben zu können, Oder hat sie schon jetzt Haare auf den Zähnen wie ihre Mutter?«

»Ich weiß, was Ihr meint – ja, ich glaube, sie steht ihrer Mutter an Energie nicht nach, und dann ist's auch eine Engländerin, die stets zu Hause das Kommando führt, wie es hier unbekannt ist.«

»Dann ist es recht, dann ist es recht!« knirschte Flederwisch plötzlich wieder mit hervorbrechender Heftigkeit, mit dem Fuße aufstampfend. »Dann haben diese Weiber den Teufel selbst beschworen, dann sind sie schuld daran, nur sie! Dann ist es recht! Sie haben ihm die Hosen ausgezogen und ihm Röcke angelegt. Das geht in England, aber nicht hier. Habt Ihr schon gesehen, wie so ein Trikotfrauenzimmer den Löwen über die Peitsche springen läßt? – Hoppla! Natürlich habt Ihr's schon gesehen. Pfui Teufel, ich kann's nicht sehen! Wie er sich duckt und knurrt und faucht. Aber ein Löwe ist leichter zu zähmen als ein Panther. Zähmen gibt's überhaupt nicht, nur dressieren, in der Angst halten. Wißt Ihr, was ich meine? Dieser Kerl wollte das Mädchen haben – aber die Angst vor Frau und Schwiegermama – ja wohl, entführen – er denkt immer an die Hetzpeitsche – und wenn er bis ans Ende der Welt flieht, die Angst geht immer mit ihm – – na, da schlachtet er sie einfach ab und schießt sich dann eine Kugel vor den Kopf, das ist einfacher!«

Wie erschöpft ließ sich Flederwisch auf den Stuhl zurückfallen, und Halfdan erwiderte nichts; er fühlte die furchtbare Wahrheit heraus.

»Es ist auch noch etwas andres dabei,« begann Halfdan leise erst nach einer langen Pause, nun auf sein Ziel losgehend.

»Was Eure Behauptung, daß zu so etwas nur ein Idiot oder solch ein Kreole fähig sei, rechtfertigt?« kam ihm Flederwisch mit unerwarteter Auffassung entgegen. »Ja, Valdez hat den Termin zu seinem Streich gerade am Vorabend großer Ereignisse gewählt, und diese beiden intriganten Weiber haben sich zu ihren Plänen gerade den allergrößten Waschlappen ausgesucht. Valdez und Führer einer Völkerrebellion, hahaha!«

»Wie? Ihr wißt?« fuhr Halfdan anscheinend bestürzt auf.

»Wenig, und möchte deshalb gern mehr von Euch erfahren. Mir kommt es vor, als wenn hier jeder Eseljunge alles wüßte, aber wenn jemand den Mund auftut, so schreit jeder erstaunt: Was? Ihr wißt? Wir sind unter uns, und Eure Uniform sehe ich im Dunkeln nicht. Nun?«

Was Halfdan darauf auseinandersetzte, wußte Flederwisch allerdings alles schon und noch viel mehr. Nach des Schweden Ansicht lief die ganze Sache darauf hinaus, den jetzigen Präsidenten, José Garrion zu stürzen und auf den Stuhl Pedro Valdez zu setzen. Der war eine Puppe in der Hand der Schwiegermutter, die stand in englischen Diensten; außerdem hatte Valdez seine sämtlichen Guanofelder verpfändet, das war englisches Geld, und so konnte dann England durch diesen Präsidenten in Ecuador wie in Peru nach Belieben schalten und walten, ohne sich doch direkt in Regierungsgeschäfte zu mischen, was z. B. schon die Vereinigten Staaten nicht ohne weiteres erlaubt hätten.

Das war alles, und es war nicht viel. Der jetzige Präsident wußte es auch und war jederzeit bereit, von seinem wackligen Stuhle herabzusteigen. Ohne blutige Köpfe ging

es dabei freilich nicht ab, um so weniger, als der jetzige Präsident den Farbigen und Indianern große Freiheiten eingeräumt hatte, so daß jene zu ihm hielten – mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung – während der stolze Portugiese von ihnen ebenso gehaßt wurde, wie er sie verachtete.

Wie Flederwisch durch vermeintlich vorsichtige Fragen merkte, hatte Halfdan von der Bestellung der zwei Millionen Revolver keine Ahnung, wenigstens stellte Nobody sich so. Dann wußte der Konter-Admiral überhaupt gar nicht, wie es im Staate Ecuador aussah. Nein, hier handelte es sich sicher um etwas ganz andres. Zwar hatte Flederwisch, als er mit Valdez die Waffenlieferung besprach, kein auch nur andeutendes Wort zu hören bekommen, aber – er fühlte es heraus. Nicht einfach das Kapital sollte herrschen und einen Staat vom andern abhängig machen. Ecuador und Peru sollten politisch verschmolzen werden, dazu kamen vielleicht noch Kolumbia und andre Nachbarstaaten, und das konnte nur unter dem Zepter eines Monarchen geschehen – unter dem des Königs oder Kaisers Valdez, dem Werkzeuge in der Hand Englands.

Man braucht auch nur die frühere Geschichte dieser süd-amerikanischen Republiken zu lesen, um dies zu verstehn. Das Bestreben, sie zu vereinigen, ist stets von irgend einer Seite vorhanden gewesen, doch die Sache scheiterte stets daran, daß die vorschlagende Republik regelmäßig auch die führende sein wollte.

Nobody-Halfdan hatte wiederholt den Namen »Pepe-Pepe, der Zambo« oder »Zambo bravo« gebraucht, wenn er von den Spitzen der Verschwörung gegen die bestehende Regierung sprach. Er wußte eben auch hierin Bescheid.

»Und nun,« schloß er, »da er seinem Ziele ganz nahe ist, der Präsidentenstuhl ihm freigemacht, erschießt sich dieser Valdez, um eines Augenblicks Befriedigung willen. Nein, dessen ist eben nur solch ein Südländer fähig.«

»Lassen wir doch den energielosen Waschlappen! Wer ist denn dieser Pepe-Pepe, der Zambo? Der scheint ja die bedeutendste Rolle bei der Komödie zu spielen.«

»Wie ich Euch sagte, der Anführer der Farbigen und Indianer, ohne welche nichts zu machen ist. Pepe-Pepe, der Zambo – Ihr wißt, ein Zambo ist der Mischling von Indianer- und Negerblut. Sein Vater gehörte zum Stamme der Apararas, das sind Indios catequisados – oder Indios mansos, wie sie jenseits der Berge genannt werden – d. h. zahme Indianer, welche sich redlich von Ackerbau und Viehzucht nähren, aber auch noch Lanze, Bola und neuerdings die Feuerwaffe zu gebrauchen wissen; um die Einfälle der Indios bravos, der wilden Indianer, von den Grenzen abzuhalten, sind sie uns hier von unschätzbarem Nutzen. Der alte Pepe heiratete eine Mulattin, die Tochter eines Hazienderos, die ihm zu seinen schon ungeheuren Pferdeherden als Mitgift noch einige hunderttausend Rinder mitbrachte. Hier gibt es ja so viele reiche Farbige, und Ihr dürft diese Indianer auch nicht mit den nordamerikanischen vergleichen. Benito Juarez, Advokat und Präsident von Mexiko – nach dem der unsre übrigens getauft worden ist – ist auch ein echter Indianer aus dieser Gegend gewesen, ein Zapateco, und was war das für ein Feldherr und Politiker, ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle! Dieser gemischten Ehe entsprang also der kleine Pepe-Pepe, der Vater mag viel mit ihm vorgehabt haben, schickte ihn nach Quito auf die Schule; es soll ein kluger Junge gewesen sein; eines Tages aber schoß er

dem Herrn Professor, als dieser vorn an der Wandtafel malte, zum Zeitvertreib mit dem Revolver die Hacken von den Stiefeln. Er kam auf des Vaters Besitzungen zurück; anstatt aber Landwirtschaft zu treiben und die Grenzen gegen die Indios bravos zu schützen, schloß er sich diesen an, lernte gepfeffertes Pferdeblut trinken und mit der zehnmeterlangen Lanze Menschen in die Luft schleudern. Er wurde ganz Indianer, soll auch bei den Penchuenchen gewesen sein, den Einfall in Argentinien mitgemacht und Mädchenräuberei getrieben haben. Nach des Vaters Tod erschien er wieder. Nun könnt Ihr Euch denken, welche Rolle er hier spielt. Ein hübscher, schneidiger Kerl, in der Stadt der geschmeidige, unverschämte Terzerone, in den Pampas der Indianer, der jedes Pferd totreitet, dabei nach Valdez der reichste Mann im Lande, wirklich reich, denn seine ungeheuren Herden sind hypothekensfrei. Die Farbigen und Indianer vergöttern ihn natürlich und sehen in ihm ihren König. Mit dem Namen Zambo bravo, den er sich selbst gegeben, will er wahrscheinlich eine neue Völkertype schaffen. Als Garrion das Wahlrecht für die freien Indianer und Farbigen durchsetzte, wurde von diesen einstimmig Pepe-Pepe, der Zambo, als Senator in die Kammer geschickt. Lange dauerte das Vergnügen ja nicht. Er hatte immer den großen Mund, beging allerlei Flegeleien, einmal war er so betrunken, daß er den Sitzungssaal verunreinigte, einmal kam er hineingeritten – da warf ihn der Präsident wieder hinaus. Nun hat er ihn gegen sich. Ich glaube ja nicht,« schloß Halfdan, »daß bei dem geplanten Präsidentensturz ernstere Streitigkeiten entstehn, wenn nur nach Valdez' Tode überhaupt noch etwas daraus wird; falls es aber wirklich so weit kommen sollte, daß man des Zambo bravo und aller seiner Horden Hilfe gebraucht, mit Waffen,

dann glaube ich noch weniger, daß dieser Zambo sich nur mit einer gelegentlichen Rolle begnügen würde; dieser Zambo bravo dürfte noch Herrschergelüste bekommen – und er hat die Macht dazu – besteht doch auch das ganze Militär aus Farbigen – dann gnade uns Gott, dann wird es für uns Bleichgesichter Zeit, daß wir die Donnerbüchsen hervorsuchen, denn die ruhen nicht eher, als bis sie alle Spiritusfässer leer und unsre Köpfe auf ihren Lanzen haben!«

Flederwisch stand auf, zog die Uhr und brachte sie in einen Lichtstrahl.

»In einer halben Stunde ist die hohe Flut, wir müssen daran denken.«

Auch Halfdan stand auf, aber erst ergriff er noch einmal Flederwischs Hand.

»Kapitän, nur noch ein Wort,« sagte er, erst bewegt, dann mit hervorbrechender Begeisterung und doch mit schmerzlicher Stimme (so trefflich spielte Nobody seine Rolle). »Man kann auch unter Palmen versauern. Ich bin's – oder in süße Träume eingelullt – und ich sagte, daß ich glücklich dabei bin. Aber ich sagte auch, daß es Stunden gibt, in denen ich nicht glücklich bin. Vorhin, als ich die Frithjof betrat, das Schiff mit dem germanischen Heldennamen, und Euch die Hand entgegenstreckte, da begann solch eine Stunde. Da erwache ich, da höre ich meinen alten Großvater erzählen, ich höre den Normannenruf, und Schwerterklirren und Skandnaviens Wintersturm umbraust mich – und da möchte ich weinen, weil ich mich so elend fühle. Ach, du schönes, du armes Ecuador! Ach, wenn doch einmal eine Faust käme, eine eiserne Faust, die dich aufrüttelte! Ein Napoleon, ein blutiger Tyrann müßte es sein, der alles unter seine Füße

stampft, und doch nur zum Segen dieses Landes. Ich – bin ja nur ein Träumer!«

Flederwisch erwiderte nichts, er ging auf die Kommando-
brücke. Die Arbeit begann. – – –

Es war neun Uhr geworden, ehe die Frithjof im Hafen am sichern Quai lag, um morgen ins Dock übergeführt zu werden.

Flederwisch war nicht von der Brücke herabgekommen. Wo blieb Carmencita? Er war bereit, sie zu empfangen. Aber sie kam nicht, obgleich er die erleuchteten Fenster des Hotels von hier aus erblicken konnte. Vielleicht, sagte er sich selbst, überschätzte er doch die Bedeutung der Ankunft seines Schiffes; ganz Guayaquil sprach doch nicht davon. Zudem rieselte schon seit Stunden ein feiner, durchnässender Regen herab; müßige Zuschauer, welche Neuigkeiten verbreitet hätten, waren gar nicht am Hafen vorhanden. Alles naß, schmutzig und finster.

»Was? Ist das nicht die Frithjof?« hörte Flederwisch einen Hafenarbeiter erstaunt rufen, als die vier himmelhohen Masten in dem trüben Laternenscheine auftauchten.

Nun also, wenn dieser am Hafen beschäftigte Mann noch nichts davon gewußt hatte, wie konnte Flederwisch da verlangen, daß jetzt die Kellner durch das Hotel jagten – »Die Frithjof ist da, er ist wieder da!« – und daß Carmencita nun gleich geeilt kam. Es war auch besser so!

Und dann stand er, in einen langen Mantel gewickelt, den Sombrero tief in der Stirn, dem Hotel gegenüber und blickte zu den Fenstern seiner Zimmer empor. Gerade diese waren dunkel. Doch Carmencita konnte im Parlour sein, im Lesezimmer, Café oder sonstwo.

Ja, das waren die Zimmer, in denen er noch vor fünf Wochen . . . !

Er erschrak über sein eignes Zähneknirschen, und dann legte er die Hand auf den nassen Mantel, dorthin, wo sein Herz so wild pochte.

»Ich bin ruhig,« flüsterte er trotzdem, »ganz ruhig. In zehn Minuten ist es abgetan. Abgetan? Nein, sie soll nichts wissen. Ein anderer würde sie vielleicht prügeln, ein anderer sie töten, ein dritter – der klügste – sie kalt von sich stoßen. Aber ich bin Kapitän Flederwisch. Sie gehört zu meinem Fatum. Es ist ein Weib. Es ist eine Südamerikanerin und eine Quadrone! Sie hat mich betrogen und mich doch nicht betrogen. Und sie hat mich dennoch und trotz alledem geliebt mit heißer Glut! Samson und Dalila! – Flederwisch, jetzt zeige, was du bist! Ich will gut zu ihr sein. Ich will! – Vorwärts!«

Mit festem Schritt betrat er das Vestibül. In der Loge saß der Portier, seitwärts davon stand der Zimmerkellner, ein krummbeiniger Spanier, in der beliebten Kellnerstellung, die sie Ganymedes nicht abgelauscht haben können, so breitbeinig wie möglich, den Bauch herausgereckt, vor dem Leibe in beiden Händen die Serviette.

»Sie wünschen, Senor?« fragte der Portier, ohne aufzustehn, und auch der Kellner stand wie die Hafenstatue von Rhodus.

Was war das? In der Loge hing ein Spiegel, zufällig blickte Flederwisch hinein – er erkannte sich plötzlich selbst nicht mehr. In dem nassen Mantel und dem alten Schlapphut sah er etwas heruntergekommen aus, deshalb empfing man ihn nicht als Hotelgast, doch nur die Farbe war es, über welche Flederwisch selbst erschrak. Vorhin noch hatte er in den Spiegel geblickt, er zeigte ihm ein schwarzbraunes, scharf

markiertes Gesicht, die Folge des Tropenklimas – jetzt sah er aschgrau aus, ein Farbenwechsel, den Flederwisch sonst für unmöglich gehalten hätte.

»Ist Senora Müller im Hotel?«

Da hatten sie ihn erkannt. Der Portier schnellte auf, der Kellner schlug die Beine zusammen, so weit es deren Krümmung erlaubte.

»Senor – o, Pardon – ich bitte tausendmal um Entschuldigung . . . «

»Ist meine Frau nicht im Hotel?« wiederholte Flederwisch ungeduldig, und gleichzeitig erkannte er zwischen den beiden schnell gewechselte Blicke, ein leises Erschrecken – der Kellner begann warnend zu husten.

»Die Senora ist – ist – ist . . . «

»Heute morgen fortgeritten und noch nicht wieder zurück – bedaure,« kam der Kellner dem verlegnen Portier zungen-geläufig zu Hilfe.

»Heute morgen fortgeritten und noch nicht wieder zurück, so?« wiederholte Flederwisch bedächtig, in den Spiegel blickend, nicht sich, sondern die beiden ansehend. »Wohin denn?«

»Bedaure, die Senora hat nichts hinterlassen.«

»Nichts hinterlassen. Aber doch wenigstens ihr . . . Caracho! Bei dem Regen!«

»Heute morgen war es sehr schön, Senor, den ganzen Tag über.«

»Die Senora ist auf die Nandujagd geritten,« krächte eine dünne Stimme, und über dem Fensterbrett der Loge tauchte der Kopf eines Pikkolos auf. Der Fuß des Portiers mußte daran schuld sein, daß der Junge augenblicklich wieder in seinem Versteck verschwand.

»Auf die Nandujagd?« staunte Flederwisch. »Ja, sie kann doch nicht allein in den Pampas Strauße ... schon gut, schon gut,« unterbrach er sich selbst. »Geben Sie mir meine Schlüssel! Danke, ich finde den Weg allein, Streichhölzer habe ich bei mir.«

Er nahm die Schlüssel, stieg die Treppen hinauf, ging zuerst in sein Zimmer, zündete die Lampe an und begab sich in sein Schlafgemach hinüber. Carmencitas Koffer und Schachteln standen da, das Zimmer war aufgeräumt. Er betrat den Toilettenraum. Auch hier war alles in Ordnung, die von der Quadronin abgeworfenen Kleider vom Zimmermädchen aufgehängt oder sauber hingelegt.

Flederwisch stand in der Mitte des Raumes, mit der Lampe herumleuchtend.

»Ja, was will ich eigentlich?« murmelte er. »Kann ich denn verlangen, daß sie während der fünf Wochen das Hotel nicht verließ? Ich gestattete ihr jede Freiheit – als meiner Frau. Sie konnte sich Gesellschaft wählen, wie sie wollte, sollte sich amüsieren – als meine Frau. Was wäre dabei, wenn ein Kavalier, natürlich ein Farbiger, sie zur Nandujagd eingeladen hat, und sie ist der Einladung gefolgt? – Wenn nur die verdammten Blicke von denen da unten nicht wären, das Hüsteln, das Räuspern, die Angst, und wieder die Blicke! Himmel und Hölle! Gesetzt nun den Fall, sie wäre mir durchgebrannt – mit einem andern – was dann? Das will überlegt sein ... !«

Er schlich auf den Zehenspitzen nach dem zierlichen Schreibtisch, auf dem ein beschriebenes Kuvert lag.

»Mr. Charles Landschreiber & Co.« stand darauf, und darunter in Variationen gekritzelt.

Es war Carmencitas Handschrift. Charles Landschreiber & Co. war ein kaufmännisches Auskunftsbureau, über die ganze Erde verbreitet. Der deutsche Name hatte ihr Schwierigkeiten gemacht.

Flederwisch blickte auf und sah sich in dem Spiegel des Schreibtisches stehn, vorgeneigt, die Lampe in der Hand, das Gesicht erdfahl, den Mund geöffnet, die Augen gläsern und hervortretend.

»Was hat sie an das Auskunftsbureau zu schreiben?« flüsterte er. »Ueber wen erkundigt sich sich? – Huh, wie ich aussehe! Wie ein um Mitternacht durch die Kirche schleichender Geistersucher, der das Gruseln lernen will. Himmel, wie kann ich schwarzer Neger nur plötzlich so grau werden? Ich glaube, ich werde krank.«

Sein Blick fiel auf den neben dem Tisch stehenden Papierkorb. Es war etwas Weißes darin. Er setzte die Lampe hin und griff in den Korb. Ein angefangener Brief, französisch:

»Meine teuerste Imma! Geliebte Schwägerin! Zum ersten Male schreibe ich dir und muß dir das Schreckliche mitteilen . . . «

Da brach der Brief schon ab.

»Sie schreibt an meine Schwester! Was ist aber das Schreckliche?«

Ein zweiter zusammengeknüllter Brief, auch nur eben angefangen, war da.

»Teuerste Imma! – Weine mit mir, du meine unglückliche Schwägerin! Zitternd vor Schmerz ergreife ich die Feder . . . «

»Die Pest über sie!« stieß Flederwisch mit heiserer Stimme und wildrollenden Augen hervor. »Manuel!«

Aber diesmal erschien der dienstfertige schwarze Geist nicht auf seines Herrn Ruf.

Flederwisch machte einen Gang durch das Zimmer, und als er abermals vor dem Schreibtische stehn blieb, die Arme über der Brust verschränkt, war er schon wieder ganz ruhig.

»Und es ist dennoch nicht möglich! Selbst wenn sie Alfreds Tod, den sie von Manuel gewünscht, schon erfahren hätte – selbst wenn sie mich für den eigentlichen Täter hielte, so wüßte ich doch nicht den geringsten Grund, warum sie mich denunzieren sollte. Nein, hier liegt ein andres Rätsel vor, hier ist irgend etwas vorgefallen, was ganz außerhalb meines Ahnungsvermögens liegt – ich werde es aber lösen.«

In dem Papierkorb lag nichts mehr. Flederwisch zog die Schubfächer auf – auch nichts als reines Papier – da noch ein beschriebenes Kuvert.

»Monsieur Pepe-Pepe,« stand darauf, nichts weiter.

Drei Minuten verstrichen, und das ist für so etwas eine lange Zeit, eine Ewigkeit. Unbeweglich stand Flederwisch da, auf das Kuvert in seiner Hand blickend. Dann spitzten sich seine Lippen, er begann leise einen Walzer zu pfeifen.

Als er aufblickte, sah er im Spiegel wieder seine alten, funkelnden Augen und sein früheres Gesicht, dessen tiefbraune Farbe dennoch nicht die Röte seiner unverwüsthchen Gesundheit verdecken konnte.

»Hahaha,« lachte er plötzlich lustig auf, »Pepe-Pepe, der Zambo – der Zambo bravo – der die Menschen auf die Lanze speißt und nicht ganz stubenrein ist – die Fügungen des Schicksals sind doch manchmal wunderbar!«

Er sah nach der Uhr.

»Die zehn Minuten, in denen ich es abtun wollte, sind schon längst um, und ich habe heute wahrhaftig noch andres zu tun, als den Eifersüchtigen zu spielen. Dummer

Schnickschnack, was schiert's mich! Nur noch über eins will ich mir Gewißheit verschaffen, dann ans Geschäft.«

Er steckte die vier Papiere zu sich, nahm die Lampe, ging in sein Zimmer und klingelte dem Kellner. Einige Zeit verstrich. Jetzt wollte der krummbeinige Spanier einen andern hinaufschicken, aber keiner wollte gehn – so dachte Flederwisch ganz richtig – und schließlich mußte er sich mit Zittern und Jagen doch selbst dazu bequemen.

Beim ersten Schritt, den der Kellner nach dem ›Herein‹ ins Zimmer machte, hatte Flederwisch ihn bei der Halsbinde gepackt und in die Ecke neben der Tür gedrückt.

»Wo ist meine Frau? Antwort!«

Dieser Empfang wäre auch für die starknervigste Person zu viel gewesen. Der Kellner verlor vor Schreck nicht nur die Sprache, sondern auch die Kraft in den Knien, er sank zusammen. Flederwisch packte noch etwas fester zu, daß er den kleinen Spanier fast in der Schwebelage hielt. Dafür ersparte diese Einleitung alle weitem Förmlichkeiten, Schmeicheln, Drohen, das Goldklimpeln u. s. w.

»Wo ist meine Frau? Mit wem ist sie auf der Nandujagd?«

»Senor, ich will alles gestehn,« winselte der Kellner endlich, des Kapitäns eiserne Faust am Halse. »Mit Senor Pepe-Pepe.«

»Das ist Pepe-Pepe, der Zambo?«

»Ja, ja – er hat sie heute morgen abgeholt – in zwei oder drei Tagen will sie wieder zurück sein, hat sie gesagt.«

»Aha! Nun, und? Sonst noch etwas Interessantes? Du weißt ganz genau, was ich wissen will. Es ist meine Frau! Ging der Zambo bei ihr aus und ein?«

»Ja – nein – auf dem farbigen Balle ist sie neulich mit ihm gewesen,« jammerte der Ganymed.

»Wie lange verkehrt sie schon mit ihm?«

»Seit – ich weiß nicht, Señor – ich weiß gar nicht, daß sie schon früher mit ihm verkehrt hat. Lassen Sie mich doch los, Señor!«

Flederwisch gab des Kellners Kehle frei und legte beide Hände auf dessen Schulter.

»Sei offen, mein Junge! Ich tue dir nichts. Du weißt, wer ich bin. Du kannst mir alles sagen. Ich will dieses Weib lossein, verstehst du?«

Der Kellner ordnete seine Halsbinde und beruhigte sich bei den freundlich gesprochenen Worten etwas.

»Señor, der Zambo hat hier im Hotel gewohnt; da muß er sie kennen gelernt haben; dann hat er sie auf den Ball mitgenommen, vor vier Tagen war es, und als er sie nach Hause brachte, in der Nacht, hat er immer an ihre Türe geklopft – und gesteht und gebettelt – und ihr alles versprochen. Dann die andern Tage und Nächte auch noch. Aber eingelassen hat sie ihn nicht, ich kann's beschwören. Wir haben sie immer heimlich beobachtet. ›Alle Heiligen, wenn sie ihn einläßt und der wilde Kapitän kommt gerade wieder mit seinem Schiffe zurück!‹ haben wir gesagt. Aber – aber . . .«

»Nun, was aber?«

»Aber geküßt haben sie sich doch, unten im Lesezimmer, als niemand sonst darin war, das haben wir von oben durchs Lichtfenster gesehen.«

»Sonst nichts weiter?«

»Als Zambo bravo zu wild wurde, hat die Senora schnell geklingelt, und da hat er furchtbar geflucht – das heißt, als der Kellner noch nicht drin war – und eine Spiegelscheibe mit dem Fuße eingetreten. Er hat sie dann aber bezahlt.«

»Das ist brav von ihm gewesen,« sagte Flederwisch, der überhaupt eine eiserne Ruhe behielt. »Also geküßt haben sie sich, aber eingelassen hat sie ihn nicht? Und nun hat er sie mit auf die Pampasjagd genommen für drei Tage. Wie denkst du hierüber?«

»Daß – daß – Señor, ich getraue es mir nicht zu sagen.«

»Daß sie hier kein Aufsehen erregen wollte, meine Frau, und daß sie da mit ihm fortgeritten ist, um irgendwo mit ihm für ein paar Tage ungestört sein zu können. Nicht wahr?«

»So ist es, Señor – ich bedaure sehr.«

Flederwisch lachte dem Burschen ins Gesicht, daß dieser zusammenschrak.

»Wo mögen sich die beiden aufhalten?«

»Senor, wenn Sie mir die Zunge aus dem Halse reißen, ich kann's nicht sagen. Ich tät's gerne, sie hat mich und das ganze Personal immer schrecklich kujoniert und treppauf, treppab gejagt.«

»Dann nur noch eine Frage, antworte die Wahrheit!« und Flederwischs Hand langte wieder nach der Halsbinde des Kellners. »Hat sie – habt ihr vielleicht etwas gehört, daß ich tot sei? Mit der Frithjof untergegangen?«

Der Bursche riß vor Staunen die Augen weit auf.

»Ja, Señor, waren Sie denn tot?«

Es war eine sehr komplizierte Kombination gewesen, welche sich jetzt als falsch erwies, und Flederwisch schien darüber so ärgerlich zu sein, daß er sich schnell umkehrte und kopfschüttelnd das Zimmer verließ. Auf dem Korridor ging er noch einmal zurück, griff in das Seitentäschchen des Mantels und warf ein Goldstück in sein Zimmer, dessen Tür

er offen gelassen hatte, und wie er dann seinen Weg fortsetzte, schüttelte er noch immer den Kopf.

Leere Mietswagen fuhren genug vorbei, die Kutscher riefen ihn an, doch Flederwisch nahm keinen; er ging in dem feinen Sprühregen zu Fuße seinem Ziele zu.

»Schade, daß sie mir auch untreu geworden ist, jetzt muß ich sie festlaschen – bedaure sehr! Haha, der kleine Kellner war köstlich! Wie kann sie es aber nur wagen? Sie muß mich doch für tot halten. Oder sollte sie doch an diesen Zambo ihr Herz verloren haben und den Kapitän der Frithjof noch nicht ganz richtig kennen? Ei, das wäre vortrefflich, das gäbe ein Spielchen! Nein, liebe Frau, untreu darfst du deinem Ehegespons nicht werden.«

Es waren die einzigen vernehmlichen Worte, die Flederwisch vor sich hinbrummte.

Die Turmglocken schlugen die zehnte Stunde, als er auf dem Marktplatze sein Ziel erreichte, Valdez' Palais. Er hielt sich auf der andern Seite und blieb gegenüber der hellerleuchteten Eingangshalle, in der ein Portier auf- und abschrift, im Schatten der Häuser stehn. Noch einmal führte er ein Selbstgespräch. Auch wenn er vernehmlich gesprochen, verstanden hätte ihn doch niemand.

»Es ist ein neuer Portier. Wag' ich's oder wag' ich's nicht? Alles war wohlüberlegt, und nun werde ich wieder unschlüssig. Es handelt sich um ganze sechzehn Millionen! Und wenn sie nun nicht anbeißt? Dann bin ich zwar ein heroischer Charakter, ein großartiger Ehrenmann – aber ich bin sie los. Freilich ist der eine Wisch keine fünfzehn Millionen mehr wert – keine fünf – mit drei wäre ich zufrieden. Und ob ich's kriege! Drohen kann ich nicht gut. Ja, ich opfre erst

den Wisch, und merke ich, daß sie anbeißen wird, dann lege ich noch das bare . . . Nein, es geht nicht. Entweder oder! Bah, was ist auch an der Lumperei gelegen! Beißt sie nicht an, dann habe ich für das Vergnügen, einmal Dramatiker, Schauspieler und Zuschauer zu gleicher Zeit zu sein, sechzehn Millionen bezahlt, das kann sich kein Fürst leisten, kein wirklicher Fürst! Aber sie wird in die Falle gehn. Ich glaube, ich könnte schon jetzt alle ihre Bewegungen, alle ihre Fragen und Antworten niederschreiben.«

Er schritt der Vorhalle zu. Der Portier blieb stehn, als er den einsamen Mann auf der Straße sah. Flederwisch zog ein geschlossenes Kuvert, auch schon naß und schmutzig, aus der Brusttasche. Es enthielt seine Visitenkarte.

»Ich möchte Senora Lewis sprechen!«

»Senora ist nicht zu sprechen!«

»Wecken Sie sie, wenn sie schläft, und geben Sie ihr dies.«

Der Portier sah scheu die Straße entlang.

»Sind Sie ein Mann der Frithjof?« flüsterte er dann.

»Der Kapitän selbst.«

»Kommen Sie, kommen Sie schnell! Sie werden jede Minute erwartet.«

Der Mann ging nicht, sondern rannte voran. Flederwisch hatte es nicht so eilig, sein sonst so elastischer Schritt war plötzlich schwer geworden, die Wände hallten von ihm wider, ganz langsam folgte er. Ueberhaupt war Flederwisch ein ganz anderer als – vorhin in dem Hotel. Obgleich der Portier, seinen Posten verlassend, ihn wohl schon gemeldet hatte, lief er noch zweimal die Treppe auf und ab, wie ein Hund den Langsamen zur Eile mahnend; aber Flederwisch ließ sich dadurch nicht im mindesten beeinflussen.

Im Vorzimmer befand sich niemand, um Flederwisch den triefenden Mantel abzunehmen. Eine zweite Tür stand schon offen. Doch es war keine Vergeßlichkeit, entschuldigbar durch den tragischen Augenblick, sondern es war schauspielerische Berechnung von seiten Flederwischs, daß er beim Eintritt in das zweite Zimmer auch den Schlapphut aufbehielt, von dem das Wasser ihm auf die Achseln tropfte.

In dem Salon saß am runden Tisch unter einem Kronleuchter Mrs. Lewis im Fauteuil. Sie war schwarz gekleidet, und dies ließ sie etwas bleicher als sonst erscheinen; denn im übrigen war sie noch ganz die alte Dame mit den harten, männlichen Gesichtszügen. Trotzdem war sie offenbar von einer furchtbaren Aufregung beherrscht, das zeigte sich in ihrer ganzen Haltung.

Als Kapitän Flederwisch langsam und dröhnend das Gemach durchschritten hatte und vor ihr in einiger Entfernung stehn geblieben war, hatte sich Mrs. Lewis erheben wollen, sie vermochte es jedoch nicht, sie sank wieder zurück und saß nun, etwas vorgeneigt, den Mann mit starren Augen betrachtend.

»Mein Gott, Sie?« flüsterte sie endlich, mühsam nach Atem ringend.

Ebenso langsam, wie er eingetreten war, nahm Flederwisch den Sombrero vom Haupte.

»Ich bins,« sagte er mit ungewöhnlich tiefer Stimme. »Hielten Sie mich für tot?«

»Ich wußte, daß die Frithjof heute auf Reede signalisiert wurde und daß Sie heute abend um sieben Uhr die Schleuse passierten – seit diesen vielen Stunden weiß ich schon, daß Sie den Hurrikan überstanden – und dennoch möchte ich

jetzt, da ich Sie vor mir stehn sehe, kaum meinen Augen trauen —«

»Sie waren zwischen den Gallopagosriffen?«

»Sie wissen —?«

»Ich konnte mir denken, daß nach einer gewissen Zeit jemand hinkommen würde, und dann erfuhr ich von dem Kapitän des Schlepddampfers, daß Mrs. Lewis auf ihrer Dampfjacht eine Fahrt gemacht hat — die peruanische Küste entlang, wie man hier meint.«

»Und Sie überstanden den Hurrikan?« fragte die alte Dame wieder, noch immer mit leisem Staunen. Sie schien recht mit der Schifffahrt vertraut zu sein. Dabei hing ihr Blick gespannt an seinem Munde.

»Ja, zwischen den Riffen.«

»Sobald ich es bei ruhigerer See wagen konnte, steuerte ich mit meiner leichten Jacht hinein, am nordöstlichen Klippenrand fanden wir das Wrack eines großen eisernen Seglers, zerschellt, zersplittert, durch nichts mehr kenntlich — wir hielten es für die Frithjof.«

»Ah, nun verstehe ich erst ganz,« sagte Flederwisch, und mit einem düstern Lächeln, das recht gut zu seiner einmal aufgesetzten Maske paßte, fügte er hinzu: »Nein, die Frithjof konnte es nicht sein, denn deren Kapitän befand sich an Bord und führte selbst das Kommando.«

Es war — ganz abgesehen von der Unwahrheit, denn Flederwisch war ja damals gar nicht an Bord gewesen — eine grenzenlose Prahlerei; jeder gleichberechtigte Seemann hätte ihn mit scharfen Worten zurechtgewiesen, auch der bescheidenste ihn mindestens auf solch einen Frevel aufmerksam gemacht, aber es war ein Weib, zu welchem er sprach,

und mochte Mrs. Lewis auch noch so vertraut mit der Seefahrt sein – es war ein Weib, und daher verfehlten die stolzen Worte nicht ihre Wirkung auf sie.

Es entstand eine lange Pause, in welcher die alte Engländerin den Kapitän von unten auf unverwandt ansah, während dieser den Hut einfach auf den Teppich legte und in den Papieren zu suchen begann.

»Und was fanden Sie sonst, Mrs. Lewis?«

Wieder eine drückende Pause.

»Nichts,« erklang es endlich leise, mit pfeifendem Atem.

»Und doch – auf jenem Plateau der Felseninsel – das Sie angaben – ein Matrose fand einige Bretter – und in eine Spalte einen verrosteten Revolver geklemmt.«

Flederwisch suchte noch immer in der Briefftasche. Jetzt hatte er die zwei Papiere gefunden, faltete sie auseinander, strich sie glatt und legte sie nebeneinander auf den Tisch, alles so bedächtig, daß er dazu eine Minute gebrauchte.

»Ich konnte die zwei Millionen Revolver nicht mit einem Griffe retten, ich hatte mit meinem Schiffe zu tun, ohne das ich nichts mehr bin.«

»Ja – ja,« keuchte es wieder, »aber der ungeheure Verlust – mein Gott, mein Gott – was machen wir nun?«

»Wie sie von hinten herunkommt, die geizige Hexe,« dachte Flederwisch, und laut mit der angenommenen tiefen Stimme sagte er: »Ein ungeheurer Verlust für mich, nicht für Sie, Mrs. Lewis. Hier ist die Anweisung über 50.000 Pfund zurück – hier der Schuldschein über 750.000 Pfund.«

Die Dame stierte auf die Papiere; sie ließ sie sich in die Hand geben, befühlte sie, starrte darauf und wieder auf den Mann, immer mehr vergrößerten sich ihre Augen.

»Was?«

»Nun, es ist ja wahr, ich habe die Revolver richtig an der bestimmten Stelle ausgeladen, aber – das ist nun einmal mein Geschäftsprinzip. Wenn ich einmal solch ein Geschäft übernehme, erfülle ich entweder meine Verpflichtung vollständig, oder ich nehme es nicht an, und zu dieser moralischen Verpflichtung – die freilich in keinem kaufmännischen Kontrakt steht – gehört auch, daß mein Auftraggeber wirklich ein Geschäft dabei macht. Tut er's, dann will auch ich viel dabei verdienen; glückt's nicht, dann trage ich den Verlust allein. Eine Teilung des Verlustes oder so etwas Aehnliches gibt es bei mir nicht . . . «

Mrs. Lewis hatte eingesehen, daß dieser seltsame Mann Ernst machte, plötzlich begann sich die alte, steife Engländerin in dem Lehnstuhl wie ein Wurm zu winden; mit einem Male aber sprang sie auf und verließ mit stürmischen Schritten das Zimmer. Es war doch zuviel für sie gewesen.

»Verflucht; sie hat meine sechzehn Millionen mitgenommen!« war Flederwischs erster Gedanke.

Wie er dann aber die Arme über der Brust verschränkte, an der Unterlippe nagte, während ein spöttisches Lächeln seinen Mund umspielte – daraus konnte man schließen, daß er doch mit seinem bisherigen Erfolge ganz zufrieden war.

Jeder Kaufmann hätte ihn ausgelacht, ihn für wahnsinnig gehalten. Es war überhaupt eine Unmöglichkeit, die er begangen hatte.

Aber es ist verschiednes dabei, was hier nicht des längern ausgeführt werden kann. Es würde sonst dicke Bücher füllen.

Mag der gemüthvolle Deutsche romantischer veranlagt sein, der nüchterne, immer ans »Geldmachen« denkende Engländer ist weit phantastischer. Das heißt, er liebt alles

Phantastische; praktisch ist er weniger dafür zu haben. Das zeigt sich schon in der Literatur. Thomas Moore schrieb – wenn wir von Plato und Baco von Berulam, letzterer ja auch ein Engländer, absehen wollen – die erste Utopie, Defoë die erste Robinsonade, Swift den Guilliver; Coopers Lederstrumpf rief die Literatur der Indianergeschichten ins Leben. Im britischen Theater jubelt man dem größten Schufte zu, wenn er nur kühn ist. Und diese Begeisterung erstreckt sich bis in die höchsten Schichten, das ist der Unterschied zwischen dort und Deutschland. In England werden die Hinterlassenen eines kühnen Räubers, der am Galgen geendet hat, durch Bettelbriefe reich. Mit einem Wort: der Engländer, wie der Amerikaner begeistert sich für alles Sensationelle, Exzentrische, Außergewöhnliche, Verrückte, da wird er blind, und am tollsten treibt es die Weiblichkeit.

Flederwisch war etwas wie eine Räubernatur, welche die unrechtmäßige Beute verschwenderisch an Arme verteilt, und schließlich ist dies auch großartig, denn umsonst erwärmt sich das Volk nicht für einen Rinaldo Rinaldini. Bisher hatte er sich, wenn er mit Mrs. Lewis zusammengekommen war, immer für den kecken Abenteurer ausgegeben; er war in ihrer Gesellschaft der elegante Weltmann gewesen, hatte Schmeicheleien gesagt, geistreich gesprochen und oberflächlich geurteilt, Witze gemacht, geprahlt und gespottet, und es war ihm auch gar nicht darauf angekommen, einmal ein freies Wort, eine zynische Bemerkung fallen zu lassen, welche auch ein weniger empfindsames Ohr als das

der pruden Engländerin beleidigen mußte. Denn diese Firma hatte doch keinen soliden, kalt rechnenden Geschäftsmann haben wollen, einen tüchtigen Kapitän und verwegenen Schmuggler brauchte man, und als solcher war Flederwisch bisher auch immer nur aufgetreten.

Nun zeigte er sich plötzlich von einer ganz andern Seite. Jetzt, im Banne einer tragischen Situation, ließ er scheinbar seine eigentliche Natur hervorbrechen. Wuchtig wie sein Schritt hatte jedes seiner Worte geklungen. Das hatte der alten Engländerin imponiert, sie war bestürzt, geblendet. Flederwisch wußte, was er tat, und er konnte höhnisch lächeln und ruhig warten.

Nach fünf Minuten erschien Mrs. Lewis wieder, mit ausgestreckter Hand kam sie auf ihn zu, aber diese Hand war – leer!

»Kapitän! Dieses Opfer kann ich nicht von Ihnen annehmen ... «

Flederwisch nahm auch die Hand nicht an, sondern machte nur mit der seinen eine theatralische, abwehrende Bewegung. Das Gespräch fand seine direkte Fortsetzung.

»Sie müssen, es ist mein Prinzip! Mrs. Lewis,« fuhr er noch theatralischer fort, »für wen halten Sie mich? Ich bin kein Kreole, und wenn ich auch Handel treibe, so bin ich doch kein Handelsjude – sondern ich bin ein deutscher Ehrenmann.«

Die alte Dame hatte sich niedergesetzt, und in den ersten Augen, mit denen sie ihn ansah, erkannte der studierende Flederwisch doch schon einige Begeisterung.

»Sie sind ein seltsamer – nein, ein seltener Mann!«

Wieder machte er eine geringschätzende Handbewegung, welche sagte, daß über diese Sache kein Wort mehr zu verlieren sei, steckte die Briefftasche ein, hob den Hut vom Teppich auf und begann dann doch wieder von dem Gelde zu reden, wenn auch von einer andern Seite aus.

»Ich bin kein reicher Mann, Mrs. Lewis, ich bin ein armer Mann. Aber genug davon, es ist mein Prinzip. Ja, ich stehe vor meinem Bankrott. Gestatten Sie mir ein offnes Wort. Ich bin Seemann. Ich glaube, Sie kennen mich. Würden Sie mir gegen gute Zinsen eine größere Summe leihen, daß ich mich über Wasser halten kann? Vielleicht 40 bis 50.000 Pfund? Sicherheit kann ich Ihnen nicht geben, das sage ich gleich. Ja, doch – erkundigen Sie sich über mich bei meinen bisherigen Gläubigern. Nein, nein,« fuhr er schnell fort, als die alte Dame eine Miene machte, aus der er erkannte, daß sie gleich dazu bereit sei, »nicht jetzt, nicht heute abend, das will überlegt sein. Darf ich in einigen Tagen wiederkommen und deshalb nachfragen? Wann paßt es Ihnen denn am besten?«

»Ja, kommen Sie in einigen Tagen wieder!« rief Mrs. Lewis lebhaft und stand ebenso lebhaft auf. »Morgen – oder übermorgen, ich habe überhaupt etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen!«

»Aha, sie hat schon angebissen!« dachte Flederwisch vergnügt und, stehn bleibend, drehte er den Hut zwischen den Händen und betrachtete nachdenklich die Krempe. »Ich danke Ihnen, es wird mir sehr angenehm sein,« murmelte er wie geistesabwesend, und dann, aufblickend, fuhr er hastiger fort: »Und dann habe ich noch eine Frage, Mrs. Lewis. Es ist nötig, daß ich etwas weiter aushole. Ich wußte ja, wie Sie mich erwarten, hätte mich von der Reede aus an Land

setzen und dann, als die Frithjof im Hafen lag, gleich zu Ihnen eilen können, allein ich verlasse mein Schiff nicht eher, als bis das letzte Seil richtig gelegt ist – ich bin ein Mann von Prinzip. Dann – Sie wissen – ich mußte doch erst zu meiner Frau . . . «

Hier ließ er plötzlich seinen Hut sinken, wie er seine erkünstelte Verlegenheit ablegte, sein Gesicht verfinsterte sich, drohend starrte er die Dame an.

»Hat – jemand – außer – Ihnen – gewußt – oder geglaubt – geahnt, daß die Frithjof Schiffbruch erlitten habe oder ich tot sei?«

Mit hohler Stimme hatte er diese Worte gesprochen. Mrs. Lewis sank denn auch gleich wieder auf den Stuhl, faltete die Hände im Schoß und blickte den Kapitän mit so viel Aengstlichkeit an, wie diese energischen Züge überhaupt ausdrücken konnten.

»Nein, niemand außer mir. Wie wäre das möglich? Aber was haben Sie nur, Kapitän, ist Ihnen unwohl?«

»Wußte die Besatzung Ihrer Jacht davon?«

»Diese teilte natürlich meine Vermutung.«

»Dann haben die Matrosen die Nachricht von meinem Tode ausgesprengt!«

»Nein, es sind nur Engländer, treue, auserlesene Männer und stumm wie das Grab. Es durfte doch niemand wissen, daß ich zwischen den Gallopagos gewesen bin.«

»So bleibt der dunkle Punkt bestehn,« fuhr Flederwisch mit tiefer, hohler Stimme fort, »oder – halt! – haben Sie zu einem gewissen Pepe-Pepe davon gesprochen?«

Flederwisch sah sie etwas erbleichen, doch hielt sie seinen Blick, der, angepaßt der Situation in der Komödie, durchbohrend auf ihr ruhte, aus.

»Was für ein Pepe-Pepe?«

»Pepe-Pepe, der Zambo – der Zambo bravo. Sollten Sie ihn nicht kennen?«

»Doch, ich kenne ihn wohl, aber nicht persönlich. Wie sollte ich den Zambo in solche Geheimnisse einweihen?«

»Dann allerdings gibt es keine Entschuldigung mehr,« meinte Flederwisch achselzuckend.

»Sie sprechen in Rätseln, Sir,« sagte jetzt Mrs. Lewis etwas kalt. »Wollen Sie sich näher erklären?«

Einen Moment überlegte er, ob er jetzt wild auffahren, vielleicht auch mit dem Fuße aufstampfen oder eine eiserne Ruhe zeigen sollte. Er beschloß das letztre.

»Dieser Pepe-Pepe, der Zambo, hat meine Frau entführt – nein, meine Frau ist mit ihm gegangen,« und dann, als die Dame von einer plötzlichen Erstarrung befallen zu sein schien, setzte er hinzu: »Wenn sie geglaubt hätte, ich sei nicht mehr unter den Lebenden, wenn dieser Zambo es ihr glaubhaft gemacht hätte, so wäre sie wenigstens in etwas entschuldbar, wenn sie dem Verführer Gehör schenkte, aber so ... «

»Pepe-Pepe, der Zambo – Ihre Frau – entführt?« hauchte die alte Dame mit allen Zeichen des Entsetzens.

»Sie ist freiwillig mit ihm gegangen.«

»Ihre Frau, die schöne Quadronin, mit welcher Sie sich erst vor fünf Wochen verheiratet haben? O, Sie Unglücklicher!«

Sie führte das Spitzentuch an die Augen. Flederwisch wartete geduldig, bis sie es wieder abnahm. Geweint hatte sie nicht, obgleich es sie gerade jetzt, nach der Tragödie in der eignen Familie, sehr berühren mußte. Aus ihren letzten Worten hatte wirklicher Jammer gesprochen.

Noch einige Fragen und Antworten, Flederwisch sollte Näheres berichten, er erzählte, was er im Hotel erfahren. Was da vorlag, war ja ganz klar.

»Haben Sie sie geliebt?«

»Ob ich sie geliebt habe!«

»Und Sie sind so ruhig dabei?«

»Was soll ich tun? Ein ungetreues Weib soll mich nicht außer Fassung bringen. Nur eine Freude bleibt mir noch – eine süße Rache.«

Fromm schlug die alte Engländerin die Augen zum Himmel auf.

»Die Rache ist mein, spricht der Herr, unser Gott!«

Erschrocken fuhr sie zusammen, so schwer hatte Flederwisch die Hand auf den Tisch gelegt.

»Nein, diesmal ist sie mein!« rief er, sich zu ihr vorneigend und sie mit seinen schwarzen Augen anblitzend. »Hier auf Erden lasse ich mir die Rache von keinem Gott nehmen! Ach, Sie glauben, ich denke an jene Frau? Was kümmert mich die, die ist bereits aus meinem Gedächtnis gestrichen. Nein, den Mann, den Verführer, diesen Zambo, den will ich mir kaufen – vielleicht verstehn Sie diesen deutschen Ausdruck auch in der englischen Uebersetzung – und das heute nacht noch. Ich empfehle mich, auf Wiedersehen!«

Schnell, als dulde nun seine Rachepflicht keine Sekunde mehr Aufschub, hatte er sich umgewandt und eilte der Tür zu.

»Halt! Bleiben Sie! Bleiben Sie!« Mrs. Lewis war ihm sogar nachgeeilt, die Angst sprach jetzt unverkennbar aus ihren Zügen. »Was wollen Sie tun?«

»Mit Monsieur Pepe ein Wort sprechen. Ich weiß, wo ich das Pärchen finde.«

»Sie kennen ihn nicht,« stieß sie in wachsender Erregung hervor, »es ist ein Farbiger, ein Zambo.«

»Eben deswegen werde ich nicht zwei Pistolen, sondern nur eine Hundepeitsche mitnehmen.«

»Und Sie kennen ihn doch nicht! Es ist ein Pampasindianer . . . «

Flederwischs höhnisches Lachen unterbrach sie.

»Verzeihen Sie, Mistreß, aber ich muß wirklich lachen, weil Sie mir mit Indianern bange zu machen suchen. Bah, ich setze diesem ganzen farbigen Gesindel den Fuß auf den Nacken und zerquetsche sie alle zusammen an der Erde. Gute Nacht, Mrs. Lewis!«

Sie faßte ihn am Arm.

»Bleiben Sie, ich lasse Sie nicht fort, ich habe mit Ihnen zu sprechen!«

Flederwisch blieb, und sie sprachen noch über eine Stunde zusammen. Nach langen Wechselreden ergriff die alte Engländerin das Wort allein und sprach eine Viertelstunde. Er wurde in alles eingeweiht. Dann nahm er das Wort und redete ununterbrochen eine halbe Stunde wie – so sagte er sich dann selber – wie ein Buch.

Es waren keine welterschütternden Pläne, die hier geschmiedet wurden, und doch sollten sie die größte politische Umwälzung hervorrufen. In Mrs. Lewis' Rede kamen am häufigsten die Worte Guano, Kakao, Hanf, Vanille, Pfeffer und noch einmal Guano vor, ferner Silber, Kupfer, Antimon, Blei und Zinn. Flederwisch gebrauchte mehr die Worte Albemarle, Floreanu, Chatam, Schiffe, Kulis und Kanonen.

Alle seine Schauspielerlei und die Aufopferung der sechzehn Millionen hatten nur bezweckt, die alte Dame, die hier den größten Einfluß ausübte, jedenfalls die Agentin einer gewaltigen Geldkompanie, zu bewegen, ihm die Gallopagosinseln zu verschaffen, wenigstens für den Zeitraum von zehn bis zwanzig Jahren. Die Pachtung dieser Inseln wäre ja leicht gewesen, dazu hätte er nur etwas mehr zu zahlen brauchen, als die kleine Steuer für den Schildkrötenfang betrug, aber nicht so, wie er wollte. Eine Zwischenhandelsstation anlegen, ja, aber die Inseln zu befestigen, das hätte ihm Ecuador nicht erlaubt, und Flederwisch wollte dort frei schalten und walten können, und jetzt erfuhr er, daß er sich nicht verrechnet hatte, die alte Dame konnte ihm alle Privilegien verschaffen und noch viel mehr, und deshalb hatte Flederwisch ihr Vertrauen schließlich doch nicht zu teuer erkaufte.

Er war ein Phantast und dennoch ein Mann mit praktischem Blick. Mrs. Lewis hatte mehr ›angebissen‹, als er in seinen kühnsten Träumen geahnt. Petro Valdez war tot, die Agentin brauchte einen andern populären Mann, unter dessen Zepter sich die Staaten Südamerikas vereinigten, und dieser von England regierte Kaiser sollte die Schätze und Bodenprodukte der ›Vereinigten Staaten von Südamerika‹ den Handelsweg über London nehmen lassen.

Hierbei sei erwähnt, daß dieses Ziel in gewissen Beziehungen erreicht worden ist. Guano! Welch anrühiger, unbedeutender Artikel! So mag die Hausfrau denken, wenn sie auf ihre Blumentöpfe ein bißchen von dem Vogeldünger streut. Aber allein die deutschen Landwirte verbrauchen

durchschnittlich im Jahre vier Millionen Zentner peruianischen Guanos, den Zentner zu 10 bis 15 Mark – die englischen jährlich sieben Millionen – und es gibt keinen andern Guano zu beziehen als nur von der Firma James Beitz & Co. in London; sie allein hat das Monopol. Dies ist nur der eine Fall. Im Welthandel sind ja diese an sich riesigen Summen auch nur verschwindend klein.

Hier wurde Flederwisch eine Kaiserkrone angeboten. Es machte sein Herz nicht schneller schlagen, er lächelte innerlich verächtlich. Was machte er sich aus Ecuador und Nachbarstaaten! Geschenkt wollte er sie wenigstens nicht haben. Er hatte ein andres Ziel vor Augen.

Der Mann, der erst vom Volke zum Präsidenten gewählt wurde und sich dann selbst die Krone aufsetzte, mußte also erst populär werden, durch Stiergefechte, Geldausstreuen, Bauten, Geschenke u. s. w. Hier war es, wo Flederwisch in halbstündiger Rede seine Pläne auseinandersetzte, und die alte Dame staunte ihn an, sie begriff und ging auf den Gedanken ein, die ihr ein Genius zu offenbaren schien. Es handelte sich um die Kolonisation der Galapagosinseln, dann um deren Selbständigmachung und Losreißung, um von dort aus die Staaten zu beherrschen, die nicht gleichen Schritt gehalten hatten. Die Galapagos wurden das Venedig Südamerikas.

Nobodys Pläne, die er als Schlepperkapitän entwickelt hatte, faßte Flederwisch bereits als seine eignen auf.

Auch die Rattenfrage kam wieder daran. Da war einmal ein Mann gewesen – Flederwisch kannte ihn ja, Helge Halfdan – der hatte auch eine kleine Kolonie auf Albemarle gründen wollen. Die Ratten fraßen den Leuten die Matratze

unter dem Leibe weg. Jener wandte sich an den Präsidenten, dieser interessierte sich dafür, schickte ein paar tüchtige Fachmänner, Kammerjäger und eine gelehrte Kommission hinüber. Nein, da war nichts zu machen, Albemarle war von Wasserratten so verseucht wie die brasilianische Provinz Chiulchi von Ameisen, unbewohnbar. Wie sollte das werden? Für Flederwisch war das schon ein überwundener Standpunkt. Er importierte einfach Krokodile, und innerhalb eines Jahres waren in den Gewässern Albemarles nicht mehr Ratten, als ihm beliebte. Es war wieder Nobodys Weisheit, mit der Flederwisch sich schmückte.

Dagegen bedrückte eine andre Frage sein Herz. Er stellte sie erst indirekt, dann immer deutlicher, aber erhielt keine Antwort. Sie wurden immer eifriger, immer vertraulicher, schon legte die zeremonielle Engländerin ihre Hand auf seine Schulter, aber wenn er vom Geld begann, das er doch zur Ausführung des großen Vorhabens besitzen müsse, dann wurde sie – wie Flederwisch sagte – schwerhörig.

»Nein, farbige Arbeiter von hier kann ich nicht gebrauchen, die sind zu teuer und zu faul. Ich will Sklaven haben, die ich peitschen kann. Ich hole aus China und Japan Kulis herüber, vielleicht 3000 Kerle, deren Unterhaltungskosten ich auf etwa 2000 Piaster veranschlage.«

»Wöchentlich?« fragte Mrs. Lewis forschend.

»Wöchentlich? Täglich, täglich!« rief Flederwisch entrüstet. »Da kann ich doch nicht nur den Reis und den Schiffszwieback berechnen – das stimmt, mehr brauchen Kulis nicht, und da käme ich mit 2000 Piastern die Woche gut aus – aber ich muß die Ueberfahrtskosten, die Herstellung der Quartiere und alles, was drum und dran hängt – das alles muß ich auf die Unterhaltungskosten für mindestens

drei Jahre schlagen. Sagen wir rund 200.000 Pfund für die ersten drei Jahre.«

»Sie meinen, 200.000 Pfund für die ersten drei Jahre genügen?« fragte die alte Dame wieder mit jenem forschenden Blick, der jedoch Flederwisch entging, den er sich wahrscheinlich auch trotz seines Scharfsinnes nicht recht zu deuten gewußt hätte.

»Was heißt genügen!« entgegnete er achselzuckend. »Das wäre nur für die Arbeiter. Und was meinen Sie, was eine richtige Fortifikation nur von Albemarle kostete? Das geht in die Millionen und Abermillionen. Nehmen Sie einmal die letzten Hafenausbesserungen und Befestigungen von Portsmouth an. Ich bin zufällig genau . . . «

»Ich bitte einen Augenblick um Verzeihung.«

Es war in der letzten Viertelstunde nun das fünfte Mal, daß Mrs. Lewis dies sagte und sich entfernte.

Wo läuft sie nur immer hin? dachte Flederwisch. Valdez lief auch immer hinaus, aber der mußte stets erst die Antwort seiner Schwiegermutter holen.

Flederwisch dachte nicht daran, die Kolonisation der Galapagos in so großartigem Maßstäbe zu betreiben, wie er der alten Dame jetzt ausgemalt hatte.

Er glaubte auch nicht daran, daß man ihn so ausgiebig unterstützen würde. Die Gründung eines germanischen Heldenreiches war sein Ideal, eines ritterlichen Seestaates, so, wie er einst Alfred vorgeschwärmt hatte. Hierzu wollte er das in Münze verwandelte Gold verwenden, aber nicht, um aus den unbewohnten Inseln blühende Kolonien zu machen, die sich im Notfalle verteidigen konnten. Doch auch hierzu mußte er jene englischen Kapitalisten auf seine Seite bringen; sie durften sein Unternehmen nicht mit scheelen oder

besorgten Augen beobachten, und das geschah am besten dadurch, wenn er sie mit Geld sich daran beteiligen ließ.

Mrs. Lewis kam zurück.

»Ich kann Ihnen für die ersten drei Jahre fünf Millionen Pfund Sterling zur Verfügung stellen,« begann sie kurz und bündig.

Ihre weitem Auseinandersetzungen hörte Flederwisch vielleicht gar nicht mehr, wenigstens antwortete, fragte er nichts weiter, er schien plötzlich tiefsinnig geworden zu sein.

Es war gerade Mitternacht, als sie voneinander Abschied nahmen. Kameradschaftlich schüttelten sie sich die Hände. Mrs. Lewis hatte nicht noch einmal gefragt, wie er nun über seine Rachepflicht denke, da er erfahren, daß Pepe-Pepe als einer der Führer der Rebellion in ihrem Hause ein- und ausgegangen war, daß auch er Flederwisch für tot gehalten und diesen Umstand wohl benutzt habe, um sich der schönen Witwe zu nähern, wer weiß, unter welchen Versprechungen.

Nein, die alte Dame sorgte sich nicht. Dieser war ja kein Kreole oder Portugiese, der sich, wenn ihm etwas in der Liebe verkehrt ging, gleich eine Kugel vor den Kopf schoß. Diesem Manne konnte auch die Sucht nach dem Rausche der süßen Rache nicht den Blick von dem hohen Ziele ablenken. Es war also gar nicht mehr über solch eine Kleinigkeit gesprochen worden.

Der Portier schien in dem Palaste der einzige wachende Diener zu sein, er wurde gerufen und geleitete den nächtlichen Gast die Treppe hinab. —

Es regnete stärker als zuvor.

Als vor fünf Wochen Flederwisch dieses Haus verlassen hatte, hatte ihn ein wütender Sturm umbraust.

»Ich steh' wie ein Fels, wie die Angel der Welt,
Wie ein Kaiser in Freiheit und Recht,«

hatte er damals gejubelt, sich gegen den Sturm durchringend und gerade die Wege aufsuchend, wo am gefährlichsten die Ziegelsteine niederprasselten.

Heute hätte er jenes herausfordernde Lied mit mehr Recht singen können, und heute, in dem trostlosen Regen, schlich er mit tiefgesenktem Kopfe einher, sein sonst so stolzer, schneller Schritt hatte sich in einen taumelnden Gang verwandelt.

»Hundert Millionen – es gibt doch ein Verhängnis – hundert Millionen – das ist die Ironie des Schicksals – hundert Millionen!«

So und ähnlich hatte er mit eintöniger Stimme gemurmelt, seitdem sich das Portal hinter ihm geschlossen hatte; immer kehrten die ›hundert Millionen‹ wieder, und erst, als er in die vom Marktplatz abzweigende Straße einbog, wurden Sätze daraus, wie der Ton einen innerlichen Klang annahm.

»Nun habe ich es erreicht, Alfred, wir haben es erreicht! Wir brauchen uns um das Gold nicht mehr zu streiten. Alfred – ach, Alfred – ach, meine arme Schwester!!« Und der starke, wankende Mann mußte sich an einen Laternenpfahl klammern, er drückte den Kopf in die um den Pfahl geschlungenen Arme und schluchzte, seine Tränen vermischten sich mit dem Regenwasser seines Mantels.

Nicht lange aber blieb er der Verzweiflung überlassen.

»Heda, du blutiges Kaninchen, elendes, wo ist hier das Strandhotel?«

Bei dieser freundlichen Anrede einer rauhen Stimme aufblickend, sah Flederwisch dicht neben sich auf einem magern Gaul einen Reiter sitzen, ein menschliches Gestell von Knochen, Sehnen und Muskeln, wenigstens nach den Händen zu urteilen, welche den Zügel hielten, von Kopf bis zu den Füßen in ein panzerähnliches Kostüm aus dickem Büffelleder gehüllt, statt des hier üblichen Sombreros auch eine Lederkappe, an den Stiefelhacken endlos lange, silberne Sporen mit talergroßen Rädern, am Gürtel den Revolver im Futteral, die noch an der Erde nachschleifende Peitsche und andre Sachen.

Es war ein Llanero, ein Rind- und Pferdehirt der Pampas oder richtiger der Llanos.

Die großen Steppen und Viehtummelplätze heißen im südlichen Südamerika Pampas, im nördlichen Llanos. Beide Worte bedeuten ganz dasselbe – Ebene. Das eine ist spanisch, das andre ein Wort der Quichuaindianer. Beider Ebenen Beschaffenheit ist ganz dieselbe: im Frühling sind es blumige Triften, im Sommer mit mannshohem Gras und dornigem Buschwald besetzte Wildnisse, im Herbst ausgebrannte Wüsten, und im Winter, zur Regenzeit, ist alles ein See. Nun aber werden merkwürdigerweise auch im Gebiete der Llanos, also im heißen Norden, alle die Gegenden, welche vor der Überschwemmung gesichert sind, in denen also auch die Haziendas, die Landgüter und Estancias, die Viehhöfe, liegen, Pampas genannt. Dies beweisen schon die Ortsnamen in Kolumbia, Ecuador und Peru, wie z. B. Moyopampa, Urumpampa, Pampamay.

In den Llanos heißt der Viehhirt, dem nordamerikanischen Cowboy und mexikanischen Vaquero entsprechend, Llanero, in den Pampas Gaucho (spr. Ga-utscho). Da sich

die beiden durch gar nichts unterscheiden, wollen wir bei dem bekannten Namen Gaucho bleiben. Diese Gauchos haben sich in der einsamen Wildnis zu einer fast selbständigen Völkerrasse entwickelt. Es sind Mestizen, Abkömmlinge von den ersten Spaniern und von Indianerinnen. Da aber das weiße Blut nicht wieder aufgefrischt wurde, sind sie zu vollkommenen Indianern geworden, aber gerade sie wollen durchaus keine Mestizen sein, sondern nennen sich Spanier, denen insbesondere nichts über ein christliches Begräbnis geht.

»Wenn ein Gaucho,« heißt es ungefähr in einer Reisebeschreibung, »noch für etwas andres Interesse hat als nur für seine Herden, seinen Revolver und seine Tabakspfeife, so kann er, vielleicht durch wißbegierige Fragen, seine Bildung so erweitern, um seinen Kameraden zu erzählen, daß dort drüben noch ein großes, großes Land liegt, welches London heißt und dessen größte Stadt Asien ist.«

Solch einem Manne befand sich Flederwisch gegenüber.

»Nach dem Strandhotel wollt Ihr? Kommt mit, ich gehe auch hin.«

Der nebenherreitende Gaucho befand sich in der besten Stimmung, der unerwartete Regen in dieser Jahreszeit war daran schuld, er lobte den Himmel dafür mit seinen aller schönsten Flüchen und freute sich, daß er in dieser ›blutigen‹ Nacht noch einen ›blutigen‹ Menschen getroffen hatte, der ihm den Weg nach dem ›blutigen‹ Hotel zeigen konnte. Wenn er einen Satz von zehn Worten sprach, so brauchte er hundert Worte, dreißigmal kam ›blutig‹ vor, und das andre waren Flüche. So ist es nicht möglich, seine Sprechweise ausführlich wiederzugeben.

Flederwisch hörte nicht darauf. In Gedanken versunken schritt er neben dem Reiter dahin.

»Was wollt Ihr in dem Hotel?« fragte er plötzlich.

»So ein Ding holen – so eine Schere – und so ein Ding.«

Er hatte dabei mit den Händen Bewegungen an seinem Kopfe gemacht, und Flederwisch, ihn ansehend, erriet auch gleich das Richtige.

»Eine Brennschere?«

»Jawohl, eine Brennschere – und so ein Ding auch noch dazu.«

»Eine Brennschere!« flüsterte Flederwisch. »Aus meinem Hotel? Für wen sollt Ihr denn die Brennschere holen?«

»Für die Senora, die bei meinem Herrn ist. Wie's geregnet hat, sind die Haare ins Gesicht gerutscht, und da hat Zambo bravo gesagt, ich soll hinjagen und so ein Ding holen und so ein andres Ding auch. Er hat's mir auf ein Stück Papier geschrieben, ich braucht nur abzugeben.«

»Heißt die Dame vielleicht Senora Müller?«

Der Gaucho beugte sich herab und schlug Flederwisch mit der Faust wuchtig in den Rücken.

»Freilich,« rief er erfreut, »jetzt weiß ich's wieder, ja, so heißt sie.«

Flederwisch freute sich nicht minder, er erklärte, daß er ja selbst der Diener der Senora sei, er bekam das Papier – Toilettennecessaire und Brennschere – er erfuhr, daß das Liebespaar heute nachmittag auf der Estancia Cosala eingetroffen war, tatsächlich mit Beute von der Nandujagd kommend, daß sich der brave Zambo beim Diner mordsmäßig betrunken und dann bis in den späten Abend hinein geschlafen hatte, daß die Senora wahrscheinlich ebenfalls geschlafen habe und ihr dann, wie sie zur Abkühlung auf die Veranda

in den Regen trat, die schon zerzausten Locken völlig ausgingen – aber wie weit diese Estancia Cosala von der Stadt entfernt lag, das konnte Flederwisch aus dem Gaucho vorläufig nicht herausbringen. Denn diesem waren die Worte Stunden und Minuten ganz unbekannte Begriffe; die längsten Zeiträume berechnete er nach totgerittenen Pferden und Pferdestürzen, die kürzesten nach Galoppsprüngen, die mittlern nach Tabakspfeifen und Revolverschüssen.

Das Hotel war geschlossen. Nach längerem Klingeln öffnete ein verschlafener Hausknecht.

»Kommt! Ich kann Euch alles geben.«

Der Gaucho war schon abgestiegen, er folgte, das Pferd einfach auf der Straße stehn lassend, ohne es anzubinden. In jenen Gegenden gibt es keine Pferdediebe. Bettler zu Pferd sind dort keine Seltenheit, auf den Weideplätzen jeder Hazienda sind immer einige gesattelte Pferde, der fremde Wanderer kann sich eins nehmen, ohne erst den Besitzer um Erlaubnis fragen zu müssen – nur den Gaul, denn immer läßt sich der nicht nehmen – und bei der nächsten Hazienda läßt er es wieder laufen.

Flederwisch schien das nicht zu kennen, er war wegen des Schicksals des verlassenen Tieres besorgt.

»Wenn nun das Pferd fortläuft?«

»Das steht.«

»Wenn es aber nun jemand nimmt und fortreitet? Oder wirft es jeden Fremden ab?«

»Das nicht, aber vorwärts bringt er es nicht. Da muß er es erst am linken Ohr reißen und mit der andern Faust tüchtig auf den Schädel hauen, dann geht's ganz schön.«

»Merkwürdige Hebelvorrichtung, um die Maschinerie in Gang zu setzen,« brummte Flederwisch, ließ sich von dem

Hausknecht ein Licht geben, und als der Schlüssel zu seinem Zimmer nicht in der Portiersloge hing, stellte er keine weitem Fragen, sondern stieg gleich die Treppe hinauf, sporenklirrend der Gaucho ihm nach.

Flederwisch wußte, wen er in seinem Zimmer finden würde. Wenn er bis Mitternacht nicht an Bord wäre, sollte Manuel ins Hotel kommen. Daß der Mulatte weder seinen Herrn noch Carmencita antreffen würde, hatte allerdings außerhalb der Berechnung gelegen, jedenfalls aber befand sich Manuel jetzt noch oben. Es mußte ihn ein anderer als dieser Hausdiener eingelassen haben, denn der Mann hatte sich gewundert, daß der Schlüssel fehlte.

Das Zimmer, welches Flederwisch das seine nannte, war voll möbliert, auch mit einem großen Schreibtisch ausgestattet, aber ohne Bett, denn es stieß an das gemeinsame Schlafgemach. Hier hatte Flederwisch während der Zeit, als er mit seiner jungen Frau im Hotel wohnte, die schriftlichen Arbeiten erledigt.

Richtig, die Lampe brannte. Manuel erhob sich vom Sofa, auf dem er gelegen hatte, eine Zigarette rauchend. Ein noch nasser Poncho hing auf einem Stuhle.

Wie er hinter Flederwisch den Gaucho eintreten sah, richtete er seine blutunterlaufenen Augen fragend auf seinen Herrn, und dieser blinzelte.

»Er soll etwas für die Senora holen,« sagte er, und auf deutsch fuhr er fort: »Paß auf – keinen Namen – wir sind ihre Diener. Etwas vorgefallen?«

Der Mulatte zeigte nicht das mindeste Staunen, nur daß er an den Augen seines Herrn hing wie ein kluger Hund.

»An Bord nichts, alles in Ordnung,« entgegnete er, ebenfalls sich des Deutschen bedienend. »Aber hier liegt etwas in

der Luft. Man hat Euern Schreibtisch aufgebrochen oder es versucht. Jetzt ist er zu.«

Flederwisch hatte den Schlüssel zum Schreibtisch noch in der Tasche. Man hätte in den Fächern nichts gefunden, was er vermißt haben würde.

»Woher weißt du das?«

»An dem Schloßschilde sind Ritzen und Schrammen; es hat jemand mit einem Instrument daran herumgearbeitet. Als ich mir das Schloß das letztmal besah, war nichts daran.«

»Es ist nichts. Bleib hinter ihm!«

Der Gaucho war eben erst an der Tür, welche Flederwisch hinter ihm geschlossen hatte, stehn geblieben. Die kurze Unterhaltung der beiden hatte ja nur wenige Sekunden in Anspruch genommen.

»Kommt! Hier drüben ist das Toilettennecessaire,« sagte Flederwisch, durch das Zimmer gehend und die Nebentür öffnend.

Breitbeinig und mit schleppendem Gange folgte der rotbraune Pferdehirt. Man sah ihm an, daß er sich in den Pampas wohler fühlte als in diesem luxuriös eingerichteten Hotelzimmer. Manuel, die Hände nachlässig in den Hosentaschen, ließ ihn an sich vorübergehn, erst hinter seinem Rücken die hohe, ungemein kräftige Gestalt von oben bis unten mit seinem bösen Blicke musternd, dann das Auge wieder gespannt auf seinen Herrn richtend.

»Wirf ihn!«

So wirkt der Befehl ›Faß an!‹ auf einen dressierten Hund. Wie ein solcher stürzte sich der Mulatte von hinten auf den Mann, umklammerte ihn, zwei lange Beine sausten durch

die Luft, und wenn auch der weiche Teppich den schmetternden Krach dämpfte, so zitterte doch das ganze Haus, und hinter den Tapeten rieselte der Kalk von den Wänden. Der Gaucho lag mit dem Gesicht am Boden, auf seinem Rücken kniete der Mulatte, in jeder Hand hatte er schon einen Strick gehabt, als er ihn umschlang, und selbst wenn der Mann von dem schweren Falle nicht betäubt gewesen wäre, hätte er doch kein Glied mehr rühren können, so schnell hatte der schwarze Bootsmann ihm Hände und Füße mit Stricken umwickelt und die Knoten geschürzt.

Flederwisch stand daneben, er hatte noch die Klinke in der Hand, als ginge ihn das gar nichts an.

»Na na, so schlimm brauchtest du nicht gleich mit ihm umzugehn.«

»Er lebt noch, er spannt die Muskeln an,« versicherte Manuel, obgleich der Mann wie tot dalag. »Nein, das ist Manilahanf, den sprengt er nicht!«

»Kneble ihn lieber noch!«

»Der schreit nicht um Hilfe, das ist ein Gaucho. Was nützt das Schreien, wenn's einmal so weit ist? Ja, wenn's ein Frauenzimmer wäre, da könntet Ihr ein Konzert zu hören bekommen.«

»Trotzdem, kneble ihn!«

Der Mulatte setzte sich bequem auf den Rücken des Gebundenen und zog ein rotes Taschentuch hervor, es auseinanderfaltend und von beiden Seiten betrachtend.

»Schade, es ist noch ganz neu,« brummte er, schneuzte sich erst noch einmal tüchtig die Nase, und als er so weit war, drehte er den Gaucho mit einem plötzlichen Rucke herum.

»Ca . . . «

Da hatte er das zusammengeballte Tuch im Munde, den er eben zum Sprechen öffnete.

»Caracho hat er sagen wollen,« grinste der Mulatte vergnügt, zog dem Manne die Tabakspfeife aus dem Gürtel und stopfte mit dieser nach. »Wenn sie sprechen, machen sie's einem allemal leicht. Wo ist sein Pferd? Ja, Kapitän, wo ist denn eigentlich Eure Frau?«

Mit einigen Worten und gleichmütig teilte ihm Flederwisch alles mit. Er hatte vor dem Schwarzen kein Geheimnis mehr oder richtiger: kein Gefühl mehr, welches mit dem der Scham einige Verwandtschaft besaß. Vielleicht wollte er auch den Eindruck studieren, den diese Offenbarung auf den treuen Diener machte.

Manuel, mitten in der Bewegung zur Statue erstarrend, machte denn auch ein Gesicht, wie er es seinem Herrn noch nie gezeigt hatte.

»Santos Fidolestiko – o heiliger Fiedelbogen!« brachte er endlich hervor. »Seht Ihr? Ich habe es Euch gesagt. Ich hätte sie nicht geheiratet, nicht für tausend Dollar. Na, Ihr nehmt die Sache ja verdammt kaltblütig. Laßt sie laufen! Ihr habt genug Gold, könnt Euch ein ganzes Dutzend solcher Weiber . . .«

»Dummkopf! Wahre deine Zunge!« herrschte ihn aber jetzt Flederwisch wild an. »Das Toilettennecessaire und die Brennschere sollte ihr dieser Gaucho holen – ich will es ihr selbst hinbringen – auf der Estancia Cosala sind die beiden – und Schminken und die Puderquaste will ich auch mitnehmen, falls sie die Farbe verlieren sollte, wenn ich vor sie hintrete.«

»*All right!*« Manuel stand auf, während sich Flederwisch bückte und des Gauchos Hetzpeitsche aufhob. »Wo ist diese Estancia Cosala?«

»Zwei Pfeifen von hier, mehr konnte ich aus dem Gaucho nicht herausbringen. Weißt du's?«

»Nein. Dann ist's aber nicht weit. Wir werden's erfahren. Was nun zuerst, Kapitän? Ich denke, Ihr lauft zum Pferdehändler und klopft ihn heraus, macht alles bereit; ich renne an Bord und hole die Jungens, von der Wache die besten Reiter und von den Urlaubern, die um 12 Uhr zurück sein müssen, die nüchternsten. Wir wollen diesen Pampasgauchos einmal Segelschiffmatrosen zu Pferde zeigen. Was? Der hier hat schon eine Probe davon bekommen, was einer leisten kann, wenn's darauf ankommt.«

Hastig, vor Freude zitternd, hatte der Mulatte die Worte herausgesprudelt, während Flederwisch die über zwei Meter lange Peitsche, aus Lederriemen zusammengeflochten, oben mit einem schweren Bleiknopf versehen, prüfend in der Hand wog und sie dann mit seinem Dolchmesser um die Hälfte kürzte.

»Ich gehe allein hin!«

»Allein? Nein, das geht nicht. So einfach dürft Ihr Euch die Sache denn doch nicht vorstellen. Von diesem Zambo bravo habe ich schon genug gehört, sogar schon in Kuba; der läßt sich ein Weib nicht so ohne weiteres wieder aus den Zähnen reißen, und wenn auch der eigne Mann kommt! Und die Gauchos, von denen genug auf der Estancia sein werden, schlafen gestiefelt und gespornt und den Revolver schußbereit in der Hand . . . «

»Kein Wort weiter! Ich hole mir meine Frau allein zurück.«

»Ihr seid des . . . «

»Schweig! Du bleibst hier, bis ich wiederkomme.«

Aber Manuel schwieg nicht, wenigstens ihn sollte er dann doch mitnehmen – nein, auch nicht. Der Mulatte flehte und bettelte – nicht etwa, daß er für seinen Herrn bange – er solle ihm doch den Spaß gönnen, er möchte so gern mit ›klar Schiff‹ machen – er wolle ihm draußen vor der Estancia nur das Pferd halten – Flederwisch aber war unerbittlich.

Er hatte den Poncho von der Stuhllehne genommen. Das Kleidungsstück, eigentlich nichts weiter als ein großes, vier-eckiges Tuch mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes, war noch ganz neu.

»Wie kamst du zu dem Poncho?« fragte der Kapitän mit gerunzelter Stirn.

Sofort duckte sich der Mulatte wie ein zurechtgewiesener Hund.

»Es regnete noch nicht, als ich von Bord ging, und ich brauchte sowieso einen Mantel . . . «

»Du weißt, ich will es nicht haben. Ihr seid meine Leute und keine ponchotragenden Spaniolen. Ihr habt das anziehen, was ich euch gebe. Für diesmal aber sei dir verziehen, weil ich den Poncho gerade gut gebrauchen kann.«

»Na,« lachte Manuel plötzlich belustigt auf, »wenn Ihr jetzt noch an so etwas denkt, dann kann's wirklich nicht schlimm mit Euch stehn, dann kann ich Euch auch ruhig allein reiten lassen.«

»Es tut mir leid, dir die Freude versagen zu müssen,« erwiderte Flederwisch. »Aber es ist Politik dabei, verstehst du? Nein, du kannst es nicht verstehn. Ich will dir später erklären, um was es sich handelt. Kurz, ich muß unbedingt allein hin, wenn ich meine Frau von dem Zambo wieder hole.

Wäre es ein anderer, ich würde sie ihm gern überlassen, dieses elende Weib, nur dieser Monsieur Pepe-Pepe, der Zambo bravo muß den Kapitän der Frithjof kennen lernen. Es ist eben Politik dabei.«

Flederwisch war zum Abreiten fertig. Unten stand das Pferd, welches er ja in Bewegung zu setzen wußte, erst aber hörte er noch des Mulatten kluge Ratschläge an. Manuel war selbst ein Südamerikaner.

Nach seiner Ansicht war es nicht gut, wenn Flederwisch das Pferd des Gauchos ritt. Allerdings fand dieses den Weg nach der Estancia allein, wenn er deren Lage nur ungefähr erfuhr, des Pferdes Kopf dorthin richtete und ihm dann die Zügel freigab. Außerdem war mit den wilden Hunden zu rechnen, die auf keiner Hazienda und Estancia fehlen und den Fremden anfallen, den Reiter dagegen, der auf einem Gauchoferde ihres Gehöftes saß, was sie schon von weitem rochen, unbekümmert passieren lassen würden. Hinwider konnte das Gauchoferd bei der Rückkehr Schwierigkeiten verursachen. Manuel kannte die hiesigen und die Verhältnisse der Pampas ganz genau. Mit einer Verfolgung hatte Flederwisch auf alle Fälle zu rechnen. Wer aber wußte, ob das Steppenroß, das freudig seinen Weideplätzen zueilte, sich durch eine fremde Hand auch wieder fortleiten ließ, und mochte Flederwisch ein noch so guter Reiter sein, vermochte er das Tier auch zu zwingen, so konnte doch immerhin ein Pfiff der Verfolger genügen, um es zum Stehn zu bringen, und wenn es einmal bockte, dann brachte auch der beste Reiter es nicht mehr vorwärts.

Nein, Flederwisch mußte sich ein andres Pferd besorgen, aus jenem Stall, dem er hier schon oft Tiere entliehen hatte, und auch noch das des Gauchos mitnehmen. So zeigte ihm

dieses ebenfalls den Weg, es bedurfte dazu keiner besonders feinfühligen Hand, auch so, nur in Begleitung des Gauchopferdes, würden die Hunde nicht einmal anschlagen. Oder er konnte vielleicht für alle Fälle auch einen wegekundigen Mann mitnehmen, den er, wenn er durchaus niemanden bei sich haben wollte, beizeiten wieder nach Hause schickte, dort unten an der letzten Straße stand ein Schuppen, den obdachlose Maultiertreiber immer als Stall und Nachtquartier benutzten, dort würde er schon jemanden finden.

Flederwisch sah die Vortrefflichkeit der Ratschläge ein; Manuel wußte eben alles. Unterdessen hatte der Kapitän einen der Koffer, welcher seine Landgarderobe enthielt, ein paar Sporen entnommen und sie an seinen Seestiefeln befestigt.

»Was soll aus diesem Kerl werden?«

»Du bleibst bei ihm, bis ich zurückkomme oder dich wissen lasse, daß du ihn freigeben kannst. Behandle ihn gut, nimm ihm den Knebel aus dem Mund, wenn er vernünftig ist.«

»*All right*,« lachte der Mulatte, »ich lege ihn drüben ins Bett und lasse ihn da liegen, die Mädchen werden ihn schon nicht übersehen, wenn sie morgen früh die Betten machen. Na, denn Glück zu, Kapitän! Aber seht Euch vor, mit dem Pepe-Pepe Zambo soll nicht zu spaßen sein. Seid Ihr gut bewaffnet?«

Flederwisch hatte das Zimmer verlassen, ohne eine Antwort gegeben zu haben. In der Loge saß der Portier, er mußte aus dem Bett geholt worden sein, weil sich in dem Hotel wieder der deutsche Kapitän befand, der ebenso freigebig mit Goldstücken wie mit Grobheiten war. Aengstlich blickte

der Mann ihn an, dem er vorhin die Wahrheit verschwiegen hatte, doch Flederwisch ließ sich von ihm nur das Tor aufschließen.

Seine ganze Unterredung mit Manuel aber, die getroffenen und noch zu treffenden Vorsichtsmaßregeln wären nicht notwendig gewesen, denn Kapitän Flederwisch stand unter einem mächtigen Schutze, unter dem Nobodys, und dieser harrte bereits unten auf der Straße. Er hatte sich das zerlumpte Kostüm eines Straßenbettlers verschafft und sein Aeußeres derart verändert, daß es ganz unmöglich war, ihn nicht für einen solchen zu halten. Nobody hatte während der Unterredung Flederwischs mit der Mrs. Lewis Zeit gefunden, die Manieren dieser Bummler zu studieren, und als der Kapitän jetzt auf die Straße trat, faßte Nobody rasch das Pferd am Zügel, das noch immer steif wie ein Sägebock dastand. Das war eine bei den Sonnenbrüdern beliebte Art, sich ein Trinkgeld zu verschaffen. Freilich, es konnte auch einen Peitschenhieb eintragen.

Den Kapitän Flederwisch aber hätte Nobody unter keinen Umständen allein zur Abrechnung mit dem Frauenentführer und der treulosen Carmencita reiten lassen, nachdem er einmal unbemerkt Zeuge der Unterredung Flederwischs mit dem Gaucho geworden war.

»Ich habe es gehalten, Señor,« sagte der verkleidete Nobody, die Hand ausstreckend und sich gleichzeitig furchtsam zum Seitensprunge duckend.

Flederwisch musterte zunächst den Himmel. Es regnete nicht mehr, dort, von wo der Wind herkam, klärte es sich auf; nach des erfahrenen Seemanns Berechnung konnte bald der Vollmond frei werden. Das wäre Flederwisch freilich nicht lieb gewesen.

»Danke, mein Freund! Kennst du die Estancia Cosala?«

»Wie mich selbst! Wollen Sie hin, Senor? Ich finde den Weg mit verbundenen Augen, ich renne dem Pferde voraus, und wenn es mich überholt und Sie in einer Stunde nicht dort sind, sollen Sie mir keine zehn Milreis anstatt eines Viertelpiasters geben.«

»Du brauchst nicht zu laufen. Kannst du reiten?«

»Ja, warum soll ich denn nicht reiten können?« staunte Nobody, sich ganz als Eingeborner stellend. Als ob es Menschen auf der Erde gebe, die nicht reiten könnten!

Flederwisch erkundigte sich nach der Richtung, in welcher die Estancia läge, hieß den vermeintlichen Bettler unter Anzahlung einer kleinen Silbermünze hier warten und schwang sich in den spanischen Sattel mit geschlossenen Steigbügeln. Das Rezept wirkte, der Schmerz am Ohr und der Faustschlag auf den Kopf pflanzte sich durch die Nerven des Tieres bis in die steifen Beine fort, das Pampaspferd gehorchte dem Zügel und trottete unsichern Schrittes davon, nur wenig Geräusch verursachend. Seine unbeschlagenen Hufe waren das harte, jetzt auch noch schlüpfrige Pflaster nicht gewöhnt, draußen in der Steppe würde es anders ausgreifen können, dort wurde es erst das Gauchopferd, dort holte es mit Leichtigkeit seinen freien Bruder, den wohlgenährten, edlen, wilden Mustang ein, welcher dann ebenfalls durch den edlen Willen des Menschen seine Schönheit und sein Feuer verlor, zum knöchernen, unansehnlichen Gaul herabsank, dafür aber die höchste Schnelligkeit und Ausdauer annahm, daß er Tag und Nacht in Karriere jagte, noch zwischen den Beinen des Reiters den letzten Atemzug tuend, ehe er tot zu Boden stürzte.

Nach zwanzig Minuten kam Flederwisch zurück, jetzt auf einem großen, edlen Jagdpferde sitzend, das andre am Zügel leitend. Nobody kletterte hinauf. Bald hatten sie die Häuser hinter sich und jagten im Dunkel der Nacht über die von der Sonnenglut ausgedörrte und daher fast ebene Steppe, welche das Regenwasser gierig aufgesogen hatte. Schon morgen früh würde sich ein grüner Rasenteppich zeigen – so schnell wuchert hier die Vegetation, wenn es nicht an Wasser fehlt – der aber ebenso schnell wieder verschwand, zu Asche verkohlt.

Nur einmal stellte Flederwisch einige Fragen über die örtliche Beschaffenheit der Estancia und ihrer Gebäude an seinen Begleiter, dann saß er wieder schweigend im Sattel, und trotz der Windstille peitschte der Sturm die Enden des Ponchos, daß sie wie zwei riesige Fledermausflügel um seinen Körper schlugen.

Rinder brüllten, Pferde wieherten, Hunde bellten, Lichter tauchten auf. Flederwisch hielt, ließ sich von dem Bettler den Haupteingang bezeichnen, bezahlte ihn reichlich, schickte ihn zu Fuß zurück und nahm das ledige Pferd an dem Zügel. Er merkte nicht, daß Nobody sofort wieder umkehrte, nachdem er außer Seh- und Hörweite Flederwischs gekommen war.

Jetzt trat der Mond hinter den Wolken hervor und beleuchtete das vor Flederwisch liegende Gehöft mit den es umgebenden Weiden, die von ruhenden Herden bedeckt waren. Wie er schon von dem vermeintlichen Bettler gehört, war es keine einfache Estancia der Pampas, eine Ansiedlung von Gauchos, die in elenden Ranchos, Lehmhütten, wohnen. Von Zeit zu Zeit wurden hierher von den entfernteren Weideplätzen größere Herden getrieben, es war der

Stapelplatz des Schlachtviehes für die nahe Stadt, soweit Pepe-Pepe an der Versorgung beteiligt war, deshalb waren hier größere Baulichkeiten notwendig, und in der Mitte der niedrigen Gebäude stand sogar eine ansehnliche, hübsche Villa, die Wohnung des Verwalters, oder vielleicht auch nur bestimmt, den reichen Haziendero für eine Nacht zu beherbergen, wenn er einmal diese Besitzung inspizierte.

Langsam ritt Flederwisch eine hochliegende, offene, künstlich gespeiste Wasserleitung entlang, an der sich saufende Rinder drängten, und hinter ihm her schlich sich, auf den Boden geduckt, Nobody. Die Tierstimmen waren verstummt, manchmal kam ein Hund, sog die Luft ein und kehrte wieder um. Kein Mensch war zu sehen, finster lagen die Gebäude da, nur einige Fenster im Parterre der Villa waren hell erleuchtet. Unangefochten erreichte Flederwisch die Tür eines Zaunes, der den vernachlässigten Garten umschloß, in dem sich die Villa erhob. Hier stieg er ab, band beide Pferde an, legte den ausgezogenen Poncho über das seine, betrat den Garten und ging seitwärts auf das nächste, erleuchtete Parterrefenster zu. Er konnte den Sims erreichen, zog sich daran hoch und blickte in eine Küche oder Vorratskammer, in der ein Neger mit Weinflaschen hantierte.

Da wurde auf dem Klavier eine spanische Melodie angeschlagen, brach gleich wieder ab, ein Lachen folgte, dann Gläserklirren.

Flederwisch zog sich auch an dem nächsten Fenster empor, warf aber nur einen einzigen Blick hinein und ließ sich wieder fallen. Er hatte genug gesehen, schon vorhin aus dem hellen Frauenlachen genug gehört.

»Nein, sie sollen nicht erst eine Geistererscheinung am Fenster haben,« murmelte er, »sie sollen mich gleich in

Fleisch und Blut sehen, besonders er, auf ihn kommt ja alles an. Was kümmert mich das Weib!«

Dann, wie er die weitem Worte flüsterte, mit der Hand sich gegen die Mauer lehrend, war es sein alter, leichter und leichtfertiger Ton, und hätte Flederwisch den Mond für ein lebendiges Wesen gehalten, dann hätte dieses nichts Auffälliges bemerkt – so aber sah der Mond, wie es dem Manne da unten dabei schmerzlich um den Mund zuckte.

»Bei mir spielt sich doch alles sehr, sehr schnell ab, wie in der Puppenkomödie. Vierzehn Tage lang überglücklicher Ehemann, vierzehn Tage vor Sehnsucht unglücklicher Strohwitwer, vierzehn Tage vor Eifersucht rasender Hintergänger, und nun – nun heißt es eben: der Vorhang fällt, das Spiel ist aus, ihr guten Leute, geht nach Haus!«

Er wischte etwas von den Wangen, was ihm so warm darübereirrann, und schritt dem Eingange des Hauses zu. Als er darin verschwand, tauchte an dem Fenster, durch das Flederwisch zuletzt geschaut hatte, der Kopf des zerlumpten Bettlers auf. In seiner Rechten funkelte der blanke Lauf eines Revolvers.

Pepe, der Zambo, saß in der Ecke des Diwans neben dem mit Champagnerflaschen besetzten Tisch. Er war nicht alt, nicht jung, es war ein nicht zu taxierender, bartloser Indianer mit Adlernase und schwarzem, straffem Haar, das ihm bis auf die Schultern hing, zugleich war er ja auch der Sohn einer Mulattin, es mochte ein recht hübsches, dunkles Terzeronengesicht sein, war aber über und über mit Narben bedeckt, dennoch dadurch nicht entstellt, und die jetzt

gläsernen Augen mochten sonst wohl auch den durchdringenden Blick des Adlers besitzen. Pepe, der Zambo, konnte kein Alltagsmensch sein, auch nicht, wenn man von allen Aeüßerlichkeiten absah, das lag schon in der Nase und im Auge, mochte dieses jetzt auch gläsern sein. Er trug ein Kostüm, das man für gewöhnlich ein mexikanisches nennt, das mit Fransen besetzte Beinkleid oben trikotartig eng und unten trichterförmig weit, die kurze, vorn offene Samtweste mit Goldstickereien und Goldknöpfen verschwenderisch verziert, daraus quollen die schneeweißen Hemdsärmel in Puffen hervor, und dazu kam auch noch alles, was zum mexikanischen Maskenballkostüm gehört, von den unvermeidlichen Silberpfundsporen an bis zudem ebenso unvermeidlichen Revolver und Dolch in der Serape. Nur daß dies ein echter sogenannter Mexikaner war und der Dolch eine wirkliche Klinge besaß, die man auch aus der Scheide ziehen konnte.

Dazu paßte das schöne Weib, das auf Pepes Schoß saß und den lilienweißen Arm um seinen braunen Hals schlang. Auch sie trug ein sogenanntes mexikanisches Kostüm, ein kurzes, buntgestreiftes Röckchen, zwischen dessen Saum und den zierlichen Knopfstiefelchen ein gut Teil von den schwarzen, durchbrochenen Seidenstrümpfchen zu sehen war, hinter denen es wiederum in verführerischem Weiß schimmerte, ein spitzenbesetztes, tiefausgeschnittenes Mieder, sonst allerdings keinen Schmuck.

Es war ein schönes Paar. Sie paßten zusammen, besonders durch die Gleichartigkeit ihres Kostüms.

Er hielt sie umschlungen und sie ihn, und mit der freien Hand füllte sie ein großes Glas mit Champagner.

»Trink, Pepe, trink! Nein, du bekommst keinen Kuß, als bis du dieses Glas geleert hast. Wir wollen anstoßen, also noch einmal: Hoch lebe Seine Majestät Kaiser Pepe der Erste! Trink, Pepe!«

»Prost!« sagte der eintretende Flederwisch.

Was nun weiter folgte, geschah alles viel schneller, als es sich lesen läßt. Es kam auch zu keinem theatralischen Knalleffekt, kein Schuß fiel, kein Dolch wurde gezogen, alles spielte sich ganz harmlos ab in nur wenigen Sekunden. Flederwisch nahm eben nie ein Vorbild zu seinem Handeln; er ging immer seinen eignen Weg.

»Und hurre, hurre, hopp hopp hopp, ging's fort in sausendem Galopp – graut Liebchen auch vor Toten?« sagte er in seinem gewöhnlichen, spöttischen Tone, als er schnellen, elastischen Ganges durch das Zimmer schritt.

Carmencita sah die Gestalt in Flausrock und Seestiefeln, sie stieß einen kreischenden Schrei aus, da aber stand er schon dicht vor ihr und legte ihr die Hand auf die nackte Schulter.

»Ach so, du verstehst kein Deutsch. Komm, du sollst es lernen. Jawohl, ich bin's, kein Geist, ich bin Flederwisch, der Kapitän der Frithjof. Komm, Liebchen! So komm doch!«

Er faßte ihren Arm, noch ein entsetztes Kreischnen, sie wollte sich an den Mann, auf dessen Schoße sie noch saß, klammern, da hatte er sie mit einem kleinen Ruck herabgezogen, sie taumelte einige Schritte, sträubte sich, dann saß sie plötzlich wie ein Kind auf seinem Arm.

»Hilfe – Pepe – rette mich!« erklang es noch einmal zeternd, und das Zimmer war leer.

Denn der Mann auf dem Sofa hatte für Flederwisch nicht existiert. Keines Blickes hatte er ihn gewürdigt.

Wie gelähmt saß der Zambo da, das grau gewordene Gesicht verzerrt, den Mund weit geöffnet, stier nach der Türe blickend, durch welche die Erscheinung verschwunden war. Dann bewegte er langsam wie ein Automat den Kopf, er ließ sein Auge durch das ganze Zimmer wandern. Und als er darauf aufsprang, daß er den Tisch mit den Flaschen umstürzte, und mit einem gellenden Geheul hinausrannte, nicht vor Geisterangst, denn seine Faust umklammerte den Revolver, da sprengte Flederwisch schon mit verhängten Zügeln aus der Estancia auf die Pampas hinaus, vor sich im Sattel das halbnackte Weib in den Poncho gewickelt.

Ihm nach auf dem Gauchoferde, das er doch zum Galopp zu zwingen verstand, Nobody, aber immer in genügendem Abstände, daß der Schützling den Schützer nicht sehen konnte.

Hinter ihnen wurde es lebendig. Erst ertönten einzelne Rufe und Schreie, einige Schüsse fielen – es konnten nur Signalschüsse sein – dann ein vereinigt Wutgeheul, als ob die ganze Hölle entfesselt sei. Hier galt es schnell handeln, Flederwisch mußte einen genügenden Vorsprung bekommen, denn wurde er eingeholt, dann war er verloren, zumindest wurde ihm seine Beute entrissen. Mit der ihm eignen Entschlossenheit sprang Nobody vom Pferde, hinter demselben Deckung suchend. Da brauste schon ein Reitertrupp heran, an dessen Spitze, auf ungesatteltem Pferde, der trunkene Zambo. Jetzt hatten sie Nobody erreicht, schnell hintereinander krachten Schüsse, und in wirrem Knäuel wälzten sich Rosse und Reiter am Boden. Nobody war, wie wir

wissen, ein vorzüglicher Schütze, er hatte die Menschen geschont und nur die Pferde getötet, aber sein Zweck war erreicht, Flederwisch war vor der Verfolgung gerettet. Die allgemeine Verwirrung benutzend, schwang Nobody sich wieder in den Sattel und jagte dem Freunde nach.

Bis zum um sechs Uhr anbrechenden Morgen waren es noch Stunden, als Flederwisch langsam durch die menschenleeren Straßen ritt.

»Paul, ich beschwöre dich ...« hatte Carmencita einmal begonnen.

»Schwöre nicht, sprich nicht!« war seine unterbrechende Antwort gewesen, und still und zitternd hatte sie von da an in seinem Arm gelegen.

Die Schiffsglocken im Hafen schlugen acht Glasen – vier Uhr – als Flederwisch vor dem Laufbrett der Frithjof hielt.

»Wache!«

Der wachegehende Matrose sprang an die Reling und erkannte im Scheine der Laterne den Kapitän.

»Alles wohl an Bord, Steuerbord hat Wache!« meldete er in singendem Tone.

»Wecke drei Mann der Wache!«

Im Hafen konnten sich die Matrosen der Wache bis auf einen in die Koje legen, aber nur völlig angekleidet.

Der Mann war kaum gegangen – oder vielmehr davongerannt, denn ein Gehn unter Kommando gibt es an Bord nicht – als die drei Matrosen schon vor dem Kapitän standen, wenn auch noch schlaftrunken.

Er stieg aus dem Sattel und hob das Weib herab. Den einen schickte er mit dem Pferde nach dem Stall, den zweiten ins Hotel zu Manuel, der dritte mußte ihm aus dem Karrenhaus Schlüssel Nummer sechs holen.

»Gib mir den Banknagel dort her,« sagte er, an Deck stehend, Carmencita am Arm haltend, zu dem dritten Matrosen, der ihm den Schlüssel gebracht, »nicht den hölzernen – den eisernen, den großen.«

In der Reling stecken die sogenannten Coffé- oder Banknägel, an denen die Brassens und das andre laufende Gut, die beweglichen Taue, befestigt werden. Das sind aber keine kleinen Nägel; der Banknagel, der Flederwisch gereicht wurde, glich vielmehr einer meterlangen, zolldicken Brechstange.

»Paul, was willst du tun?« kam es entsetzt von Carmencitas Lippen.

»Nichts, Liebchen, was du zu fürchten brauchtest. Ein Seemann muß eben an alles denken, auf See gibt's nichts mehr zu kaufen.«

Seine Hand nicht von ihrem Arme lassend, führte er sie in den Kajütengang, schloß eine Tür auf und schob das Weib in einen finstern Raum, zog draußen den Schlüssel ab und schloß innen wieder zu. Carmencita wußte nicht, wo sie sich befand. Er ließ sie los, sie hörte, wie er die Eisenstange an die Wand lehnte, Zeit verging, ein Streichholz flammte in seiner Hand auf, er zündete die Lampe an – aber noch immer achtete sie nicht auf ihre Umgebung, sie sah nur den Mann, an dessen Handgelenk die schwere Hetzpeitsche hing, sein düsteres Gesicht, das so schlecht zu dem sorglosen, spöttischen Tone paßte, den er noch immer anschlug, sie sah, wie er sorgsam das auf dem Boden glühende Streichholz austrat und dann die Bollaugen verschloß.

Diese, runde Fensterchen, sind mit sehr starken Glasscheiben versehen, außerdem können sie noch mit runden Eisenplatten zugeschraubt werden. Dies tat Flederwisch bei dem

einen, und als er die Schraube nicht mehr mit den Händen drehen konnte, nahm er die Eisenstange zu Hilfe, steckte sie durch das Loch des Griffes, drehte und warf sich zuletzt mehrmals mit Wucht auf die Stange. Ebenso bedächtig verschloß er auch das zweite Bollauge. Es lag etwas Fürchterliches in dieser schweigenden Beschäftigung. Das Weib erbebte.

Dann sah er sich in dem Raume um, schloß die Türe auf, warf die Brechstange auf den Korridor und schloß wieder zu.

Auch Carmencita hatte jetzt ihrer Umgebung einen Blick geschenkt, und es gewährte ihr doch einige Beruhigung, als sie erkannte, daß sie sich nirgendwo anders befand als in dem für sie so luxuriös eingerichteten Schlafgemach.

»So,« sagte er, sich ihr wieder zuwendend, aber den Blick nach der Decke gerichtet, in der ebenfalls ein rundes Glasfenster eingelassen war, »hier wirst du bleiben, so lange wir im Hafen und im Dock liegen. Ein paar Wochen wirst du es schon aushalten können; edle Frauen haben schon manchmal andres erduldet. Das Deckauge werde ich öffnen lassen, daß es nicht an frischer Luft fehlt. Auch sonst soll es dir an nichts mangeln. Nun bloß noch eins, dann sind wir fertig.«

Er zog die Kuverts und Briefe aus der Tasche und hielt ihr die letztern vor die Augen.

»Was hast du meiner Schwester geschrieben? Antwort! Kein Wort weiter! Ich will nichts weiter hören!«

Sie sah ihn an, und sie gehorchte unter dem Banne seiner Augen. Einer Unwahrheit war sie jetzt nicht fähig, er wußte es.

»Daß du mit der ›Frithjof‹ untergegangen seist; – ich wollte es ihr nur schreiben, daß du tot wärest – ich tat es nicht – gab meine Absicht auf.«

»Gut! Und dieses Kuvert? Hast du dich bei Landschreiber über meine Vermögensverhältnisse erkundigt?«

»Ja,« hauchte sie zitternd.

»Und die Antwort lautete?«

»Ich müßte mich einige Wochen gedulden.«

»Gut!« Er wollte sich der Türe zuwenden und hatte keine weitem Fragen.

»Paul,« begann sie von neuem, und er blieb stehn, »ich beschwöre dich – ich schwöre dir – ich glaubte fest an deinen Tod – aber es ist doch nicht so, wie du denkst – du darfst mich nicht gefangen halten – zwischen mir und Pepe ist nichts vorgefallen . . . «

Ein verächtliches Zischen unterbrach sie. Er stand vor ihr, die Arme über der Brust verschränkt.

»Denkst du, ich durchschaue nicht die ganze Komödie, die du gespielt hast?« sagte er höhnisch. »Ich habe heute schon schwerere Rätsel gelöst als dieses. Es wollte mir gleich nicht in den Kopf, daß du, die du Heirat in Gegenwart meiner Verwandten oder hunderttausend Piaster Bürgschaft von mir verlangtest, dich sofort dem Zambo an den Hals geworfen hättest, auch wenn er dich zur Kaiserin der Vereinigten Staaten von Südamerika zu machen versprach, und auch wenn dich jene Hexe, die du deine Tante nanntest, nicht mehr leitete. Du hattest ja schon genug von ihr gelernt. O, ich durchschaue alles und kann diesen Zambo recht genau taxieren. Du wolltest ihn reizen und reizen, bis er ganz sinnlos war und du mehr aus seinen Händen empfangen konntest als nur das leere Versprechen einer unsichtbaren Kaiserkrone –

Heirat und Viehherden sind dir doch lieber, na, eine Krone nähmest du vielleicht ja auch mit – und damit du ihn so lange im Zaume hieltest, daß er nicht zu früh von dir abfiele, schenktest du ihm immer fleißig ein. Gewöhnlich sind's die besten und genialsten Menschen, die sich so übertölpeln lassen. Wenn sie am Ziele sein könnten, liegen sie betrunken da. – O, Carmencita, denkst du etwa, ich bin eifersüchtig?«

»Hüte dich, Paul!« fuhr sie zischend auf. »Pepe wird mich nicht vergessen und dich zu finden wissen.«

»Das ist's ja gerade, was ich will,« entgegnete Flederwisch mit unerschütterlicher Ruhe. »Nicht etwa, daß ich dich hier gefangen halte, weil mir an dir gelegen ist oder weil ich mich rächen will, nein, auf diesen Zambo habe ich es abgesehen. Hoffentlich begreift er die ihm widerfahrene Schmach und betritt gegen mich mit der zähen Rachsucht eines Indianers den Kriegspfad, damit ich ihm noch besser zeigen kann, was für ein Unterschied zwischen einem südamerikanischen Viehhirten und dem Kapitän der Frithjof ist.«

Schnell hatte sie ihre Worte bereut. Er war ruhig, es ließ sich mit ihm sprechen, er hatte sie geliebt – warum ihn reizen, wenn sie einen Vorteil gewinnen konnte, solange noch Zeit dazu war?

»Paul,« begann sie wieder in flehendem Tone, ihm die gefalteten Hände entgegenstreckend, »sei nicht so hart gegen mich – ich bin eine Farbige, du hast es selbst oft als Entschuldigungsgrund für mich angeführt, wenn ich dich einmal kränkte – ich habe dich geliebt – ich liebe dich noch jetzt – es war nur ein leichtfertiges Abenteuer, in das ich mich einließ – ich bin dir immer treu gewesen, nur dich habe ich geliebt, noch keinen andern – und wenn du mir nicht

mehr glauben willst, so schwöre ich es dir beim Namen deiner Schwester, welche du so innig . . . «

Erschrocken brach sie ab. Es war nur eine erkünstelte Ruhe gewesen. Flederwisch konnte sich nicht mehr beherrschen, das, was er im Innern fühlte, brach plötzlich hervor, der Name seiner Schwester hatte wie ein Stichwort gewirkt, plötzlich sah Carmencita sein Gesicht sich verzerren, ihn an allen Gliedern zittern.

»Schlange!« brachte er mit klappernden Zähnen hervor, es klang ächzend und gleichzeitig wie weinend, fast zu jedem Worte brauchte er einen Atemzug. »Schlange! Willst du mich wieder umwinden? Schon – einen – hast du gestochen. Was – du – schwörst beim Namen meiner Schwester? Schon – ein braver Mann mußte deinetwegen – – da!«

Die Peitsche sauste pfeifend durch die Luft; aus Carmencitas Augen schoß ein Feuerstrom; sie fühlte einen furchtbar brennenden Schmerz im Gesicht und stürzte bewußtlos nieder.

2. TITANENKÄMPFE.

Die Erzählung von der treuen Seemannsbraut, welche Nacht für Nacht die brennende Lampe an das Fensterchen setzt und auf den fernen Geliebten wartet und wartet, bis sie zur Greisin geworden und ihr der Tod die Augen bricht, ist zwar sehr schön, aber der Wirklichkeit entspricht sie nicht.

Unter den Küstenbewohnern, welche das Personal für die Fischerei und Seefahrt stellen, findet man keine Spur jener von Dichtern besungenen Poesie und Romantik.

Die Fischerstochter, deren Bräutigam wieder in die weite Welt zieht, verabschiedet sich von ihm nicht anders als ein Mädchen aus dem Binnenlande, das den erwählten Mann

zur Geschäftsreise auf den Bahnhof bringt. Wird da erst viel über Entgleisungen, Eisenbahnzusammenstöße und was sonst noch alles droht, geklagt? Die Seemannsbraut wartet auf den Geliebten, und erhält sie die Nachricht von seinem Tode, oder läßt er so lange nichts von sich hören, daß er als verschollen gilt, dann – heiratet sie einen andern. Von einer Herzlosigkeit ist dabei keine Rede. Sie kennen es nicht anders. Das Meer fordert eben seine Opfer, nimmt man ihm doch auch sein Eigentum, die Fische – so hört man dort oft sagen, und das ist auch Poesie.

Dasselbe gilt von den Kapitäns- und Reederfamilien, von allen jenen, deren Existenz durch die Seefahrt bedingt ist. Wegen solch einer Spazierfahrt über den großen Heringsteich wird keine Träne vergossen. Alles ist eben Gewohnheit im Leben.

Ganz anders bei Imma. Früher hatte sie immer um den Bruder gebangt; jetzt verging sie in Sorge um den ihrem Herzen nächststehenden Mann, den sie lieben mußte, obwohl sie wußte, daß sie nie die Seine werden könnte, obwohl sie bereits auf seine Gegenliebe verzichtet hatte.

Selbst der Bruder, für den sie doch früher in Sorgen gebetet, trat in den sie Tag und Nacht verfolgenden Bildern als Schreckgespenst auf, das den Geliebten bedrohte – er war ja so wild – und der blinde Vollstrecker seiner Befehle war der furchtbare Manuel mit dem gehässigen Blick. Dieser Mulatte wieder wurde von seinem Herrn geliebt wie eine wertvolle Dogge.

Nein, das mußte Imma sich abgewöhnen! Von morgen an wollte sie nicht mehr solchen selbstquälerischen Grübeleien nachhängen. Und morgen erfand sie ein andres Bild.

So verging ihr unter Sehnen und Bangen die Zeit, während sie die Tante pflegte, welche ihrem Ende entgegensah und doch nicht sterben konnte. Da kam der erste Brief Flederwischs an. Ehe Imma ihn las, küßte sie das Papier – ein Kuß der Abbitte. Es war doch ein guter, lieber Bruder. Er hatte geheiratet. Also doch! Heiraten mußte bei den Seeleuten doch etwas recht Nebensächliches sein. Dem Bruder sah es jedenfalls ganz ähnlich, diese plötzliche Heirat! Nun, er war ja glücklich, er schwelgte in allen Himmeln. Und die Tante sollte noch immer nichts davon wissen! Da hätte Flederwisch bald eine Unmöglichkeit verlangt, denn wäre Lady Muggridge nicht so krank gewesen, daß sie sich nicht einmal mehr für ihres Liebblings Briefe interessierte – in dem an sie gerichteten mochte etwas ganz andres stehn – wie hätte Imma dieses vor ihr verheimlichen können!

Ah, auch Carmencitas Photographie hatte er beigelegt. Endlich! Das also war ihre Schwägerin, das war das Mädchen, welches das Herz ihres Bruders im Sturm erobert und ihn zu etwas verleitet hatte, was – was eben über ihre Begriffe ging! Schön war sie, wunderbar schön! Aber – wo hatte Imma doch nur dieses Gesicht und diese dekolletierte Büste schon einmal gesehen? Erst dachte sie an die Gemäldegalerie – nein, dort nicht – richtig, in Hamburg auf der Reeperbahn, in Castans Panoptikum zu Berlin, in London bei Madame Tussand, in allen Wachsfigurenkabinetten war diese Spanierin eine Spezialität: ein wunderschönes Puppengesicht, die Haut schneeweiß bis auf die mit Karmin bemalten Wangen, der Mund mit den kirschroten Lippen staunenerregend klein, die schwarzen Augen dagegen wieder ungemein groß, darüber die wie mit einem Zirkel geschlagenen Brauen – und wenn man die schöne Puppe hinten im Rücken mit

einem Schlüssel aufzieht, bewegt sie langsam den Kopf hin und her und wedelt mit dem Fächer.

So also mußte das Mädchen beschaffen sein, welches den stolzen Bruder gefangennahm?

In Immas Wangen stieg die Röte der jungfräulichen Scham auf, und sie wußte doch nicht, warum. Sie hatte schon manchmal daran gedacht, es müßte doch schön sein, mit dem geliebten Manne zusammen an Bord zu sein, für immer, vereint mit ihm in Sonnenschein und Sturm, in Freude, Not und Tod; sie wäre bereit dazu gewesen, wenn Alfred sie geliebt hätte, ihm auf das Schiff zu folgen. Aber in Gesellschaft dieser Schwägerin – niemals! Und dann schämte sich Imma wieder ihres Vorurteils und schalt sich leichtfertig.

Wieder waren zwei Wochen verstrichen, da traf ein Brief an Imma ein, der die Handschrift des ersten Steuermanns aufwies. Es war jenes Schreiben, das Alfred in Guayaquil zur Post gegeben hatte, nachdem er von der Fahrt nach den Gallopagos zurückgekommen war und erfahren hatte, daß Flederwisch sich inzwischen verheiratet hatte.

Zitternd vor freudiger Erregung und vor gespannter Erwartung, was der Heimlichgeliebte ihr schreiben konnte, öffnete Imma den Umschlag und entfaltete den Bogen. Sie las die förmliche Anrede, und dann hieß es:

»Leider ist es nichts Erfreuliches, was ich nach reiflicher Ueberlegung Ihnen, gezwungen durch meine Hochachtung vor Ihnen, mitteilen muß. Zu erschrecken allerdings brauchen Sie nicht. Ich kam heute von einer kurzen Reise zurück und fand Ihren Bruder verheiratet. Er selbst sagte mir, daß Sie um

diese Absicht gewußt hätten! Er hat Ihnen dann auch eröffnen müssen, daß Carmencita eine Quadrone ist, und was das bedeutet, bedarf für Sie keiner Erläuterung. Nur den Makel, den dieses Wort in sich schließt, werden Sie nicht kennen. Ich kann es Ihnen leider nicht erklären, aber fragen Sie die Frau eines Kapitäns, der oft nach Südamerika fährt, sie wird es Ihnen jedenfalls sagen können. Nehmen Sie an, ein gebildeter Mann begegnet einer Zigeunerin, es ist ein hochbegabtes Mädchen, eine treffliche Violinspielerin, er läßt sie ausbilden – das ist edel von ihm gehandelt. Wenn er aber Liebe für die schöne Zigeunerin empfindet, so soll er fliehn, anstatt sie zu heiraten, und wäre ihre Vergangenheit auch noch so makellos, sonst würde er es bald bitter bereuen, sonst ist er kein Mann, sondern ein blinder, leichtsinniger Narr, der absichtlich in sein Unglück rennt. Denn eine Zigeunerin bleibt immer eine Zigeunerin, und Ihr Bruder hat eine geheiratet.

Und nun das Schlimmste! Ich kenne dieses Weib von früher her, ich weiß, daß es eine Unwürdige, eine Dirne ist, und ich konnte meinen Kapitän doch nicht warnen, denn ich stand nach meiner Rückkehr vor der vollendeten Tatsache. Ihr Herr Bruder ist noch derselbe tüchtige Seemann, der gute, prächtige Mensch, aber er ist noch

nicht geläutert worden im Schmiedefeuer des Schicksals, und deshalb kann es vorläufig keine Gemeinschaft mehr zwischen ihm und mir geben. Dies Ihnen mitzuteilen, halte ich für meine Pflicht. Sie dürfen nie mit dieser Quadrone zusammenkommen. Ein Bruch zwischen mir und dem Kapitän ist nicht erfolgt.

In sechs bis acht Wochen werde ich mich persönlich bei Ihnen einfinden und Ihnen mehr berichten. Um Ihren Bruder aber bitte ich Sie sich nicht zu sorgen. Er steht unter mächtigem Schutze. Mehr kann und darf ich Ihnen nicht sagen.«

Der Brief schloß mit einer höflichen Wendung, aber Imma las dieselbe nicht. Sie verstand vieles von dem Inhalt nicht, wohl aber das eine, daß der Heimlichgeliebte bald nach London zurückkehren werde, daß sie dann wieder – o, törichtes, närrisches Menschenherz, kannst du denn nicht von deinem Lieben lassen?

Doch die Frist verstrich, und Alfred kam nicht, dagegen ein Brief mit Pauls Handschrift. Als Imma ihn las, erstarrte sie nicht so, wie es ohne Alfreds Warnung der Fall gewesen wäre. Flederwisch gestand alles. Nur einige Wochen hatte das Glück gewährt, dann hatte sie ihn betrogen, verlassen.

»Ich kann nicht mehr! Alle Himmel stürzen über mir zusammen! Arme Imma! Mein armes Schwesterchen! Ich kann nicht mehr! Laß es dir von der Tante erzählen!«

Das war der Schluß. Das Datum fehlte, sogar die Unterschrift hatte Flederwisch vergessen.

Imma fand keine Träne. Eine entsetzliche Ahnung schnürte ihr das Herz zusammen. Sie begab sich zu Lady Muggidge. Diese hatte noch keinen Brief empfangen, wäre auch gar nicht fähig gewesen, ihr etwas mitzuteilen. Imma sollte auf etwas Schreckliches vorbereitet werden, sie wußte es, und es würde doch noch kommen. — — —

Am Morgen hatte sie den Brief erhalten, am Nachmittage klingelte es. Rechtsanwalt Perkins ließ sich der Lady melden. Er wurde in das Krankenzimmer geführt und sah sich einer abgezehrten Frau gegenüber, die ihn nicht einmal mehr erkannte.

Ein Arzt war anwesend, er zuckte auf Perkins leise Frage die Achseln.

»Sie ist unzurechnungsfähig. Sie kann heute sterben oder auch noch jahrelang leben.«

Perkins entfernte sich. Auf dem etwas dunklen Korridor erwartete ihn Imma.

»Bitte, Herr Rechtsanwalt, kommen Sie hierherein!«

Er folgte ihr in das Zimmer.

Seit jenem Balle, an welchem Perkins geglaubt, er dürfe Hoffnung auf Immas Hand und Herz hegen, hatte er sie nicht wiedergesehen. Es war noch ganz dasselbe zarte, schüchterne Mädchen, wie sie jetzt vor ihm stand, nur sehr, sehr bleich war sie geworden – doch nein, das waren nicht mehr dieselben ängstlichen Augen, es lag etwas Starres darin. Oder sollte sie schon wissen? Flederwisch hatte ihm doch geschrieben, er sollte es erst Lady Muggidge mitteilen, diese möchte sie langsam vorbereiten, was freilich nicht möglich war.

»Bitte, setzen Sie sich, Miß!« sagte der hier fremde Rechtsanwalt, nach einem Stuhle eine einladende Bewegung machend, setzte sich selbst, und mechanisch ließ sich Imma ihm gegenüber nieder.

Schon jetzt trat eine Pause ein. Sie blickten einander schweigend an. Der Rechtsanwalt verstand das geschickte Vorbereiten nicht.

»Die Frithjof ist in einen Orkan gekommen und nach Guayaquil zurückgekehrt,« begann er leise.

Keine Antwort, keine Frage, keine Bewegung. Nur das Starre in ihrem Auge ließ etwas nach.

»Es fehlen vier Mann der Besatzung.«

Wieder eine lange, lange Pause.

»Auch der erste Steuermann ist darunter.«

Nochmals die lange Pause.

»Er ist über Bord gewaschen worden.«

Endlich öffnete sie den Mund.

»Alfred . . . «

Perkins senkte den Kopf, und sie hob langsam die weißen Hände und legte sie vor ihre Augen. Sonst hatte sie kein Zeichen des Schmerzes.

Nach einer kleinen Weile, als sie sich nicht mehr bewegen wollte, schlich der Rechtsanwalt hinaus und schickte eine ihm begegnende Dienerin zu ihr.

Den 4700 Fuß hohen Vulkan von Albemarle erstieg eine kleine Gesellschaft von Männern, nicht durch ihre Hautfarbe, denn diese war fast schwarz gebrannt, selbst unter dem leichten Tropenanzug, nur durch ihre Gesichtszüge und zum

Teil auch durch blondes Haar sich als Kaukasier kundgebend. Ihnen nach folgte die dreifache Anzahl fast nackter Chinesen, mit zusammenlegbaren Tischen und Stühlen, mit Leinwandballen, Zeltstangen, Instrumentenkisten und andern Sachen bepackt und unter ihrer Last dennoch nicht mehr schwitzend als jene Herren, denen der Schweiß in Strömen vom Gesicht lief und der Anzug am Körper klebte, trotzdem es noch sehr früher Morgen war.

Der Führer der Gesellschaft war auch nicht gegen die Hitze gefeit, aber er schien sich wenig daraus zu machen; bei jeder Gelegenheit hatte er einen trocknen Witz oder eine lustige Bemerkung zur Hand – und zwar bediente er sich nur des Deutschen – daß die Herren in aufrichtiger Herzlichkeit lachen mußten; seine gute Laune erstreckte sich auch bis auf den letzten Kuli, und wenn er den Gepäckträgern einige scherzhafte Worte in einem merkwürdigen Chinesisch zurief, so brachen diese aus chinesischer Höflichkeit erst recht in ein wieherndes Gelächter aus. Es war eine lustige, deutsche Picknickpartie, nur bei 40 Grad Celsius unter dem Aequator auf einen Vulkan versetzt, und dann fehlten die Damen.

4700 Fuß sind für einen Berg nicht viel. Bis zur Schneegrenze fehlen in dieser Zone noch über 12.000 Fuß. Dafür aber war hier direkt vom Meeresspiegel an zu rechnen und das Erklimmen keine leichte Arbeit, wenn auch keine Schuheisen und kein Bergstock dazu nötig waren. Man brauchte eine gute Stunde, um den tafelförmigen Gipfel des Vulkans zu erreichen. Er bestand durchweg aus grauschwarzem Basalt, welcher sehr leicht verwittert und eine der fruchtbarsten Erden liefert; aber auch in der Nähe erwies sich der Boden so nackt, wie der ganze Berg von weitem aussah; das

machte, der durch Witterungseinflüsse zerbröckelnde Stein fand auf den schiefen Flächen keinen Halt, jeder Regenguß spülte alles zu Tal. Nur wo sich in tiefen Winkeln die Erde festsetzen konnte, wucherte üppig eine Vegetation, deren Wurzeln bloß einer dünnen Humusschicht bedürfen.

Die Picknickgesellschaft bewegte sich auf dem Rande einer vorspringenden und noch etwas erhöhten Felsmasse zu, eine Art Kanzel bildend, und diese war ihr Ziel.

»Erst das Zelt, dann die Bierflaschen auf!« kommandierte der Führer, und dann, dicht an den Rand der Kanzel tretend, von wo aus man den größten Teil dieser Insel überschauen und die andern Eilande erblicken konnte, sagte er nach einer kleinen Pause feierlich: »Dies ist der Tag des Herrn!«

Es hatte wirklich feierlich geklungen, sein Gesicht war auch verklärt, und trotzdem hatte in den Worten Kapitän Flederwischs beleidigender Spott gelegen.

Allerdings, es war ein Sonntag, aber kein Feiertag für hier. Dort unten in der Tiefe wimmelte es wie in einem aufgestocherten Ameisenhaufen, und richtete Flederwisch sein Taschenfernrohr nach Floreanu und Chatam, so konnte er dort dasselbe unruhige Durcheinander von winzigen Menschlein erkennen.

Nicht 3000, sondern 5000 Kulis waren aus China herübergeschafft worden, unter einem Heer von europäischen Beamten stehend. Auf Albemarle erhob sich eine ganze Zeltstadt, auf Floreanu und Chatam bildeten die weißen Zelte große Dörfer, und schon rauchten gemauerte Fabrikschornsteine. Die Kulis brachen Felsstücke und bearbeiteten diese zu Quadern, eine unerschöpfliche Lehmgrube lieferte Material zu den Ziegeln, die sie brannten; schon durchfurchten Ochsenpflüge den vom Unterholz befreiten Boden. Hier auf

Albemarle wurden die Risse in den natürlichen Umfassungsmauern mit Steinen und Zement ausgefüllt, durch Treppen erreichbar gemacht; auf Floreanu wurde der Hafen durch Sprengungen erweitert; auf Chatam wurde Holz für die Ziegelöfen geschlagen, und ein großes Gebäude wuchs aus der Erde. Die kleinern Inseln blieben noch unbeachtet.

Der Kampf der Titanen oder vielmehr des einen Titanen gegen die Götter hatte begonnen. Die Frithjof lag bei Floreanu verankert und diente als Hauptquartier des Generalstabs. Zwei Segler fuhren zwischen den Inseln selbst und der Küste hin und her, kleinere Fahrzeuge kreuzten fortwährend um erstere, nur wenige unter Dampf, denn Flederwisch wollte sich von dem Kohlenbedarf unabhängig machen. Außerdem befanden sich jetzt zwei Beauftragte des Kapitäns in San Francisco, um noch mehr größere Segelschiffe zu chartern und Matrosen zu mustern.

»Nun, wie fühlen sich die Herren nach der Ersteigung dieses Berges in der Morgenröte?« wandte sich Flederwisch an seine Begleiter.

Alle versicherten einstimmig, den Kernpunkt seiner Frage erfassend, daß eine Bergpartie bei solcher Hitze in diesem Klima durchaus keine besondere Anstrengung erfordere, sie seien noch ganz frisch, könnten noch stundenlang klettern – obgleich sie alle wie aus dem Wasser gezogen waren.

»Ja, mit dem Klima werden wir schon fertig,« fuhr Flederwisch fort. »Hannibal und Hasdrubal waren auch Afrikaner, selbst aus dem heißen Indien sind gewaltige, energische Heroen hervorgegangen, das heißt in früherer Zeit, als Brahma und Buddha das Volk noch nicht in verdummende Mysterien eingelullt hatten. Die Hauptsache ist, daß hier kein Fieber

herrscht, die Moskitos klatschen wir so nach und nach tot, und die Sonne allein soll uns nicht unterkriegen.«

Die Herren des Generalstabs lachten. Es war doch ein famoser Kerl, dieser Kapitän!

Kein einziger war in seine Pläne eingeweiht, selbst ihre eignen Ansichten gingen auseinander, obgleich doch eigentlich ganz klar war, um was es sich hier handelte. Im allgemeinen also hielt man ihn für einen über reiche Mittel gebietenden Mann, welcher von der Regierung von Ecuador die Gallopagosinseln auf fünfundzwanzig Jahre gepachtet hatte, zuerst von der Regierung noch kräftig unterstützt wurde, um später gut kolonisierte Inseln zu bekommen, während der Pächter sie für jenen Zeitraum ausbeuten konnte. Er durfte auf den Inseln frei schalten und walten, er besaß sehr große Amtsrechte, die Regierung hatte ihm nur einen einzigen Vertreter als Aufpasser zur Seite gestellt – den in südamerikanischen Staatsdiensten stehenden Helge Halfdan, unsern – Nobody.

Es war ein famoser Kerl! So lautete das allgemeine Urteil über Kapitän Flederwisch auf gut deutsch, die Chinesen hatten in ihrer Sprache einen ähnlichen, nur blumenreichern Ausdruck für ihn. Wie der mit den Leuten umzugehen wußte! Dieser unverwüstliche, alles mit sich fortreißende Frohsinn! Und dann dieses scharfe, berechnende Auge, diese Schneidigkeit, und vor allen Dingen diese kolossale, durch nichts zu lähmende Arbeitskraft, die in der schlanken, eleganten, ritterlichen Gestalt steckte, die allen imponierte!

Es waren manche verkommene Subjekte unter den lieben Deutschen, die sich da gemeldet hatten, und fast alle hielten sich für verkannte Genies. Deutsche Herbergen, sogenannte »Pennen«, gibt es in jeder großen Stadt auf der ganzen

Erde, in Rom sowohl, als in Kairo und Kapstadt, vielleicht ist jetzt schon eine in Timbuktu entstanden, und da kann man die zerfetzten Handwerksburschen von ihren welter-schütternden Plänen und von ihrem Genius reden hören. Es ist auch gar nicht so ohne Begründung. Wenn ein erzgebir-gischer Leinewebergeselle nicht mehr mit sechs Mark Wo-chenlohn zufrieden ist, sein Arbeitgeber will den guten Ar-beiter nicht verlieren, er bietet ihm sogar acht Mark – nein, er mag nicht mehr, er will in die Welt hinaus, die er nicht einmal aus Büchern kennt, er greift zum Wanderstabe – so ist er für die erzgebirgischen Weber ein Faulenzer und ein Vagabund, und wenn er hinter einem Zaune verreckt, dann nennt ihn die ganze Menschheit so – aber es beweist den-noch, wenigstens für den Psychologen, daß der Mann gei-stig bedeutend über dem Niveau seiner Kollegen gestanden hat.

Solche Individuen waren dem Rufe nach den Gallopagos gefolgt, zerrissen und verhungert waren sie gekommen. Der Kontrakt wurde ihnen vorgelegt, und die Bedingungen wa-ren schwer: Zehn Jahre mußte man sich verpflichten, die Arbeitszeit war lang, Feiertage gab es nicht, die Inseln durf-ten nicht ohne Erlaubnis verlassen werden, der Pächter be-saß bis zu einem gewissen Grade richterliche Gewalt, köp-fen konnte er nicht, wohl aber krummschließen lassen, der Lohn war sehr gering; sonst wurde alles geliefert, das Essen sollte ausreichend und gut sein – na, das kennt man, wenn die Bedingungen schon so lauteten. Aber was macht man nicht, wenn der Magen knurrt und die Sandflöhe ungehin-derten Zutritt zu den Fußnägeln finden! Ausreißen konnte man immer noch.

Nun kamen sie einzeln vor den Pächter und wurden von diesem examiniert. Der junge Mann gefiel ihnen gleich, der wußte sich mit ihnen zu unterhalten, fragte nach keinen Papieren, ließ sich von ihren Reisen erzählen, ob sie außer ihrer Profession noch etwas andres könnten, wie dies und jenes da und dort gemacht würde – der tat ja gerade, als wäre er ihresgleichen, als ob er ihren Rat brauche, und nach ›In-Eisen-legen‹ sah der auch nicht aus. Dann wurde ihnen ihr Posten angewiesen. Nein, erst kam das Essen, das ist bei solchen Leuten die Hauptsache. Die Kost war besser, als sie sich vorgestellt hatten, und dabei blieb es. Was brauchte man einen Sonntag, wenn man die chinesischen Arbeiter nur zu beaufsichtigen oder sie in einer Profession, meist im Bauhandwerk, zu unterweisen hatte! Dabei konnte man sich bequem hinsetzen und aus einer gelieferten, sogar mit Silber beschlagenen Holzpfeife den gelieferten Tabak schmauchen, und man sah, wie der junge Kapitän selbst überall war, wie er schwitzte und kochte, und dabei doch immer voll heitern Spottes, und trotz dieses beißenden Spottes behandelte er den armen Kerl, den er gestern in Lumpen angenommen, genau als Gentleman wie den Regierungsbeamten; es konnte vorkommen, daß er ihn um Rat fragte und diesen sogar befolgte, und daß er von Flederwisch heimlich beobachtet wurde, das wußte jeder, und nach und nach passierte es jedem, daß der Aufseher, wenn er einmal selbst mit zugriff, plötzlich den Arbeitgeber zur Seite stehn sah, die Arme über der Brust gekreuzt und schweigend beobachtend, und am Abend wurde dann dem Mann gesagt, daß sein Lohn erhöht, ja, oft gleich verdoppelt sei.

Flederwisch verstand eben die Menschen zu nehmen, darin war er ein Zauberer. Den armen, bisher so gehetzten Burschen ging das Herz auf, eine nie gekannte Ruhe kehrte darin ein, sie fühlten sich als wichtige Personen, und das war die Hauptsache. Man rechnete nicht nur noch mit zehn Jahren, sondern schon mit fünfundzwanzig und noch weiter. So kam es, daß der bereits als gestorben und verdorben betrachtete Leinewebergeselle jetzt stolz und dennoch gleichgültig, als wäre das ja vorauszusehen gewesen, nach Hause schrieb, er sei hier der erste Beamte in einem Steinbruch, habe dreihundert Arbeiter unter sich, tausend Taler im Jahre, Lebensstellung mit wachsendem Gehalt bis ins Unendliche, alles frei, alles, sogar diesen Briefbogen, komfortable Wohnung mit zwei Dienern – dies war die Wahrheit bis auf die komfortable Wohnung, die in einem Zelte bestand, und dann dichtete er noch dazu, daß er sich mit dem Inselkönig auf du und du stände und demnächst dessen Tochter heiraten würde.

Einmal erlaubte sich ein Beamter die Bemerkung, daß es doch gefährlich werden könne, die weißen Kolonisten so zu verwöhnen. Wo solle das denn hin?

»Das Starke steht, das Schwache stürzt von ganz allein, und was ich nicht gebrauchen kann, werde ich mit der Zeit erkennen und ausmerzen,« war Flederwischs Antwort gewesen.

Der Mann der Praxis verachtete dabei auch nicht Kunst und Wissenschaft. Aus Deutschland hatte er sich einen Geologen und einen Botaniker verschreiben lassen, direkt von der Universität weg; denn jung mußte bei ihm alles sein, alte Leute konnte er nicht gebrauchen, auch keine Verheirateten. In der ›Valparaiso-Post‹, einer deutschen Zeitung,

bat ein junger Architekt mit dem Reifezeugnis der Chemnitzer Bauschule seine wohlhabenden Landsleute um Beschäftigung irgendwelcher Art, er sei auch flinker Adressenschreiber. Er wurde geholt, Flederwisch wollte ihn anlernen; es waren kuriose Baupläne, die er ihm vorlegte, der junge Mann begriff nicht, und als er einmal äußerte, er habe einen Freund in Berlin gehabt, der hätte auch immer solche phantastische Baulichkeiten entworfen, jetzt sei er Zeichner in einem Bureau, die Woche zwanzig Mark, da wurde diesem sofort überreichliches Reisegeld geschickt.

Natürlich nicht alle waren solche verkommene oder verkannte Genies. Flederwisch hatte auch tüchtige Kräfte um sich zu sammeln gewußt, sie aus guten, sichern Stellungen durch hohen Gehalt zu sich gelockt, diese bildeten seinen Generalstab. Aber sonderbar, gerade diese merkten nichts, während in den untern Schichten der zumeist deutschen Kolonisten eine Ahnung aufzudämmern begann, daß hier noch etwas andres bezweckt wurde, als nur eine einfache Urbarmachung der Inseln, welche auch etwas befestigt werden sollten.

Daß der einfache Handelskapitän über solche ungeheure Kapitalien gebot, daß ihm die Regierung so viel Recht einräumte, daß niemand die Insel verlassen, kein Kreole, kein Farbiger, kein Mensch von der Küste sie betreten durfte, daß er an Bord seines Schiffes eine schöne Frau wie eine Gefangene behandeln sollte – über dies alles wunderten sich ja die gebildeten, nüchtern denkenden Herren, doch in die Zukunft reichte ihre Phantasie nicht hinüber; Kapitän Flederwisch war für sie ein origineller Sonderling, der aber dabei etwas Tüchtiges konnte.

Hingegen jene, welche aus romantischer Abenteuerlust in die Welt gegangen waren, ahnten instinktiv, ihrem Charakter entsprechend, das Romantische des Unternehmens. Scheu blickten sie auf den finstern Mulatten mit der höhnisch herabhängenden Unterlippe, wenn sie ihn einmal zu Gesicht bekamen.

Auf jenem Schiffe dort – still, nicht so laut – in einer finstern Kammer, von den Matrosen bewacht, wird ein wunderschönes Mädchen gefangen gehalten. Wenn's nicht eine französische Prinzessin ist, dann ist's so etwas Aehnliches. Ob sie wirklich eine eiserne Maske vor dem Gesicht hat? Sieht das nicht fast gerade so aus, als ob dort auf die Mauern Kanonen kommen sollten? Dann brauchte er auch noch Soldaten, oder vielleicht gar Pira . . .

Während das Zelt aufgeschlagen wurde, waren von den Dienern die einem Kasten entnommenen Flaschen mit kalifornischem Bier in eine Quelle gelegt worden, welche dem waldigen Krater entsprang und trotz der heißen Nachbarschaft ganz kühles Wasser besaß. Die Herren tranken und breiteten dann die Zeichnungen und Pläne auf den aufgeklappten Tischen aus, unter dem Zelte stehend, das die Sonnenstrahlen abhielt.

Ein Mann machte auf drei Segelschiffe aufmerksam, welche am westlichen Horizonte auftauchten, er meinte, es seien wohl Walfischfahrer, die noch nicht wußten, daß von den Gallopagos keine Schildkröten mehr zu holen seien; solche Schiffe erschienen öfters, und dann bekam man Flüche zu hören.

Die jetzt so belebten drei größten Inseln vermieden die Schildkröten natürlich, in desto größerer Anzahl versammelten sie sich auf den unbewohnten, um in Gesellschaft ihre Eier abzulegen und sich ein paar Monate von der Sonne durchbrennen zu lassen; man störte sie nicht. Später, bevor auch diese Inseln in Angriff genommen wurden, wollte Flederwisch sie schiffsladungsweise in die Welt verfrachten, ohne den Nachwuchs zu schonen, denn später hätten sich die Schildkröten doch ganz von den geräuschvoll gewordenen Gallopagos zurückgezogen. Er gedachte Millionen dar auszuschlagen. Allein die Restauration ›*Ship and Turtle*‹ in der Leadenhallstreet zu London schlachtet täglich drei bis fünf Schildkröten, Riesentiere, welche einzeln auf Frachtwagen vorgefahren werden müssen, und Schildkrötensteak und Schildkrötensuppe – oder, wie man manchmal sagen hört und es sogar auf Speisekarten lesen kann, echte Mockturtelsuppe – ist nicht billig. Es sind meist Chersinen, indische Landschildkröten; das Fleisch der Lederschildkröten schmeckt noch besser, und der Matrose auf dem kalifornischen Walfischfänger ißt sich diese Delikatesse zum Ekel, weil er sie immer essen muß.

Ja, sollte man da fragen, warum beuten denn die Ecuadorianer nicht selbst diese Goldquelle in verständiger Weise aus? Die Südamerikaner würden nie Rinder geschlachtet haben, wenn nicht fremde Schiffe gekommen wären und Häute und Hörner begehrt hätten, und sie würden noch heute das Fleisch von Hunderttausenden von Rindern jährlich verfaulen lassen, wie sie es von ungezählten Millionen verwesen ließen, hätte ihnen nicht ein deutscher Gelehrter gezeigt, Justus von Liebig, wie man es extrahiert und konserviert.

»Sie zeigen Flaggen,« sagte Halfdan, wie Flederwisch durch ein Fernrohr spähend.

»Es ist Bernhard, er kommt mit den Schiffen eher als sein Bericht,« ergänzte Flederwisch, und wie immer, wenn er sich in großer Aufregung befand, begann er mit kurzen, schnellen Schritten auf und ab zu gehn.

Die drei Schiffe bildeten den Anfang jener Flotte, die hier ihren Heimatshafen haben sollte und mit welcher der Kapitän dereinst den Seehandel der ganzen westlichen Hälfte der Erdkugel beherrschen wollte. Diese drei Schiffe brachten Kurzwaren mit, sie würden nach China gehn und mit Tee beladen nach San Francisco zurücksegeln. Das war der kleine Anfang der Verwirklichung von Flederwischs großen Plänen, und für einen einzelnen Mann dennoch an sich schon ungeheuer. Denn es war eigne Fracht, bar bezahlt, und weder Schiff noch Waren wurden versichert. Die Hin-fahrt brachte schon das Geld ein, um das Schiff kaufen zu können – vorausgesetzt, daß es sich bewährte – mit der glücklichen Rückfahrt wurde schon das Geld für die nächste Fracht verdient, dann hätten also Schiff und Ladung verloren gehn können, es hätte keinen Verlust mehr bedeutet. So groß ist der Gewinn, wenn die Versicherung wegfällt. Aber so *va banque* zu spielen, das würde kein Kaufmann, noch weniger eine Gesellschaft wagen. Da ist beim Börsenspiel noch sicherere Aussicht auf Verdoppelung des Einsatzes. Diesmal aber spielte Flederwisch nicht *va banque*, er selbst war ja der Versicherer, außerdem spielte er mit fremdem Gelde, und von diesem geliehenen Kapital setzte er nur einen ganz kleinen Teil auf eine Karte.

Mit dem steifen Westwinde kamen die drei Segler schnell herauf. Die Herren sprachen ihre Verwunderung über das

letzte, das kleinste aus. Obgleich keine Seeleute, fiel ihnen die sonderbare, plumpe, jedenfalls sehr starke Bauart auf, zu welcher die volle Takelung nicht passen wollte. Jetzt wurde, ganz seltsam, am Ende der Fockraa ein großes Faß in die Höhe gezogen.

»Glaubt denn Bernhard, wir können nicht unterscheiden, daß dies ein Walfischfänger ist, weil er noch solch ein Zeichen gibt?« lachte Flederwisch. »Kommt, Halfdan, wir müssen hinunter!«

Die beiden ließen sich dann nach Floreanu, dem jetzigen Frithjofshafen, übersetzen, in dessen Bucht die drei Segler schon vertaut lagen. Flederwisch schüttelte Bernhard die Hand, wechselte mit den drei neuen Kapitänen, darunter ein Walfischjäger, nur wenige Worte, nahm kurze Einsicht in die Papiere, dann inspizierte er flüchtig die Schiffe, und während er durch den Kielraum des tranduftenden Eisklippers kroch, biß er von einer Scheibe vertrockneten Corned-beefs ab, sein Mittagsbrot. Flederwisch war ein seltsamer Reeder und Kaufmann; mehr Interesse, als für die kostbaren Schiffe und Frachten, schien er für die von Bernhard in seinem Namen gemusterten Matrosen zu haben. Es waren fast nur Deutsche und Skandinavier, und hatte der zweite Steuermann Instruktion gehabt, auch viel mit auf die äußere Figur zu sehen, so war es ihm leicht gewesen, in den Seemannsherbergen der Schweden und Norweger schöne, blauäugige und blondhaarige, kraftvoll und schlank wie die Tannen gewachsene Männer zu finden.

Flederwisch hielt eine Ansprache, und er verstand es ja, auch mit nüchternen Worten zu bezaubern und Begeisterung zu erwecken. Die Matrosen der Frithjof hörten zu, sie

fühlten keine Eifersucht, denn vorläufig waren sie die Trainer, die Exerziermeister von jenen, und es lag nur an ihnen, diese Stellung zu behaupten.

Es waren doch Stunden mit der flüchtigen Musterung vergangen. Morgen wollte Flederwisch weiter mit den Kapitänen sprechen, heute nicht mehr. Ehe er ging, vertrat ihm Bernhard noch einmal den Weg.

»Kapitän, 's ist noch etwas, ich wollte es bis zuletzt aufschieben, 's ist ja nicht von Wichtigkeit, ich denke aber, Euch wird's interessieren . . . «

»Schnell, schnell, sprich!« drängte Flederwisch mit nervöser Unruhe.

»Es hat sich jemand verstaubt, wir fanden ihn gleich, als wir zwei Meilen vom Lande ab waren, in ein leeres Faß in der Proviantkammer hatte er sich versteckt, ein kleiner Knirps, wollte durchaus Seemann werden, behauptete steif und fest, es wäre ein Junge – aber ich konnte es ihr auf zehn Schritte ansehen, daß es ein Mädchen war. Sie hat etwas von dem Kapitän Flederwisch gehört und ist ihren Eltern heimlich durchgebrannt. Ihr Vater ist in San Francisco auf der Steuer und soll gut ab sein. Sally Marshall heißt sie. Ich ließ sie an Deck den Schiffsjungen spielen – na, wir haben ein Gaudium gehabt, und fix ist die kleine Kröte! – aber sonst habe ich gut auf sie gepaßt, Kapitän.«

Der blinde Passagier ward vor Flederwisch geführt. Es war ein hübsches, junges Ding von sechzehn Jahren, vielleicht schon zur Jungfrau gereift, sah aber in den viel zu langen Hosen wie ein achtzehnjähriger, dicker Junge und auch sonst drollig genug aus. Auf den Mund war sie auch nicht

gefallen; Flederwisch bekam außer dem, was er schon wußte, stürmische Bitten und überschwengliche Worte genug zu hören. Sie wollte Seemann oder Seemädchen werden.

Lächelnd blickte Halfdan nach dem Kapitän, er wußte, was dieser tun würde.

»Halfdan,« wandte sich Flederwisch plötzlich an diesen, »Sie fahren doch heute noch nach Guayaquil? Nehmen Sie diese junge Dame mit und übergeben Sie sie einem Dampferkapitän, welcher bald nach San Francisco geht, bezahlen Sie die Fahrt, lassen Sie es sich von ihm schriftlich geben, daß er sie ihrem Vater persönlich abliefert. – Nein, Miß, ich bedaure, es war mein letztes Wort. Nein!«

Ehe sich die Kleine ihm zu Füßen werfen und seine Knie umklammern konnte, war er gegangen. Sein Charakter war eben unberechenbar. – – –

Warum aber hatte Nobody nicht Wort gehalten und war, wie er der Schwester Kapitän Flederwischs versprochen, nach London zurückgekehrt?

Die Verhältnisse hatten sich eben in einer Weise geändert, die selbst er nicht voraussehen konnte. Nobody erfuhr erst spät den ganzen Inhalt und die Bedeutung des Vertrags, den Flederwisch durch Mrs. Lewis mit deren Hintermännern geschlossen hatte, und da erkannte er, was dem Kapitän entging – daß derselbe zu einem Werkzeuge Englands werden sollte, das man wegwerfen würde, sobald es seinen Zweck erfüllt hatte. Dafür aber war Flederwisch doch zu gut, und so hatte Nobody insgeheim mit dem wirklichen Helge Halfdan ein Abkommen getroffen, laut dessen der Schwede vorläufig auf unbestimmte Zeit nach Kolumbia ging und dort von einem bedeutenden Gehalt lebte, das Nobody ihm aussetzte. Auf den ersten Ruf sollte der Schwede sich jedoch

zur Rückkehr bereithalten, dann konnte er ohne weiteres wieder in seine frühere Stellung einrücken.

Einen ganz besondern Plan aber hatte Nobody mit einer kleinen Insel vor, welche die Klosterinsel genannt worden war, auf die er deswegen Kapitän Flederwischs Aufmerksamkeit lenkte, und dieser beugte sich, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, dem stärkern Willen seines ehemaligen ersten Steuermanns, den er noch immer für tot hielt. Nobody aber hatte auf der Klosterinsel bereits geheimnisvolle Vorkehrungen getroffen, von denen niemand etwas ahnte, noch viel weniger natürlich von ihrem Zweck. Im übrigen benahm sich Nobody ganz – als Helge Halfdan.

Flederwisch begab sich in seine Arbeitskabine, deren Schlüssel er gerade in der Hand gehabt, er hatte nur durchgehn und sich in dem angrenzenden Toilettenraum waschen wollen. Der Schreibtisch war mit Schriftstücken bedeckt, noch mehr ein zweiter Tisch, welcher vor das Schlafsofa gerückt war, und es war, als ob Flederwisch nicht vorbeigehn könne, er stützte sich erst auf den Tisch und fiel dann schwer auf das Sofa.

»Ach, wie müde bin ich!« kam es seufzend über seine Lippen, klagend und schmerzlich; er schloß die Augen und blieb zurückgelehnt sitzen.

Er wußte nicht, daß schon lange der Mulatte, der überhaupt etwas Schattenhaftes an sich hatte, bewegungslos vor ihm stand. Er besaß die Schlüssel zu den Kabinen seines Herrn, doch jetzt hereingekommen war er nicht.

Flederwisch seufzte auf mit geschlossenen Augen.

»Massa!« klang es da neben ihm.

Erschrocken schlug der Träumende die Augen auf, wahrhaft entsetzt blickte er den Schwarzen an.

»Manuel! Wie kommst du hierherein?«

»Ich war schon drin, als Ihr kamt; dort in der Ecke vor dem Schubfach kauerte ich. Ihr saht mich nur nicht. Ihr hattet doch gesagt, ich sollte einmal die Laden aufräumen, da war ich gerade dabei, hatte hinter mir zugeschlossen – – Massa!«

Es lag etwas in den Augen des Mulatten, die Stimme aus der sonst so rauhen Kehle klang heute so weich, daß Flederwisch stützte, es war etwas zu Ungewöhnliches.

»Was willst du? Aber verschone mich mit Bitten, es gibt keinen Urlaub, bitte auch nicht für andre – – denn ich bin in der Stimmung, alles, alles zu gewähren! Nun, was gibt's?«

»Ihr dauert mich, Massa!« begann die heute so weiche Stimme leise. »Das geht mit Euch so nicht weiter. Ihr schreibt hier manchmal die ganze Nacht durch, ich weiß es wohl, und länger als vier Stunden schlaft Ihr nie. Das hält auf die Dauer kein Mensch aus. – Das ist's nur, was ich Euch sagen wollte. Kommt, Massa, duscht Euch kalt ab, ich frottiere Euch tüchtig, trinkt noch ein paar Glas Grog, und dann schlaft einmal zehn Stunden durch.«

Unverwandt blickte Flederwisch in das schwarze, brutale Gesicht, und immer mehr leuchtete es in seinen Augen auf.

»Manuel, du bist doch ein guter Kerl!« rief er dann mit einem Anflug von Zärtlichkeit.

»Unsinn, Kapitän, ein Satan bin ich!« entgegnete der Mulatte, schon wieder heiser knurrend. »Aber, wahrhaftig, das kann ich nicht mehr mit ansehen! Und dann, Massa, schafft Euch doch dieses Weib vom Halse! Leiden könnt Ihr sie nicht

mehr, und mit dem Liebhaber habt Ihr Euch auch verkalkuliert, das ist ein lumpiger Indianer. Warum geht Ihr denn da noch jeden Tag hinein zu Ihr? Wißt Ihr, was ich glaube? Soll ich's Euch sagen? Ich glaube, Ihr habt Euch in eine fixe Idee verrannt, Ihr hofft sogar, daß sie Euch noch einmal von hinten in den Rücken sticht, der Gedanke daran macht Euch gerade solches Vergnügen, wie dem indischen Fakir der Schmerz, wenn er sich langsam am Feuer röstet. Laßt das, Massa, solche dumme Gedanken reiben den Menschen auf, und man hat nicht einmal etwas davon gehabt. Laßt das Weib laufen!«

Finster schüttelte Flederwisch den Kopf.

»Es ist zu spät! Sie hat etwas Böses im Auge! Ich fürchte eine Teufelei! Wenn ich sie laufen ließe – und sie ginge zu – – Manuel – Manuel,« immer unsicherer wurde Flederwischs Stimme, »ob ich sie kommen lassen – kann? Manuel – du bist ein – guter Mensch – aber – ach, Manuel! – weißt du, was mir fehlt? – ich möchte einmal – eine weiche Hand – die sich auf meine Stirn legt – ich möchte – daß jemand einmal zu mir sagte: mein lieber Paul!«

Die unsichere Stimme war immer weicher geworden, und plötzlich entstürzte ein Tränenstrom den Augen des Kapitäns, er weinte wie ein Kind. Der Mulatte war ja solche Gefühlsausbrüche seines reizbaren Herrn gewöhnt, diesmal jedoch sah er nicht höhnisch, wie sonst bei derartigen Gelegenheiten, auf ihn herab, diesmal war es ein besorgter Blick.

»Ihr solltet doch einmal ausschlafen, Massa!«

Schnell, wie sie gekommen, waren die Tränen wieder versiegt, trotzig warf Flederwisch den Kopf zurück und sprang auf.

»Ach was, Unsinn! Ich brauche keinen Schlaf, ich schlafe mit offenen Augen! Was ist für Wind? Ein prächtiger West! Jetzt weiß ich plötzlich, was mir fehlt! Hallo, Manuel, mach die kleine Jolle klar, nimm Trinkwasser und Proviant für ein paar Tage mit! Das ist's, was mir fehlt! Ich muß mich wieder einmal auf den Wellen schaukeln können, Salzwasser muß mich einweichen. Wir wollen auf den Inselchen herumstornern; hoffentlich gibt's ein kleines Abenteuer. Ich habe auch noch einen speziellen Zweck dabei, ich erzähl's dir dann im Boot. Los, die Jolle klar! – Halt, nimm auch ein Dutzend Lichte und eine Laterne mit!«

»Wozu denn eine Lat . . . «

»Willst du schwarzer Hund gleich, ohne zu fragen, gehorchen?!« schrie Flederwisch, nach dem Lineal greifend.

Der Mulatte schlüpfte hinaus und schmunzelte vergnügt. Wenn sein Herr ihn mit solchen Schmeichelnamen belegte, dann war er wieder »*all right*«.

Nach einer Viertelstunde meldete er die Jolle klar; sie enthielt alles, um den Weg zwischen Untiefen auszupeilen und auf hoher See das Land außer Sicht verlieren zu dürfen. Flederwisch hatte unterdessen Anordnungen getroffen, daß man ihn einige Tage entbehren konnte; er sprang in das Boot, Manuel mußte sich ans Steuer setzen, er selbst richtete den Mast hoch und setzte die Segel und gab sich ganz dem Sportvergnügen hin; dann griff er auch noch, obgleich es gar nicht nötig war, zu den Riemen und ruderte mächtig, er wollte sich ausarbeiten. Es war ein schöner Spätnachmittag, der ziemlich starke Westwind feucht und daher die tropische Hitze mildernd; lustig hüpfen die schäumenden Wellen am Bug des tanzenden Bootes. Flederwisch fühlte sich so jung und übermütig wie damals, als es dem Seekadetten

das höchste Vergnügen war, mit dem Boote zu kentern und auf dem Kiele zu reiten.

Nach und nach aber legte sich das Interesse für Windabfangen und Kenterexperimente. Jetzt setzte Flederwisch sich ans Steuer, und der vor sich hinbrummende Manuel, der ganz unnötig schon bis auf die Haut durchnäßt war, mußte die Segel bedienen und rudern, wenn das Umgehn einer Klippe gegen den Wind es erforderte.

Zwei der kleinen Inseln hatte das Boot schon hinter sich, als der in Gedanken versunken gewesene Kapitän sich wieder seines Begleiters erinnerte.

»Manuel, du kannst doch Chinesisch. Was heißt – die Geisterinsel?«

Der nasse Mulatte war getrocknet, die Segel konnten stehn bleiben, das Wasser war frei, daher durfte er seine Pfeife rauchen und befand sich wieder bei guter Stimmung.

»Da verlangt Ihr von mir zuviel, Kapitän. Ich weiß vom Chinesischen nur alles, soweit es das Trinken, Essen, Rauchen und die Mädchen anbetrifft. Fluchen können die Kulis nicht gut, sonst hätte ich das auch gelernt. Fragt einen Chinesen, aber wenn Ihr das Wort nachsprecht, und Ihr trifft nicht ganz genau die Betonung und die Melodie der Silben, dann heißt's vielleicht Katzenschwanz oder sonst etwas, nur nicht Geisterinsel. Singen und Musikmachen tun die Chinesen greulich, aber beim Sprechen haben sie ein wunderfeines Ohr. Wie kommt Ihr denn gerade auf dieses kuriose Wort?«

»Hast du schon davon gehört, daß ich heute die achtundzwanzig Chinesen wegen Widersetzlichkeit entlassen habe? Wie ich sie aber hier behalten werde?«

»Haha, Kapitän, da habt Ihr einen raffinierten Gedanken gehabt! Meine Hochachtung – wenn Euch an der etwas gelegen ist. Zuerst dachte ich nämlich selber, Ihr wäret nicht recht bei Sinnen. Als die kalifornischen Segler in Sicht kamen, fuhr ich schnell hinüber, um Euch zu holen, traf Euch aber nicht mehr. Da hörte ich die entlassenen Chinesen jammern, dann hörte ich auch zwei Ingenieure sich unterhalten – zehn Jahre wolltet Ihr die Kerls durchfüttern, gleich tausend Chinesen, wenn's sein müßte. Was? dachte ich. Ist der Kapitän verrückt? Nein, er hat nur – Spaß gemacht, so wie immer. Da hörte ich die Kulis wieder schnattern und winseln, und plötzlich fiel mir's wie Schuppen von den Augen. Hahaha! Die braucht Ihr nicht lange zu füttern, die haben sich in drei Monaten tot gewinselt. Faul zusehen zu müssen, wie andre arbeiten und viel Geld verdienen, und sie könnten es auch so haben, wenn sie nicht so dumm gewesen wären – das kann der Chinese nicht vertragen! Auf allen Inseln ist's schon herum . . . «

»Schweig!« herrschte ihn Flederwisch an. »Ich kann es nicht dulden, Pläne, die ich mir schon längst sorgfältig in allen Einzelheiten zurechtgelegt habe, aus einem geschwätzi-gen Munde mit alberner Wichtigkeit vorgetragen zu hören. Deshalb ist mir auch dieser sonst ganz gediegene Halfdan manchmal so zuwider, weil er immer und immer seine alten Projekte auskramt, wie er dies und jenes hätte schaffen wollen. Rate mir, wie ich meine Pläne am schnellsten verwirkliche, pack mit zu – aber die Grundlage gebe nur ich an. Ueberdies beweist du jetzt wieder, was du für ein nachplappernder Dummkopf bist. Denkst du denn, die Chinesen werden zehn Jahre aushalten? Kein einziger. Nun, Manuel,

nun zögere nicht mit deinem weisen Rate! Mir liegt daran, diese meine ersten Arbeiter festzuhalten, ich habe keine Lust, immer wieder neue herbeizuschaffen und sie immer wieder neu anzulernen. Wie halte ich sie fest?«

»Sehr einfach! Zahlt ihnen die Ersparnisse doch nicht aus, erst nach zehn Jahren, das ist doch überhaupt als Regel eingeführt, daß ihnen der Lohn nur in ihr Buch eingetragen wird.«

»Nein, Manuel, so wie du es dir denkst, geht es nicht. Der Mensch hat das Recht, das, was ihm gehört, zu fordern. Es würde auch meinen Kredit untergraben. Denn ich werde dereinst doch noch mehr Arbeiter aus China holen müssen. Das aber, was hierbei unter China zu verstehn ist, sind nur einzelne Distrikte, nur schmale Küstensäume. Es wird immer Ausreißer geben, sie gehn zurück, schnell verbreitet sich die Kunde: Der Pächter der Gallopagos zahlt nicht, hat kein Geld, er will uns betrügen – dort gehn wir nicht hin. Einen andern Vorschlag!«

»Legt die Unzufriedenen in Eisen, laßt die Arbeiter gut bewachen, laßt sie in festen Gebäuden schlafen . . . «

»Ah, du willst Sklaverei einführen? Nein, ich bin kein Tyrann.«

»Na, Kapitän, da will ich Euch den letzten Rat geben, und wenn Ihr den nicht befolgt, dann sollt Ihr mir auf der Stelle den Kopf abschneiden.«

»Her damit! Du spielst leichtsinnig mit deinem Kopfe, du hast ihn schon verloren.«

»O, keineswegs, Kapitän,« grinste der Mulatte. »Also: befolgt Eure eigne Idee, die Ihr schon gefaßt habt, und verschont mich mit Fragen!«

Flederwisch lachte beifällig. Sein Bootsmann hatte das Richtige getroffen und es gut auszudrücken gewußt.

»Manuel, fürchten sich die Chinesen nicht recht vor Gespenstern und Geistern?«

»Wie vorm Regen! Wenn Wölkchen am Himmel sind und es gar noch donnern könnte, geht der Chinese nicht ohne Regenschirm und ein Amulett in der Tasche über die Straße. Abergläubisch ist der Chinese schrecklich.«

»Hast du schon von dem verlassenen Kloster auf der Insel gehört?«

Manuel hatte seinen Kalkstummel stopfen wollen; mitten in der Bewegung hielt er inne und blickte den Frager mißtrauisch von der Seite an.

»Mit dem eingemauerten Mönche? Ha, Kapitän, Ihr wollt doch nicht etwa jetzt auf diese Insel?«

Vorläufig beantwortete Flederwisch die Frage nicht; er offenbarte seine weitem Pläne, und wieder zeigte sich seine seltsame Anschauungsweise. Eine direkte Sklaverei hätte er nie eingeführt, das verstieß gegen die Menschenrechte. Aber die Unzufriednen, die ihr Geld verlangten, peitschen, das hätte er gekonnt, nicht etwa, um sie zu bestrafen, sondern nur, um die andern abzuschrecken, daß sie nicht schon jetzt sein Kapital schwächten, und dabei hatte er nach ehrlichster Ueberzeugung nur das Glück der Gepeitschten wie der Eingeschüchterten im Auge.

Es waren ganz merkwürdige Ansichten. Das heute so beliebte Wort ›Uebermensch‹ war damals noch nicht populär, sonst hätte es Flederwisch jedenfalls sehr häufig angewandt. So nannte er sich den Lehrer, den Erzieher derer, die sich unter sein Kommando stellten, und wer seine Kinder wirklich

liebhat, züchtigt sie, damit es dereinst brave Menschen werden. Flederwisch tat es, und nun wollte er auch noch den schwarzen Mann und den Popanz einführen.

Manchmal zeigte er ein eigentümlich zartfühlendes Gewissen. In diesem Falle hatte er so lange philosophiert, bis er wußte, daß er das, was er tun wolle, auch verantworten könne. Er wollte die Geisterinsel als Erziehungsmittel benutzen; dorthin sollten die Unzufriedenen geschafft werden; die Gespensterfurcht mußte auf alle mögliche Weise gefördert werden, sofort; wenn die Mißtrauischen ihr Geld nicht in die Hände bekamen, wurden sie hinübergeschafft, und nicht nur der nachtwandelnde Mönch, schon der bloße Name der Geisterinsel mußte auf sie als Schreckgespenst wirken, daß sie es auch nach zehn Jahren nicht wagten, das Geld zu fordern, sondern stillschweigend darauf warteten. Das alles aber waren abermals Ideen, die Nobody ihm eingimpft hatte.

Weiter erklärte Flederwisch, wie er daran dächte, auch Carmencita auf dieser Insel unterzubringen. Während der ganzen fünf Monate hatte sie ihre Kabine noch mit keinem Schritt verlassen, Spaziergänge an Deck schlug sie ab, so konnte es allerdings nicht weitergehn. – Flederwisch wollte kein Zuchthausaufseher sein, wie er sich ausdrückte. Einige Räume des Klosters wurden für sie eingerichtet, die ganze Insel stand ihr zur Verfügung; Chinesen waren ihre Diener, die sie kujonieren konnte. Die Oberaufsicht sollten zwei Matrosen der Frithjof übernehmen. Die besten Wächter der Insel aber würden die Haifische sein, es brauchte nur ein einziges Boot unter sicherm Verschlusse gehalten werden, und Wasser, wenn man solches nicht noch fand, konnte für die paar Menschen leicht hinübergeschafft werden.

Manuel hatte für die Ausführungen seines Herrn wenig Interesse gehabt, sonst würde er Bemerkungen gemacht haben; er hatte nur immer vor sich hingebremmt, nach einer vorn auftauchenden Insel gespäht und argwöhnische Blicke teils nach der tiefstehenden Sonne, teils nach dem sprechenden Kapitän geschickt.

»Wo werden wir eigentlich übernachten?« meinte er dann, als Flederwisch schwieg, und er brachte es so recht gleichgültig heraus. »Ich denke, wir verankern uns wo, legen uns auf die Segel, wickeln uns in die wasserdichten Decken ein und schnarchen friedlich.«

»Und ich denke, wir werden uns in dem Kloster Betten machen, daß wir morgen in aller Frühe gleich an Ort und Stelle sind, um dasselbe und die Insel in Augenschein zu nehmen.«

»Aber Ihr wolltet doch wegen Eurer Gesundheit . . . «

»Still, du sollst mir nicht immer widersprechen! Es bleibt dabei, wir landen auf der Geisterinsel und schlafen in dem Kloster mit dem spukenden Mönche. Ich brauche ja eben ein Abenteuer zur Wiederherstellung meiner Gesundheit.«

»So, so – hm, hm – meinetwegen – mir soll's recht sein,« brummte Manuel unwirsch, und so knurrte er immer weiter vor sich hin.

Flederwisch weidete sich heimlich an des schwarzen Bootsmanns Verlegenheit. Während vieler Jahre hatte er ihn ja gründlich kennen gelernt, wußte, daß Manuel voller Aberglauben steckte, und das war eigentlich ganz selbstverständlich; denn einmal war er ein Seemann, zweitens ein Mulatte, und Rechenkunst und Sprachkenntnisse haben so wenig wie Schlaueheit etwas mit aufgeklärter Bildung zu tun. Aber daß der furchtlose Mulatte sich auch vor spukenden

Mönchen und andern Geistern scheue, das war Flederwisch neu; er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, dies zu erkennen.

»I, Manuel, sage mal, du fürchtest dich wohl recht vor Gespenstern?«

»Nein, ich glaube an keine Gespenster,« entgegnete der Bootsmann jetzt mit Entschiedenheit, »bin noch keinem Geiste begegnet und habe noch keinen Toten wiederkommen sehen, deshalb glaube ich nicht daran; es sind nur Ammenmärchen. Aber hört, Kapitän, gesetzt den Fall, es gäbe Geister, und man wüßte, wo man einen sehen kann, dann wäre es doch eigentlich dumm von einem klugen Manne, der gar nicht an so etwas glaubt, wenn er hinginge, denn der Geist könnte ihm vielleicht doch etwas antun, und dann müßte man doch daran glauben, wo man doch weiß, daß es gar keine Geister gibt, und darum soll ein kluger Mann lieber nicht hingehn. Habe ich recht oder unrecht, Kapitän?«

»Bravo!« lachte Flederwisch hell auf. »An dir ist ein Professor verloren gegangen! Uebrigens steckt in deinen konfusen Worten eine verborgne Weisheit, von der du selbst nichts ahnst. Es gibt nämlich heutzutage sehr wenig Menschen, die an Gespenster glauben; aber noch weniger Menschen gibt es, die sich nicht vor Gespenstern fürchten.«

Flederwisch brach das Gespräch ab und nahm mit dem Sextanten die dicht über dem Horizonte stehende Sonne auf. Nach der Berechnung war jene bewaldete Insel dort die gesuchte mit dem Kloster, von dem von hier aus allerdings nichts zu sehen war, und man mußte sich mit der Landung beeilen, wollte man dann nicht im finstern Walde umherirren.

Die Küste war frei von Riffen, senkte sich allmählich ins Meer, deshalb konnte das Boot nicht am Ufer landen, und ein Aussteigen und Schieben hätte hier verhängnisvoll werden können. Halfdan hatte recht, die Haifische schienen diese Insel als ihr Eigentum zu betrachten, wie die Schildkröten die andern; überall sah man dreieckige Flossen aus dem Wasser ragen, ab und zu ertönte ein Schnappen und ein klat-schender Schlag.

»Wir wollen es dort an dem einsamen, dicht am Wasser stehenden Baume versuchen,« meinte Flederwisch, »der sieht gerade aus, als hätten schon vor Jahrhunderten die Mönche ihr Boot an seinen Wurzeln befestigt.«

Wirklich, dort fand das Boot bis dicht an das trockne Land tiefes Wasser; die noch in das Meer reichenden Wurzeln des Küstenbaumes, ein Tummelplatz für Krabben, bildeten eine Art Treppe, das Aussteigen erleichternd, und als Flederwisch oben stand, sah er in einiger Entfernung hinter Buschwald graue Mauern emporragen.

Manuel knüpfte die Segel los, rollte sie zusammen und reichte sie, wie den ganzen Inhalt des Bootes, zuletzt auch ein Gewehr, einzeln dem Kapitän hinauf, der einstweilen alles an den Boden legte.

»Dort ist das Spukhaus, in dem wir diese Nacht schlafen. Na, was werden wir da alles erleben!«

»Laßt doch den Spott, Kapitän, ich verdiene ihn wahrhaftig nicht. Oder habt Ihr mich schon einmal vor etwas zittern sehen? Ladet mir lieber schnell die Segel auf den Buckel, in ein paar Minuten ist's finstre Nacht!«

Flederwisch war damit beschäftigt, dem Mulatten die ganz gewichtigen Segel um Rücken und Brust zu schlingen, die spitzen Nocken, die Enden, auf den breiten Schultern

befestigend, als Manuel krampfhaft Flederwischs Arm packte.

»Da – da – Kapitän – seht Ihr das Weiße dort?«

»Kommt es schon?« lachte Flederwisch, gar nicht nach der Richtung der ausgestreckten Hand blickend.

»Unsinn, eine Ziege ist's, die uns zuguckt. Ziegenbraten schmeckt gut, und Ihr wollt doch . . . «

Jetzt hatte sich Flederwisch schnell herumgedreht, schon langte seine Hand vorsichtig nach dem am Boden stehenden Gewehr- und Patronenkasten. Ja, das war etwas für ihn, hier in der Wildnis, auf der einsamen Insel, ein großes Feuer und eine ganze Ziege darüber am Spieß – da wurde er trotz seines an Abenteuern schon so reichen Lebens gleich wieder der für Indianer- und Jagdgeschichten schwärmende Knabe.

Er sah den weißen Schein zwischen grünem Laubwerk, ehe er aber die Büchse heben konnte, verschwand er, Zweige knackten, das Tier floh.

»Die leben hier nicht mehr in paradiesischer Unwissenheit, die haben schon von den Donnerbüchsen der Bleichgesichter einen Geschmack bekommen. Schade, Ziegenbraten wäre mir lieber gewesen als die faden Konserven!«

»Wartet doch, noch ist nichts verloren,« tröstete Manuel, »ein Weib bleibt immer ein Weib und eine Ziege immer eine Ziege. Weit kann sie nicht davongelaufen sein. Paßt auf, ich locke sie, und wenn sie mich mit dem Buckel sieht, denkt sie, ich bin ein Kamel, das hat sie noch nie gesehen, und da vergißt sie vor Neugierde alle Vorsicht.«

Und der Mulatte, mit den umgewickelten Segeln freistehend, begann wie ein Ziegenbock zu meckern, dann fing er auch noch an, hin und her zu hüpfen, während sich Flederwisch, mit dem Gewehr im Anschlag, hinter

dem Baume hielt. Aber schießen hätte er jetzt nicht dürfen, er konnte vor unterdrücktem Lachen den Lauf nicht stillhalten; die neugierige Ziege sollte also glauben, die dort herumtanzende Gestalt mit dem bepackten Rücken wäre ein meckerndes Kamel, das sie noch nie gesehen hätte.

Aber die plumpe List wirkte wahrhaftig. Ohne Geräusch verursacht zu haben, erschien der weiße Schimmer zwischen dem Gebüsch wieder, jetzt streckte sich der behörnte Kopf der verwilderten Hausziege hervor, zwei große, grünleuchtende Augen waren neugierig auf den meckernden und tanzenden Mann geheftet.

Der Schuß donnerte, das Tier sprang aus dem Gebüsch und brach zusammen.

Trotz seiner schweren Last eilte der Mulatte leichtfüßig darauf zu.

»O je,« sagte er in kläglichem Tone zu dem nachkommenden Flederwisch, »da müssen wir erst ein kleines Stück davon zur Probe braten, und das dürfte etwas stinkig schmecken. Getroffen habt Ihr die Ziege gut, gerade zwischen die Augen, aber, Kapitän, Ihr habt einen Bock geschossen, und noch dazu einen uralten!«

»Daran bist du schuld,« lachte Flederwisch, »du hast wie eine Ziege gemeckert, du hättest etwas mehr männliche Sehnsucht in dein Meckern legen sollen, dann wäre eine jugendfrische Ziege gekommen. Na, Manuel, wenn wir so dabeibleiben, dann wird uns heute nacht der gespenstische Mönch nicht besuchen, das Lachen können die Geister nicht vertragen.«

Flederwisch ging noch einmal zum Boot zurück, um sich mit Lichtern und der Blendlaterne zu versehen, dann suchten sie gemeinschaftlich den bequemsten Weg durch das

dichte Buschwerk, das hier keinen Baumwuchs aufkommen ließ, kletterten über eine zerfallene Mauer, auf der auch schon eine üppige Vegetation Fuß gefaßt hatte, kamen in den Klosterhof, der sich aber im Laufe der Jahrhunderte in einen Urwald verwandelt hatte, und als sie eine Oeffnung sahen, welche die an den Mauern wuchernden Schlingpflanzen von einem Portale noch freigelassen hatten, drangen sie durch diese in das Innere des Gebäudes.

Fast nur in dem einzigen Augenblick, als er eben eintrat, konnte Kapitän Flederwisch einen Eindruck vom Ganzen bekommen. Einen sehr großen, hohen Raum, Bogengewölbe, dicke Pfeiler, große Bogenfenster – mehr sah er nicht – dann war es, als ob man ein Licht ausblase. Statt der noch alles deutlich erkennen lassenden Helle herrschte plötzlich eine undurchdringliche Finsternis. Der schnelle Wechsel von Tag und Nacht in dieser Zone trat hier in dem an sich schon düstern Räume noch schärfer als sonst hervor.

Das spanische Kloster konnte sich aber nicht viel von andern seinesgleichen unterscheiden. Der große Raum war das Refektorium, der Speisesaal, und da er wahrscheinlich das ganze Grundgeschoß einnahm, zugleich auch der Konvent. Dann befanden sich im zweiten Geschoß die Zellen der Mönche. Die Klosterkirche mußte an die Klausur grenzen, das ist die Außenmauer, und stand mit dem eigentlichen Kloster durch einen Kreuzgang in Verbindung.

»Hier riecht's ekelhaft modrig!« brummte der Mulatte.

Flederwisch brannte eins der Stearinlichter an. Die Luft war recht feucht. Die Flamme verbreitete nur einen ganz kleinen Lichtschein, der sich wie ein Nebel verlor. In die mit Reflexspiegel versehene Laterne gesetzt, durchdrang das Licht zwar die feuchte Luft, beleuchtete aber immerhin nur

die nächste Umgebung. Man konnte auf einmal immer nur einen kleinen Teil derselben erkennen. Auch hier im Innern waren die Wände und Pfeiler mit einer Vegetation bedeckt, die zum Gedeihen nur eines geringen Lichtes bedurfte.

»Die Basaltquader haben die Jahrhunderte überdauert, das ist die Hauptsache, und im übrigen sollen tausend Kulis in einer Woche alles hier ändern. Die werden dabei gleich auf Geister dressiert, daß sie dann haarsträubende Geschichten erzählen können. Manuel, kannst du gut Ge-spensst spielen?«

»Das ist Ziegenmist,« umging der Gefragte die Antwort, mit der Fußspitze im weichen Boden wühlend. »Wir wollen doch lieber draußen kampieren, ich mache Euch ein hübsches Lagerfeuer . . . !«

»Nichts da! Nun bleiben wir gerade hier! Vorwärts, hole die andern Sachen herein!«

Achselzuckend entfernte sich der Mulatte, der die Segel schon abgeworfen hatte, durch die Maueröffnung. Auch draußen herrschte finstere Nacht, der Mond ging erst in einigen Stunden auf; aber Manuel sah im Dunkeln, und im Freien schien er unbekannte Mächte weniger zu fürchten als drin.

Nachdem Flederwisch sich im Kloster überall orientiert und auch des weitern nichts entdeckt hatte, was seine Phantasie reizen konnte, nicht einmal eine verschlossene, geheimnisvolle Tür, ging er wieder zurück. Für ein ängstliches Gemüt wäre der Aufenthalt in dem verlassenen Kloster doch ungeeignet gewesen; die Schritte hallten unheimlich auf der Treppe, der stärker werdende Wind brachte seltsame Töne hervor, dort in der Ecke heulte es, in jener Zelle klang

es wie ein Winseln, trockene Blätter raschelten – und dazu beschäftigten sich die Gedanken mit dem eingemauerten Mönch, welcher, jetzt frei vom irdischen Körper, die früher versäumte Leibesbewegung durch nächtliche Spaziergänge nachholte.

Aber dem Mulatten war von Flederwisch großes Unrecht geschehen. Manuel hatte nicht nur dreimal den finstern Weg allein durch den Wald gemacht und alles in das Refektorium getragen, er hatte sich auch, mit den Sachen beladen, an der Wand entlanggetastet, bis er ein offnes Fenster erreicht, weit im Hintergrunde, und hier war ihm noch dazu etwas passiert, was wahrscheinlich auch den starknervigsten Mann über den Haufen geworfen hätte. Aus einer dunklen Ecke war ihm ein gehörnter Teufel direkt entgegengesprungen, und der starke Manuel hatte den Ansturm nicht nur ausgehalten, sondern hatte den Spuk auch noch mit einem raschen Griff am Bocksbein erwischt, ihn zu Boden geworfen, und im nächsten Moment war auch schon sein haarscharfes Schiffsmesser über die zottige Kehle gefahren.

Als Flederwisch eintrat, sah er hinten in einem nebligen Lichtkreise den Mulatten hantieren. Schon hatte er mit den Segeln zwei Lager hergestellt, jetzt öffnete er dem von Flederwisch geschossenen Bock den Leib.

»Ja, was ist denn das?« staunte der Kapitän. »Der Bock hat doch einen ganz andern Gesichtsausdruck bekommen – und – und – Euter?«

Der Mulatte erzählte ihm, wie er die noch junge Ziege hier gefangen und abgetan habe, und zwar ohne jede Renommage.

»Du bist doch ein ganzer Kerl, Manuel,« bewunderte Flederwisch ihn aufrichtig. »Ich denke, der kauert mit klappernden Knochen hier unten, und derweile fängt er Ziegenböcke wie die Fliegen mit der Hand weg!«

Der mit Blut bespritzte Mulatte erhob sich.

»Soll ich Euch was sagen, Kapitän? Ihr glaubt mehr an Gespenster und fürchtet Euch tatsächlich viel mehr davor als ich.«

Mit großen Augen blickte Flederwisch den Sprecher an. Er faßte die Worte nicht lächerlich auf, er schien betroffen zu sein, obgleich er lachte.

»Was? Ich? Na, Manuel, da müßtest du mich doch besser kennen. Ich wandre hier durch das ganze Kloster und suche den spukenden . . . «

»Jawohl, eben darum! Warum seid Ihr denn ganz veressen darauf, gerade hier in dem stinkigen Ziegenstalle zu kampieren? Weil es hier so schön gruselig ist! Und warum ist das so schön? Weil Ihr immer an den spukenden Mönch denkt. Ach, ausreißen würdet Ihr nicht, wenn er kommt, das weiß ich – wenn er nur käme – ach, das gruselt einem so schön! Und darum glaubt Ihr auch an Gespenster. Das ist's.«

Anstatt diesen Verdacht entrüstet zurückzuweisen oder durch Spott zu töten, schüttelte Flederwisch langsam und ernst den Kopf.

»Manuel, Manuel, dein schwarzer Schädel ist heute mit Weisheit angefüllt, wie ein Ei mit Dotter. Ja, du hast recht. Das ist's. Ich glaube an nichts, es geht gegen meinen gesunden Verstand – und – dennoch! Dafür fehlen eben die Worte! Es liegt etwas im Menschen – etwas Geheimnisvolles – wie eine schauerliche Ahnung des Unsichtbaren – – und

merkwürdig, daß gerade unsre größten Geister am wenigsten zweifeln an jenem Etwas. – Da siehst du wieder, Manuel,« fuhr Flederwisch dann in seinem leichten Tone fort, nicht beachtend, daß er sich widersprach, »wie bescheiden ich bin, ich glaube nun einmal an nichts, also rechne ich mich auch nicht zu jenen großen Geistern. Nein, fort mit allen bänglichen Träumereien! Am Tage scheint die Sonne, in der Nacht ist's dunkel, und wenn der Mensch tot ist, verfault er. Deine Weisheit aber soll nicht unbelohnt bleiben; packe noch einmal an, wir tragen alles hinauf, oben ist's doch gemütlicher. Schneide ein paar Ziegenkoteletts heraus, wir braten sie auf Spiritus.«

Der Umzug fand statt; Flederwisch legte mit Hand an, und bald wurde es in einer Zelle, deren Fenster einen Laden hatte, gemütlich. Ueber dem einen Loche des Spiritusofens siedete das Wasser für den Teegrog, auf dem andern brien unter des Mulatten Aufsicht die Ziegensteaks in Butter, welche in flüssigem Zustande einer Präservedose entnommen worden war; pfeifend ordnete und öffnete Flederwisch die andern Dosen und Büchsen, wie auch ein halbes Dutzend Flaschen, welche verschiedene alkoholische Getränke nur in konzentriertester Form enthielten.

Jene paradiesischen Gegenden sind es nicht wert, daß der Nordländer so viel von ihnen schwärmt. Heiße Luft und Durst dabei, Qual und Sorgen mancherlei – wie z. B. Fieber und Moskitos, Schlaflosigkeit und Schlangen. Mit dem Trinken geht es ja noch. Münchener Bier gibt es heutzutage überall auf der Erde, wo nur eine Karawane hingelangen kann, aber es ist auch schon nicht das rechte, die Kater wachsen dort ins Riesenhafte und werden lebensgefährlich,

und mit dem Essen wird es erbärmlich, wenn man sich etwas aus dem Bereiche einer Küche entfernt. Ein belegtes Butterbrot gibt es da nicht mitzunehmen, da hätte man bald etwas andres in der Tasche. Nur Eier können einige Tage den Anspruch machen, als frische Lebensmittel zu gelten, alles andre, womit sich ein Reisender versehen kann, ist eingemachtes Zeug, ausgekocht und eingepökelt, fade und dumpfig schmeckend, und der Oelsardinen und Anchovis würde man bald überdrüssig.

So war es hier mit dem Abendbrot bestellt. In einem deutschen Hotel wären es leckere Delikatessen gewesen, hier war es ein ewiges Einerlei. An Bord wurde jeden Tag frisch gebacken, erst vor einigen Stunden hatten sie das Schiff verlassen, und doch mußten Zwieback das Brot vertreten; waren es auch die feinsten Biskuits, ersetzen konnten sie das frische Brot doch nicht.

Trotzdem, es war einmal etwas andres, es wurde gemütlich. Die Mahlzeit war vorüber, Punschgläser und Pfeifen traten in ihre Rechte. Rauchend dehnten sich Flederwisch und sein Bootsmann auf den Segeln und lauschten, wie es in dem alten Kloster heulte und wimmerte, wie irgendwo ein Holzladen klapperte, und diese gespenstischen Töne konnten nur ein Gesprächsthema aufkommen lassen.

»Ja, 's ist merkwürdig mit uns Menschen,« philosophierte der heute geistreich gestimmte Mulatte, »man fürchtet sich nicht vor Gott und Teufel, man glaubt an nichts, wenn's darauf ankommt, hat man das Herz in den Fäusten und schlägt drein, aber vor eingebildeten Gespenstern hat man schreckliche Angst. Ja, nur die Einbildung ist's, vor der man zittert, nichts weiter. Wißt Ihr, Kapitän, wie ich das meine? Ich glaube, ich drücke mich zu dumm aus. Ihr könnt mich nicht

verstehn. Paßt auf! Stellt Euch vor. Ihr sitzt allein in einer Stube, ob's nun Tag ist, oder ob die Lampe brennt, und Ihr lest so eine dumme Gespenstergeschichte. Ich will einmal sagen, da ist ein Mann, der auch so wie Ihr allein in der Stube sitzt, und wie er sich einmal umdreht, da liegt plötzlich hinter ihm auf dem Bette ein kleines, blutiges Kind, und das richtet sich plötzlich ganz allein und ganz langsam auf, guckt ihn mit ganz großen, unheimlichen Augen an – – also, das müßt Ihr verstehn, so etwas lest Ihr nur. Herrgott, denkt Ihr da, wenn das hier auch so bei mir wäre, ich will doch einmal – – und wie Ihr Euch umdreht, da liegt auf Eurem Bette plötzlich ein kleines, blutiges Kind, das richtet sich mit großen, unheimlichen Augen auf – – stellt Euch das nur einmal vor, in Wirklichkeit ist's ja Unsinn. Kriegt man bei solchen Gedanken nicht eine Gänsehaut? Oder seht einmal dorthin, nach dem Vorsprunge dort – ich denke mir, ein Schornstein geht durch. Nun bildet Euch ein, wie Ihr so ganz harmlos hinguckt – da kommt plötzlich eine riesengroße, grüne Hand hinter der Ecke hervor, krallt ein paarmal in der Luft herum, macht Euch eine Faust und verschwindet wieder. Nanu, werdet Ihr denken, und ich kalkuliere, Euer Haar wird sich etwas sträuben. Und wie Ihr noch so hinstarrt, ob noch etwas käme – da kommt auch noch ein mächtiger, blutiger Menschenkopf hinter der Ecke hervor, einen Meter groß und nickt Euch ganz langsam zu, reißt das zahnlose Maul auf – jetzt brüllt er, denkt Ihr – nein, aus dem riesigen Maule wimmert es wie ein kleines Kind, und er nickt Euch immer zu – – Kapitän, Hand aufs Herz, würdet Ihr aufspringen und hinter den Ofen gucken, was das für ein Kerl ist, und ihm, wenn's nötig ist, eins zwischen die Augen geben?«

Allerdings sprang Flederwisch auf und ging einmal durch die Zelle.

»Höre auf, Manuel, höre auf!« rief er, ärgerlich lachend und doch aufgereggt. »Bei Gott, in deinem wolligen Schädel steckt mehr, als ein Bootsmann braucht. Ja, du hast recht. Die eignen Phantasien sind es, vor denen sich der Mensch fürchtet, und der festeste Mann ist nicht dagegen gefeit, wenn er nur genügend Phantasie besitzt.«

»Dann laßt mich Euch noch etwas erzählen . . . «

»Nein, nein, nichts mehr,« wehrte sein Herr ab, sich müde auf das Lager werfend, »genug nun dieses Unsinns. Du hast mir schon klarzumachen gewußt, wofür du vorhin nur konfuse Worte hattest. Ja, nur die Phantasie ist's, und ich glaube – das ist das Göttliche, was den Menschen vom Tiere unterscheidet.«

»Aber ich muß Euch doch noch etwas erzählen, etwas ganz andres, sonst wär's nur halb gewesen. Ich lag einmal ein paar Monate an Land in New Orleans – Ihr wißt, damals als die Schauerleute streikten – wohnte bei einem schwarzen Heuerbaas, der nur Nigger in Logis hatte. Es war überhaupt schon ein altes, winkliges Haus, hatte früher einer reichen, furchtbar geizigen Witwe gehört, die eines Nachts von ihrem Neffen ermordet war – Tatsache, der Kerl ist gehängt worden – und natürlich spukte nun die alte Hexe im Hause, suchte des Nachts nach ihrem vergrabenen Gelde. Trotzdem, die furchtsamen Nigger liefen nun gerade hin. Das liegt eben in der menschlichen Natur. Sie schliefen zu viert im Bett, zwanzig Mann in einer Kammer, und je mehr sie mit den Zähnen klapperten, desto schöner war's. Na, Kapitän, wenn wir schwarze Bande da abends zusammenhockten, da hättet Ihr etwas von Gespenstergeschichten hören

können. Von Fürchten gab's natürlich nichts, einer prahlte mit seinem Mute immer mehr, als der andre. Ich war damals ein junger Kerl, noch ein bißchen unschuldig, hatte noch kein Blut an den Händen, und ich war eine schreckliche Bangbüxe. Seht, Kapitän, so etwas hätte ich in meinem ganzen Leben niemals einem Menschen gestanden – jetzt sag ich's, weil wir nun einmal dabei sind und Ihr so etwas versteht. Da mustert ein Schiff, und gerade alle meine Schlafkameraden, die mit mir auf derselben Stube liegen, gehn an Bord. Ich hätte ja Platz in einer andern Stube bekommen können, aber da ging es los: seht den Furchthasen, will nicht allein schlafen, glaubt an Gespenster – das konnte ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen, jetzt mußte ich allein in der großen, leeren Dachkammer schlafen. Na, ich will Euch nicht schildern, wie mir's zumute war, als ich am Abend mit dem Licht hinaufging und ins Bett kroch. Wenn sie jetzt käme, wenn sie jetzt käme! – an weiter dachte ich nichts, und, wie's auch so komisch ist, anstatt den Kopf unter die Bettdecke zu stecken, blicke ich immer nach der Tür, ob die nicht aufgeht und der Geist der Ermordeten hereinkommt. Wenn sie jetzt käme, denke ich mit klappernden Zähnen – – und da geht langsam die Tür auf, und herein schwebt eine weiße Gestalt, zuerst ganz klein, wird groß, wieder klein, und ächzt dabei wie ein Sterbender. So, da war sie! Und was werde ich tun, Kapitän? Um Hilfe schrein? Unter die Decke kriechen? Nein. Plötzlich faßt mich etwas wie eine furchtbare Verzweiflung – so oder so, denke ich, nun ist alles egal – ich springe drauflos, packe zu und haue der weißen Gestalt die Knochen im Leibe kaput. – Der Sam war's, ein blutiger Nigger, hatte mich bange machen wollen.«

Manuel klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie frisch und blickte dabei nachdenklich in das Licht der Stearinkerze.

»Seht, Kapitän, so war's,« sagte er nach einer Pause. »Ach, was war ich für ein Held bei den furchtsamen Niggerleins, wie haben sie mich angestaunt und bewundert, und ich habe auch danach geprahlt und geprotzt, tue es noch heute, wenn ich einmal die alte Geschichte auspacke, ich glaube an nichts, mir sollen die Gespenster nur kommen – und im Grunde genommen, war's doch nur die furchtbare Angst, die mich aus dem Bette springen und drauflosstürzen ließ. 'S ist merkwürdig. Ich habe einmal etwas in einem Buche gelesen, ich glaube sogar, es war ein recht gelehrtes, da hieß es ungefähr: nur der wird sich nicht vor Geistern fürchten, welcher ein ruhiges Gewissen hat. Was sagt Ihr dazu, Kapitän?«

»Es dürfte vielleicht ein gut Teil Wahrheit darinstecken,« meinte Flederwisch. »Nun, lassen wir aber endlich diese albernem Geistergeschichten, unterhalten wir uns über etwas Vernünftiges.«

Sie erzählten sich Abenteuer aus jener Zeit, da sie sich beide noch nicht gekannt, und sie kamen doch wieder auf das alte Thema zurück, ohne daß sie es merkten. Das Rascheln der Blätter, das Heulen und Jammern des Windes, das unheimliche, alte Kloster waren daran schuld.

»Da war ich einmal,« begann der Mulatte wieder eine seiner Geschichten, »auf einem Yankee-Schoner. Der Koch, ein alter Deutscher, war auch so ein Gespensterseher, sein ganzer Kopf steckte voll Geisterspuk, sogar Tote beschwören wollte er können, und ich ließ ihn nicht locker, bis er mir erzählte, wie er es mache. Es muß ein Toter sein, nach dem man sich sehnt, also ein guter Bekannter oder so etwas,

sonst kommt er nicht. Die Hauptsache dabei ist die Zauberformel. »Cyriax cum sulfato« – so fängt die Beschwörung an ...«

»Cyriax cum sulfato,« lachte Flederwisch, wie die Unterhaltung überhaupt einen viel weniger ernsten Ton angenommen hatte. »Wenn das einer Sprache angehört, so muß Schwefel dabeisein. Cyriax mit Schwefel.«

»Jawohl, Cyriax cum sulfato, so fängt es an, und dann weiter, recht feierlich: Im Namen Gottes, Beelzebubs und des roten Jägers – nun nennt man recht feierlich den Namen von dem, der erscheinen soll, also zum Beispiel – ich will jetzt lieber einen Lebenden wählen, gleich Euch – Kapitän Flederwisch, ich rufe dir, auf daß ...«

»Dich,« korrigierte Flederwisch, »ich rufe dich, heißt es.«

»Ich rufe dir,« behauptete der Mulatte.

»Aber, Manuel, du bist doch sonst in der deutschen Grammatik ganz sattelfest. Ich rufe dich, heißt es.«

»Jawohl, das stimmt schon, weiß es, das habe ich dem Koch damals auch geradeso gesagt, aber der sagte: ich rufe dir, muß es heißen, so lautet eben der Zauberspruch, und wenn der nicht ganz genau so Wort für Wort hergebetet wird, dann kommt der Tote nicht.«

»Na, und weiter?« lachte Flederwisch noch belustigter.

Der Bootsmann sagte die sinnlose Formel her und gab weitere Erklärungen, z. B., daß der Geisterbeschwörer für diesen Frevel dem Teufel seine Seligkeit opfere, und da jeder Mensch nur eine Seligkeit besitze, könne jeder Mensch auch nur einmal mit Erfolg diesen Zauberspruch anwenden.

»Du sprichst gerade, als ob du es einmal probiert hättest,« scherzte der Kapitän. »Ist er gekommen?«

»Nein, ich hab's gar nicht versucht, ich glaube nicht an solch dummes Zeug, und gesetzt den Fall, es könnte gehn, dann soll man solchen Unsinn erst recht nicht machen, denn wer weiß, wie's abläuft!« lautete Manuels konfuse Antwort, und dann setzte er noch einmal bekräftigend hinzu: »Ich glaub's nicht! Wenn der Mensch stirbt, ist er tot und singt nicht mehr.«

»Ja, sein Körper wird wieder zur Erde, das sehen wir mit unsern Augen. Aber die Seele, der Geist, wo ist der?« fragte Flederwisch, nur aus lustiger Neugierde, wie der Mulatte darüber dachte, und mit welchen drastischen Worten er sich wieder ausdrücken würde.

Manuel nahm eines der beiden brennenden Lichter und blies es aus.

»Dort ist er, wo jetzt die Flamme ist, die Ihr eben noch gesehen habt. Futsch! Und nun, Kapitän, könnten wir zur Koje gehn, es ist schon nach zehn Uhr, und den nötigen Schlaftrunk habt Ihr in Euch.«

Der Vorschlag wurde befolgt, die Blendlaterne verhängt, bald herrschte lautlose Stille in der kleinen Zelle. Der Sturm hatte sich gelegt, konnte in den Winkeln und Gängen keine Töne mehr erzeugen, aber desto mehr begann bei dem schwachen Winde jetzt der Fensterladen, oder was es sonst war, zu klopfen und zu klappen.

So vergingen zwei Stunden. Der Mulatte lag regungslos da, wie er auf das Segel gesunken war, wenn auch ganz unbequem. Flederwisch dagegen wälzte sich manchmal hin und her.

»Manuel, ob ich sie zu mir kommen lasse?«

Er hatte sich aufgerichtet und blickte nach dem andern Lager hinüber. Wenn Manuel wirklich geschlafen hatte, so

mußte er fähig sein, jeden Moment die Augen groß aufschlagen und klar denken zu können, und mehr noch, der schwarze Sklave der Launen seines Herrn mußte mit diesem in einem geistigen Rapport stehn.

»Wir wollen ein andermal darüber sprechen. Schlaft doch, Kapitän!«

»Ich kann nicht schlafen!« kam es stöhnend aus Flederwischs Munde.

»Tut in ein großes Glas Arrak recht viel Zucker, das hilft mir auch immer, wenn ich einmal nicht schlafen kann. Wartet, Massa, ich will's Euch machen.«

»Nein – nein. Ich kann nicht schlafen! Kleine Männchen und Kobolde und weiße Gestalten tanzen vor meinen Augen – und zwischen den grinsenden Teufelsfratzen ein Gesicht – ein Antlitz – – mit so traurigen Augen – – ach, Manuel!«

»Das kommt von dem dummen Geschwätz,« sagte der Mulatte, der aufgestanden war und den betäubenden Schlaftrunk nach seinem Rezept bereitete.

»Und diese schreckliche Klapperei von dem Laden,« fuhr Flederwisch ächzend fort. »Bist du einmal wie ich fünf Tage und fünf Nächte auf der Eisenbahn gefahren? Die Räder rucken auf den Schienenschwellen – es wird ein Takt daraus – und im Kopfe entsteht dazu eine Melodie – man verstopft sich die Ohren – man windet sich wie ein Wurm – man schwatzt und lacht – alles vergebens, die Melodie geht Tag und Nacht im gleichen Takte weiter, bis man halb wahnsinnig den Zug verläßt. Hier ist's ein Vers, zu dem der verdammte Laden die Jamben klopft, und ich bring's nicht aus dem Kopfe, immer und immer wieder geht es los:

So sei'n verflucht die Weiber,
Weib ist, was falsch und schlecht,
Hier um zwei weiße Leiber
Verdirbt Burgunds Geschlecht.

Und immer wieder geht's von vorne los. Es muß ein Gedicht von Felix Dahn sein, ich muß es einmal gelesen haben. Wenn es wenigstens weiter ginge! Aber immer wieder von vorne. Es ist entsetzlich!«

»Wollt Ihr's von mir hören?«

Erstaunt blickte Flederwisch nach dem schwarzen Bootsmann, der noch immer den Zucker im Glase zerrührte. Er wußte allerdings, daß der Mulatte, wenn er einmal etwas las, was ihm gefiel, es für immer im Kopfe behielt, und er konnte ja jenes Gedicht zufällig gelesen haben.

»Du, Manuel?«

Ohne mit seiner prosaischen Beschäftigung aufzuhören, begann der Bootsmann zu deklamieren, und er deklamierte gut, ausdrucksvoll, und das schwarze, häßliche, höhnische Gesicht und die blutunterlaufenen Augen, die nach dem aufgeregten Manne schielten, paßten zu den düstern Worten:

»Und Fluch dem Wahngetriebe
Von Liebe, Pflicht und Recht,
Erlogen ist die Liebe
Und nur der Haß ist echt!
Die Reue ist der Narren –
Nur das ist atmenswert:
Bis zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert!

Da habt Ihr's, nun braucht Ihr nicht bei dem einen Verse zu bleiben,« schloß Manuel.

Und Flederwisch sprang auf, das Gedächtnis kam zurück, mit leidenschaftlichem Pathos wiederholte er die vorgesprochenen Verse.

»Wahrhaftig, das ist furchtbar schön – furchtbar prächtig, wie blutiger Nordlichtschein! Jetzt weiß ich, es ist Hagens Fluchgebet, ehe er Dietrich in die Hände fällt und vor Krimhilde kommt.«

Schnell hatte der Mulatte das Glas hingesezt und war auf seinen Herrn zugetreten.

»Weiter, weiter! Es gibt noch einen hübschen Vers für Euch, vielleicht könnt Ihr dann ruhig schlafen, 's ist unser Nachtgebet,« flüsterte er mit seiner höhnischsten Stimme, und schallend fuhr er fort:

»Und käm', der Welt Entzücken,
Ein zweiter Siegfried her –
Ich stieß ihm in den Rücken
Zum zweitenmal den Speer!

Verflucht, ich tät's – euch zuliebe!«

Flederwisch war zurückgetaumelt, daß er auf sein Segel-lager sank.

»Und nun will ich Euch gleich die Frage beantworten, jetzt ist es Zeit,« fuhr Manuel fort. »Ihr seht Euch nach Eurer Schwester, Kapitän. Ihr stellt Euch vor, wie sie so allein ist und so weiter – Ihr liebt sie, Ihr wollt sie gern herhaben. Tut's nicht, Kapitän, laßt's Euch geraten sein! Schreibt ihr schöne Briefe und schickt ihr Geld und sorgt sonst für sie – aber nicht hierher! Ich war's, der den ersten Steuermann erstach – Ihr hättet's nimmermehr zugegeben, und doch mußte er aus der Welt – damals, und er stand uns im Wege zum Gold, das Ihr brauchtet. Ich verstand einst nicht,

warum Ihr Euch den Mörder nanntet, dazu noch so stolz – dann verstand ich's. Kapitän, Ihr seid verflucht ehrgeizig, solcher Hochmut kommt manchmal zum Fall. Es sind auch Menschen, denen Ihr's gesagt habt. Ihr wißt, Kapitän, ich denke nicht besonders hoch von Frauenhaaren und Weiberköpfen – aber, aber! – wenn die Liebe dazwischenkommt – und dann der Haß! – Kapitän, holt sie nicht zu Euch, laßt's Euch raten!«

Flederwisch, die Hände auf den Knien, hatte stier zu Boden geblickt.

»Nein, ich könnte ihr nicht ins Auge sehen,« murmelte er.

»Possen!« knurrte der Mulatte, drehte sich um und griff nach dem Glase. »Hier, trinkt, jetzt ist's gut, dann könnt Ihr schlafen. Es ist schon Mitternacht.«

Flederwisch stand auf, streckte die Hand nach dem Glase aus und zog sie wieder zurück. Er lauschte den klappernden Tönen.

»Nein, das kann ich nicht aushalten. Wo mag es sein? Unten nicht, es klingt wie hier nebenan. Ich werde ...« er nahm die Blendlaterne von dem hohen Fenstersims, wollte gehn, blieb stehn und sah sich in der Zelle um. »Komm mit, Manuel!«

Dieser zuckte die Achseln und griff nach einem Lichte. Sein Herr ging nach der Tür, zögerte, ging weiter und blieb wieder stehn.

»Bleib nur hier, Manuel!« stieß er dann schnell hervor, den Kopf zurückwerfend.

»Aber warum denn ...«

»Es genügt doch, wenn einer geht.«

»Massa, nehmt mich lieber ...«

»Du bleibst! Gehorche! Weil ich an etwas dachte, wollte ich dich mitnehmen. Pfui, Flederwisch! Denke daran, Manuel, du hast deinen Kapitän einen Augenblick sich fürchten gesehen, denn daß ich dich mitnehmen wollte, war bei mir nur eine Anwendung von Furcht.«

»Massa,« begann der Mulatte nochmals in bittendem Tone, das brennende Licht in der Hand, als jener schon die Türe aufstieß, »nehmt mich doch lieber mit. Was Gespensterfurcht ist, darüber sind wir uns doch einig, und daß Ihr Euch nicht wie ein kleines Kind im Dunkeln fürchtet, weiß ich doch auch. Aber 's ist gerade Mitternacht, man soll's nicht beschwören, wenn's nicht nötig ist.«

»Nun bleibst du gerade!«

Der Mulatte zuckte nochmals die Achseln und blieb, Flederwisch trat auf den Gang hinaus. Er hatte vorhin vor dem Schlafengehn die Stiefel ausgezogen und lief auf Strümpfen. Hier auf dem Korridor war das taktmäßige Klopfen viel weniger deutlich zu hören als in der Zelle. Der Kapitän ging in eine andre Zelle mit offnem Fenster, hier klang es wieder ganz laut, und als er, etwas zurücktretend, den Lichtstrahl der Reflexlaterne durch das ziemlich hoch angebrachte Fenster schickte, sah er eine Mauer, und von dort kam das monotone Geräusch.

Der Seemann, der immer mit Back- und Steuerbord und nach Himmelsrichtungen rechnet, der auch im Kielraum weiß, wo hinten und vorn im Schiffe ist – worin sich der eine Winkeltreppe hinabgehende Passagier fortwährend irrt – wußte gleich, auf welchem Wege er diese Mauer nur erreichen konnte. Als er heute abend das Refektorium verließ, um den Aufgang nach dem obern Stock zu suchen, war er in

einen Gang gekommen, von dem aus die Treppe hinaufführte. Hier aber war der Gang noch nicht zu Ende gewesen, er führte weiter, ihn mußte er benutzen, um dorthinüber zu gelangen. Auf lautlosen Sohlen schritt Flederwisch durch den Zellenkorridor, die Treppe hinab und auf der andern Seite des Kreuzganges weiter.

Es machte ihm ein prickelndes Vergnügen, seinen Gemütszustand bis ins kleinste zu sondieren, selbst seinen Puls prüfte er manchmal. Die Wände des Kreuzganges waren mit Reliefbildern bedeckt, Szenen aus der heiligen Schrift darstellend; wenn das Blendlicht darüberhuschte, bekamen die aus dem Stein hervortretenden Figuren Leben. – Es ließ ihn kalt, er lächelte geringschätzig.

Wenn nun jetzt plötzlich dort aus der Ecke ein kleines, blutiges Kind hervorkäme – – Flederwisch lachte. Manuel war doch originell.

Das Lachen schallte schauerlich in dem Bogengewölbe. War er über sein eignes Lachen erschrocken? Nicht im geringsten. Er lachte noch einmal.

Oder wenn nun plötzlich hinter dem Pfeiler ein ungeheurer Kopf hervorschaute! – Flederwisch lachte nur noch lauter.

Aha, am Ende des Kreuzganges die berühmte, geheimnisvolle Tür! Aber sie war nicht verschlossen – schade – doch er mußte sich anstrengen, sie aufzuziehen, und dabei ächzte sie schauerlich schön in den Angeln.

Flederwisch schickte den Blendstrahl voraus, und diesmal war das ›plötzlich‹ angebracht, denn plötzlich stand eine riesengroße, weiße Gestalt vor ihm, die Arme ausgebreitet, um ihn zu umfassen.

Wohl war Flederwisch zurückgefahren, doch nur einen Augenblick war er betroffen, nichts weiter, dann ließ er ruhig den Blendstrahl über die ganze Gestalt gehn, welche auch gar nicht so dicht vor ihm stand.

Es war Christus am Kreuz, in übermenschlicher Größe, aus einem weißen Steine an dunkler Wand, jedenfalls kein Basrelief, wahrscheinlicher aus weißen Steinen oder einer Masse zusammengesetzt und auf die Wand aufgetragen.

Echte Künstler hatten das Werk geschaffen. Das war das schmerzreiche Antlitz des Heilands.

Der leichtfertige Flederwisch war sehr oft auch ernsten Gedanken zugänglich; er zeigte sich auch oft genug sentimental. Lange Zeit ließ er das Licht auf dem bleichen, edlen Antlitz mit den milden, schmerzlichen Zügen ruhen. Er hatte immer das Kruzifix gern betrachtet.

»Habe ich mich etwa gefürchtet? Bin ich erschrocken gewesen? Nein, nur etwas gestutzt habe ich. I, da soll der Teufel nicht stutzen, wenn plötzlich aus der schwarzen Nacht so eine große, weiße Gestalt vor ihm auftaucht! Ich bin geisterfest.«

Dort oben klopfte das wacklige Etwas in regelmäßigen Zwischenpausen.

Hallo, was war das? Hell – dunkel – hell – dunkel – – fortwährend entstand am Boden ein heller Lichtschein oder ein ganzer Lichtstrahl, der gleich wieder verschwand, und die regelmäßigen Pausen hingen mit dem Takte des Klopfens zusammen.

Nun, das war ganz einfach zu erklären. Dort oben in der Wand befand sich eine Oeffnung, ein Fenster. Vor diesem hing ein Laden, ein Brett, irgend ein Verschuß, seine Schwerkraft drängte ihn vom Fenster ab, der Wind trieb ihn

gegen die Wand, er fiel abermals zurück – dieses Spiel verursachte das Klopfen. Jetzt mußte der Mond aufgegangen sein, der Seemann wußte ganz genau, wo er um diese Zeit stand, der Raum, in dem er sich befand, hatte auf jener Seite wohl nur dieses eine Fenster, und bei dem Auf- und Zuklappen drang jedesmal ein Strahl des Mondlichtes herein.

Flederwisch freute sich, wie er so klar und vernünftig urteilen konnte.

Er hatte mit dem Blendlichte die Maueröffnung gesucht und gefunden, dabei hatte er noch verschiedenes andre entdeckt, z. B. einen großen, viereckigen Stein – kein Zweifel, er befand sich in der Klosterkirche mit dem Altar.

Um Mitternacht zur Geisterstunde allein in einer Kirche!
Cyriax cum sulfato . . .

Der einsame Mann lachte laut; das schallende Echo lachte noch lauter und länger nach.

Er richtete das Licht wieder nach der Christusgestalt.

Festen, wenn auch unhörbaren Schrittes ging er dann durch die Kirche auf den Altar zu, setzte auf dem Stein die Lampe nieder und drehte sich um, daß er mit dem Rücken den Strahl verdeckte.

Schade, daß in einiger Entfernung, die in dem sonst finstern Raum gar nicht zu taxieren war, immer der Lichtschein kam und wieder verschwand. Der gute Mond mag Teufelsbeschwörungen auf Kreuzwegen belächeln, in die Kirche gehört er nicht, da stört er bei solch nächtlichen Szenen.

Trotzig verschränkte Flederwisch die Arme über der Brust.

»Cyriax cum sulfato!« rief er mit schallender Stimme, feierlich und dennoch mit Spott gepaart. »Im Namen Gottes,

Beelzebubs und des roten Jägers. Alfred – Werner! Ich rufe . . .«

Der Mulatte saß in der einsamen Zelle. Seine Gedanken waren fast dieselben wie die seines geistersuchenden Herrn, auch bei ihm war es mehr Zwang als freier Wille, die Phantasie mit Fragen zu beschäftigen.

Wenn nun dort in der Ecke plötzlich . . . !

Ein lautes Gelächter drang an sein Ohr.

»Jetzt lacht er sich Mut,« sagte Manuel.

Das Lachen wiederholte sich, es klang entfernter, war aber noch lauter und anhaltender.

»Jetzt lacht er sich noch mehr Mut. Ja, ja, das kennen wir!«

Dann hörte er eine lange Zeit nichts mehr als das regelmäßige Klopfen des Fensterladens. Wer wußte denn auch, wo Flederwisch sich jetzt befand.

»Verzeihe mir frivolem Erdenwurm . . .,« begann es da wieder, und zwar recht deutlich für Manuels Ohr, daß dieser erstaunt nach dem Zellenfenster blickte. Allerdings mußte es sehr weit entfernt sein, es klang ganz merkwürdig, ganz schwach und dennoch klar. Von Akustik wußte der Mulatte nichts, er dachte aber doch im Augenblick an ein Sprachrohr.

»Nanu, wo kommt denn das her?« brummte er. »Auf jeden Fall von dort drüben. Was schwatzt er da von Erdenwürmern? Mit wem spricht er denn? Was? Lebende und Tote teilen? Wenn der Kapitän nur keinen Unsinn macht! Da – da – habe ich's nicht gedacht!«

Der Bootsmann hatte sich erhoben, gebückt und lauschend stand er da.

Der Anfang der Beschwörungsformel erklang.

»Alfred – Werner! Ich rufe . . . «

Einmal klopfte der Laden – zum zweiten Male – zum dritten Male.

Ein blecherner Schall, Glas zerbrach.

»Steh, Alfred, steh!« heulte es da gellend. »Himmel und Hölle, ich fürchte dich nicht – steh, Alfred! Manuel, Manuel!« folgte es dann heiser nach.

Das mit den vor Furcht zu Berge stehenden Haaren ist nicht nur eine Redensart; der Mulatte fühlte, wie sich die seinen sträubten. Aber nur noch einmal klopfte der Laden, dann gab es für Manuel kein Zögern mehr.

Dort war ein Mann, der neben sich auf der Erde keine Geister anerkennen mochte, sich nicht vor ihnen beugte, sondern mit ihnen ringen wollte – und hier war ein Mensch, dessen ruchlose Treue größer als Geister- und Gottesfurcht war.

Das Licht in der Hand, stürzte er hinaus; auch er war sofort orientiert, mit drei Sätzen hatte er die Treppe erreicht, mit drei andern war er diese hinab – das konnte das Licht nicht vertragen, es erlosch, aber schon hatte er im Hintergrunde die Tür gesehen, wie ein Schatten flog er durch den Gang.

Da trat ihm aus dem Finstern die kolossale weiße Figur entgegen.

Das mußte für ihn zuviel sein. Er brach auf die Knie zusammen.

»Massa – o Massa!« ächzte er.

»Hierher, Manuel!« schrie eine heisere Stimme, Glasscherben klirrten. »Licht! Ich habe keine Streichhölzer!«

Der Schreck war vorbei. Der Mulatte hatte das Steinbild erkannt. Er eilte dorthin, wo er die Stimme seines Herrn vernahm, ein Streichholz flammte in seiner Hand auf, dumpfe Schritte rannten auf ihn zu, er sah Flederwisch im Scheine der jetzt brennenden Kerze, an allen Gliedern zitternd, aschfahl, die übermäßig erweiterten Augen wie Kohlen glühend.

Ja, er zitterte wie Espenlaub, selbst die Zähne flogen, aber merkwürdig, die Hand, die jetzt dem Mulatten das Licht, entriß und dieses hochhielt, zitterte nicht.

Dann sprang er dorthin, wo am Boden der Lichtschein kam und ging.

»Hier hat er gestanden!«

»Das ist der Mondschein, Massa, der dort durch das Fenster . . . «

»In diesem Mondschein hat er gestanden!« schrie Flederwisch, sich niederbeugend und leuchtend. »Ich sehe nichts – du hast eine Spürnase – suche, Hund!«

Gehorsam kniete der Mulatte nieder, rutschte auf den Steinfliesen herum, Nase und Augen fast am Boden, schnüffelte wirklich und stand wieder auf.

»Es ist nichts, Kapitän. Hier hat kein Mensch gestanden.«

Flederwisch hatte das andre Licht, welches vorhin in der Laterne gesteckt, entzündet.

»Nichts? Himmel und Hölle, mach mich nicht wahn-sinnig! Vorwärts, dortherum, laß keinen Winkel ununtersucht!«

Sie gingen nach zwei verschiedenen Seiten auseinander. Flederwisch gab das Suchen eher auf als Manuel, es war nicht einmal ein anderer Ausgang zu entdecken. Am Altar, vor dem am Boden die Laterne mit zerbrochenen Scheiben

und Spiegeln lag, trafen sie wieder zusammen, und Flederwisch legte dem Mulatten die Hand auf die Schulter.

»Hier stand ich,« sagte er, und jetzt flüsterte die heisere Stimme. »Hier sprach ich die sinnlose Zauberformel. Ich höhnte: Alfred – Werner. Und da stand er dort.«

Der Mulatte wurde wieder der mit dem Kopfe schüttelnde Ungläubige.

»Ihr habt geträumt, Kapitän . . . «

Wie von einer plötzlichen Wut erfaßt, packte ihn sein Herr an der Brust und schüttelte ihn heftig.

»Bin ich ein Geisterträumer?« schrie er. »Und da stand er, dort! sage ich.«

Manuel ließ sich schütteln, aber nicht einschüchtern, fest blickte er seinen aufgeregten Herrn an.

»Und Ihr habt doch geträumt, sage ich. Ihr seid krank, Kapitän, habt so lange nicht geschlafen, seid überarbeitet – Ihr habt eine sogenannte Vision gehabt.«

Flederwisch zog seine Hand zurück und seufzte:

»Ach, wenn es wahr wäre! Könnte es mir als eine Vision erwiesen werden? Nein!« Wieder fuhr er wild auf, beherrschte sich jedoch, blickte starr nach dem wechselnden Lichtschein. »Eins – zwei – drei – das sind drei Sekunden, und dreimal habe ich ihn gesehen, dreimal stand er da, die Hand nach mir ausgestreckt, und dreimal verschwand er wieder. Ist das eine Vision?«

»Wie sah er aus?«

Der Kapitän schien zu überlegen, er tastete mit der Hand an seine Stirn.

»Bleich – blutig – ich – ich – weiß es nicht. Aber Alfred war es!«

Seine Augen wurden noch stierer, als er den Mulatten wieder anblickte.

»Wenn Alfred noch . . . «

»Lebte?« ergänzte Manuel den Stockenden, und selbst jetzt war er seines Grinsens fähig. »Mit einer spanischen Machete im Rücken? Durch und durch? Bei dem Sturz und Aufschlagen dahinunter? Kapitän, dann glaube ich lieber an Geister!«

Wieder seufzte Flederwisch tief auf, und dann stieß er den Mulatten heftig zurück.

»Fort – fort – geh dorthin, daß wir dich nicht sehen – geh hinaus – ich will es noch einmal probieren!«

»Gebt Euch keine Mühe, er käme nicht wieder, es geht nur einmal, wie ich's Euch sagte, obgleich ich gar nicht daran glaube. Jeder Mensch hat nur eine Seligkeit zu vergeben, Eure ist futsch!«

»Dann versuch du's, stelle du dich hierher . . . !«

»Ich werde mich hüten!« wehrte der Mulatte erschrocken ab. »Einmal kommt der Tote nur, wenn man ihn liebgehabt hat, und das war bei mir nicht der Fall – wahrhaftig nicht, ich habe den Steuermann nie geliebt – und dann habe ich überhaupt keine Seligkeit, es gibt gar keine, ich glaube nicht daran – laßt mich, Kapitän, ich glaube nun einmal nicht an den ganzen Unsinn!«

Schrill lachte Flederwisch auf, vielleicht über den in seiner Angst doch so trotzigem Mulatten und über dessen konfuse Worte, vielleicht lachte er über sich selbst. Dann schritt er, in jeder Hand ein Licht, wieder in die Kirche hinein.

»Alfred!« rief er. »Ob tot oder lebendig – erscheine!«

»Erscheine!« gellte das Echo nach.

»Ob Geist oder Körper, ich suche dich, du bist mir willkommen, mit dir will ich teilen, denn zu fürchten habe ich dich nicht!«

»Nicht?« spottete das Echo mit fragendem Nachdruck.

»Laßt's gut sein, es nützt nichts mehr!« flüsterte Manuel hinter ihm, und Flederwisch wandte sich ihm zu.

»So komm, es war doch wohl nur eine Vision!« sagte er mit müder Stimme.

Sie schritten der Pforte zu. Aber erst sollte der Mulatte noch etwas ganz Wunderbares erleben. Als Flederwisch an dem Bildnis des Erlösers vorbeikam, stockte sein Fuß plötzlich, er blickte empor, sein Licht fiel zu Boden und er selbst auf das schräge Brett, auf welchem vor Jahrhunderten spanische Mönche in Reihen betend gelegen hatten.

»Ach, wenn es die Wahrheit wäre, daß es ein Jenseits und für den Menschen ein zweites Leben gäbe!« hörte Manuel ihn in jammerndem Tone rufen. Nichts weiter. So blieb Flederwisch stumm und regungslos liegen, das Gesicht in den Händen vergraben, wohl fünf Minuten lang, und wenn er wirklich vor dem Bilde des Erlösers betete, so sah der Mulatte es zum ersten Male, und er hätte so etwas nicht für möglich gehalten. Trotz aller seiner Schlaueit konnte er ja nicht ahnen, was jetzt in diesem Manne vorging!

Flederwisch erhob sich, und er konnte wohl nicht gebetet haben, oder er hatte keinen Trost gefunden, denn mit finstern Blicke stierte er zu dem Heilande der Welt hinauf, und immer noch lag ein wilder Hohn in seiner Stimme.

»Dann gibt es auch keine Gerechtigkeit – und an der Vergeltung habe ich auch nie gezweifelt. Ich habe gelogen und betrogen – und bin's wieder worden. Ich habe getötet – und auch mich hat man ins Herz getroffen. Ich will keine Gnade

haben, nur Gerechtigkeit, ich habe nichts zu fürchten, hier nicht und dort nicht – denn Rache habe ich nie gekannt! – Komm, Manuel, wir wollen die kostbare Zeit nützen; und um arbeiten zu können, muß man schlafen!«

Sie erreichten die Zelle, und gleich griff der Bootsmann wieder nach dem mit Arrak gefüllten Wasserglase, es seinem Herrn hinhaltend.

»Trinkt das, Kapitän, besauft Euch, dann könnt Ihr schlafen!« sagte er mit seiner frechen Treuherzigkeit, dann sah er stets aus wie ein Teufel, der seiner grimmigen Fratze gern einen gutmütigen Ausdruck geben möchte, und doch, dieser Ausdruck war der einzige, der ihm gut stand.

Aber mit einer verächtlichen Bewegung schob Flederwisch das Glas zurück.

»Trink du's, ich brauche es nicht. Ich will schlafen – ich will!«

Bald herrschte wieder Stille in der Zelle, auch der Laden klappte nicht mehr, knisternd verloschen die ausgebrannten Kerzen, ohne daß einer der beiden Schläfer erwachte. – – –

Langsam stieg aus einer anscheinend direkt in die Erde führenden dunklen Oeffnung ein Mann hervor. Der Mond bestrahlte voll das Gesicht des Einsamen und ließ es noch bleicher erscheinen, als es war, noch fürchterlicher sah die blutrünstige Stirn aus.

Einen Moment lauschte der Mensch vorsichtig und spähte nach allen Richtungen. Er hörte und sah nichts Verdächtiges. Da eilte er hinter einen großen Felsblock und barg sich im dunklen Schatten, den derselbe warf. Mehrere Minuten lang blieb er unsichtbar, dann trat er wieder hervor – er? – nein, das war ein ganz anderer – das war Helge Halfdan, der Schwede – das war Nobody!

»So,« murmelte er befriedigt. »Der erste Teil der Kur, der ich dich unterwerfen muß, mein lieber Kapitän Flederwisch, ist geglückt. Du hast die Banden gesprengt, die dich an ein unwürdiges Weib fesselten, du bist wieder frei! Du hast die Ratschläge befolgt, die ich dir, unerkannt, gab, und du glaubst dich nahe dem Ziele, das du dir gesteckt hast und das doch kein Sterblicher erreichen kann. Dabei aber ist die Reue über das, was du mir getan zu haben glaubst, bereits riesengroß in dir emporgewachsen – nein, die Reue darüber, daß du den von dir stießt, der dein einziger, dein wahrer Freund war – und heute bin ich deinem mahnenden, dich anklagenden Gewissen zu Hilfe gekommen. Haha,« fuhr Nobody nach kurzer Pause in gänzlich verändertem Tone fort, »die Einbildung tut alles, sagte, er – und deshalb hielt er mich, als ich in der Gestalt seines ersten Steuermannes vor ihm auftauchte, wahrhaftig für diesen. Meine Berechnungen stimmten. Die Klosterkirche war der einzige Ort, wo dieser Geisterspuk in Szene gesetzt werden konnte. Flederwisch, du wirst diese Nacht nie vergessen, denn sie hat dir gezeigt, daß du trotz aller Renommisterei doch nicht das Zeug zu einem Tyrannen, zu einem Verbrecher in dir hast, der göttliche und menschliche Gesetze mit den Füßen tritt, um seine phantastischen Ideen zu verwirklichen. Wenn du das willst, Flederwisch, dann mußst du die Hilfe eines Stärkern in Anspruch nehmen – meine Hilfe! Und wenn die Zeit gekommen, wenn auch der zweite und schwerste Teil deiner Prüfung vorüber ist, dann soll die Welt staunend zwei Namen nennen – Flederwisch und Nobody! Nobody und Flederwisch!«

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten wandte sich Nobody, der jetzt wieder Helge Halfdan war, und verschwand im Schatten des Waldes. — — —

Als der Morgen anbrach, trug Manuel die Sachen ins Boot, während sein Herr noch einmal die Klosterräume durchschritt.

Die lachende Sonne ließ sie freundlicher erscheinen, so wie ein freundliches Lächeln auch das häßlichste Gesicht verschönt. Heute hatte nichts mehr etwas Spukhaftes an sich. Der Ziegenstall am Refektorium wurde zwar von den Sonnenstrahlen in seiner ganzen Unreinlichkeit gezeigt, aber etwas Unheimliches war nicht mehr dabei — die kleinen Zellen mit der herrlichen Aussicht auf Wald und Meer mußten sich ganz heimisch einrichten lassen, und die hohe, kühle Klosterkirche gab für die heißesten Monate einen schönen Saal zu ernstem Träumen ab.

Ebenso durchquerte Kapitän Flederwisch noch einmal die kleine Insel. Es war, wenn man nicht an die Mönche dachte, ein jungfräuliches Eiland, prangend im üppigsten Pflanzenschmuck der Tropen. Schade nur, daß gar kein Trinkwasser zu entdecken war! Trotzdem — hier wollte er einen Park anlegen. Die hierhergebrachten Chinesen sollten einen Zaubergarten schaffen, und wenn das für Springbrunnen und Kaskaden nötige Wasser in Röhren durch das Meer geleitet werden mußte. Vielleicht interessierte sich auch Carmencita dafür. Er wollte einmal nicht seinen eignen Plänen folgen. Vielleicht fand sie Geschmack am Erfinden und Schöpfen.

Noch einmal begab Flederwisch sich in das Kloster, und als er nach einer halben Stunde wieder ins Freie trat, waren seine Kleider mit Kalkstaub und Schmutz bedeckt.

Der Mulatte saß im segelfertigen Boot und wartete auf seinen Herrn.

»Ihr seht gerade aus, als ob Ihr auch in den Kellern herumgekrochen wäret.«

»Ich war überall!«

»Nichts gefunden?«

»Was soll ich finden? In einer Woche muß das Kloster wohnlich eingerichtet sein. Zieh den Klüver wieder ein!«

»Ja, wollen wir denn nicht . . . ?«

»Laß deine vorlauten Fragen und gehorche! Nordnordost ist der Kurs!«

Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, zuckte der Mulatte die Achseln, als er den Befehl ausführte, der ihm nicht behagte. Es ging also nicht zurück, nicht um die Insel herum, sondern nach den Felseninseln, nach Teufelshausen.

Flederwisch bediente das Steuer, nahm oft die Sonne auf, rechnete und maß auf einer Karte, nach welcher Manuel schielende Blicke warf. Nackte, schwarze Felsenmassen tauchten auf, schon jetzt glühende Hitze ausstrahlend. Die beiden fuhren an dem äußersten Saume der Riffe entlang, bis gegen Mittag Flederwisch das Segel überschwenken ließ und das Steuer herumdrehte. Das Boot bog in eine breite Wasserstraße ein.

»Herrgott, gerade in der schönsten Mittagshitze,« brummte verdrießlich der Mulatte, an dessen schwarzer Haut der Schweiß schon wie Wasser herablief.

»Dafür ist in einer Viertelstunde die höchste Flut, du wirst wenig zu rudern haben.«

Sie passierten ein flaches Felsplateau, dessen gebogner Rand eine Bucht umfaßte. Aufmerksam blickte Manuel hinüber.

»Nun ist es schon ein halbes Jahr her – oder erst ein halbes Jahr, daß wir hier lagen, und was hat sich inzwischen nicht alles geändert!«

Flederwisch antwortete nicht, blickte nicht hin, er berechnete die geographische Lage.

Noch eine halbe Stunde, Manuel begann zu rudern und fluchend mit der Hakenstange zu schieben, er machte darauf aufmerksam, daß sie damals doch jenen Weg genommen hätten – Flederwisch wies ihn zur Ruhe, er suchte einen andern Weg nach der Felseninsel, und er fand ihn, seitwärts öffnete sich der halbe Kraterberg mit seinem amphitheaterartigen Aufbau.

Das Boot hätte jetzt bei der hohen Flut über die Riffe weg eindringen können; der Kapitän tat es nicht, er fuhr nur so nahe als möglich an die höher aus dem Wasser ragenden Felsen, verankerte es sorgfältig, und beide balancierten über die Klippen dem festen Ufer zu, auch einmal ins Wasser springend und ein paar Schritte watend, denn so gefährlich sind die Hyänen des Meeres doch nicht, wenn sie nicht gerade auf Beute lauern, wobei sie stets an den Flossen zu erkennen sind. Wenn das Boot aber hier eingedrungen wäre, und der Aufenthalt länger dauerte, würde es wahrscheinlich bis zur nächsten Flut in einer Falle sitzen.

Es war seit jener Katastrophe das erstemal, daß Flederwisch diese Insel wieder betrat. Er hatte keine Gelegenheit, es nicht nötig gehabt, er wußte seinen Hort hier sicher liegen, bis er ihn brauchte.

Sie kletterten über die Lavaspitzen und die Wrackstücke. Das rote Gold gleißte noch immer in der Sonne, vielleicht von noch mehr Barren ausstrahlend, denn das Holz der Fässer begann zu faulen, die Dauben fielen auseinander und

schütteten ihren Inhalt aus. Die Menschenknochen waren noch weißer gebleicht.

»Da lacht einem das Herz im Leibe,« kicherte Manuel, ließ aber das Gold unberührt, viel mehr Interesse schien er für die weißen Knochen zu haben, und dasselbe galt von seinem Herrn.

»Hier, Kapitän, hier liegt er!«

Er hatte das Skelett gefunden, das von Nobody mit der Machete des Mulatten von hintenher durchbohrt worden war.

Eilends folgte Flederwisch dem Rufe, dann verzögerte sich sein Gang, bis er zuletzt mit festem Schritte nähertrat.

Wohl war es ein gräßliches Bild, das sich ihm bot, doch hier, zwischen den vielen menschlichen Gerippen, verlor es etwas von seiner Fürchterlichkeit, und er hatte ja gewußt, was er finden würde – ja, hatte es zu finden – gehofft.

Es war ein außergewöhnlich großes Skelett, sich von den andern noch dadurch unterscheidend, daß alle stärkern Knochen gebrochen waren, wie auch der Schädel, es lag auf der Gesichtsseite, viele Gebeine waren zerstreut, und von hinten ging durch den leeren Brustkasten mit zersplitterten Rippen ein langes Messer.

Schwer atmend stand Flederwisch daneben.

Der Mulatte bewegte sich zuerst, er zog die Machete aus dem Gerippe; das Messer war unversehrt.

»Ja, das ist noch alter, spanischer Stahl,« sagte er, die Klinge beliebügelnd, »die bricht nicht so leicht wie Kalkknochen.«

Er bückte sich, um einen Schenkelknochen aufzuheben.

»Laß es liegen, faß es nicht an!« stieß Flederwisch heiser hervor.

Der Mulatte richtete sich wieder auf und hob die Schultern.

»Es fehlt verschiedenes, Geier und Möwen haben ...«

»Schweig! Kein Wort mehr hier aus deinem Munde!« herrschte ihn sein Herr furchtbar drohend an. »Suche in dem Wrack nach einer Schaufel oder nach sonst einem Instrument, mit dem man graben kann.«

Als Manuel zurückkehrte, sah er, wie sein Herr den Totenschädel in der Hand hielt. Bei des Mulatten Näherkommen legte er ihn schnell wieder hin. Manuel brachte zwei verrostete Enterbeile mit; geeignetere Werkzeuge habe er nicht finden können, und mit einem Grabe hier in diesem Felsboden würde es wohl auch so eine Sache sein.

»Entferne dich außer Gesichtswerte – geh dort oben hinauf, aber blicke nicht herab – ich rufe dich durch einen Schuß.«

Der Mulatte schlenderte davon, einen Weg nach oben suchend.

Hallo, wo waren denn jene Andenken vom Steuermann? Die Taubündel, Strickleitern, der Sextant und die andern Sachen mußten eigentlich noch hier liegen! Nein, es war auch nicht nötig! Ein tropischer Regenguß wäscht alles weg, was nicht angenietet ist.

Richtig, dort lag ja schon ein zusammengerolltes Tau, halb vermodert, es hatte sich zwischen Felsen eingeklemmt, und dann fand Manuel auch noch ein kleines, verrostetes und zerbrochenes Taschenfernrohr, sowie einen kleinen Kompaß ohne Magnetnadel.

Die Sachen wieder wegwerfend, bummelte der Mulatte etwas auf der Insel herum und suchte die Höhle auf, in welche er einst seinen bewußtlosen Herrn getragen hatte. Hier

brannte er sich eine Pfeife an, zog die wiedergefundene Machete aus dem Hosenbein, beliebügelte sie abermals von allen Seiten und begann den Stahl zu polieren, der nur wenig vom Rost gelitten hatte. Als er Durst verspürte, ging er nach jener Stelle, wo aus einer Felsenritze ein Wasserstrahl hervorgesprudelt war, fand aber die Quelle versiegt. Da fiel der Revolverschuß, und er eilte zurück.

Flederwisch hatte hier unten kein Grab unter der Erde herstellen können. Dort, wo die Flut nicht hinaufreichte, waren von seinen Händen lose Steine aufgetürmt worden, und unter diesen ruhten des gemordeten Steuermanns letzte irdische Reste.

»Ein Kreuz?« murmelte er, nachdenklich sein Werk betrachtend, als Manuel schon hinter ihm stand. Doch dann schüttelte er finster den Kopf.

Lauernd beobachtete der Mulatte die düstern Züge des Kapitäns.

»Manuel,« wandte sich dieser plötzlich an ihn, »ich hätte die größte Lust, dich auf diesem Grabe zu opfern.«

Der Mulatte grinste etwas unsicher, sein Herr machte so tiefensten Augen.

»Nein, du bist's nicht wert. – Manuel! Was ist schöner: Männerfreundschaft oder Frauenliebe?«

»Männerfreundschaft,« versicherte der Mulatte schnell, »natürlich Männerfreundschaft! Das heißt, so ab und zu ein hübsches . . . «

Ein wuchtiger Faustschlag traf sein Gesicht, daß er das Begleitwort dazu nicht vernahm und ihm noch nach Tagen die Nase bei jeder Gelegenheit blutete.

Den achtundzwanzig außer Dienst gestellten Chinesen wurde erklärt, der gnädige Kapitän habe es sich anders überlegt. Bei der Kündigung bliebe es zwar, und zehn Jahre müßten sie auf den Inseln ausharren, aber wenn sie mit einem kleinen Lohne zufrieden seien, sollte ihnen wieder Arbeit zugewiesen werden, vielleicht auch, daß sie wieder mit vollem Lohne eingesetzt würden. Mit Freuden gingen die schon in wenigen Tagen ganz mürbe gewordenen Kulis darauf ein, sie wurden nach der Klosterinsel transportiert, ein Heer von andern Arbeitern folgte mit einer Schiffsladung von Möbeln und Hausgerät.

Nach acht Tagen kam das Heer von willigen Arbeitern zurück, sie erzählten ihren Kollegen haarsträubende Geschichten von der Gespensterinsel, was sie da alles erlebt hatten, und nun mußten jene Kulis, die ihr Geld gefordert hatten, für immer dort bleiben und sich von Geistern und Dämonen Tag und Nacht ängstigen lassen, und wenn sie auch für die Gärtnerarbeit bezahlt wurden, das war doch zu schrecklich, und ein Ausreißen gab es von dort nicht.

Flederwisch begab sich zu Carmencita. Würde sie auf den Vorschlag freiwillig eingehn, da sie jedenfalls schon von dem Kloster und seinen Sagen gehört hatte? Er war versöhnlich gestimmt, aus Mitleid, er gebrauchte auch wieder das vertrauliche Du.

»Willst du, Carmencita? Du liebst Blumen; lege dir einen Garten an! Die ganze Insel steht dir zur Verfügung, alles, was du brauchst! Schaffe etwas, du wirst immer mehr Freude daran empfinden, und auch ich werde mich freuen, wenn du mir etwas Schönes zeigen kannst.«

»Ich danke dir, Paul,« flüsterte sie, und wirklich, in ihren Augen blitzte es fröhlich auf. Dachte sie vielleicht an eine

Annäherung? Das hatte Flederwisch sie nicht glauben machen wollen. Ihn dauerte das Kind des sonnigen Südens, wie er immer mit jedem Vogel im Käfig Mitleid empfand, und es konnte ja auch sein, daß sie sich nur über den Sonnenschein freute, der ihr wieder winkte.

»Kennst du denn die Klosterinsel?«

»Ich habe schon viel von ihr gehört.«

»Von ihren Sagen?«

»Ein eingemauerter Mönch soll darauf umgehn. Ich fürchte mich jedoch nicht; die bösen Mächte haben keine Gewalt über mich, ich trage eine geweihte Reliquie bei mir.«

»Ah so, dann ist's ja gut.«

»Paul,« begann sie nochmals, als er schon die Tür öffnete, »was hast du mit mir vor, daß du mich in ein Kloster tust?«

»Du sollst für mich büßen.«

Er hatte es nur gesagt, weil er gerade keine andre Antwort wußte, hatte sich nichts dabei gedacht. Sie aber mußte den Worten wohl eine tiefere Bedeutung geben; mit einem langen Blicke sah sie nach der Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte, und diesmal war sie es, die ein höhnisches Gesicht machte. —

Carmencita war übergesiedelt, Flederwisch hatte sie begleitet und sich von dem Komfort des Klosters überzeugt, das kaum wiederzuerkennen war. Dann nahm er den Bau der Drahtseilbahn auf den Krater in Angriff, wozu die Materialien schon beschafft worden waren.

Wenn Flederwisch solch ein spezielles Unternehmen vorhatte, dann konnte ihm nichts schnell genug gehn, dann mußte alle andre Arbeit liegen bleiben und die ganze Kraft nur auf das eine konzentriert werden.

Vielleicht hatte er auch recht. Die Ingenieure veranschlagten den Bau auf drei Monate, Flederwisch rechnete nur eine Woche heraus. 1500 Meter betrug die Länge der Bahn, 3000 Kulis mußten Hand anlegen, auf jeden Meter kamen also zwei Arbeiter. So entstand denn auch wie durch Zauberei der Weg in die Luft.

Die Fertigstellung in der vorgeschriebenen Woche neigte sich ihrem Ende zu, noch spät in der Nacht saß der Kapitän schreibend und rechnend in seiner Schiffskabine, die er noch immer nicht mit einer Landwohnung vertauscht hatte.

Es war Neumond, der Himmel auch noch bedeckt, der starke Wind wehte aus Nord mit einer kleinen östlichen Ablenkung. Woher der Wind weht, das ist ja den Landbewohnern sehr gleichgültig, während sich des Seemanns ganzes Interesse um den Wind dreht, jede Stunde ist er über die Richtung orientiert, er führt Buch darüber, und er tut es schließlich aus Gewohnheit, wenn er es gar nicht mehr nötig hat.

Es klopfte an der Tür. Der an Deck wachegehende Matrose trat ein und erstattete eine Meldung, die den Kapitän sofort aufspringen ließ; und sie war tatsächlich geeignet, auch einen starknervigern Mann als Flederwisch zu erschrecken.

Der Kapitän hatte von jenem nächtlichen Abenteuer in der Klosterkirche natürlich niemandem etwas erzählt, und daß der Mulatte nicht plauderte, verstand sich ganz von selbst. Kein Mensch außer ihnen konnte demnach auf den Gedanken kommen, daß der Geist des vermeintlich ermordeten ersten Steuerannes dort umgehe. Flederwisch aber hatte als Wächter für Carmencita und als Aufseher für die Kulis zwei seiner Matrosen mit nach der Klosterinsel geschickt, darunter den eingangs erwähnten dicken Holländer

mit Schmerbauch und Glatze, und dieser ließ sich jetzt bei seinem Kapitän melden mit der Angabe, daß er eine wichtige Nachricht zu überbringen habe.

Sofort dachte Flederwisch an Carmencita, und daß sie entflohen sei, und in höchster Erregung erwartete er den Eintritt des Matrosen, der sich nachts halb zwei bei ihm einfand.

Der dicke Holländer trat ein. Sein Vollmondgesicht lächelte freundlich wie immer.

»Was bringt dich her? Doch nichts passiert?«

Nein, Schlimmes konnte wohl nicht passiert sein, der Mann sah zu vergnügt aus.

»Heute nacht zehn Minuten nach zwölf, als ich Wache hatte,« sagte der phlegmatische Holländer langsam mit fettiger Stimme, »haben ich und die Frau Kapitän in der Klosterkirche den Geist vom ersten Steuermann gesehen.«

Gerade von diesem Manne, aus diesem Munde so faul hergesagt, brachten diese Worte eine so gewaltige Wirkung auf Flederwisch hervor, daß er den Holländer fassungslos anstierte, als sei dieser selbst Alfreds Geist.

»Erzähle ausführlicher!«

Der Matrose brachte seine lakonische Meldung in breitere Worte. Um Mitternacht übergab ihm sein Maat die Wache. Alles war ruhig, alles schlief, nur die Frau Kapitän hatte oben in ihrer Schlafzelle noch Licht. Wie vorgeschrieben, ging der Holländer erst zu dem einzigen Boote der Insel und prüfte den sichern Verschluß. Alles in Ordnung. Wie der Wächter wieder zurück nach dem Hause geht, sieht er die Fenster der Klosterkirche schwach erleuchtet. Oben ist kein Licht mehr, da ist also die Frau Kapitän drin. Sie betet überhaupt recht viel in der Kirche; nun geht sie schon

Nachts hinein, wenn sie nicht schlafen kann! Da ertönt ein gellender Schrei. Das ist die Frau Kapitän gewesen. Noch so ein Kreischen! Erst zieht der gewissenhafte Matrose die Uhr und überzeugt sich, daß es sechzehn Sekunden vor zehn Minuten nach zwölf ist, damit er's dann auch richtig ins Wachtbuch eintragen kann, dann beschleunigt er etwas seine Schritte und geht durch den Kreuzgang in die Kirche. Auf dem Altar steht der große Armleuchter mit neun brennenden Kerzen, lang davor liegt die Frau Kapitän, und wie der Holländer zur Seite sieht, steht da im dunklen Hintergrunde der Geist vom ersten Steuermann.

»Ich wollte ihn haschen, aber als ich hinkam, war er schon weg,« schloß der Mann langsam und bedächtig.

»Sein – sein – Geist – war es?« brachte Flederwisch mühsam hervor. »Woher weißt du das?«

»Na, Kapitän, Ihr habt ihn doch . . . kchch,« sagte der Matrose gemütlich, das Wort ›getötet‹ mit einem schriftlich nicht wiederzugebenden Laute ausdrückend, »und der Steuermann war es, ich habe ihn mir ganz genau angesehen.«

»Wie – wie – sah er aus?«

»Schneeweiß von oben bis unten, sogar das Haar war ganz weiß. Ich habe ihn mir ganz genau angesehen.«

»Wenn der Steuermann tot ist – glaubst du denn an Geister, glaubst du, daß Tote wiedererscheinen können?«

»Na, Kapitän, bis jetzt habe ich nicht daran geglaubt, aber es hilft nichts, haschen ließ er sich nicht, und ich habe ihn mir ganz genau angesehen,« wiederholte der faule Holländer zum dritten Male.

»Hast du – hat Carmencita eine Beschwörung gebraucht? Was sagte sie überhaupt?«

»Erst lange gar nichts, sie war bewußtlos. Wir haben sie mit Senfspiritus eingerieben, jetzt geht's der Frau Kapitän ganz gut. Ja, die hat ihn auch gesehen. Sie will gebetet haben, und als sie einmal aufsah, da hat er dagestanden – und – und – Kapitän,« jetzt wurde der phlegmatische Mensch plötzlich doch ein anderer, er warf einen Blick um sich, dann beugte er sich etwas vor, begann zu flüstern: »sie fing zu schwatzen an – sie hätte für Alfred – das ist unser Steuermann – gebetet – sie hätte ihn ermorden lassen – durch Manuel – und Ihr wüßtet's wohl auch ... «

»Rufe Manuel! Wecke ihn!«

Lange blieb Flederwisch den auf ihn einstürmenden Gedanken nicht allein überlassen; noch ehe der Mulatte kam, meldete der Wachtmatrose wieder, ein Mann von der Küste wünschte den Herrn Kapitän zu sprechen, er hätte einen Auftrag von Mrs. Lewis.

»Von der Küste? Aus Guayaquil? Wie ist er auf die Insel gekommen?«

»Ein deutscher Aufseher, der dort die Wache hat, brachte ihn hierher. Ich wurde nicht klug aus seinen Reden, er sprach immer von einer Gondel. Die nennen alles, was schwimmt, eine Gondel.«

»Er soll hereinkommen.«

Der auf dem Korridor Wartende trat ein, hinter ihm schloß sich die Tür. Flederwisch, im amerikanischen Drehstuhle sitzend, wandte sich ihm nur halb zu. Er sah einen gutgekleideten, fremden Mann mit schwarzem Schnurr- und Kinnbart. Das Nächstfolgende spielte sich in wenigen Sekunden ab.

»Senor Paolo Müller?«

»Ich bin's.«

»Kennen Sie mich?«

Der Fremde riß den falschen Bart ab, Flederwisch blickte in das verwandelte Gesicht, und ehe er nur etwas denken konnte, wurde dicht vor seinem Kopfe ein Revolver abgedrückt. Der Meuchelmörder sprang zur Tür hinaus, hinter ihm stürzte der Kapitän vom Stuhl.

Der schon zu Bett gewesene Steward hatte die vielen Schritte gehört und war wieder aufgestanden, eben als er den Korridor betrat, hörte er den Schuß, sah einen Mann die zum Deck führende Treppe hinaufspringen, die Kabinentür war offen, er fand den Kapitän in seinem Blute am Boden liegen.

Zu gleicher Zeit trat der von dem Holländer geweckte Mullatte aus der Bootsmannskabine. Der scharfe Schuß krachte, auch Manuel sah noch den Mann die Treppe hinaufeilen, im Augenblicke dachte er noch, das müsse ein Fremder sein, die Kleidung fiel ihm auf.

»Mord! Der Kapitän ist durch den Kopf geschossen!« schrie da der Steward.

Als wäre er selbst getroffen worden, so heulte der Mullatte auf, flog durch den Korridor, an des Kapitäns Kabine vorbei und zur Treppe hinauf, oben rannte her Fremde über die Laufbrücke an Land, und Manuel, in der Faust plötzlich das kubanische Messer, hinter ihm her, immer noch wie ein verwundeter Tiger brüllend.

Die schwärzeste Nacht herrschte. Die Frithjof lag dicht am Land, die nähere Umgebung des natürlichen Hafens von Floreanu glich einem großen Werkplatz, hier Ziegelsteinhau- fen, dort Holzstapel, dazwischen Wohn- und Güterschuppen, und wenn auch sonst auf der Insel viel gearbeitet und gebaut wurde, so war es doch immer noch eine mit Wald

und Busch bedeckte Wildnis, durch welche Wege gehauen worden waren.

Mit langen Sätzen jagte der rätselhafte Fremde über diesen Werkplatz, zehn Schritte hinter ihm der Mulatte, und hätte sich jener nur umgedreht, um den Revolver zu gebrauchen, er wäre von der Machete durchstoßen worden, ehe er hätte abdrücken können, und hier gab es auch kein Verstecken mehr. Manuel brauchte gar nicht die Gabe zu besitzen, im Finstern sehen zu können, schon das Geräusch der eilenden Schritte hätten ihn auf der Spur bleiben lassen müssen, und die Wut verlieh ihm die Schwingen des Todesengels, aber eben, weil der Fremde diesen hinter sich wußte, schien auch er beflügelte Füße zu besitzen.

Zweige knackten – jetzt hatte der Fliehende den Buschwald erreicht.

Da erhielt der Mulatte einen heftigen Schlag vor die Brust, doch das war es nicht, warum er zurückprallte, den Stoß hätte er ausgehalten – das war ein Pferd! Das war ein schwarzes Roß, jetzt saß ein Mann darauf, Galoppsprünge, ein gellendes, höhnisches Gelächter – und fort war alles!

Und auf Floreanu wie auf den andern Inseln gab es kein einziges Pferd! Die Landung eines solchen wäre ein Ereignis gewesen, von dem Manuel sicher gehört hätte.

Doch jetzt war keine Zeit, um über dieses Wunder zu grübeln, und der Mulatte konnte von Glück sagen; nur eine Spanne weiter, und der Huf des anspringenden Pferdes hätte ihm den Brustkasten zerschmettert – und außerdem mußte dieser Huf unbeschlagen sein, sonst wäre es auch nicht so abgegangen.

»Haltet ihn! Es ist Pepe-Pepe, der Zambo! Er hat den Kapitän ermordet!«

Manuel ließ es nicht bei diesem zwecklosen Rufen, noch vernahm sein Ohr die Galoppsprünge, er jagte den durch den Wald gehauenen Weg weiter, der zur Küste führte.

Die schmale Insel erstreckt sich lang von Süden nach Norden, von hier bis an die östliche Küste waren es nur zwei Kilometer, der Mulatte durchflog sie in wenigen Minuten, schon hörte er den Wellenschlag . . .

Da fiel wieder ein Schuß. Noch zehn Sekunden – Manuel stürzte über einen am Boden liegenden Pferdeleib, und dort schoß mit geschwelltem Segel ein Boot davon, zwei oder drei Männer darin.

Der Bootsmann raffte sich auf. Das Pferd war tot. Ja, jener Mann dort wußte, wie man Verfolger aufhält.

»Die Dampfpinasse klar. Feuer unter den Kessel! Dampf auf! Dampf auf!«

Unausgesetzt brüllte Manuel, während er den finstern Weg zurückrannte.

Am Hafen und auf den Schiffen herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Alles war auf den Beinen, alles rannte durcheinander.

»Der Kapitän ist tot! Der Kapitän ist erschossen worden!«

Ueberall wurde es geschrien und geflüstert. Sonst aber wußte man noch gar nichts.

Da kam der nach der Dampfpinasse brüllende Bootsmann.

Kleine und große Dampfboote gab es genug, aber seit acht Uhr waren alle Feuer erloschen. Manuel meinte eine große Dampfpinasse, welche auch sehr gut segelte und als Depeschenboot diente, er schrie dem alten Matrosen, welcher als Kapitän derselben fungierte, etwas zu, was dieser gar nicht verstand, war mit einem Sprunge im Kesselraum,

öffnete das Wasserstandsglas, verbrühte sich die Hand und jauchzte doch vor Freude auf, er goß eine ganze Gallone Petroleum über das Holz, die Flamme schlug ihm entgegen und verbrannte ihm die Haare, er beachtete es nicht, warf alles ins Feuer, was ihm Brennbares unter die Hände kam, dem Heizer riß er das Hemd vom Leibe und tränkte es mit Petroleum, dann war er wieder oben an Deck, und wäre der Kapitän nicht geflüchtet, er hätte ihn ermordet, weil noch keine Segel gesetzt waren, er tat es selbst, war wieder am Kessel, wieder an Deck, immer brüllend oder etwas von sechs, acht und zehn Knoten schwatzend, von dreißig Stunden Zeit und von Einholen.

Der Mulatte war ganz von Sinnen, wußte aber doch, was er tat, und schon nach fünf Minuten, nachdem er die Pinasse betreten, flog diese unter vollen Segeln durch die Inselstraßen, und sie hatte kaum das offene Meer erreicht, als die Schraube schon das Wasser zu peitschen begann.

Außer der kleinen Besatzung befanden sich noch einige Matrosen von der Frithjof an Bord, welche ihrem Bootsmann nachgelaufen waren. Aber noch immer wußte man nichts, erfuhr man nichts, denn obgleich sich die Pinasse in voller Fahrt befand, tobte der Mulatte noch immer. Er benahm sich wie ein vom Amok, von der Zerstörungswut befallener Malaie, der mit geschwungnem Dolch durch die Straßen rennt und alles Lebende niedersticht, bis er sich an einem Hause den Kopf zerschmettert, oder bis ihn eine Kugel trifft.

Das erste war, daß er an das Sicherheitsventil Gewichte hing, und als der Maschinist ihn wegen der Explosionsgefahr daran hindern wollte, entging dieser nur durch Zufall einem Messerstiche; als aber der Kapitän sagte, er habe

wirklich keinen Scheinwerfer an Bord, die Pinasse sei nicht damit ausgerüstet, da jagte der Mulatte mit dem Dolche in der Faust den flüchtenden Mann mehrmals über Deck. Es wurde zuviel; die Matrosen warfen sich auf den Rasenden und bändigten ihn, und erst, als ihm schon die Stricke um die Arme geschlungen wurden, erklärte Manuel, ganz vernünftig sein zu wollen; der Mörder sei in einem Segelboote entflohen, ostwärts, natürlich der Küste zu, man müsse ihn einholen. Von nun an stand er unbeweglich vorn am Bug, in die durch keinen Stern erhellte Nacht hinausspähend, oder benutzte die neben dem Schornstein angebrachte Vorrichtung des Nachtfernrohres, aber nur selten, weil dazu die Schraube außer Betrieb gesetzt werden mußte, sonst ließ das in allen Fugen zitternde Boot keinen sichern Blick durch das Nachtglas zu.

Die Gallopagos sind 130 deutsche Meilen von der Küste entfernt, die Pinasse, welche diesen Weg schon oft gemacht, legte sie bei einer Fahrt von 14 Knoten in 30 Stunden zurück. Der Seemann hatte das kleine Segelboot ja gesehen, es konnte nicht die Hälfte der Knoten laufen. Zehn Minuten später war die Pinasse abgegangen, sie mußte das Boot bereits überholt haben. Aber welcher große Zufall gehörte dazu, um die winzige Nußschale auf dem Meere in finsterner Nacht überhaupt zu entdecken!

Manuel war sich selbst im unklaren darüber, was er wollte. Er verließ sich auf den Zufall. Dann war noch vielerlei dabei, was er nicht verstand. Sollte denn jener Mann die 580 Seemeilen in dem kleinen Boote zurückgelegt haben? Er glaubte es kaum. Und woher kam das Pferd? Schon begann in dem Mulatten eine Vermutung aufzusteigen, die

sich später auch als richtig herausstellen sollte, und sogleich gab er Befehl, alle Lichter zu verlöschen.

Zuerst aber rechnete er doch noch mit dem Boote. Dieses mußte von dem Winde südlich abgetrieben werden, Manuel steuerte also Südost. Nach einer halben Stunde richtete er den Kurs direkt nach Norden. Der Kompaß und die Logleine waren jetzt die einzigen Hilfsmittel, nur ganz ungefähr berechnen zu können, wo man sich befinde, denn Mond und Sterne fehlten zur genauern Bestimmung der geographischen Lage.

Es war etwas nach drei Uhr, als ein Matrose auf Röte des westlichen Horizonts aufmerksam machte. Zuerst gehörte Einbildungskraft dazu, um die Röte überhaupt zu bemerken. Doch sie nahm schnell zu.

»Das ist Feuer,« entschied der Mulatte nach einigen Minuten. »Auf einer der Inseln brennt es.«

Das Rad wurde gedreht, es ging zurück, daß die Planken sich aus den Fugen zu lösen drohten. Wieder stieg in Manuel eine Ahnung auf; jetzt lauschte er nach Schüssen.

Mit doppelter Schnelligkeit nahm die blutige Röte am westlichen Himmel zu; denn die Pinasse näherte sich schnell, und die Flammen mochten wachsen. Auf 10 bis 25 englische Meilen taxierten die Seeleute die Entfernung, sonst fehlte jede Bestimmung, sie konnten nicht wissen, welche Insel es sei.

Die Zeit verstrich qualvoll langsam. Wie eine Statue stand der Mulatte am Bug, in die Nacht spähend.

Da stieg seitwärts von der Pinasse eine Funkengarbe empor, sie konnte nur aus dem Schornstein eines Dampfers kommen, der ebenso wie die Pinasse ohne Licht fuhr.

Man braucht kein Seemann zu sein, um das Unheimliche zu fühlen, was es heißt, in finsterner Nacht auf einem durch das Wasser schießenden Dampfer ohne Lichtzeichen zu sein. Die Frithjof-Matrosen waren dergleichen von ihren Schmuggelfahrten her gewöhnt, doch den andern hatte sich das klopfende Herz noch immer nicht beruhigt.

Mit dem lautlosen Sprunge eines Panthers schnellte der Mulatte an das Steuerad, schleuderte den Matrosen zurück und drehte das Ruder seitwärts, daß die in voller Fahrt befindliche Pinasse zu kentern drohte und die schäumenden Wogen von beiden Seiten über ihr zusammenschlugen.

»Ist der Kapitän tot, kann alles krachen gehn,« zischte Manuel zwischen den Zähnen hervor.

Da flammten dort drüben plötzlich viele kleine Lichter auf, es waren die Bollaugen, der Dampfer war mit elektrischem Lichte versehen, jetzt konnte man seine äußern Umrisse unterscheiden.

»Verdammt, es ist eine Dampfjacht, die holen wir nicht ein.«

Und Manuel drehte das Ruder zurück. Niemand ahnte, was er vorgehabt. Nicht ausweichen hatte er wollen, denn daß der Dampfer in paralleler Richtung entgegenkam, hatte er gleich erkannt – er hatte vielmehr dem größern Dampfer in die Rippen rennen wollen.

Die Röte wurde heller, sie verwandelte die Nacht in Tag, jetzt sah man die Flammen emporschlagen, jetzt erblickte man den Herd des großen Feuers.

»Es ist auf der Klosterinsel! Das Kloster brennt!«

Noch eine Viertelstunde verging, dann fuhr die wenig tiefgehende Pinasse, von Manuels Faust gesteuert, auf den am

Strande stehenden Baum zu bis der Kiel knirschte. Mit einem ausgelegten Brette konnte man das Land trocken erreichen. Der Dachstuhl brannte lichterloh, die nächsten Bäume hatten schon Feuer gefangen, der ganze Wald war dem Untergange geweiht.

Die Matrosen, den Mulatten an der Spitze, sprangen ans Ufer. Dort lag ein Chinese, hier ein zweiter, da ein dritter – alle tot, ermordet. Der Mulatte stieß ein heiseres Wutgeheul aus. Er hatte den zweiten Wächter gefunden, von Revolvergeschüssen siebartig durchlöchert, furchtbar verstümmelt.

Aber seine Faust umklammerte noch ein blutiges Enterbeil, und an dessen Schneide klebten Haare. Der Mann hatte sich nicht ohne mörderischen Kampf überrumpeln lassen.

Auf der Insel war kein lebender Mensch mehr, und Manuel brauchte auch keinen Bericht, er wußte alles.

Pepe-Pepe, der Zambo, hatte sich gerächt. Ein halbes Jahr hatte er zum Ueberlegen gebraucht, wie er seine verlorne Ehre wiederherstellte. Der Kapitän hatte ihm die Beute in seinem eignen Hause wieder abgenommen, hatte den stolzen Indianer furchtbar gedemütigt – der Indianer schoß den Kapitän an Bord seines Schiffes nieder, umringt von vielen Tausenden von Menschen, hatte sich nicht hingeschlichen, der Pampasindianer war hoch zu Roß hingeritten – wie das freilich geschehen konnte, das war ein Rätsel – und dann hatte er sich das weiße Weib ebenfalls wiedergeholt.

Der Tag war noch weit entfernt, als die Pinasse wieder in den Hafen einlief. Unterwegs waren sie einem andern Dampfboot begegnet, welches erst jetzt der brennenden Insel zusteuerte, es waren Worte von Bord zu Bord gewechselt

worden, ohne die Fahrt aufzuhalten. Der Mulatte hatte wieder gebrüllt und sich wie sinnlos benommen, aber diesmal vor Freude.

»Der Kapitän lebt?«

Mit diesem jauchzenden Rufe sprang er ans Ufer und rannte der Frithjof zu.

Flederwisch lag im Schwebbett seiner Kabine, den Kopf mit Bandagen umwickelt, zwei Aerzte waren bei ihm, das ganze Schiff roch nach Jodoform und Karbol. Die Revolverkugel war dem Kapitän durch beide Backen gedrungen, hatte drei Zähne mitgenommen, aber glücklicherweise ohne Knochen und Zunge zu verletzen; die von dem nahen Schusse herrührende Brandwunde war ohne Bedeutung. Ob Flederwisch den Backenschuß einer schnellen Bewegung im Augenblick des Attentats zu verdanken hatte, oder ob es gar nicht in des Zambos Absicht gelegen, ihn zu töten, das konnte er nicht sagen.

Während Manuel schnellen Bericht erstattete – das Pferd, das Boot, die Dampfjacht, das brennende Kloster, alles tot, Carmencita weg – schüttelte Flederwisch erstaunt den Kopf, doch wohl nicht über diese Mitteilungen, denn er musterte dabei den Mulatten von oben bis unten. Dieser sah schrecklich aus und litt wahrscheinlich mehr Schmerzen als sein Herr; alles mit Blut beschmiert, das Gesicht mit Brandwunden bedeckt, Kopfhare und Wimpern rein abgesengt, die rechte Hand eine einzige Brandblase.

»Es war Pepe-Pepe, der Zambo,« sagte Manuel zuletzt.

Flederwisch nickte, deutete an, daß er schreiben wollte, denn sprechen konnte er nicht; man gab ihm Papier und Bleistift, und mit seiner gewöhnlichen, festen Handschrift schrieb er:

»Laßt ihn laufen! Er hat gehandelt, wie ich es bei einem Indianer liebe.«

Das war wieder Kapitän Flederwisch gewesen. Dann schrieb er noch, daß man keine Meldung nach Guayaquil schicke, überhaupt nichts ausführe, wozu er nicht den Befehl gegeben.

»Und Carmencita?« flüsterte Manuel. »Er hat sie mitgenommen.«

Gleichmütig zuckte Flederwisch die Schultern und winkte, daß man ihn allein lasse.

Der Mulatte pflegte seinen Herrn Tag und Nacht unter Leitung zweier Aerzte. Wenn diese nicht anwesend, hatte Manuel mehrmals von Carmencita beginnen wollen, der dicke Holländer hatte ihm etwas gesagt – Alfreds Geist – Carmencita hätte gefährliche Aeußerungen getan ... aber Flederwisch deutete stets auf seinen Mund und drohte mit der Faust, einmal schrieb er auf: später!

Mochte er auch, was man seinen Augen ansehen konnte, finstern Gedanken nachhängen, ganz wurde er von diesen doch nicht beherrscht. So ordnete er schriftlich einen scharfen, strengeregelten Nachtdienst an, einige Boote mußten von jetzt ab immer unter Dampf liegen.

Drei Tage später langte unversehens Mrs. Lewis auf ihrer Dampfjacht an, in Begleitung einiger Herren, die schon von weitem englische Citykaufleute verrieten. Es war das erste mal, daß sie eine der Inseln betrat.

Sie wußten bereits, wenigstens zum Teil, was vorgefallen, die Matrosen jener Jacht, dem Großkaufmann Agostino gehörend, der sie dem darum bittenden Zambo zu einer Vergnügungsfahrt geliehen, hatten geschwätzt, trotzdem ihnen der Mund mit Gold gestopft worden war.

Also der Kapitän war nicht tot? Gelobt sei Gott! Die Gesellschaft wurde in das Krankenzimmer geführt, auch Manuel durfte bleiben, eine geheime Unterredung von vielen Stunden folgte, von der einen Seite wurde nur im leisesten Tone geflüstert, Flederwisch konnte sich nur der Schrift bedienen.

Dann bat die alte Dame, die drei großen Inseln in Augenschein nehmen zu dürfen, die glattrasierten Engländer folgten, Manuel spielte den erklärenden Cicerone. Den ganzen Nachmittag währte die Besichtigung, sie ließen sich nichts entgehn, immer wieder wurden Fragen gestellt, und es war etwas Seltsames dabei, es war, als wenn einer dem andern nicht traute; es waren solch hinterlistige Fragen darunter, mit süßlichem Lächeln gestellt, und der sonst so grobe Mulatte wurde plötzlich glatt wie eine Schlange – nein, glatt wie ein Chinese.

»Wie mir scheint, hat der Herr Kapitän außer den chinesischen Tagelöhnern fast nur Deutsche und Skandinavier angestellt.«

»Das ist der reine Zufall, Madam. Deutsche und Skandinavier treiben sich am meisten in der Welt herum, die einen zu Lande, die andern zu Wasser. Gerade zum Beispiel um Engländer hat er sich sehr bemüht, aber die Engländer sind, wenn man von den Kolonien absteht, rar gesät, Arbeitslose gibt's überhaupt gar nicht sonst, und die andern paar sind in festen Stellungen und geben die nicht gleich auf, wenn es sich um so etwas Unsicheres handelt, wie um die Kolonisation von Inseln, wo es erst nach vielen Jahren etwas zu verdienen gibt. Es tut dem Kapitän sehr leid, daß er gar keine Engländer bekommen hat, ich weiß es; Yankees sind ja genug da.«

»Aber ich dünkte doch, englische Matrosen hätte er in San Francisco zahlreich haben können.«

»Nee, Madam, da sind Sie schief gewick – – da sind Sie falsch unterrichtet, wollt' ich sagen. In Frisko lagen damals gerade sehr wenig englische Schiffe, und überhaupt, die sogenannten englischen Seeleute, das sind ja meistens auch nur Deutsche, Skandinavier und Holländer. Dem Kapitän hat's sehr leid getan, er hat immer gerade auf Engländer spekuliert, weiß Gott. – Ja, ja, wie's so geht! – Na, ein paar hat er ja auch bekommen. – He, Jonny! Nimm die Mütze vom Schädel. – Sehen Sie, Madam, da ist gleich ein Engländer.«

Mrs. Lewis wünschte sich vom Kapitän zu verabschieden. Hinter ihrem Rücken und dem der Herren schnitt der Mulatte eine seiner schönsten Grimassen, dabei die Zunge zu Hilfe nehmend.

Der am Krankenbett allmächtige Arzt verbot jedoch den Zutritt. Der Kapitän schlief und durfte nicht geweckt werden. Die Gesellschaft mußte sich wieder an Bord begeben, ohne Flederwisch noch einmal gesehen zu haben, während Manuel sofort zu seinem lachenden Herrn zurückging.

Ein fragender Blick, und der Mulatte erzählte grinsend und höhrend, Flederwisch nickte.

»Gut,« schrieb er, und darunter: »Sie soll bald etwas andres von mir zu hören bekommen – die Wahrheit!«

Der Arzt aber war an diesem Krankenbett doch nicht allmächtig. Einige Tage nach dem Besuch durch Mrs. Lewis stellte sich bei dem Kapitän nachträglich ein heftiges Wundfieber ein, das die Aerzte nicht vorausgesehen hatten, und eines Abends sagte der Mulatte grob zu ihnen:

»Zutritt verboten! Hierherein kommt niemand!«

Dann schlug er den Herren die Tür vor der Nase zu. Sie mochten denken, was sie wollten.

Die Ursache zu diesem Vorgehn des Mulatten aber war, daß der Kapitän phantasierte, und das unsinnige Zeug, was er im Delirium schwatzte, durfte kein fremdes Ohr hören. Nur wenn Flederwisch schlief oder bei klarer Vernunft war, durften die Aerzte zu ihm, und das genügte ja auch vollkommen.

Flederwischs urkräftige Natur erholte sich übrigens schnell. Die Bandagen wurden gelockert. Er konnte wieder sprechen. Wenn er sich schonte, mußten die Wunden an beiden Wangen narbenlos heilen, und wie wäre der eitle Kapitän früher darum besorgt gewesen! Doch jetzt schonte er sich nicht – nur daß er nach Vorschrift Diät lebte – sonst gebrauchte er gegen den Willen der Aerzte allerlei Mittel, welche den Heilungsprozeß beschleunigten.

»Ihr habt viel im Traume erzählt, Kapitän,« begann der Mulatte, als sein Herr den Mund wieder zum Sprechen bewegen konnte.

»Was?«

»Von Geistern – von Alfred. Und dann jenes hübsche Lied: ›So sei'n verflucht die Weiber!‹ Sogar gesungen habt Ihr's. Aber es hat niemand gehört, dafür sorgte ich. Ja, ja, Kapitän, wenn die Carmencita nur erst am Pferdeschwanz hänge!«

Finster blickte Flederwisch vor sich hin und sagte nichts.

»Kapitän,« fing Manuel wieder an, »das ist eine böse Geschichte mit Eurem Weibe. Was meint Ihr dazu?«

»Verschone mich mit solchen lauernnden Andeutungen, ich kann diesen Ton nicht vertragen!« herrschte Flederwisch ihn drohend an.

»Na, dann also offen: Carmencita hat des Steuermanns Geist gesehen, für sie ist das ein Beweis, daß sie seinen Tod verursacht hat, daß ich ihren Wunsch ausgeführt habe – und daß Ihr darum wißt. Da habt Ihr's.«

»Ich fürchte nichts, sie kann nichts beweisen,« stieß Flederwisch hervor.

»Nein, das kann sie allerdings nicht,« grinste der Schwarze; »aber sie kann doch reden.«

»Sie selbst ist die Hauptschuldige; es wäre ihr eignes Verderben.«

»Sie hat von Euch einen Peitschenhieb bekommen, den vergißt sie nicht, und Rache macht blind – sie ist zudem eine Farbige!«

»Verflucht, höre auf! Ich will nichts mehr davon hören!«

»Der Zambo hat sie mit sich in die Berge genommen,« fuhr Manuel dennoch fort. »Einmal könnte sie doch wieder erscheinen . . . «

»Nun kein Wort weiter!« Flederwisch schlug mit der Faust auf den Tisch. »Und wenn sie nach London zu meiner Schwester ginge – ich fürchte nichts auf dieser Welt – ich fürchte überhaupt nichts mehr!«

»Gut, Kapitän, dann bin ich's zufrieden, und so denke ich auch. Dann sorgt nur noch, daß bald Kanonen und Kanoniere angeschafft werden, und wenn das Schiff in die Luft fliegt, fliegen wir einfach mit.«

Eine Pause entstand, der Bootsmann beschäftigte sich im Zimmer. Flederwisch sah ihm zu.

»Du wirst es nicht begreifen,« begann er wieder langsam und mit leiser Stimme, »welche Aenderung mit mir vorgegangen ist, daß ich vor nichts mehr zurückschrecke. Auch

Carmencita, selbst der dicke Holländer hat ihn gesehen. Glaubst du es?«

Nachdenklich wiegte der Mulatte den Kopf. Dann sagte er zögernd:

»Ja, wenn ihn sogar der Dicke gesehen hat, dann ist wohl nicht mehr viel an meinem Glauben oder Unglauben gelegen, dann muß man's einfach als Faktum hinnehmen, so gut, wie ich's glaube, daß sich die Erde um die Sonne dreht, weil Ihr es so behauptet, und weil's so in allen Büchern steht, wo ich doch gerade das Gegenteil sehe. Ja, dann muß doch wohl etwas daran sein, daß man noch nicht so ganz zur Ruhe kommt, wenn man tot ist.«

»Mensch, und diese neue Ansicht nimmst du so leicht auf?«

»Ach, wenn meine Haare wieder wachsen, grau werden sollen sie deswegen nicht. Seht doch mal an, Kapitän. Es gibt heutzutage noch viele Völker, die an Geister und so weiter glauben, da geht's nach ihrer Meinung wirklich Zahn um Zahn, und wen sie ermorden, der peinigt sie als Geist schon bei Lebzeiten und später im Totenreiche erst recht, ganz abgesehen von den Höllenqualen. Und was tun sie? Sie schneiden ihren lieben Nächsten immer lustig weiter die Köpfe ab. Ich meine jetzt nämlich wilde Völker in Afrika und andern Erdteilen. Nun nehmt erst einmal die alten Griechen und Römer an. Jawohl, habe auch von ihnen gelesen. Die glaubten doch ganz sicher zu wissen, daß es eine Unterwelt mit gräßlichen Strafen gab, wo alles gerächt wurde, und dann die Masse Götter, an deren Existenz sie doch auch nicht zweifelten. Und was taten die? Es wurde immer fidel weitergemordet, besonders wenn's um eine Königskrone ging oder um so etwas Aehnliches. Wie haben die mit Gift und

Dolch gewirtschaftet! Der Vater, der zu lange auf dem Throne saß, wurde vom Sohne ermordet: hatte sich, die Mutter dreinzumischen, bekam auch sie eine bittere Pille; der neue König wurde vom Bruder abgetan; dann kamen die andern daran und so immer fort, trotz aller Götter und Furcht vor der Rache der Unterwelt. Nun weiter! Nur hundert Jahre zurück. Da ging's auch noch recht lustig her!«

Der Mulatte bückte sich, um seinem Herrn noch voller ins Gesicht zu sehen, und legte die Hände auf die Knie.

»Kapitän,« fuhr er mit noch höhnischerer Stimme weiter fort, »wißt Ihr, wie heutzutage die Macht heißt, vor der sich alles ehrlich fürchtet? Der Staatsanwalt ist's. Das Zuchthaus mit Wasser und Brot ist die Hölle. Der Henker ist das Gespenst. Und so ist's von jeher gewesen. Aus Furcht vor Göttern und Geistern und Strafen im Jenseits waren die Menschen nie brav und gut, und wenn sie auch noch so fest daran glaubten. Sich nicht dabei erwischen und sich nichts beweisen lassen – das war immer und ist noch heute die Hauptsache.«

Manuel richtete sich wieder auf.

»Meinetwegen kann der Steuermann noch im Tode herumlaufen oder nicht, mir ist's egal, bange machen soll er mich nicht! Wie's kommt, so kommt's eben!«

Manuel wußte, daß sein Herr ihn manchmal gern philosophieren hörte, aber sonst nicht viel auf seine Worte gab. Zum Schluß jagte er gewöhnlich den zynischen Kerl mit Schimpfworten hinaus. Doch diesmal hatte er das laut ausgesprochen, was Flederwisch selbst dachte.

Dennoch, mit dem Mulatten konnte er sich über so etwas nicht unterhalten. Er brauchte einen andern Menschen, und er wußte keinen. Die Gebildeten unter seinen Leuten waren

ihm zu jung, zu unreif; er hätte sich geschämt, sie nach ihrer Ansicht über ein Jenseits zu fragen, und die andern standen womöglich noch unter dem Mulatten.

Ja, wenn Alfred noch dagewesen wäre! – Aber dessen Tod war es ja gerade, was dieses Thema anregte. –

Alfreds Tod! Derselbe stand für Flederwisch nunmehr unerschütterlich fest. So sehr kann ein so starker Geist wie der des Kapitäns der Frithjof durch Gewissensbisse und durch vermeintliche Geistererscheinungen verwirrt werden. Nobody hatte die Kur, welcher er Flederwisch unterwarf, genau durchdacht. Was er gewollt hatte, traf ein, Schlag um Schlag, und doch arbeitete er mit ganz einfachen Mitteln.

Wie bereits erzählt, hatte er, um den an ihm verübten Mord glaubhaft zu machen, einem Skelett, das einem Manne von dem verunglückten Golddampfer gehörte und Nobody in der Größe ungefähr entsprach, die Machete des Mulatten durch den Rücken gebohrt, und Flederwisch begrub eigenhändig die vermeintlichen Ueberreste seines Steuerannes.

Zu derselben Zeit aber war dieser dabei, den Geisterspuk in der Klosterkirche noch zu verbessern. Er hatte, nachdem er die Schatzinsel verlassen, jenes Eiland aufgesucht, auf dem die Mönche dereinst gehaust hatten. Das war so recht ein Boden für den abenteuerlustigen Mann. Hier konnte er den Spuren längst vergangener Zeiten nachforschen und allerlei Entdeckungen machen, wie sie eben nur in solchen alten Bauwerken möglich sind!

Nobody hatte fast Schritt für Schritt den Boden der Insel untersucht. Die Ruinen selbst wollte er erst zuletzt betreten. Er wendete aber schon hier jene eigenartige Methode an,

die ihm später zu so großen, geradezu wunderbaren Erfolgen verhalf. So war es gekommen, daß er mitten im fast undurchdringlichen Gestrüpp einen mächtigen Felsblock entdeckte, dessen ganzes Aussehen verriet, daß er von Menschenhand behauen worden war, wenn auch nur ganz grob.

Wie kam dieser Quader hierher in die Wildnis?

Ehe Nobody an die Beantwortung dieser Frage ging, untersuchte er genau die ganze Umgegend, und nirgends fand er die geringsten Spuren, daß in der Nähe sich dereinst ein Bauwerk erhoben hatte, und sei es noch so klein gewesen. Uebrigens hätte ein so mächtiger Block dabei schwerlich Verwendung finden können.

Nachdem diese Feststellungen gemacht waren, kehrte Nobody zu dem Steine zurück, zog ein Messer mit langer Klinge hervor und begann die Erde an einer Kante zu entfernen. Infolge seiner gewaltigen Last hätte der Quader tief in den weichen Boden einsinken müssen, oder vielmehr die von Jahr zu Jahr sich neubildende Humuserde mußte immer mehr von ihm verhüllen. Nobody bohrte die Klinge tief in den Boden, zuerst senkrecht, dann schräg. Beim ersten Versuche verschwand sie, ohne Widerstand zu finden, bis ans Heft ins Erdreich, beim zweiten dagegen stieß sie sofort auf den Stein.

Oder auf Gestein? Es war nicht schwer, das festzustellen, denn Nobody brauchte nur das Messer in kurzen Abständen immer wieder schräg in den Boden zu stoßen. Traf es auf keine Lücke, so hatte er es mit dem Felsblock zu tun. Gab es dagegen einen Zwischenraum, so lag der Quader auf steinigem Boden

»Da ist sie schon die Lücke!« murmelte Nobody nach kurzer Zeit. »Der Stein ist also hierhergeschafft worden, und

zum Spaß haben sich die Mönche oder die Eingebornen diese Mühe nicht bereitet. Einen Zweck mußten sie dabei im Auge haben, und den will ich ergründen.«

Er rutschte auf den Knien zur andern Seite des Blockes und stieß auch hier das Messer in den Boden. Dann verfuhr er ebenso auf der dritten und vierten Seite. Nobody stand auf, reinigte zunächst die Klinge am Grase und steckte dann das Messer wieder ein. Darauf blickte er rasch nach allen Richtungen, und als er nichts Verdächtiges bemerkte, beugte er sich nieder und stemmte die rechte Schulter gegen eine Ecke des Steinquaders. Doch sofort richtete er sich wieder auf.

»Wenn nach mir jemand diesen Ort betritt, dann müßte er sofort die Abdrücke meiner Füße in dem weichen Boden sehen, denn der Block ist schwer, und ich muß mich fest einstemmen, um ihn bewegen zu können.«

Suchend schaute Nobody einen Moment umher.

Dann verließ er das Gestrüpp und hob zwei flache Lavablöcke auf. Er legte sie in einiger Entfernung von dem Steinquader auf die Erde übereinander und probierte nun wieder. Es war noch etwas weit. Die Blöcke wurden nähergerückt, Nobody trat auf dieselben und beugte sich vor.

Fest stemmte er diesmal die Schulter gegen den mächtigen Stein, und ganz langsam erst, dann rascher erhob sich derselbe. Es war eine Kraftleistung, die eines Herkules würdig gewesen wäre. Dabei aber verrieten die schönen Züge Nobodys keinerlei Anstrengung. Er keuchte nicht, und ebensowenig schwollen die Stirnadern an. Das hätten die Matrosen von der Frithjof sehen sollen, da hätten sie Respekt vor ihrem ersten Steuermann bekommen.

Ein letzter kräftiger Ruck, und der Quader fiel dumpf dröhnend auf die andre Seite. Eine dunkle Oeffnung gähnte Nobody entgegen.

»Na also!« sagte er befriedigt. »Der Eingang zur Kloster-ruine wäre gefunden!«

So fest war dieser seltene Mann davon überzeugt, daß von der Oeffnung aus ein unterirdischer Gang nach dem Kloster führte. Es war die erste derartige Entdeckung, die Nobody machte; später ward das Auffinden von verborgnen Höhlen und Gängen ja zu seiner Spezialität.

Er stieg aber keineswegs sofort in die Tiefe hinab, sondern betrachtete erst die Seite des Steinquaders, welche bisher direkt über der schwarzen Oeffnung gelegen hatte.

»Richtig! Der Stein, den der Baumeister verworfen hat,« sagte er dann, so beweisend, daß er die Bibel kannte. »Man hat versucht, ihn zu bearbeiten, dabei aber ist ein Stück herausgesprungen, und so hat man ihn liegen lassen, bis er hier als Verschuß Verwendung fand.«

Nobody musterte kurze Zeit die Arbeit an der Unterseite des Steines und schüttelte dabei mehrmals wie mißbilligend den Kopf. Schließlich kniete er neben der Oeffnung nieder, beugte sich weit vor, so daß er förmlich darüberlag, und prüfte die aus dem Gange emporsteigende Luft zuerst durch Einatmen, dann aber ließ er ein brennendes Streichholz in die Tiefe fallen. Nein, von einer Tiefe konnte nicht die Rede sein, deswegen hatte ja Nobody auch das Streichholz nicht angezündet. Nun aber sah er, daß das ihm entgegengährende Loch kaum anderthalb Meter tief war, und daß von seinem Boden aus Stufen abwärts führten, die sich alsbald in schwarzer Finsternis verloren.

Die kleine Flamme erlosch, und fast gleichzeitig ließ sich Nobody in die Tiefe gleiten. Er verschwand, ohne noch einmal aufzutauchen, in dem Gange, und zwar tastete er sich vorwärts, indem er beide Arme seitwärts ausstreckte. So konnte er mit den Fingerspitzen gerade noch die Wände berühren. Es mußte einen beträchtlichen Fleiß und lange Zeit gekostet haben, ehe die Mönche den verborgnen Weg fertiggestellt hatten. Je länger Nobody in der Finsternis dahinschritt, um so weniger brauchte er sich auf seinen Tastsinn zu verlassen. Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, und er machte zum ersten Male an sich die Entdeckung, daß er im Finstern ziemlich gut sehen konnte.

Der Gang führte erst mit achtundzwanzig Stufen in die Tiefe, verlief dann eine große Strecke eben und stieg endlich wieder empor, bis er mit abermals fünf Stufen unter einer andern Steinplatte endete, deren Vorhandensein Nobody festgestellt hatte, ohne daß er erst mit dem Schädel dagegenrennen mußte. Schon die allmählich schlechter werdende Luft hatte ihm verraten, daß dies andre Ende des geheimen Weges ebenfalls wohlverschlossen sei.

Diesmal stellte Nobody nicht erst weitläufige Untersuchungen an. Er stemmte beide Arme gegen den steinernen Deckel und hob ihn mit Leichtigkeit empor. Er brauchte dies nicht einmal ganz zu tun, denn sobald die Platte sich bis zu einem Winkel von fünfundvierzig Grad erhoben hatte, entglitt sie seinen Händen und legte sich vermöge einer verborgnen Federkraft von selbst an die Wand. Nobody tauchte mit dem Oberleibe aus der Oeffnung empor und sah sich, wie er alsbald feststellte, in einem engen Räume, der nicht größer war, als etwa ein Schilderhäuschen. Die Verschlussplatte bildete den Boden desselben.

Nobody stieg bis zur obersten Stufe empor und suchte nach einem Ausgang. Er mußte jedoch lange suchen, bis seine Finger eine kleine Erhöhung an der einen Seite berührten. Er drückte darauf, hörte ein schnarrendes Geräusch und wartete, daß die Wand sich als Tür in den Angeln drehen sollte – vergebens. Nur ein kleines Feld bewegte sich, kaum groß genug, daß ein Mensch den Kopf hindurchstecken konnte. Nobody benutzte den seinen zunächst nicht dazu, sondern schüttelte ihn nur. Hier stand er vor einem Rätsel und das um so mehr, als er plötzlich bemerkte, daß der enge Raum durch das wenige Licht, das durch die Oeffnung eindringen konnte, in überraschender Stärke erhellt wurde.

Rasch wandte Nobody sich um und – sah – sich selbst! Die vierte Wand des verborgnen Raumes war ein Spiegel!

»Glas kann es nicht sein,« murmelte der Höhlenforscher vor sich hin, »denn zu der Zeit, als die Mönche oder Nonnen hier hausten, gab es noch keine Glaswalzwerke, wohl aber kann es eine große Tafel Marienglas sein, welches die Natur selbst liefert.«

Eine flüchtige Prüfung belehrte Nobody, daß er richtig vermutet hatte, und nun machte er sich daran, den Zweck dieser Einrichtung festzustellen. Er trat vor die Oeffnung und schaute hinaus ins Innere der Klosterkirche, und er merkte nun, daß er auf einem erhöhten Platz stehen mußte, vielleicht auf dem Altar, denn der Kirchenraum lag unter ihm. Doch das kümmerte Nobody vorläufig nicht. Er wollte wissen, wozu der Spiegel diente, trat daher von dem Loche so weit zurück, daß er gerade noch hindurchsehen konnte, und plötzlich stieß er einen Laut freudiger Ueberraschung aus.

Aus dem Dämmerchein, der bereits die Ruinen erfüllte, tauchte eine schemenhafte Gestalt auf – Nobody bewegte sich – die Gestalt ebenfalls – er zündete ein Streichholz an, und sofort ward die gespenstische Erscheinung draußen vollkommen deutlich. Sie war das getreue Spiegelbild Nobodys, allerdings von hinten gesehen. Wenn er sich dem Spiegel zuwandte, dann mußte die Gestalt draußen gleichfalls von vorn zu sehen sein.

Ohne ein Wort zu sagen, verschloß Nobody die Oeffnung mittels der Federvorrichtung wieder, stieg die Stufen hinunter und zog auch die Verschußplatte wieder zu. Er suchte nach dem wirklichen Ausgang und fand ihn auch bald in einer Nische, aber er hütete sich, ihn zu öffnen, denn dadurch hätte er sich verraten können.

Ohne sich zu übereilen, kehrte er an den Eingang zurück, untersuchte dort noch einmal den großen Quaderstein und fand auch hier eine geheime Vorrichtung, mittels deren derselbe bewegt werden konnte. Da ließ er ihn in seine frühere Lage zurückgleiten und begab sich nunmehr nach der Klosterruine. Er klomm zu jener Mauerlücke empor, durch die später Flederwisch und der Mulatte das Innere betraten. Nobody aber schaute nur hinein, dann entfernte er sich und verschwand im Walde.

Nun aber bedarf es wohl keiner weitem Erklärung, wie es möglich war, daß Kapitän Flederwisch in der verfallenen Kirche durch die gespenstische Erscheinung seines ersten Steuermannes erschreckt ward, den er für tot hielt, und wie sich dieser Spuk später in Gegenwart Carmencitas und des dicken Holländers wiederholen konnte. Nobody benutzte jene von den Mönchen ersonnene Vorrichtung, vermöge deren sie dem gläubigen Volke gewiß allerlei überirdische

Erscheinungen vorgespiegelt hatten, und nachdem Nobody diesen Zweck erreicht hatte, verließ er die Klosterinsel, denn sonst hätte Pepe-Pepe, der Zambo, niemals dort seinen Ueberfall ausführen können. Nobody rief von Guayaquil aus seinen Doppelgänger, den echten Schweden Helge Halfdan zurück und instruierte ihn eingehend. Er wußte, daß Kapitän Federwisch jemanden haben müsse, mit dem er über die unheimlichen nächtlichen Abenteuer in der Klosterkirche reden konnte.

Nobody selbst hatte eine wichtigere Arbeit, mußte deren Ausführung aber noch einmal aufschieben, aus einem Grunde, der sogleich erörtert werden soll.

Ein Vierteljahr verging. Auf den Inseln hatte sich viel verändert, das abenteuerliche Werk wuchs, und auch die kleinen Eilande, mit Ausnahme der Klosterinsel, waren kolonisiert worden. Auf diesen nun hatte Flederwisch eine Einrichtung getroffen, welche alle seine frühern Unternehmungen – wenn man es nur von der interessanten Seite aus betrachtet – durch Originalität, Exzentrizität und – es ist das richtige Wort – durch Überspanntheit in den Schatten stellte. Außerdem schien er dabei seine Ansicht über eine gewisse Lebensfrage plötzlich total geändert zu haben, obschon er früher einmal davon zu Alfred gesprochen hatte, daß es mit zur Verwirklichung seines Planes, ein Reich von Helden zu gründen, gehöre.

Da dieses neue Kolonieunternehmen auf den kleinen Inseln in einem spätern Kapitel ausführlich geschildert werden muß, so mag es hier bei Andeutungen bleiben. Erwähnt sei nur, daß Flederwisch zum Werben dieser neuen Kolonisten nicht nur die Trommel hatte rühren, sondern in Guayaquil,

Quito und in andern Städten große Musikkapellen hatte aufspielen lassen – und sie waren in Scharen gekommen und den Rattenfängern von den Gallopagos nach den Inseln gefolgt.

Wie die Regierung der Gallopagos sonst im stillen arbeitete, das versteht man am besten aus einigen aufgefangenen Worten.

Als einst Flederwisch mit dem Mulatten in Guayaquil gewesen war, warf letztrer, als er bei der Rückkunft seinem Freunde, dem Steward, begegnete, diesem einen geheimnisvollen Blick zu, steckte erst einen Finger in den Mund und schwippte dann mit der Hand.

»Aber heute hat er sie wieder angepumpt!« flüsterte er. »Es muß in die vielen Millionen gehn. So ein Pack grüner Banknoten war's, und alles ist gleich nach San Francisco gegangen.«

Ein andermal tippte Manuel seinem Freunde von hinten auf den Rücken.

»Du, wir kriegen noch ein paar tausend Kulis dazu, wenn's nicht gleich zehntausend mehr sind – und Bernhard geht wieder mit andern Kapitänen nach Frisko – paß auf, ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht mit einer ganzen Flotte zurückkommen.«

Und zum dritten, als Manuel wieder einmal mit dem Kapitän auf dem Festlande gewesen war:

»Jetzt muß er sie rein ausgepumpt haben. Na, wenn die einmal zusammen klar Schiff machen, unser Kapitän und die Alte mit den Haaren auf der Nase, da muß ich dabei sein!«

»Pepe-Pepe, der Zambo, hat den deutschen Kapitän ermordet – nein, ein englischer ist es – ja, ja, den von der Frithjof, den Inselpächter – auf Agostinos Jacht ist er hinübergefahren – zwanzig Gauchos hatte er bei sich – alles niedergebrannt hat er – es war eine Rache – nein, des Kapitäns Frau hat er geraubt, ihr wißt, die Quadrone – in die Gebirge hat er sie geschleppt – – der Kapitän ist tot. Was nun?«

Sie erzählten es alle, in Schenken und auf der Straße, und blickten dabei erwartungsvoll nach Westen. Wer es zuerst aufgebracht hatte, wußte niemand. Da aber alle dasselbe behaupteten, vom goldbetreßten Hotelportier an bis herab zum halbnackten Eseltreiber, so mußte es doch wahr sein.

Da – Agostinos wohlbekannte Dampfjacht steuerte in den Hafen und legte an ihrer Landungsstelle bei. Auf dem Quai drängten sich die Neugierigen.

»Ist es wahr, habt ihr den Inselpächter ermordet?« schrie man hinüber. »Wo ist Pepe-Pepe, der Zambo? Wo ist Zambo bravo?«

Natürlich kam keine Antwort, aber der Kapitän wurde, von einem Diener geholt, der Agostinos Livree trug, und die beiden verschwanden in Valdez' Palast. Dann sah man wieder einen Diener auf das Postamt rennen, auf das Telegraphenbureau. Einige Stunden später wußte jeder Mensch in Guayaquil, daß Valdez' Jacht Dampf aufmache. Aber fortfahren schien sie nicht zu wollen. Und am andern Morgen war sie doch fort. Und dann mußte man sich drei Tage mit leeren Vermutungen gedulden.

Es war zum Verzweifeln! So dachten besonders die Damen der höhern Kreise, die sich vielleicht am allermeisten für das Schicksal des schneidigen Kapitäns interessierten.

Schade nur, daß er eine Farbige geheiratet hatte. Nun hatte er's! Aber schändlich war es doch, daß man nichts Gewisses erfahren konnte, wo die Gallopagos doch nur ein paar Meilen entfernt lagen. Man durfte nicht einmal hinüber, sie ließen ja niemanden darauf!

Die Jacht kam zurück, mit Senora Lewis und einigen Gentlemen an Bord, welche damals aus Quito herbeigerufen worden waren. Auch der englische Konsul war darunter. Sie riefen es natürlich nicht dem Volke zu, daß der Inselpächter tot sei – ermordet, das klang besser – aber man sah es doch ihren feierlichen Mienen an.

Die Sache ging weiter, wie erwartet, und hatte doch manch überraschende Wendung. Der englische Konsul klagte; die Tat eines ecuadorischen Bürgers, begangen gegen einen unter englischer Flagge segelnden Kapitän, mußte gesühnt werden. Das war ja ganz selbstverständlich, hatte der Zambo doch auch noch gegen zwei Dutzend Chinesen und einen Matrosen, der in englischer Musterrolle stand, umgebracht.

Pepe-Pepe, der Zambo, wurde einfach hingerichtet. Das war besonders dem Fiskus sehr angenehm, denn da jener keine direkten Nachkommen hatte, fielen dem Fiskus alle die fetten Herden des verurteilten Mörders anheim.

Doch gilt die Nürnberger Regel auch für Ecuador: ehe man den Zambo hinrichten konnte, mußte man ihn erst haben.

Nun trat der außergewöhnliche Fall ein, daß wegen solch einer Sache, die eigentlich nur von Richtern und Geschworenen abgetan wird, die Senatoren zusammengerufen wurden; man hielt die Sitzungen geheim, und wenn sie die Kammer verließen, vereinten sie sich wieder im Palast Valdez, dessen Fenster keine Nacht mehr dunkel wurden.

Denn es dürfte nicht so einfach werden, an Pepe-Pepe das Urteil zu vollstrecken und seine Güter zu konfiszieren. Man hatte mit der großen Beliebtheit des Zambos unter Farbigen und Indianern zu rechnen. Er war auch noch gar nicht in die Berge geflohen – das mochte nur eine Fama gewesen sein – vorläufig saß er noch, ganz nahe der Stadt, auf einer Hazienda und ließ es sich dort wohl sein.

So bekam das Volk gar nichts von einer Gerichtssitzung oder Vorladung zu hören, während über den Verbrecher das Urteil doch schon gefällt war, und eines Nachts ritten gegen hundert bis an die Zähne bewaffnete Reiter ab, mit Instruktionen versehen – nicht, ihn lebendig oder tot einzuliefern, sondern es waren bereits die Nachrichter. Auf den Zambo war ein hohes Schußgeld gesetzt worden, und diese Menschen würden es sich verdienen, das war noch sicherer als Wegelagererei und Goldsuchen. Es waren alles verwegene Abenteurer, die man an den Grenzen zusammengelesen hatte, nur daß man dabei auf rein spanisches Blut gesehen, und der Regierung war viel daran gelegen, den gefährlichen Zambo stillschweigend aus der Welt zu räumen. Sie hatte also einfach Meuchelmörder gedungen und konnte sich dann mit dem Scheine des Rechtes verantworten.

Aber Pepe-Pepe, der Zambo, ließ sich natürlich nicht überraschen, als jene auf die Hazienda kamen, fanden sie das Nest bereits leer. Und dennoch war man seinen Plänen

zuvorgekommen, wenn er nämlich die Absicht gehabt hatte, unter den Farbigen und ansässigen Indianern einen Aufstand anzuzetteln. Dies war jetzt für den Zambo nicht mehr möglich; sein persönliches Auftreten fehlte, es konnten wohl nur wenig Getreue noch bei ihm sein, außer jenen Gauchos, die ihm bei der Tat geholfen hatten, und die sich ja auch vogelfrei fühlten. Unterdessen ließ die Regierung alle Haciendas und Estancias Pepes besetzen. Eine Art provisorischer Verwaltung wurde eingeführt; die dort angestellten Leute wurden einstweilen recht gut behandelt, und es war dafür gesorgt, daß sie womöglich gar nichts davon erfuhren, wie ihr Herr jetzt gleich einem Stück Wild verfolgt und gehetzt wurde.

Die hochlöbliche Regierung wiederum ahnte und erfuhr nicht, daß diese Hetzjagd, die bald hinter dem Zambo angesetzt ward, nur ein Gaukelspiel war, durch das sie selber getäuscht wurde.

Wohl hatte sich nämlich bald eine ganze Schar Verwegener, abenteuerlich gesinnter Männer gegen gute Bezahlung bereitfinden lassen, die Spuren des Flüchtlings zu verfolgen, aber es fehlte diesen Leuten an einem geeigneten Führer, der nicht nur die Kordilleren kannte, sondern auch deren Bewohner. Da war zur rechten Zeit ein Mann in Guayaquil angekommen, dessen Ruhm schon damals über ganz Amerika verbreitet war. Es war Cutting Knife, der berühmteste Jäger und Pfadfinder der Vereinigten Staaten, und er erbot sich, den Zambo bravo zu verfolgen.

Cutting Knife, wie unsre Leser wissen, kein anderer als Nobody, konnte nicht dulden, daß Carmencita oder ihr Verführer in die Gewalt der Regierung gerieten. Allerdings an dem

Zambo war ihm weniger gelegen als an der Quadronin. Diese brauchte er noch nötig, um die seelische Umwandlung des Kapitäns Flederwisch zu vollenden und nach einigem Hin und Her übertrug die ecuadorianische Regierung dem berühmten Pfadfinder die Verfolgung des Paares. Nobody war es natürlich ein leichtes sich an die Fersen Pepe-Pepes zu heften, aber so oft sich ihm auch eine Gelegenheit bot, den Zambo zu fangen, so oft ließ er dieselbe ungenützt vorübergehen. Er begnügte sich damit, dessen Begleiter nach und nach zu beseitigen und den Flüchtling so sehr zur Verzweiflung zu treiben, daß derselbe sogar Carmencita, die er bisher immer noch mit sich geschleppt hatte, im Stiche lassen mußte.

Eines Morgens fand man in seinem letzten Lager, in einer Felsschlucht, in der es vor Gestank kein Schakal ausgehalten hätte, das hier abgesetzte Weib, nur noch mit Lumpen bedeckt, vor Erschöpfung und Hunger dem Tode nahe. Dann stand es auch mit dem Zambo schlimm; er hatte nicht einmal mehr ein Pferd zu schlachten.

Ohne weiteres übertrug Nobody den Oberbefehl über die Truppe einem der Abenteurer und machte sich selber bereit, Carmencita, die ihn natürlich nicht erkannte, zurückzubringen. Er nahm nur noch einen Spanier mit, und nach einigen Stunden wurde die Richtung nach der großen Heerstraße eingeschlagen, welche quer durch Ecuador nach Quito führt und weiterhin sich nach Guayaquil abzweigt. Diese Landstraße war allerdings nur durch bleichende Gebeine von gestürzten Tieren markiert, sonst durch gar nichts zu erkennen; es war mehr eine eingebildete Luftlinie, an welcher die Gehöfte so nahe zusammenlagen, daß man das eine vom andern durch vielstündige Galoppritte erreichen konnte.

Zwei Wochen hatte bisher die Jagd hinter dem Zambo gedauert, obgleich man von Guayaquil nur 30 Leguas entfernt war, das sind fast ebensoviel deutsche Meilen, welche ein Gaucho bequem in zwei Tagen zurücklegt, unterwegs noch einen Rausch ausschlafend. Bei der Donna und ihrem Zustande freilich mußte man mit fünf bis sechs Tagen rechnen.

Wie wohl war es Carmencita gewesen, als sie die erste Hazienda erreichten, das Nachtquartier schon am frühen Nachmittage beginnend! Frische Speisen, frisches Wasser, ein Bad; die grenzenlose Gastfreundschaft gab auch Wäsche und sogar ein elegantes Reitkleid her, dann ein komfortables Bett – das war wirklich der Himmel auf Erden!

Die Gastfreundschaft blieb auf der Weiterreise immer die gleiche, aber je mehr sich Carmencita der Küste näherte, desto weniger empfand sie diese Wohltaten, desto beunruhigendere Gedanken quälten sie. Wie würde man sie in Guayaquil empfangen? Sie war ja nicht direkt schuldig, aber sie war Zeuge des blutigen Kampfes gewesen, um sie hatte es sich gehandelt, sie hatte das Unheil heraufbeschworen – sie fühlte sich schuldig.

Das Langsamreiten und öftere Stationmachen nützte nichts; die Hazienda, welche zum letzten Nachtquartier dienen sollte, rückte heran.

Schon war es dunkel, als die beiden Männer, die Dame zwischen sich, auf den umfenzten Hof vor das recht stattliche Herrenhaus ritten. Einigen Arbeitern, welche Maultiere am Troge tränkten, wurde zugerufen, daß man Quartier für eine Donna und zwei Begleiter begehre; zu bitten brauchte man deshalb nicht. Der Spanier hob Carmencita aus dem Sattel; sie ließen die Pferde saufen, führten sie aus dem Hofe und gaben sie frei; die von dem vorigen Gehöft entliehenen

Tiere jagten reiterlos in die Nacht, ihrer, heimatlichen Weide zu. Solange, bis der Haziendero oder sein Stellvertreter sie in das Haus führte, mußte auch die Dame im Freien warten. Nobody hielt sich vollständig im Hintergrund. Er hatte seinem Begleiter verboten, ihn als Cutting Knife anzureden.

»Eine Donna?« hatte Carmencita einen Gaucho den Spanier, als er sein Pferd tränkte, fragen gehört, aber nicht die Antwort vernommen. Der Gaucho war spornstreichs seinem schon ins Haus gegangnen Kameraden, welcher die erste Meldung von der Ankunft von Gästen überbrachte, nachgeeilt.

Da kam von der Verandatreppe eiligen Schrittes ein anderer Mann; es mußte der Haziendero sein.

»Frau Paul Müller?« rief er schon von weitem. »Ist es möglich! Sie werden mich noch – – Sie sprechen doch Deutsch?«

Carmencita verneinte, als sie die ausgestreckte Hand nahm, und wußte im Augenblick nicht, ob sie erschrecken oder sich freuen sollte, als Haziendero in den einsamen Pampas einen Landsmann ihres Gatten zu finden. Sie suchte sofort nach einem Vorteil für sich aus der Begegnung mit diesem Manne, der ihr so herzlich entgegenkam, und sie sollte auch einen finden.

»Sie Aermste, was haben Sie durchmachen müssen!« fuhr er auf spanisch fort, und dann leiser, wenn auch noch lebhaft: »Das Wunderbare ist, daß Sie gerade heute abend hier eintreffen. Sie werden erwartet . . . «

»Ich – werde – erwartet?« unterbrach ihn Carmencita erschrocken.

»Von einer Dame. Es ist wohl eine Verwandte von Ihnen . . . «

»Ich habe gar keine Verwandte!«

»Bitte, Senora, nur einen Augenblick! Am späten Nachmittage kam heute eine ältere Dame in Begleitung einiger Muellos – dort stehn noch ihre Maultiere – bat um Quartier, sagte, sie wolle der Senora Müller entgegenreisen, deren Schicksal ich doch kenne, um sie gleich in Empfang zu nehmen, wenn die Verfolger des Zambo sie befreit hätten; sollte die Dame Sie verfehlen, dann möchte ich doch, wenn Sie vorüberkämen, Sie hier festhalten und ihr schleunigst einen Boten nachsenden. Ebenso, wenn ich erführe, daß Sie bereits in der Stadt eingetroffen seien, und sie freute sich sehr, als sie hörte, daß ich täglich mit Guayaquil in Verbindung stehe – ich liefre Schlachtvieh. So kommen Sie doch, Senora; die alte Dame befindet sich in größter Aufregung, und – ich habe ihre Hoffnung, Ihnen zu begegnen, sehr zweifelhaft gefunden – ich dachte nicht, daß Sie dem Zambo lebendig entkämen.«

Aber Carmencita folgte nicht der Einladung. Eine furchtbare Angst befiel sie plötzlich. Es gab eine alte Dame, vor der sie sich schrecklich fürchtete, und wenn es allein schon wegen ihres Aussehens und Auftretens war.

»Es ist doch nicht Mrs. Lewis?« flüsterte sie, sich bemühend, ihre Scheu zu verbergen.

»O nein, diese ist es nicht, die kenne ich gut,« lächelte der Mann, und dann flüsterte er auch: »Es ist eine Farbige – hat übrigens nichts bei mir zu sagen, ich bin ein Deutscher.«

»Eine Farbige? Eine Alte?« staunte jetzt Carmencita. »Die sich so für mich interessiert? Ich kenne keine!«

»Aber, bitte, so kommen Sie doch nur mit mir!«

Jetzt folgte ihm Carmencita ohne Zögern; er öffnete mit einem »Bitte!« die Tür; gespannt, aber vollständig ahnungslos trat sie ein. Der Haziendero war draußen geblieben.

Ja, es war eine alte Dame, welche sich bei Carmencitas Anblick schnell von ihrem Diwan erhob; sie ging einige Schritte auf die an der Tür Stehende zu und breitete die Arme aus.

»Carmencita, mein Goldtöchterchen ...« erklang es im zärtlichsten Tone.

»E-strel-la!«

Fassungslos lehnte Carmencita an der Wand. Hier Estrella wieder zu begegnen, auf sie wartend, das ging wirtlich über ihre Fassungskraft.

»Carmencita, mein Täubchen!« fuhr die Alte fort, jetzt aber mit fliegendem Atem. »Paul ist tot – hast du den Trauschein gerettet?«

Da löste sich das starre Staunen in Wut auf, alles andre vergaß sie.

»Estrella, du schamlose Hündin!« zischte sie auf.

»Still, still doch,« begann die Alte zu weinen, aber vor Ungeduld. »Hast du den Trauschein – hast du den Trauschein?«

»Du hast mich betrogen und bestohlen, du elende Niggerin!«

»So antworte doch nur!« heulte die alte Hexe leise weiter. »Mein Schätzchen, mein Goldkind – ich tat's ja nur deinetwegen – schlage mich nachher, spucke mich gleich jetzt an – aber so antworte doch nur – hast du den Trauschein?«

Es wäre doch wohl noch zum Augenauskratzen gekommen. Carmencitas Finger krümmten sich schon, wenn sie schließlich nicht doch stutzig geworden wäre. Warum suchte Estrella sie denn auf? Was war das mit dem Trauschein?

»Ich habe ihn! Ich trage ihn immer auf der Brust!«

Die Alte schlug Augen und Arme zur Decke empor, sie wollte nicht niederknien, aber die Freude war zu groß, die Kraft verließ ihre Knie, sie kniete von ganz allein nieder.

»Sie hat ihn! Sie hat ihn!«

Sie wurde von der andern derb am Arme geschüttelt.

»Nun sprich du! Wo kommst du her? Was ist's mit dem Trauschein? Was soll das alles heißen?«

Verklärten Blickes schaute die alte Hexe ihren Liebling an, den sie bestohlen.

»Daß wir nun reicher sind als alle Agostinos zusammen. Ich habe mich schon bei Landschreiber erkundigt. Ja, ja, mein Töchterchen, vertraue nur immer mir, ich habe gut für dich gesorgt.«

Endlich kam mehr Ordnung in die Unterhaltung; sie setzten sich, es sprach auch immer nur eine auf einmal, zuerst die Alte.

Wenn Carmencita etwa glaube, daß die gute Tante damals mit den hunderttausend Piastern Depositum über die Berge gegangen sei, da täte sie ihr natürlich sehr unrecht. Nein, sie hätte gewußt, wie alles kommen würde, und da fand sie es besser, schnell das Geld in Sicherheit zu bringen, sie hatte nur keine Zeit zum Abschiednehmen gehabt, denn so etwas zutrauen könne sie ihr doch nicht.

Da Carmencita nichts weiter dazu sagte, war diese Angelegenheit bald erledigt.

Mit noch etwas überschwenglicheren Worten erzählte die Alte also weiter, wie sie ihren Liebling nie aus den Augen gelassen habe. Sie hatte sich in Mexiko aufgehalten, sehr sparsam gelebt – aber schlechte Menschen hatten ihr ziemlich viel gestohlen – da hörte sie die Kunde von Flederwischs Tode; das erste Schiff genommen, herübergeeilt, sie erfuhr

alles Weitere; sie mietete Muellos, Maultiertreiber, und reiste Carmencita entgegen, um sie nicht erst nach Guayaquil kommen zu lassen, betend, daß die Verfolger sie überhaupt noch lebend aus den Händen des schrecklichen Zambo befreien.

»Kind, was bekommst du plötzlich für eine rote Narbe im Gesicht?«

»Paul hat mich mit der Reitpeitsche geschlagen!« zischte die Quadrone.

»Ja, weil du ihm mit dem Zambo davongelaufen bist! Ich weiß alles.«

»Ich hielt ihn für tot. Und er hat mich geschlagen.«

»Beruhige dich, mein Täubchen, du wirst ihn wieder schlagen!«

»Er ist tot.«

»Statt seiner wirst du seine Schwester ins Gesicht treffen, daß er es noch im Grabe fühlt, denn er hat sie sehr geliebt.«

»Estrella,« flüsterte die Quadrone, doch ohne Aufregung, die Unterhaltung wurde überhaupt flüsternd geführt, »sein erster Steuermann – du weißt, welcher damals abwesend war – es war Alfredo!«

Der Alten Staunen war allerdings groß, doch ihre Gedanken wurden jetzt von etwas andrem beherrscht.

»Ist's möglich! Und ihr saht euch?«

»Wir sahen uns, wir waren beide vorbereitet – durch Manuel, weißt du, den schwarzen Bootsmann. Er haßte den Steuermann. Ich bat ihn. Er hat Alfredo ermordet, Estrella – als ich drüben auf der Klosterinsel gefangen gehalten wurde – ich habe Alfredos Geist gesehen.«

Es war ganz merkwürdig, wie die beiden Frauen darüber sprachen. Carmencita schien nur deshalb so zu flüstern und

scheu nach der Tür zu sehen, weil es doch ein Mord war, den sie mit auf dem Gewissen hatte, und bei der Alten brachte es keine andre Wirkung hervor, als daß sie schnell einen Rosenkranz aus der Tasche zog und mit den Holzkugeln zu klappern begann.

»Hast du?« klang es nun mit einiger Neugierde aus dem zahnlosen Munde zurück. »Was sagte er?«

»Nichts. Er verschwand gleich wieder. Wie soll ich seine Schwester ins Gesicht treffen können? Sprich, Estrella, was ist's mit dem Trauschein?«

Mit dieser Frage war auch wieder das Rätsel des Übersinnlichen erledigt, was für die beiden Frauen gar kein Rätsel war, weil sie eben daran glaubten.

Erst wollte die Alte den Trauschein sehen. Carmencita brachte aus der Taille ein glattes Ledertäschchen zum Vorschein, mit einer Schnur am Halse befestigt, entnahm ihm das zusammengefaltete Pergamentpapier, und die Hände der Alten zitterten vor Freude, als sie es empfing.

»Goldschatz, das macht dich zur vielfachen Millionärin. Ich habe mich gleich bei Landschreiber erkundigt, weil ich gerade Zeit hatte – du weißt, das Geschäft an der Estrada, wo die Kaufleute immer fragen, ob einer auch genug Geld hat, daß es sich lohnt, wenn sie ihn betrügen – ich dachte freilich, ich müßte lange warten, und wunderte mich dann, daß sie es mir gleich sagen konnten und noch viel mehr, als ich wissen wollte . . . «

Carmencita wunderte sich nicht darüber. Das war die Antwort auf ihre Anfrage gewesen. Doch sie irrte sich, es war nicht allein ihr Fall, es war noch andres dazugekommen.

»Er hat uns immer die Wahrheit gesagt – mehr als die Wahrheit – er hat überhaupt gar keine Schulden, kein Milreis – und von seiner Tante, der Lady Muggridge, erbt er wirklich 200.000 Pfund Sterling, das sind gerade eine Million Piaster. Goldkind, und die gehören dir! Die Tante war immer sehr krank, sie wird noch kränker geworden sein, sie wird bald sterben – und dann gehört alles, alles dir, weil du den Trauschein hast. Siehst du nun, Täubchen, wie ich für dich hier Sorge? Denn ich bin klug, ohne mich könntest du doch nichts anfangen!«

Und die Alte erklärte ihr die englischen Eheverhältnisse, welche beim ersten Blick überaus einfach erscheinen, im Grunde genommen aber, von der Seite des Gesetzes aus betrachtet, wenn die Rechte zwischen Mann und Frau getrennt werden, ganz verwickelt sind. Estrella war recht genau unterrichtet; der Trauschein des Weibes ist in England allmächtig und bewirkt Wunder, ganz gleichgültig, wo er ausgestellt ist; auf keine Religion wird Rücksicht genommen, die Unterschrift des Mannes und des Weibes bindet unwiderruflich. Und dennoch, die Alte glaubte sich ihrer Sache allzu sicher. Es gab ja noch einen Nobody.

»Wenn nun aber die Tante ihr Testament ändert?«

»Sie tut es nicht, sie tut es nicht, und eben deshalb müssen wir so schnell wie möglich nach London, du machst dich ihr angenehm, mußt immer sofort zur Stelle sein, wenn etwas passiert. Paul hat uns doch genug von ihr erzählt, sie denkt nicht an seine Schwester.«

»Und sie bekäme wirklich gar nichts von der Erbschaft?«

»Kein Milreis brauchst du ihr abzugeben, mit Hunden kannst du sie hinausjagen.«

»Nein, nein, ich kann es nicht fassen, du stellst dir die Sache zu leicht vor! Weißt du denn wirklich alles, was zwischen uns passiert ist?«

Und Carmencita erzählte, wie sich Flederwisch ihr gegenüber benommen, wie er sie gefangen gehalten hatte – ohne Eifersucht zu zeigen, es war nur gewesen, als wollte er sie unschädlich machen – und sie kleidete ihre Befürchtungen in Worte – sollte er da nichts nach Hause geschrieben haben, nicht Sorge getragen haben, daß die ungetreue Frau dereinst nicht seine geliebte Schwester beeinträchtigen könne?

Wirklich, die Alte war ihrer Sache doch allzu sicher gewesen; jetzt wurde sie unruhig. Sie saß nicht mehr; wie eine heißhungrige, feige Hyäne schlich sie durch das Zimmer, sich immer an die Wände schmiegend.

»Das ist schlimm, das ist schlimm!« keuchte die dünne Fistelstimme. »Kind, Kind, du hast damals nicht gut getan, mit dem Zambo anzubändeln. Freilich, ja, freilich, wenn es so ist – wir müssen hin, wir müssen gleich hin und sehen, was sich machen läßt!« Die schleichende Hyäne blieb stehn, die grünen Augen schielten nach dem jungen Weibe. »Ja, wenn du ein Kind von ihm hättest, dann könnten sie alle, alle nichts gegen dich wollen.«

Sie setzte ihren Schleichgang fort. Carmencitas Augen folgten ihr.

»Estrella!« hauchte es da nach einer langen Pause.

Die Alte blieb wieder stehn, zuckte, schielte – es war eine widerliche Szene.

»Was, mein Liebling?«

»Ein Kind, sagst du?«

Die Alte, an die Wand gedrückt, duckte sich noch mehr.

»Ein Kind!« nickte sie grinsend. »War Paul . . . «

Der Peitschenhieb trat wie eine schwarze Linie in dem Gesicht hervor.

»Nein, Estrella. Paul – war noch am letzten Tage bei mir, aber vertraulich war er nie mehr. – Und doch – Estrella – ich glaube es fast . . . «

Die beiden Weiber blickten sich schweigend an, die alte Hexe mit dem zusammengedorrten, die junge mit dem schönen Gesicht, welches jenem dereinst gleichen würde. Sie brauchten nicht zu sprechen, ihre Blicke erzählten, fragten und antworteten.

Da löste sich die raubgierige Hyäne von der Wand ab und schlich auf das junge Weib zu, zusammengekrümmt, den Kopf mit der Geiernase weit vorgereckt.

»Iiiiiii,« kam es quiekend aus dem zahnlosen Munde.

Es klopfte stark an der Tür, und augenblicklich waren es zwei würdevolle Damen, welche der Eintretenden entgegensahen, einer jungen, pechschwarzen Negerin.

Ob die ›Senoras‹ ihre Abendmahlzeit auf ihrem Zimmer einzunehmen wünschten, oder ob die ›Senoras‹ die ›Güte‹ haben wollten, es mit Senior Uhlmann unten zu teilen.

Die kleine Schwarze bediente sich einer außergewöhnlich höflichen Sprache, legte aber auch soviel als möglich heimtückische Verachtung in den Ton, besonders wenn sie ›Senoras‹ sagte.

Die ›Senoras‹ achteten nicht darauf, sie wechselten einen schnellen Blick. Die so edle, hochherzige Gastfreundschaft, fast die einzige Tugend jener verkommenen Nationen, hat auch ein Recht zu fordern; der Gast muß sich der Hausordnung fügen, an silberbedeckter Tafel oder am nackten Boden mit dem Herrn zusammen essen.

»Wie der Senor Haziendero wünscht,« sagte Estrella, »nur wäre es uns sehr lieb, wenn wir ihn heute abend noch einmal allein sprechen könnten.«

»Senor Uhlmann ißt stets allein.«

»Dann lassen wir ihn bitten, daß wir das Abendbrot mit ihm teilen dürfen.«

»Wie die Se-no-ras befehlen!«

Die Tür wurde heftiger zugemacht, als nötig war.

»Nigger sind's, elende,« zürnte draußen die kleine Ahnenstolze, »nicht einmal schwarz sind sie.«

»Du darfst nicht nach Guayaquil,« zischte es drinnen sofort wieder. »Deshalb reiste ich dir entgegen, um es zu verhindern, wenn es möglich wäre. Sofort nach England! Wer begleitet dich? Wie behandelt man dich? Wir müssen fliehen, heute abend noch. Der Haziendero ist auch ein Deutscher – auch ein Kavalleresko. Er wird uns helfen. Wir müssen ihn fangen.«

Vor allen Dingen aber mußte Carmencita sich waschen. Sie tat es in dem zweiten Zimmer, welches der alten Dame zur Verfügung gestellt worden war, und dabei wurde die Unterhaltung fortgesetzt, bis die Einladung zur Abendmahlzeit kam.

Hier war es tatsächlich eine silbergedeckte Tafel, an welche die beiden geführt wurden, und auf ihr erhoben sich auch nicht, wie es sonst in den Pampas üblich, ob im Herrenhaus oder in der Gauchohütte, zwei gewaltige, dampfende Berge, der eine aus gebratenem, der andre aus gekochtem Rindfleisch bestehend, einen Meter hoch, von denen jeder nach Belieben absäbelt. Der deutsche Haziendero schien auch keine Gastereien und Zechgelage mit den Nachbarn zu lieben, denn er speiste in der Bibliothek, und zu dieser war

der einzige, allerdings sehr große Saal des Hauses eingerichtet. Nur von Türen und Fenstern unterbrochen, reihten sich die Bücher an den Wänden vom Boden bis an die hohe Decke; ein Kundiger taxierte sie auf acht- bis zehntausend Bände; die Gemälde, und darunter alte Meister, mußten mit Staffeleien fürlieb nehmen.

Die beiden Damen waren noch nie in die Bibliothek von Quito gekommen, hatten noch gar nicht gewußt, daß es überhaupt so viele Bücher auf der Welt gäbe, und das bedrückte sie etwas. Es war ihnen ungefähr zumute wie einem Vegetarianer im Zentralschlachthof.

Der deutsche Oekonom, welcher sich als unumschränkter Monarch eines Gebietes von vielen Quadratmeilen in den Pampas zwischen Viehherden, Gauchos, Hunden und seinen Büchern und Gemälden recht wohl fühlte, so wohl, daß er bisher noch nicht ans Heiraten gedacht hatte, interessierte sich sehr für Kapitän Flederwisch – doch nicht etwa, daß er eine geistige Verwandtschaft mit jenem gefühlt hätte.

Die Zeitungen hatten allerdings viel über Kapitän Flederwisch erzählt, zuletzt auch von dem Ueberfall und Attentat durch den Zambo – aber dann hatten sie plötzlich geschwiegen. Die Federn waren eben gekauft worden, sie hatten übrigens auch schon früher nicht mehr geschrieben, als von gewisser zahlungsfähiger Seite zugelassen wurde.

Der phantastisch veranlagte Kapitän – offenbar ein Genie – nun tot – fern von der Heimat ermordet – und hier seine Frau, die er geliebt – ein wunderbar schönes Weib – eine Farbige – drei Wochen in der Gewalt eines Indianers gewesen – und nun saß sie hier, ihm, dem Deutschen, gegenüber – – und das war doch zweifellos sehr interessant.

Zunächst mußte er Worte des Beileids finden, und Carmencita gebrauchte das auf der letzten Hazienda geborgte Taschentuch. Dann kam die Witterung als Gesprächsstoff daran, denn – ja, Herr Uhlmann wollte das Gespräch gern auf die Gallopagos lenken.

Carmencita sah sich um.

»Mein Gott, diese vielen Bücher! Was steht da drin?«

»Es sind meine geschäftlichen Ratgeber und geistreiche Gesellschafter, in müßigen Stunden nie versagend, immer gefällig. Sie erzählen mir viele lehrreiche Geschichten, unter andern auch, daß Ihr Gatte, Mistreß Müller, nicht auf Felsen gebaut hat.«

Carmencita fühlte sich durch diese etwas freimütige Aeußerung nicht beleidigt, verstand sie überhaupt gar nicht, gab aber eine Antwort, die dazu passend genommen werden konnte.

»O, er baute immer sehr sicher.«

»Verzeihen Sie, daß ich das Gegenteil denke. Völkerreiche kann man nicht von besoldeten Tagelöhnern aufführen lassen. Reiche und Völker müssen sich aus sich selbst entwickeln. Die Weltgeschichte ist der Beweis. Das, was Ihr Gatte beabsichtigte – wenn ich seinen kühnen Plan ganz verstehe – war von vornherein unmöglich. Ebensowenig kann man mit allem Gelde der Welt ein lebendes Wesen schaffen oder aus einem kleinen Kinde über Nacht einen erwachsenen Mann mit starkem Rückgrat machen.«

»Meinen Sie nicht, daß es die Wissenschaft noch einmal so weit bringen wird?« mischte sich Estrella ein.

»Aktiengesellschaften zur Gründung von Völkerreichen zu bilden?« lächelte Uhlmann. »Nun, wenn es sich um den

Kauf von etwas Fertigem handelt, dann ist's nicht ausgeschlossen; einige amerikanische Milliardäre haben schon einmal beim englischen Parlament angefragt, was Irland kostet, wenn es diese Last lossein will.«

»Nein, Menschen zu machen, meine ich. Ich dünkte doch, ich hätte es einmal gelesen – in der Zeitung – nein, richtig, in einem Buche! Jawohl, Faust hieß er, ein Zauberer war's – jetzt entsinne ich mich – Homunculus nannte er das kleine Männchen, in einem Glastopf hatte er es zusammengebraut. Zuerst war's natürlich nur ganz klein.«

Uhlmann war so erschrocken, daß er die einmal gelungene Menschenmacherei als Tatsache zugab. Nun wußte er, wes Geistes Kinder er vor sich hatte, denn wenn sich Carmencita, schamrot, auch bemühte, die gottverlassene Tante über ihren Irrtum aufzuklären – deren Bildung war auch nur eine sehr leichte Tünche.

Er brauchte nach keinem andern Gesprächsstoff zu suchen, Estrella rückte jetzt mit ihrem Hauptanliegen hervor. Aengstlich erzählte sie, wie ihr Liebling unmöglich nach Guayaquil gehn dürfe, sie würde natürlich in Untersuchung kommen, obwohl sie doch ganz unschuldig an des Zambos wahnsinniger Tat sei. – Die Schande – die Angst – kurz und gut, der Haziendero möchte doch die beiden Begleiter zurückhalten, daß Carmencita ohne ihr Wissen die Küste erreichen könnte, heute nacht noch. Sie wollten nach Buccarez, einige Stunden südlich von Guayaquil, auch noch an dem Golfe liegend, von welchem Hafentädtchen aus, wie Estrella sich schon erkundigt hatte, jeden Morgen um sechs Uhr ein Dampfer nach Truxillo ging; von dort hatten sie täglich Fahrgelegenheit nach Valparaiso, und von hier aus wollte

sich Carmencita verantworten. Nur nicht in Untersuchungshaft, nicht öffentlich vor die Schranken des Gerichts!

Es war eigentlich ein starkes Verlangen, welches an den Haziendero gestellt wurde. Er sollte zwei Staatsbeamte – denn als solche mußte er Carmencitas Begleiter anerkennen – mit Gewalt oder List an der Ausübung ihrer Pflicht verhindern; die Alte sprach sogar ganz offen aus, das Sicherste wäre, ihnen ein narkotisches Tränkchen in den Wein zu geben, wenn er so etwas bei der Hand habe.

Dennoch zögerte der Deutsche nicht lange. Die Frau seines unglücklichen Landsmannes dauerte ihn; seinetwegen beging er ein Unrecht, und man befand sich ja auch in Ecuador. Am Zeuge konnte man ihm deswegen nichts flicken, sonst hätte er der Regierung gedroht, eine große Hypothek zu kündigen, und was ging es ihn auch an, wenn sich die beiden Kavaliere betranken? Sie waren jetzt Gastfreunde des Verwalters, ebenfalls eines Deutschen, und dieser wußte auch ohne Opium mit ihnen fertig zu werden; der schwere mexikanische Rotwein wirkt von ganz allein.

Nachdem Uhlmann seinen Mann dementsprechend unterrichtet hatte, kehrte er zu den Damen zurück. Es war noch verschiedenes zu besprechen. So hatte die alte Dame kein Geld bei sich, um die vier gemieteten Maultiertreiber zu bezahlen. Wollte Señor Uhlmann es einstweilen auslegen? Sie sendete ihm das Geld natürlich von Valparaiso aus sofort zurück; sie schwor es ihm sogar zu.

Sie schwor falsch, er wußte es, sie log ja ganz ungereimtes Zeug zusammen, und dann, als er ihnen zu der Nachtfahrt einen für die Pampas geeigneten Jagdwagen zur Verfügung gestellt hatte, borgte Estrella ihm unter Tränen des Dankes

noch zehn Piaster ab, hinterher, als sie es bekommen, wahrscheinlich bereuend, dem ›dummen Deutschen‹ nicht mehr abgenommen zu haben.

»Jakobo,« sagte Uhlmann zu dem Rosselenker, nachdem er ihn über Weg und Ziel belehrt hatte, »laß dich mit den Damen auf nichts ein, setze sie in Buccarez ab, nimm nichts an von ihnen, du fährst sofort zurück!«

Denn, setzte er zu sich selbst hinzu, wenn die Alte nur Gelegenheit dazu hätte, sie würde auch noch schnell meinen Wagen und meine Pferde verkaufen.

Endlich waren die schwülstigen Dankesergießungen vorüber. Die zwei Steppenrosse flogen mit dem Wagen davon. – Seine Insassen hatten die Reise nach London angetreten.

Der deutsche Haziendero stand auf der Veranda, ein trübes Lächeln um den ernstesten Mund.

»Armer Flederwisch!« sagte er leise. »Die Liebe hat dich sehr verblendet, daß du auf solchem Flugsand deine stolzen Pläne bauen wolltest!«

Der Haziendero wußte nicht, daß noch in derselben Nacht sich der Verfolger auf die Fersen der Weiber heften würde. Wir werden bald erfahren, was Nobody tat. –

Nur zwei der Verfolger waren zurückgekommen, um zu melden, daß der andre Rest, den die Kugeln der Gauchos übriggelassen, von einer Bande Indios bravos, Pepe-Pepe an der Spitze, niedergemetzelt worden war.

Von dem Verbleib Cutting Knifes erfuhr man kein Wort. Das mußte ein Betrüger gewesen sein.

Dann saß der Zambo abermals auf einer seiner Haziendas und freute sich seines Lebens. Die Regierung ließ ihn in Ruhe. Was sollte man sich auch über solch einen Kerl ärgern, der nicht zu kriegen war?

»Was, der Kapitän lebt noch?« lachte der Zambo, als ihm ein Gaucho, der in der Stadt gewesen, dies beschwor. »Wenn der noch lebt, dann will ich nie wieder . . .«

Den Revolver aus dem Futteral gerissen, in demselben Moment feuerte Pepe, scheinbar blindlings, zum Fenster hinaus.

Draußen, in einer Entfernung von zwanzig Metern, galoppierte ein Gaucho vorbei, den kurzen Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, und wie der Schuß krachte, hatte er plötzlich keine Pfeife mehr im Munde.

Es sollte des Zambos letzter ›Sackschuß‹ gewesen sein. Schließlich mußte er das Ungeheuerliche doch als Tatsache anerkennen: der Kapitän lebte noch; er hatte ihn damals gefehlt, und da fühlte sich der Zambo nicht mehr als Mann; wie ein Träumer schlich er umher, das Grübeln über seine Schande trübte ihm das Auge und ließ ihm die Hand zittern, bis er wirklich nicht mehr ›schießen‹ konnte.

Der Gaucho weiß nichts von Zielen und Treffen, er kennt nur das eine Wort ›schießen‹.

Eine kluge Frau erteilte Pepe Rat. Heiraten sollte er, dann könnte er wieder schießen. Gut! Noch an demselben Tage wurde geschlachtet, Gauchos jagten nach der Stadt und kamen mit vier Fässern Wein, zwei Wachskerzen und einem Priester zurück. Der Altar war hergerichtet, die Kerzen brannten; in feierlichem Schweigen schoben die Hochzeitsgäste ein frisches Stück Kautabak in den Mund, fromm faltete der Priester die Hände.

»Wo ist denn nun Ihre liebe Braut, Señor Pepe-Pepe?«

Ach so, daran hatte der Zambo noch gar nicht gedacht! Wirklich, er wurde schon vergeßlich. Flüchtig sah er sich um, dort stand eine dicke Mulattin in heiratsfähigem Alter.

»Komm her, du blutige Niggerin! Du sollst sogleich meine Frau werden!«

»Ja. Aber ich bin schon verheiratet.«

Sie wurde fortgejagt. Der Zambo steckte einen Finger in den Mund und pfiff aus dem Fenster nach einer andern ›Braut‹. Eine pockennarbige Negerin kam. Diesmal verfuhr man vorsichtiger, man vergewisserte sich, daß sie unverheiratet sei, und errötend flüsterte die holde Braut ihr ›Ja‹.

So war Pepe-Pepe verheiratet, und morgen sollte er wieder schießen können. Heute durfte er's noch nicht probieren.

Die Mutter der jungen Frau hörte zufällig von dem Ehrentage ihrer Tochter; sie warf die Feldhacke weg und eilte zum Hochzeitsfest. Der glückliche Pepe-Pepe, der immer nur ans Schießen dachte, hieß sie willkommen. Er besaß eine goldne Repetieruhr, die Schwiegermama hörte sie einmal schlagen, das gefiel ihr, sie wollte sie immer wieder klingeln hören, und der gutgelaunte Zambo ließ sie denn auch fortwährend klingeln, ohne aber die deutlichsten Winke zu verstehn, daß er das prächtige, klingelnde Ding doch eigentlich seiner Schwiegermutter schenken könne.

Am andern Morgen in aller Frühe fühlte die Alte heftigen Drang nach ihrer gewöhnlichen Feldarbeit. Rührend war der Abschied vom Schwiegersohn. Immer wieder drückte sie ihn ans Mutterherz und küßte ihn ab, bis sie sich mit Gewalt von ihm losriß und davonrannte. Sie war erst zehn Schritte gelaufen, als dem Zambo ein Verdacht aufstieg, er fühlte nach der Serape – richtig, sie hatte ihm die goldne Klingeluhr gemaust.

Ha, da war Gelegenheit! Den Revolver heraus und abgefeuert war eins, und – Pepe-Pepe heulte laut auf vor Jammer

– statt in den Kopf hatte er die Schwiegermama nur durchs Bein geschossen, und die Kugel hatte auch noch seinen liebsten Hund getötet.

Da bestieg der unglückliche Zambo bravo sein Pferd, und nachdem er dieses und noch vier andre totgeritten hatte, fand er fern im Herzen der Pampas den berühmten Mediziner der Oregonen. Dieser stellte kluge Fragen, zog sich dann in die Einsamkeit zurück, und als er ein gebacknes Pferdegehirn gegessen hatte, wurde er verklärt, daß seine Augen alle Geheimnisse der Natur schauten. Pepe-Pepe erfuhr das Rezept, wie er den Zauber von Auge und Hand banne, auf daß er wieder schießen könne. Dazu aber brauchte er die Quadrone, die ihn behext hatte, doch Carmencita war nicht mehr zu finden.

Von nun an ging es mit dem edlen Zambo stark abwärts. Er stellte es sich zur Lebensaufgabe, am *Delirium tremens* zu sterben. Die Regierung erkannte dieses Bestreben und wartete ruhig, bis er sein Ziel erreicht hatte. Wäre freilich Pepe-Pepe nicht ein reicher und gebildeter Mann gewesen, dann hätte sie lange warten können.

Denn die südamerikanischen Indianer der Pampas sind aus einem ganz andern, festern Holze geschnitzt als die nordamerikanischen; ihnen fehlt nur ein Cooper, der sie mit dichterischer Romantik verherrlicht. Während die Büffeljäger der Prärie am Feuerwasser zugrunde gehn, würden sich die Pampasindianer stärker als die Weißen vermehren, wenn sie nicht beständig untereinander im Kampfe lägen, und trotz dieser blutigen Fehden nehmen sie noch heute zu. Und was diese Pampasbewohner im Trinken leisten, das schildert am besten Friedrich Gerstäcker in seinem Roman ›Unter den

Penchuenchen«. Nur die Völker des Kaukasus sind mit ihnen vergleichbar, bei denen der kein Mann ist, der nicht ein Ochsenhorn mit zehn Litern des dort wachsenden, furchtbar schweren Rotweins auf einen Zug leeren kann. Allerdings brauen sie ihr Getränk selbst, können also auf Reinheit halten; im Süden ist es der Most des wilden Apfelbaumes, im heißen Norden die Pulque, der gegorene und schon in Fäulnis übergehende Saft der Agave – aber wenn sie Gelegenheit haben, so vertauschen sie das Hausgebräu gegen Brennspiritus, der noch besonders mit Cayennepfeffer gewürzt wird, und in den Pampas gibt es genug hundertjährige Greise, welche während der ein Vierteljahr dauernden ›Saison‹ keine Minute nüchtern werden und dann, wenn sie acht Tage lang hintereinander geschlafen haben und merken, daß sie noch leben, sehnsüchtig der schönen Zeit harren, bis der Apfel wieder reift und der Spiritusmann kommt.

Wie schon gesagt, der Zambo war ein reicher und gebildeter Mann. Er trank keine faulende Pulque aus Büffelhörnern, sondern Portwein und Champagner aus silbernen Eiskübeln; dann setzte er ein Bierseidel mit französischem Kognak darauf, und wenn das Zittern immer noch nicht nachließ, fing er wieder mit den Eiskübeln an – und solchen Fortschritten der Kultur muß endlich auch ein Pampasindianer unterliegen.

Und Flederwisch bekam zu hören und zu merken, was es bedeutete, daß sich Pepe-Pepe, der Zambo, an ihm verschossen hatte. Der Gaucho und der Indianer, der ihm begegnete, überhaupt jeder, der mit dem Zambo in einer Beziehung stand, wich dem gefeierten Manne scheu aus, schlug ein Kreuz über den Revolver, damit er mit ihm noch ›schießen‹ könnte.

Der Wind war jetzt nicht mehr stark, aber die See war nach dem nächtlichen Sturme noch nicht zur Ruhe gekommen, sie spielte mit dem kleinen Dampfer Fangball; jetzt sah es aus, als würde er an die Küste von Floreanu geworfen, jetzt war er wieder eine Seemeile davon entfernt, und noch mehr veränderte sich jeden Augenblick die Entfernung zwischen dem Dampfer und dem Boote, welches sich jenem zu nähern versuchte.

Es war der jede Woche einmal kommende Postdampfer, über welchen Flederwisch mit dem Hauptpostamt akkordiert hatte; das Boot holte die Briefe und Zeitungen ab.

Mit stockendem Atem beobachteten die an Land beschäftigten Nichtseeleute das Schauspiel, denn fürwahr, es hatte etwas Grausiges an sich; es war wie ein hin- und herwogender furchtbarer Kampf zwischen dem Eisenschiff und der hölzernen Nußschale, zwischen Menschenkraft und den wütenden Elementen. Manuel führte das Steuer, ihm sah man an, wie er sich mit der freien Hand festklammerte, vorn stand Bernhardt, breitbeinig mit den Füßen sich feststemmend, mit den erhobenen Händen immer winkend, die sechs Ruderer saßen auf Riemen, d. h. die Ruder ausgelegt, fertig, um auf das Wort »pullt aus!« sich mit aller Kraft in die Riemen zu legen und so den Zusammenstoß zu vermeiden. Nur einen Moment brauchte ein Kommando zu spät zu kommen, nur ein falscher Ruderschlag, und die beiden Fahrzeuge schmetterten zusammen.

Die Seeleute dagegen blickten ganz gleichmütig hin, der am Ufer stehende Flederwisch gar nicht, er rechnete im Notizbuche. Da hatten sie noch ganz andre Bootsmanöver

gesehen. Bernhardt holte eben die Post, es ging ein wenig schwierig, aber gehn mußte es. Falls es über eingeschriebene Briefe zu quittieren gab, hatte er gleich den Schiffsstempel mitgenommen, die in Wachstuch gewickelten Päckchen flogen hin und her, die beste Gelegenheit zum Schleudern wurde wahrgenommen, zuletzt kamen die beiden Postsäcke daran – es mußte einfach gehn, das war ihr Beruf. Etwa mit leeren Händen und mit einer Entschuldigung zurückkommen, das gab es hier nicht, und wenn sie bis heute abend herumarbeiteten – das heißt, wenn sie jetzt nicht bald fertig wurden, dann bekamen sie noch vom Kapitän Grobheiten zu hören.

Und es ging. Sie kamen zurück, ohne von einem Bravo empfangen zu werden. Sie hätten eine Bewunderung auch gar nicht verstanden. Flederwisch begab sich nach dem ruhigen Hafen, in welchem wohl das von Rudern beherrschte Boot, jedoch kein größeres Fahrzeug bei solchem Seegang steuern konnte, solange noch die wogenbrechenden Molen fehlten.

Bernhardt ging ihm entgegen, nur einen Beutel in der Hand.

»Kapitän, ich habe den Postsack mit den Briefen nicht gefangen, er glitt mir aus der Hand,« sagte er kurz.

Mochte Bernhardt auch wie ein trotziger, zum Tode bereiter Delinquent auftreten, er tat es doch, kurz machte er die Meldung – und mochte der Kapitän die Stirn auch furchtbar drohend runzeln, er blieb still, seine Lippen preßten sich fest zusammen.

So stierte er wohl eine Minute lang finster auf den Matrosen.

»Mögen sie zum Teufel gehn!« sagte er dann leise.

»Es waren vier eingeschriebene Briefe dabei, ich habe quittiert.«

»Woher waren sie?«

»Ich weiß es nicht, Kapitän, ich habe nicht darauf geachtet. Aber ich glaube – auf dem einen Zettel stand England darauf.«

»England – so,« hauchte Flederwisch.

»Sollen wir noch einmal hin – wegen der Quittungen?« fragte Bernhardt nach einer langen Pause.

Flederwisch blickte nach dem auf den Wogen tanzenden Dampfer.

»Nein. Es ist's nicht wert. Trage die Zeitungen an Bord.«

Es war ein ungeheurer Verlust, dessen Bedeutung wohl keiner Erklärung bedarf, Geschäftsbriefe, die sich vor dem Abgang des Dampfers und dann auf der Post angehäuften hatten, Anfragen und Antworten, vielleicht Geld, Dokumente – alles verloren, und Flederwisch sollte auch nicht zu wissen bekommen, von wem die eingeschriebenen Briefe herrührten. Als er später auf dem Postamt in Guayaquil nachfragte, waren sie dort nicht gebucht worden, die Quittungen nicht mehr zu finden. Zwei hätten wohl den Londoner Poststempel getragen, das war alles, was er erfuhr.

»Wer hätte das gedacht,« flüsterten dann die Matrosen der Frithjof untereinander, das Benehmen Flederwischs meinent, und es klang fast wehmütig. »Es ist gar nicht mehr unser alter Kapitän!«

Ja, die einfachen Matrosen konnten nicht wissen, was die Veränderung ihres Kapitäns bewirkt hatte, daß er nicht mehr raste, nicht fluchte und schimpfte.

Deshalb auch hatte Bernhardt sich nicht mehr gescheut, mit festem Schritt dem Kapitän entgegenzutreten und ihm

seine Schuld zu gestehn, obgleich er, wenn Flederwisch in eine gähnende Tiefe gedeutet hätte – »Spring!« – ohne Wimperzucken sofort gesprungen wäre. –

Flederwisch hatte sich zum Gehn gewendet, Bernhardt hielt ihn noch einmal zurück.

»Mrs. Lewis ist an Bord, auch zwei von den Engländern, die schon einmal hier waren, habe ich an Deck stehn sehen, sie wollen an Land, der Dampfer kann kein Boot aussetzen, ob wir sie nicht mit einem größern Boot abholen wollten, rief mir Mrs. Lewis zu.«

Flederwisch warf einen bösen Blick nach dem auf den Wellen hüpfenden Dampfer.

»Nein. Deshalb setze ich keinen meiner Leute aufs Spiel. Sie mögen warten, bis der Dampfer ein Boot aussetzen kann, meinetwegen wochenlang. Laß es vom Steuermann hinsignalisieren – wir können nicht.«

Als Flederwisch nach einem Rundgang um den Hafen auf sein Flaggschiff ging und seine Arbeitskabine betrat, fand er auf dem Tische die neu angekommenen Zeitungen schon aufgestapelt, er nahm die erste, den »Daily Telegraph«, las die ihn interessierenden Handelsberichte, blätterte herum – da wurde sein Blick von mehreren Überschriften gefangen.

Die Artikel der englischen Zeitungen haben in ihrer reklameschreierischen Art immer mehrere Ueberschriften am Kopfe, welche den Inhalt schon skizzieren sollen, wenn die Schlagwörter auch manchmal gar nicht passen. Die erste ist ganz fett gedruckt, die weitem, untereinander stehend, schwächen sich nach und nach ab.

Während Flederwisch las, erweiterten sich seine Augen immer mehr. Eigentlich war es nichts weiter als ein ganz sachlicher Artikel; der Schreiber war über alles recht gut

orientiert, aber es lag eine versteckte Tendenz darin, Flederwisch erkannte gleich im Anfange, was hier bezweckt wurde.

Der in England wohlbekannteste Kapitän Paul Müller hatte von Ecuador die Gallopagos gepachtet, um sie zu kolonisieren, wurde von der Regierung und reichen Privaten auf's ausgiebigste unterstützt. Das Endziel war die Schaffung eines von Ecuador abhängigen Handelsreiches mit einer großen Kauffahrtei-Flotte, die Inseln wurden Stapelplätze von Waren, also etwa England vergleichbar, besser noch dem frühern Venedig.

Der Engländer will immer wissen, was es kostet. Hier bekam er es ausführlich ausgerechnet. Aus den 5000 chinesischen Arbeitern waren schon 15.000 geworden – und die können etwas schaffen! – über ihnen stand ein Heer von 1000 weißen Aufsehern, Ingenieuren usw.; bereits waren, ganz abgesehen von den zahllosen Hilfsfahrzeugen, 26 Schiffe mit zusammen 3000 Tonnen und 560 Mann Besatzung unterwegs, darunter 4 Walfischjäger und Robbenschläger – das ganze Unternehmen stand bombenfest.

Alle diese Angaben stimmten. So ungeheuerlich waren die Zahlen nicht, besonders nicht für den rechnenden und gerade über so etwas recht gut orientierten Engländer, den Sohn der Inseln, der auch im Arbeitskittel weiß, was dieses Panzerschiff und jene gedeckte Korvette, und was ein Schuß aus dem Zweiunddreißig-Zentimeter-Geschütz kostet. Der kostet nämlich nicht nur einige Doppelkronen, sondern, da man auch die Abnutzung des Geschützes mit in Betracht ziehen muß, viertausend Mark. Jene Menschenzahlen könnten z. B. auf das winzige Fürstentum Monaco bezogen werden,

und was sind 26 Schiffe, die könnte sich der Fürst von Monaco gleich zulegen, wenn sein Land nur einen Hafen und er nicht eine sichere Einnahmequelle hätte. Großartig war das Unternehmen nur als Schöpfung eines einzelnen Privatmanes, und es standen ihm fast 50 deutsche oder 800 englische Quadratmeilen zur freien Verfügung.

Der Bericht aber ging auf den Geldpunkt noch näher ein, als es der Engländer von einem sensationellen Zeitungsartikel verlangt; ganz genau wurde angegeben, wieviel der Ingenieur, der Baumeister, der Schlosser, der Zimmermann, der Maurer, der Aufseher Wochenlohn erhielt, wieviel die Heuer des Kapitäns und des Leichtmatrosen betrug, und zwar rechnete man das vor, was sie zuletzt, jetzt bekamen, und das war ein sehr guter Gehalt, nicht der ursprünglich ausgemachte; Flederwisch hätte dem Bericht auch gar nicht widersprechen können.

Ferner die Verpflegung, das Essen. Der englische Soldat fordert sein spannenlanges und spannenbreites Beefsteak in Indien so gut wie in der Heimat – ob er's bekommt, ist freilich eine andre Sache, dann aber spielt er einfach nicht mehr mit ›Soldatens‹ – und was da erzählt wurde, konnte die ganze englische Armee zum Desertieren bringen. Frisches Brot immer, auch Mixedpickles. Und wie stand es mit Bier, Whisky und Tabak? Dem Leser lief das Wasser im Munde zusammen. War genügend Gelegenheit vorhanden, sich beim Fußball einander die Schienbeine einzutreten? Plenty! Das mußte ja ein Paradies sein! Aber, aber, eins fehlte noch – nur gemacht, das Allersensationellste kam noch zum Schluß.

Der länderschaffende Kapitän, bei dessen Genie es ganz selbstverständlich war, daß er zu Oldengland übergetreten, dachte auch an die ferne Zukunft. Gäbe es auf der Erde nur

Männer, würde die Menschheit bald aussterben. Kapitän Flederwisch hatte bereits gesorgt, daß dieser Fall auf seinen Inseln nicht einträte – und es wurde die Wahrheit berichtet. Jeder weiße Mann konnte und mußte heiraten, wurde gar nicht gefragt, nur daß er unter den Schönen des Landes auswählen durfte – und dort gab es hübsche Mädchen, das wußten die englischen Seeleute zu erzählen. Die ersten hatten ihre Auswahl bei einem Tanzfeste in Guayaquil getroffen, der Nachtrab in Quito, das Tanzbein konnten die Europäer alle schwingen, beißen taten sie auch nicht; und als erst bekannt wurde, um was es sich handelte, ums Heiraten, da kamen die Mädchen von ganz allein gerannt, weiße und gelbe und braune und rote und schwarze, aus Mexiko, von Perus Strand, von Chile, aus Columbialand, von allen Inseln kamen sie – und wurden, ohne Unterschied in der Farbe zu machen, nach den Gallopagos hinübergeschafft. Auf den sieben kleinern Inseln wurden ihnen innerhalb einer Woche hübsche Einzelhäuserchen hingesezt, an jedem ein Garten abgegrenzt, Priester trauten die Paare, und als alle Europäer versehen waren, blieben noch einige tausend heiratssehnsüchtige Jungfrauen übrig. Wer hatte Lust? Es werden heiratsfähige Männer gesucht. Denn die Chinesen bekamen nichts davon ab, so wenig wie die Kreolen auf dem Kontinent, die Zeter und Mordio schrien, der englische Kapitän entweibere ja ganz Südamerika.

Die englische Presse unterliegt keiner Zensur, sie darf schreiben, was sie will, und dennoch – oder wahrscheinlich gerade deswegen, weil das Verbot fehlt – schreibt sie sehr, sehr sittsam. Der Berichterstatter hatte ja etwas gewitzelt, aber hübsch war es nun wieder von ihm, wie er versicherte, daß es auf den Fraueninseln ganz ehrbar zugehe. Nur zart

deutete er an, daß jeder Mann natürlich nur eine Frau haben dürfe. Auf die drei großen Inseln kamen sie nicht hinüber, das war die Werkstätte, das Bureau, wohin die Frau nicht gehört. Sie wurden auch beschäftigt, für die Männerkolonie gab es ja viele profane Arbeiten zu erledigen, was bisher Chinesen getan, wie Wäsche waschen und Strümpfe stopfen, Haus und Garten wollten in Ordnung gehalten sein, es sollten Schneiderwerkstätten, vielleicht auch Spinnereien und Webereien eingerichtet werden, später würden die häuslichen Arbeiten von ganz allein zunehmen. Während der Werkstage durfte sich kein einziger Mann auf den Fraueninseln aufhalten, er mußte auf der Arbeitsinsel schlafen, einstweilen führten ältere, ehrbare Frauen das Kommando, und auch sonst hatte der weitsichtige, erfinderische Kapitän Vorkehrungen getroffen, daß sich die jungen Damen nicht in die Haare gerieten. Aber des Sonntags winkte das Glück, schon am Sonnabend abend ging der Neuvermählte hinüber, durfte in heitrer Ruhe den Gemüsegarten umgraben, sich seine Leibspeise kochen und dann sich von rosigen Fingern im Barte krauen lassen, bis ihn am späten Abend ein Kanonenschuß zurückbeordnete. Auch längere Ferien gab es, und ebenso fanden die von stürmischer Meerfahrt zurückkommenden Seeleute auf einer besondern Insel ein in jeder Hinsicht gemütliches Heim vor.

Es wurde auch erwähnt, daß sich Flederwisch an ein schon bestehendes Vorbild angelehnt hatte. Fast ebenso nämlich ist es in der holländisch-indischen Fremdenlegion. Auch dort bekommt jeder neueintretende Soldat eine braune Frau von Staatswegen geliefert; die männlichen Kinder werden zu Soldaten gedrillt, auf daß die Atchinesen immer genügend Zielobjekte für ihre vergifteten Pfeile haben;

aber dort ist eine gräßliche Sittenverderbnis eingerissen, denn dort sind die Frauen nicht auf abgeschlossenen Inseln untergebracht – überhaupt, dieses Unternehmen ließ sich mit jenem gar nicht vergleichen, hier war ein ganz anderer Zweck dabei. Kapitän Flederwisch war ein hochherziger Philanthrop. Ganz so nebenbei wurde noch angedeutet, daß er selbst durch bittere Erfahrungen zum grimmigen Weiberfeind geworden wäre; aber dennoch, seine Menschenfreundlichkeit war über persönliche Ansichten erhaben.

Schade nur, daß noch so viele, viele holde Jungfrauen einsam in ihrem Häuschen saßen und des Sonntags nicht wußten, wem sie die Leibspeise kochen sollten. Ihr Unglück mußte das Glück jedes zart empfindenden Menschen trüben.

Ja, das war es eben, was den Inseln noch fehlte. Männer, mehr Männer! Kreolen und Farbige waren ausgeschlossen, nur das germanische Element sollte herrschen, auch die chinesischen Arbeiter, nachdem diese den Bauschutt weggeräumt, sollten nach und nach entlassen und durch weiße Kolonisten, besonders durch geschickte Handwerker des Baufaches und Schiffsbauwes, ersetzt werden; aber es ging nicht, die gesuchten Männer fehlten. Südamerika hatte keine mehr herzugeben. Zusehends nahm die Kolonie zu; mächtig blühte sie empor, aber dieses Indiehöheschießen erzeugte einen krankhaften Wuchs; der Saft fehlte, starke, ausdauernde Männer, vor allen Dingen Seeleute, Seeleute, Seeleute . . . «

Da plötzlich, als nur noch gesagt worden war, des Inselpächters geschäftlicher Vertreter für England, Mr. Sam S. Bullock, habe sein Bureau in der Oxford Street 144, 2. Etage rechts, 4. Tür, brach der Artikel ganz unmotiviert ab.

Davon, daß man sich dort melden solle, wenn man Lust nach den Gallopagos habe, war kein Wort erwähnt worden, nichts überhaupt, daß man auf englische Auswanderer spekuliere. Das ›Es werden heiratsfähige Männer gesucht‹ und das ›Wer hat Lust?‹ hatte nur in der Überschrift gestanden.

Flederwisch sprang auf, ballte das Zeitungsblatt zusammen, strich es wieder auseinander und schlug mit der Faust darauf.

»Wart, ich will euch! Jetzt wird rein Schiff gemacht! Manuel!!«

Der Gerufene kam eher, als es möglich gewesen, wenn er sich nicht in der Nähe aufgehalten hätte, und er fand seinen Herrn in der kleinen Kabine so rasend, wie er es vorhin erwartet hatte, als ihm der Verlust der Briefe gemeldet wurde.

»Hole Mrs. Lewis von Bord, los, sie muß herüber, ich will sie hier sprechen, und wenn . . . «

»Kapitän, ich wollte Euch gerade sagen, daß sie schon kommt, sie sitzt schon im Boot, nachdem zwei beim Aussetzen zersplittert sind. Sie ist allein, die andern sind nicht mitgegangen. Aengstlich ist sie nicht und muß es verdammt eilig haben, Euch zu sprechen.«

»Ah, das ist gut! Jawohl, sprechen will sie mich. Ich weiß, ich weiß alles. Manuel, hier wird in englischen Zeitungen für mich geworben. In welchem englischen Roman heißt's doch gleich: er war von je ein Taugenichts, als er groß wurde, beging er zur Betrübnis seiner Eltern einen Raubanfall und kam ins Zuchthaus, und als er daraus entlassen wurde, ging der bejammernswerte Mensch auch noch unter die Soldaten. – Solche Kerls wollen sie mir nach meinen Inseln schicken! Lauf, Manuel, hole sie, jetzt wird rein Schiff gemacht!«

Da war es ja schon, was der Mulatte seit langem gewünscht hatte, und der Kapitän befand sich gerade in der passendsten Stimmung, er schrie und lachte zugleich, und Manuel lief.

Nein, ängstlich war die alte Engländerin nicht. Drei Boote besaß der Postdampfer; zwei waren beim Aussetzen an den Eisenplanken zerschmettert, beim dritten gelang es, vielleicht hatte sie selbst mit Hand angelegt; sie war hineingekommen, ihre beiden männlichen Begleiter hatten es nicht gewagt, und als der Bootsmann sie am Hafen abholte, war die ganze Schneiderkunst hin; die nassen, am Leibe klebenden Kleider zeigten die starkknochige Frau mit dem Manns- gesicht wie im Adamskostüm.

Einige Minuten später schloß der Mulatte hinter ihr die Kabinentür und drückte sich gleich zum Schlüsselloch herab.

»*Good morning*, Kapitän. Warum haben Sie . . . ?«

»Wer ist dieser Samuel Salomo Bullock? Wer hat mir einen polnischen Juden zum Vertreter gegeben?«

Hoho! Das ging ja schnell, mit Umgehung aller Einleitung. Eben wollte der Mulatte schmunzelnd die Hände reiben, als die Tür schon wieder aufgerissen wurde.

»Manuel, hole Halfdan, er muß dabeisein!« schrie Flederwisch ebenso, wie er Mrs. Lewis angeschrien hatte, dem noch gebückt Dastehenden zu, gleich die Tür wieder zuschlagend.

O weh! Da mußte Manuel sich beeilen, wollte er nicht zuviel von der Unterhaltung verlieren. Er rannte an Deck, aus dem Mörser wurde ein Signalschuß abgegeben, jeder, der diesen hörte und den Fockmast des Flaggschiffes sehen

konnte, richtete jetzt seine Augen dorthin, was für ein Signal oder einzelner Wimpel gehißt wurde, das Signal ging an andre Stationen weiter, von Insel zu Insel, bald mußte Helge Halfdan wissen, wo er sich auch befand, daß er an Bord der Frithjof kommen solle.

Dies brauchte Manuel nicht abzuwarten, eilend begab er sich zurück. Aber zehn Minuten waren doch vergangen.

Ei, die hatten ja einen feinen Konversationston angeschlagen! Und dabei schrien sie, daß man es durch den ganzen Korridor hörte, einer immer lauter als der andre, es ging Schlag auf Schlag.

»Sie müssen!« schrie Mrs. Lewis mit allem Aufgebot ihrer Lunge.

»Ich muß gar nichts!« überbot Flederwisch sie noch an Stimmkraft.

»Die acht Dampfer sind schon gechartert, die Leute sind schon kontraktlich engagiert,« heulte die Dame wieder.

»Was geht das mich an? Keiner von diesem Gesindel betritt meine Inseln!«

»Es sind nicht Ihre Inseln! Sie haben sie nur von uns gepachtet!«

»Vorläufig sind es meine Inseln, und kein Engländer kommt an Land, wenn ich's nicht will, und ich will's nicht!«

»Und Sie müssen! Sie sind von uns abhängig!«

»Ich von Ihnen abhängig? Hahaha, bilden Sie sich doch nichts ein!«

»Sie sind schon bankrott, Sie können uns die fünf Millionen Pfund in zehn Jahren nicht zurückzahlen!«

»Und Sie werden es gefälligst abwarten, ob ich es in zehn Jahren kann oder nicht!«

»Sie müssen, Sie haben sich verpflichtet!«

»Schreien Sie mich nicht so an! Beweisen Sie mir lieber, daß ich mich verpflichtet hätte, englisches Gesindel hier zu füttern. Ich tu's nicht, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen!«

»Sie korrespondieren hinter unserm Rücken!« ging es jetzt in den Ton des Vorwurfs über.

»Um meine Korrespondenz hat sich niemand zu kümmern!«

»Wir wissen schon, was Sie wollen! Sie haben mit unserm Gelde Handelsverbindungen mit San Francisco angeknüpft!«

»Und Sie werden mir nicht vorschreiben, wie ich das geliehene Geld verwende, darüber besteht kein Kontrakt, den hatten Sie nämlich vergessen!«

»Sie – Sie – sind ein Mann ohne Ehre!«

»Und Sie machen jetzt, daß Sie hinauskommen!«

Weiter konnte die Unterhaltung nicht gut gehn. Aber das letzte Wort mußte die alte Dame haben.

»Das sollen Sie bereuen!!«

Ein donnernder Krach, die Rolltür sprang aus den Schienen, an dem sich gegen die Wand schmiegenden Mulatten stürmte Mrs. Lewis vorüber, der feuerrote Kopf verriet ihre Aufregung.

Auch Flederwisch war auf den Korridor getreten, und Manuel ging das Herz auf, als er seinen Herrn über das ganze Gesicht lachen sah – er sah es nur, zu hören war von dem Lachen nichts, und sogleich bekam der Mulatte einen seiner genialen Einfälle.

»Kapitän,« flüsterte er, »soll ich mitfahren und sie kentern lassen?«

»Nein, nein, um Gottes willen nicht,« lachte Flederwisch jetzt laut auf, »ich brauche sie ja noch, die Partie ist noch nicht zu Ende gespielt. Sorge lieber, daß sie gut an Bord kommt.«

Der Postdampfer hatte die Rückfahrt angetreten, Halfdan war zum Kapitän gekommen, die Unterredung währte nicht lange, man hatte nichts davon erlauschen können, auch ihn riefen Pflichten, und dieser Tag ging wie jeder andre hin, bis die sinkende Sonne der geräuschvollen Arbeit ein Ende machte.

Spät am Abend begegnete der Mulatte im Kajütengang dem Steward, der mit dem Speiseservice aus der Kapitänskabine kam.

»Was macht er?« fragte der Mulatte leise.

»Er liest schon wieder in den Gespensterbüchern.«

»Daß er sie doch ins Feuer würfe!« knurrte Manuel.

»Na, so viel daran zu glauben scheint er nicht, er lacht manchmal so eigentümlich dabei.«

»Du, Bootsmann,« der Steward stand mit Manuel im gleichen Range, »weißt du schon? Von morgen an geht alles Tag und Nacht durch, die Kulis müssen des Nachts schichtenweise bei Fackellicht arbeiten. Ich hab's gehört, wie er mit Halfdan davon sprach.«

Der Mulatte wußte es noch nicht. Er bekam aber noch genug davon zu hören, als er in die große Kabine trat, in der alle Maats und Unteroffiziere schliefen – außer dem Bootsmann der Segelmacher, der Zimmermann, der Koch, der Steward und der Maschinist vom Donkey. Wenn hier alles in der

Koje lag, sechs Pfeifen den Raum mit einem undurchdringlichen Qualm erfüllten, parfümiert mit einem angenehmen Odeur de Rum, dann wurden hier manchmal höchst geistreiche politische und philosophische Gespräche gepflogen; nichts war tief genug, daß menschlicher Scharfsinn es hier nicht ergründet hätte.

Ja, der Donkey-Maschinist wußte es auch. Er hatte es von den Ingenieuren gehört, und noch viel mehr. Von morgen an mußten sechstausend Kulis auch des Nachts arbeiten, zuerst allerdings bei Fackelschein und Blaselichtern, aber in San Francisco wurden bereits elektrische Anlagen bestellt, dann ging's bei Scheinwerfern, welche die Nacht in den Tag verwandelten. Herrgott, hatte der Kapitän es eilig! Und diese Idee stammte scheinbar erst von heute! Sollte der Besuch der alten Engländerin daran schuld sein? Was war da eigentlich vorgefallen? Nun aber fing der schwarze Bootsmann an zu erzählen, und in der Kabine kicherte es wie im Schlafsaale eines Mädchenpensionats.

Dann wurde es still. Kein Laut störte die schlafende Natur, nicht einmal ein Windhauch. Am Himmel funkelten hell die Sternchen.

An Bord der Frithjof verkündete eine verborgne Uhr mit silberhellem Schlag die zweite Stunde nach Mitternacht, und in demselben Augenblick drückte der Mann, der schon seit vielen Minuten bewegungslos vor dem Ruderhause stand, mit der linken Hand den Stechbolzen in die Kontrolluhr, während die rechte der Schiffsglocke zwei Klänge entlockte – vier Glasen. Dann lauschte und zählte der Wächter. Acht Fahrzeuge lagen im Hafen, und achtmal in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte sich in dieser Seemannssprache die Zeitangabe. Die eine Glocke brummte

grob, eine kleine piepste zimperlich, und als der letzte Ton erscholl, ward dieser Zeitpunkt wieder auf dem laufenden Papierstreifen des unbestechlichen Apparates markiert. Diese Schiffsglocken kennen keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, und die sie bedienenden Schiffsbesatzungen, als Gesamtheit genommen, auch nicht.

Dieser Mann war nun erlöst, er »purrte« seinen Nachfolger, d. h. er weckte ihn.

»Vier Glasen nach Mitternacht, alles ruhig, schönes Wetter.«

Jörn, der schlanke Däne mit dem verschmitzten Kinder Gesicht, ging die zweistündige Wache an Deck.

Er hatte nicht erst in Oelzeug und Seestiefeln zu schlüpfen brauchen; die Segeltuchschuhe machten den Schritt des regelmäßig Auf- und Abwandernden unhörbar, auch er störte nicht die müde Natur, dieser stille Nachtwandler gehörte vielmehr zu dem schlafenden Schiffe.

Von morgen ab würden die Nächte anders sein. Jörn hatte auch schon davon gehört. Der Kapitän wachte noch. Das runde Glasfensterchen an Deck über seiner Schreibkabine war hell, und wenn sich der Matrose etwas vorbeugte, konnte er auch den Kapitän in verschwommenen Umrissen auf dem Sofa sitzen sehen, vor ihm auf dem Tisch einen Haufen Bücher. Er las. Er las in Gespensterbüchern. Na, daß von nun an die Nächte taghell erleuchtet werden sollten, das hatte nichts mit diesen Gespensterbüchern zu tun. Vor Gespenstern fürchtete der sich nicht, nicht vor lebendigen und nicht vor toten. Einen fliegenden Holländer und den Klabautermann gab's, den letztern hatte Jörn sogar schon gesehen, aber Gespenster gab's nicht.

Ein silberhelles Tönchen. Jörn stand schon seit Minuten am Ruderhaus, ohne daß er es wußte. Fünf Glasen – halb drei Uhr – und die Schiffe glasten gehorsam nach, wieder wurde die Zeit markiert.

Eine Sternschnuppe! Der erste Steueremann hatte ihnen einmal gesagt, man könne mit bloßem Auge ungefähr 5000 Sterne zählen, mit dem besten Fernrohre 200.000. Na, wer die gezählt hatte, der mußte aber eine Geduld besitzen! Und wie er das wohl gemacht hatte? Ein Maat, der ein bißchen auf den Kopf gefallen war, hatte gemeint, das sei doch ganz einfach, der hätte immer einen Punkt auf jedes Sternchen gemacht, daß er's nicht wieder mitzählte. Na, das war ein Gelächter gewesen! Und jeder Fixstern sollte eine Sonne sein ... Ach ja, übermorgen war Sonntag, da ging's wieder hinüber. Denn Jörn war auch verheiratet worden, wie jeder andre. Wenn's dem Kapitän Spaß machte, ihm gefiel's schon. Wie hieß seine Frau doch gleich? Chiko – nein, Chokil ... es war ein so putziger Name, bald wie Schokolade, und so braun war sie auch. Jörn vergaß ihn immer wieder.

Unter solchen Gedanken vergehn die zwei Stunden der einsamen Wache wie im Fluge, und man wird dabei doch nicht zum vergessenden Träumer. Wer das halbstündige Glaseschlagen erfunden hat, ohne daß man eine Uhr sieht, muß ein ganz raffinierter Kopf gewesen sein, das hält das Ohr und alle Nerven beständig in Spannung.

Acht Glasen – vier Uhr – und vor dem Matrosen stand der Kapitän.

»Wecke die Ablösung und dann laufe erst noch einmal zu Halfdan, er soll sofort zu mir kommen.«

Dieser, welcher in einem Backsteinhause residierte, wurde von seinem chinesischen Diener aus dem besten Schlafe gerüttelt.

»Schnell, Matlose ist da, Kapitän luft, ist was Schleckliches passiert.«

Halfdan war denn auch schnell auf den Beinen, aber Jörn wußte nicht, was da ›Schleckliches passiert‹ sein könne. Der Chinese hielt das wohl für selbstverständlich, wenn ein Mensch zu nachtschlafender Zeit so plötzlich aus den Federn geholt wurde.

Als Halfdan in die Kabine trat, deutete Flederwisch, wieder auf dem Sofa sitzend, sofort auf die vor ihm liegenden Bücher.

»Nehmen Sie die mir geliehenen Bücher wieder, ich habe sie durchgelesen. Nicht wahr, Sie warteten schon lange auf meine Antwort? Nun, ich habe keinen Geschmack an diesen Phantastereien finden können.«

Der Schwede konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, weil er in diesem Augenblick an das ›Schleckliches passiert‹ dachte. Also der Kapitän hatte nur darum nachts um vier nach ihm geschickt, um ihm dies zu sagen! Doch Halfdan war selbst Seemann, diese Gewohnheit, sich nicht um hell und dunkel zu kümmern und zu vergessen, daß andre Menschen andre Gewohnheiten haben möchten, konnte nicht als Rücksichtslosigkeit ausgelegt werden.

»Sie lächeln?« fuhr Flederwisch fort. »Ach ja, für Sie ist diese Geisterschar unfehlbar. Für mich nicht.«

Er lehnte sich zurück, legte die mager gewordene Hand auf die Stirn, und ehe Halfdan noch sein Lächeln entschuldigen konnte, begann er wieder mit leiser Stimme, der auch viel Schwermut beigemischt war:

»Nach wilder Meeresfahrt der ruhige Hafen, nach Mangel und Strapazen der fröhliche Genuß, nach Fluchen und Lästern wieder einmal in einer neuen Gesellschaft – das war mein Glück. Und dann, nach diesem glücklichen Leben, der ewige Todesschlaf. Vielleicht noch ein kleiner Grabstein – es ist doch hübsch, wenn man schon vorher daran denkt, wie jene, welche man geliebt hat, hingehn werden – hier liegt mein Bruder, sagt der eine, und der andre: er war ein guter Kerl – doch nicht zu groß den Grabstein, daß er mich nicht drückt – und dann kann vielleicht ein guter Freund, der mich richtig kannte, auch noch ein paar Worte daraufsetzen, ohne Lobhudelei – er war ein Mann, nehmt alles nur in allem! Ja, er war schön. – – Halfdan! Mein schöner Traum vom ruhigen Todesschlaf ist zum Teufel gegangen. Nicht etwa durch diese Bücher. Daran war etwas andres schuld, 's ist schon lange her. Ueberhaupt, ich bin nie so ganz ungläubig gewesen, daß es nicht noch höhere Wesen über uns geben könnte – könnte! Mir kam es stets vermessen vor, uns Menschen, uns von Lastern, Krankheiten und Ungeziefer geplagte Menschen für das vollendetste Werk der Schöpfung zu halten. Wer sagt uns denn, daß die Käsemilbe nicht genau so denkt? Weil wir sie nicht sehen, sollten keine andern, über uns stehenden Wesen existieren können? Die Infusorien sehen uns doch ganz sicher auch nicht. Ja, es ist sehr die Frage – ich habe einmal mit jemandem darüber gesprochen – ob das Auge der Ameise uns zu erkennen vermag; in unserer ganzen Größe übersichtlich sind wir ihr auf keinen Fall. Ich stochre mit dem Stock in einem Ameisenhaufen. Wie sie rennen! Aber sie sehen mich nicht. Also wird's ein Erdbeben gewesen sein. Heute war wieder ein großes Erdbeben – wird in die Ameisenchronik eingetragen, und wenn ich

noch lange stochre, werden die Bündel geschnürt, die Puppen unter den Arm genommen und das vulkanische Land verlassen, sie wandern nach einem bessern Erdteil aus, viele, viele Meter weit. Nein, es war kein Erdbeben, ich bin's gewesen! schreie ich. Da donnert's schon wieder. Die Ameisen wollen durchaus nicht an meine Existenz glauben. Na, Halfdan, ich versichre Euch, mir ist es ganz gleichgültig, ob die Ameisen an mich glauben oder meine Existenz verleugnen. Nun wißt Ihr wohl, wo ich hinaus will. Wenn es höhere, für meine Augen unsichtbare Wesen gibt, sogenannte Geister, so muß ich, indem ich von mir aus schließe, annehmen, daß es ihnen höchst gleichgültig ist, ob ich an ihre Existenz glaube oder nicht glaube, und da habe ich den Stolz, ihnen zuzurufen: ich kümmere mich auch gar nicht um euch, nur tretet mir nicht in meinen Ameisenhaufen!«

Flederwisch stand auf und legte die Hand auf Swedenborgs Hauptwerk.

»Das waren die sogenannten Geister, die übermenschlichen Wesen. Was aber nun die Toten, die Seelen der Menschen und ihren Zustand nach dem Tode anbetrifft, wie es hier drin so genau geschildert wird, darüber will ich Euch oben meine kurze Antwort geben. Kommt mit!«

Halfdan hätte nichts zu erwidern gewußt. Mit diesem Manne ließ sich überhaupt schwer streiten, und er befand sich dem Inselpächter gegenüber auch in einer so abhängigen Stellung, besonders seit dem Bruche mit Mrs. Lewis.

Als sie auf den Korridor traten, kam eben Manuel angekleidet aus seiner Kabine; er hatte gemerkt, daß jemand zum Kapitän geholt worden war.

»Und dem da,« sagte Flederwisch sofort, als er ihn sah, auf den Mulatten deutend, »wollte ich die Grabschrift setzen: er war ein Sklave, der seinen Herrn mehr liebte, als er Gott fürchtete – und einen recht großen, schweren Grabstein darauf, damit er nicht wieder raus könnte. – Komm du auch mit, Manuel!«

Der Schwarze grinste, als wollte er sich die Ohren abbeißen, während Halfdan die Worte gar nicht humoristisch auffaßte. Es war ein eigentümlicher Mensch, dieser Kapitän.

Sie erreichten das Deck. Hier oben hatte er doch seine Antwort geben wollen, aber Flederwisch ging ans Land, an den Hafen, er stieg in ein Boot, setzte sich ans Steuer. Manuel ruderte, schließlich griff Halfdan mit zu, es ging in die See hinaus . . . was sollte das? Die Erklärung blieb aus.

Nach einer halben Stunde tauchten Strandlichter auf, es war Albemarle, an dessen Küste sie landeten, noch eine halbe Stunde Weges durch finstere Nacht, und von dem etwas hellern Himmel hob sich der Kraterberg ab.

Am Fuße standen einige Arbeiterhütten, oben wurde gebaut, am Tage beförderte eine Lokomobile Material und Menschen mit der Drahtseilbahn hinauf. Chinesen und Aufseher wurden herausgepocht, die drei stiegen in einen Hängebwagen, Menschenarme mußten die Kurbeln in Bewegung setzen, bald hatte der Wagen das Plateau erreicht, sie stiegen aus.

Also das war das ›oben‹, wo Flederwisch seine Antwort geben wollte. Seltsam! Es war recht finster, finsterer als unten und als Halfdan in solcher Höhe erwartet hatte. Wie kam es denn, daß man hier nicht die Sterne sah? Ach so, daran mochte der Nebeldampf schuld sein, den der Krater

aushauchte. Aber noch es hier nicht recht nach – nach – – viel chemische Kenntnisse hatte der Schwede nicht.

Mit einem Male merkte er, daß er sich ganz allein befand. Wäre Manuel nicht zurückgekehrt und hätte seine Hand gefaßt, Halfdan wäre hilflos im Finstern herumgestolpert; man konnte nicht die Hand vor den Augen erkennen.

Es mußte auf dem östlichen Rande des großen Kraters entlanggehn, mehr wußte Halfdan nicht, und dann ließ Manuel ihn los, wieder war er allein, in Finsternis vergraben. Was wollte denn nur der Kapitän hier oben?

Eine lange, lange Zeit verstrich. Plötzlich wurde Halfdan vorn an seinem Rocke von zwei Fingern gefaßt, Flederwischs Stimme war es, welche dicht vor seinem Gesichte flüsterte, und sie war ganz heiser, und der menschliche Atemhauch war gar nicht warm.

»Ja,« zischelte es, »ich glaube, daß wir nach dem Tode herumspazieren müssen, ich bin davon überzeugt worden. Meinetwegen, wenn's einmal so eingeführt ist, muß ich wohl auch mitmachen – zuerst. Ich fürchte sie nicht, die nächtlichen Spaziergänger, werde mich gar nicht um sie kümmern, d. h., wenn sie mich in Ruhe lassen. Wenn sich aber einmal solch ein Toter in meine irdischen Geschäfte mischen sollte, und er läßt sich auf irgend eine Weise packen, dann – schlage ich ihn noch einmal tot!«

Ehe Halfdan den Gedanken richtig gefaßt hatte, daß es ja Wahnwitz sein müsse, der solche Worte diktierte, fuhr es in demselben heisern Flüstertone schon fort:

»Das Totenreich aber, wie es dort beschrieben ist, mit der Kasteneinteilung, wie die Seelen noch strenger geschieden sind als auf der Erde, auf der einen Seite die Heiden, auf

der andern die Christen, die Guten und die Schlechten getrennt in Erziehungs- und Besserungsschulen geordnet, und doch alles bunt durcheinander, der gemeine Mordbrenner neben dem genialen Giftmischer sitzend – das will mir gar nicht gefallen. Und doch, ich möchte, daß es so wäre, und was der Mensch wünscht, das glaubt er. Ja, ich glaube daran, daß es so ist. Wißt Ihr, was wir da machen? Das gibt einen herrlichen Spaß. Dann zetteln wir beide, Ihr und ich, dort im Jenseits eine kleine Rebellion an, und wenn es dort ein Gedankenlesen gibt, so erfinden wir einfach eine andre geheime Sprache, die noch niemand kennt – mit den Geisterlehrern fangen wir an, die schmeißen wir zum Schulfenster hinaus – und die Rebellion geht weiter – paßt nur auf, wie die Geisterjünglinge mitmachen werden – wer nicht mitmacht, wird aufgehängt, daß er wieder lebendig wird – und wenn wir auch einmal unterliegen und in den Geisterkerker kommen, schadet nichts, wir brechen wieder aus, haben ja eine ganze Ewigkeit dazu, fangen immer wieder von vorne an – einmal bekommen wir doch das Heft in die Hände – und dann sorgen wir auch dafür, daß keine Toten mehr auf der Erde herumlaufen dürfen, denn das ist uns zu dumm, dann diktieren wir da oben im Jenseits die Befehle. Was, Halfdan, das machen wir?«

Als dieser – selbstverständlich – keine Antwort gab, wurde er heftig zurückgestoßen.

»So gehe hin, Feigling,« schrie Flederwisch plötzlich, »bete und winsele um Gnade und lebe danach, daß du in Klasse Nummer eins zwischen die seligsten Seelen zu sitzen kommst. Ich aber will es mit den Verdammten halten, weil sie mir brauchbarer erscheinen, denn ich lasse mich nicht in diese Kastenketten zwingen – ich nicht!«

Wahrhaftig, der Kapitän hatte Stunden des Wahnsinns! Mochte er auch am Tage als der eiserne, unermüdliche Mann erscheinen, durch nächtliches Arbeiten und Lesen mußte doch sein Nervensystem überreizt worden sein. – So dachte Halfdan.

Da drangen von unten Trompetensignale herauf, überall, sie pflanzten sich fort. Lichterchen begannen umherzuhuschen, jetzt war es zehn Minuten vor Sonnenaufgang, es war der Weckruf, und da vernahm man auch Stimmengemurmel.

»Halfdan, ist es recht, daß man dem Kaiser Zins zahle?« erklang es da wieder aus der Finsternis. Wieder wußte der Gefragte keine Antwort, und wieder wurde er plötzlich an der Brust gepackt, wieder flüsterte Flederwischs heisere Stimme vor seinem Gesicht: »Was schwatzt das Volk da unten von Republik? Was plappert das Volk von Ungerechtigkeit, von Freiheit und Gleichheit? Bin ich's oder einer von jenen dort unten gewesen, der dies alles geschaffen hat? Und wer wagt es, den Kindern ihr Erbe zu nehmen? Und das war Olaf Trygvason, fuhr übers Nordmeer hin, zu suchen sich ein Königreich . . . «

Was hätte Halfdan darauf sagen sollen?

Im fernen Osten entstand ein ganz dünner, schwacher, roter Streifen.

»Mein schöner Traum vom ewigen Todesschlaf ist zum Teufel gegangen,« fuhr Flederwisch zischelnd fort, einen Ausdruck wiederholend. »Schadet nichts. Man ist wieder um etwas klüger geworden. Desto besser. Von nun an heißt es: keine Rücksicht mehr kennen, das Schwache zu Boden gestampft, die Sklaven gepeitscht, und ich selbst muß arbeiten, arbeiten, rastlos Tag und Nacht, solange ich noch lebe, damit ich dereinst sagen kann . . . «

Ein Zuck, ein Blitz, und die feurige Himmelskugel rollte am Firmament empor; sie beleuchtete das geschäftige Treiben da unten, wie die Menschlein hasteten und sich drängten, wie sie aus den Löchern der Häuser huschten und in andern wieder verschwanden, wie die winzigen Figuren schon Strohhalme und Steinchen schleppten – und die Sonne leuchtete auch dem wahnwitzigen Sprecher ins Gesicht, aber Halfdan sah doch nicht das Gesicht eines solchen, es war vielmehr ein eisernes, nur daß die Augen darin unheimlich glühten.

»... Damit ich dereinst sagen kann ...«

Flederwischs magere Finger krallten sich in des Schweden volle Arme und schüttelten den Mann, während seine andre Hand einen Halbkreis in der Luft beschrieb, den östlichen Teil der Insel umfassend.

»Es wird die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonien untergehn ...«

Halfdan riß sich los und taumelte zurück, mit einem Satze schnellte der Mulatte herbei.

»Massa, was ist das!«

Der Boden, auf dem sie standen, war in schwingende Bewegung gekommen, begleitet von einem unterirdischen Rollen und Donnern, und aus dem Krater stieg plötzlich eine schwefelgelbe Rauchwolke empor.

»Massa, das ist der Vulkan!!« schrie der Mulatte.

»Das ist der Himmel, der gesprochen hat!« flüsterte der Schwede erbleichend.

»Das ist der Spazierstock in meinem Ameisenhaufen!« lachte aber Flederwisch schrill, und dann stampfte er wütend mit dem Fuße auf. »Warte noch, warte noch, bis alles

fertig ist, komm mir nicht zuvor! Dann spreng' ich selbst mein Werk und mich in die Luft!«

3. IM FEGEFEUER.

Wenn es in einer deutschen Universitätsstadt vorkommen kann, daß die Studenten für ihren geliebten Professor, der gestern plötzlich verschieden ist, eine schnell improvisierte Totenfeier abhalten, während der Herr Professor doch nur eine kleine Reise angetreten hat, um dem Begräbnis eines Kollegen beizuwohnen, und sich sonst der besten Gesundheit erfreut, so war es auch möglich, daß Kapitän Flederwisch totgesagt wurde und daß sich die Kunde von seinem Tode bis nach London auf der andern Hälfte der Erdkugel verirrt und dort lange Zeit nicht widerlegt werden konnte.

Die englischen Zeitungen meldeten es; der ›Daily Telegraph‹ setzte schnell und ausdrücklich noch hinzu, daß das Unternehmen mit den Gallopagos ruhig seinen Fortgang nähme, alles bliebe beim alten, der neue Direktor wäre ebensogut ein philanthropischer Mann wie Kapitän Flederwisch.

Paul tot! Für Alfred hatte Imma zuerst keine Tränen gehabt, jetzt weinte sie sofort bitterlich.

Warum bejammert man denn nur so den Tod einer geliebten Person, wenn man einen Menschen von jahrelangem Schmerzenslager endlich erlöst sieht? Den eignen Verlust zu beweinen, das wäre doch eigentlich krasser Egoismus. Nein, es ist noch etwas andres dabei, nur daß sich der Mensch darüber nicht Rechenschaft geben kann. Es ist der Fluch, welcher dem ersten Menschenpaare gefolgt ist, als es aus dem Paradiese gestoßen wurde.

Imma fühlte es dumpf. Sie hatte geliebt, der Schmerz war zu groß, als daß sie Tränen haben könnte – und dann hatte sie sich ergeben, lebte nur noch der Erinnerung. Es hatte so kommen sollen, der Herr hat es gegeben und wieder genommen; sein Name sei gepriesen!

Aber wie anders hier bei dem Bruder! Geliebt, geheiratet, das vermeintliche Glück genossen, gleich wieder betrogen, verlassen, gestorben im fremden Lande. Es war nicht der Bruder, sondern das verfehlt und verpfuschte Leben eines großen Menschen, welches Imma beweinte.

Rechtsanwalt Perkins schrieb ihr. Sie hätte wohl davon gehört, er müsse es bestätigen; sein innigstes Beileid; und wenn Lady Muggridge einmal eine geistesklare Minute habe, möchte man ihn doch sofort telegraphisch benachrichtigen.

Die Zeitungen brachten ausführliche Berichte. Nicht gestorben, sondern ermordet – ermordet von dem Entführer seiner Frau, dem Abkömmling eines Indianers und einer Mulattin.

Imma warf plötzlich mit einer Anwandlung von Ekel die Zeitung von sich. Ermordet von einem Indianer, wegen des Weibes mit dem Puppengesicht! O, wie furchtbar hatte sich Alfreds Prophezeiung erfüllt! Und für Paul sollte es keine Entschuldigung geben!

Das unschuldige Mädchen hatte schon immer die Vorgänge auf den Gallopagos mit Mißtrauen verfolgt, soweit sie davon vernahm. Was war das nur? Was hatte der Bruder da unten vor? Woher hatte er das schrecklich viele Geld? Wenn er schrieb, fast jeden Monat, so überschüttete er die Schwester mit Zärtlichkeiten, wie er sich nach ihr so grenzenlos sehne, aber zu ihm könne sie noch nicht kommen, es ginge

hier noch zu wild zu – doch von dem, was er denn da unten beabsichtige, schrieb er niemals etwas, höchstens machte er scherzhafte Andeutungen, ob es ihr recht sei, die Schwester eines Königs zu werden, ob sie den Thron mit ihm teilen wolle . . .

Und Imma begann sich zu fürchten. Nach ihrer Ansicht waren Könige nur von Gottes Gnaden – ein bescheidenes Wort – nicht durch eignes Verdienst, sondern nur durch die zufällige Geburt, durch die Gnade Gottes sind sie König geworden; oder sie werden vom Volke dazu gewählt; wer durch Gewalt oder List eine Krone erobert, hat noch selten ein gutes Ende genommen.

Vielleicht meinte er es gar nicht so. Aber ihr ängstliches Mißtrauen wuchs nur immer. Er überhäufte sie mit Geschenken. Eine Schnur der größten und schönsten mexikanischen Perlen stellte ein großes Vermögen dar; er schickte ihr – eine feine List – eine Sammlung aller in Nord- und Südamerika kursierenden Münzen, vom Doppeladler an bis zum kleinsten Kupferstück, und das von jedem Jahrgänge der Münzprägung – nicht etwa als Geld, beileibe nicht, es war nur eine Sammlung – und wenn auch für einen Münzensammler ohne jedes Interesse, besonders weil es nur im Umlauf befindliches Geld war, alte, seltene Stücke fehlten ganz, so betrug doch ihr Barwert gegen 10.000 Mark. Aber Imma konnte sich nicht daran erfreuen, wagte es kaum anzurühren; es kam ihr wie unrechtes Gut vor.

Dann brachte der ›Telegraph‹ jenen Artikel. Was war das nun wieder mit den Fraueninseln? So werden dort Ehen gestiftet? Schmach der Menschheit! Imma erglühte in Scham für ihren Bruder. Und wäre er jetzt gekommen, sie abzuholen dorthin, entrüstet hätte sie sich von ihm gewendet.

Und dann bat sie ihm wieder ab. Er war kein Mensch wie die andern, sondern er war eben ihr Bruder. Aber mitgegangen wäre sie doch niemals. Rechtsanwalt Perkins wiederholte sein Schreiben dringlicher. Wenn mit Lady Muggridge einmal zu sprechen sei, solle man ihm sofort telegraphieren. Er gab für jede Tag- und Nachtstunde an, wohin die Depesche zu adressieren sei. Es handle sich um das Testament.

Da dachte Imma zum ersten Male daran, was aus ihr werden sollte, wenn die Tante plötzlich stürbe, und dieser Fall konnte jede Minute eintreten. Sie sah sich nachdenklich in dem Zimmer um, in dem sie sich gerade befand. Sie hatte sie doch lieb gewonnen, diese zweite Heimat. Nun, nehmen konnte man ihr dieselbe ja nicht. Sie war die einzige noch lebende, gesetzmäßige Verwandte der alten, reichen Dame. Richtig, sie war ja sehr, sehr reich, da würde sie doch auch . . . Imma dachte den Gedanken gar nicht aus, sondern gleich daran, wie sie dann so ganz allein in der Welt dastehn würde.

Eines Morgens verlangte Lady Muggridge nach der Nichte, fragte sie, ob Paul schon in Guayaquil angekommen sei und ob er noch nicht geschrieben habe. Imma erzählte ihr etwas, gab ihr Pauls ersten Brief und entfernte sich, um ein Dienstmädchen mit einer Depesche nach einer Station der Stadttelegraphie zu schicken.

Nach zwanzig Minuten traf der Rechtsanwalt ein. Imma begegnete ihm im Vorzimmer.

»Wo befindet sich Lady Muggridge?« war seine erste Frage nach der Begrüßung. »Ist es möglich, mit ihr etwas Geschäftliches zu besprechen?«

Seit einem halben Jahre war die Kranke zum ersten Male aus ihrer Lethargie erwacht, hatte Immas Namen genannt, sie erkannt und nach Paul gefragt.

Dieses halbe Jahr schien in ihrer Erinnerung völlig zu fehlen, und ob sie wirklich bei ganz klarem Verstande, das war zweifelhaft.

Schon diese Erklärung, von Perkins Fragen unterbrochen und verlängert, hatte einige Minuten in Anspruch genommen.

»Das wäre sehr schlimm, wenn wir nicht zum gewünschten Ziele kämen. Sie müssen mir helfen. Miß Müller, Sie werden die alte Dame besser zu behandeln wissen als ich.«

»Zu welchem Ziele, Herr Rechtsanwalt?«

»Nun, es handelt sich um das Testament.«

»Ja, ist denn das nicht in Ihrem Besitz?«

»Aber, ich bitte. Miß Müller, Ihr Herr Bruder ist doch ... Das Testament nimmt nur auf ihn bezug.«

Perkins wunderte sich, daß es Menschen gäbe, welche die Bedeutung von so etwas gar nicht einsehen wollen, denn Imma schien noch immer nicht zu verstehn.

»Ja, ja, ich weiß, da muß ich ihn also doch beerben!« sagte sie ängstlich.

»Ihr Herr Bruder ist verheiratet gewesen, jedenfalls lebt seine Frau noch.«

Da plötzlich verstand Imma, und die Zaghaftheit, von so etwas sprechen zu müssen, äußerte sich in einem starren Gesichtsausdruck. Sie benutzte die lange Pause, ihre Augen durch das luxuriös eingerichtete Empfangszimmer wandern zu lassen – Perkins wußte, woran sie dachte: das sollte alles jener gehören! – und sie blieben wieder an dem Manne hängen.

»Hat Paul nicht recht viel Schulden? Auch bei Ihnen?«

Seltsam, wie dieses naive, unerfahrene Mädchen plötzlich auf diese Frage kam, und doch war sie ganz folgerichtig.

Ehe Perkins die Antwort geben konnte, kam eine Dienerin ins Zimmer.

Eine Dame wünsche Miß Imma zu sprechen.

»Nein – nein, ich empfangе jetzt keinen Besuch, sie mag ein andermal wiederkommen!« rief diese mit einiger Heftigkeit, und das Mädchen, derartiges ganz ungewohnt, war dadurch bestürzt, daß es schnell die in der Hand gehaltene Karte auf ein Vertiko legte und hinaushuschte.

»Er hat alles bezahlt, alles – von Guayaquil aus,« entgegnete Perkins. »Alle seine Gläubiger sind befriedigt worden, auch ich, ohne Aufforderung!«

Schwer hob und senkte sich Immas Brust.

»Kennen Sie denn nicht das Verhältnis – mit dieser Frau ...?«

»Ich weiß alles,« unterbrach sie der Rechtsanwalt, die hohen Schultern noch mehr hebend; »aber wenn Mrs. Müller hierher kommt, oder sie braucht nur ihren Trauschein einzuschicken – unser Hof der Ehe- und Erbschaftsangelegenheiten macht nur eine ganz kurze Anfrage an betreffender Stelle, ob alles in Ordnung ist – unser englisches Gesetz ist darin sehr einfach und schnell – die Frau ist die Gesamterbin des verstorbenen Mannes, wenn nicht testamentarisch anderweitige Verfügungen getroffen sind, und dann hat sie in einem Prozeß noch immer sehr, sehr viele Rechte auf ihrer Seite.«

»Herr Rechtsanwalt,« begann wieder nach einer Pause das schüchterne Mädchen mit leiser und seltsam tiefer Stimme,

»glauben Sie nicht, daß ich jemals an die Erbschaft meiner Tante gedacht habe . . . «

»Das müssen Sie aber!« fiel Perkins lebhaft ein. »Das ist Ihre Pflicht Ihrem Bruder und auch Ihrer Tante gegenüber, welche Paul immer sehr geliebt hat. Sie müssen alles tun, was in Ihren Kräften steht, um zu verhindern, daß die Erbschaft jener treulosen Frau in die Hände fällt.«

»Das war es eben, was ich sagen wollte, als Sie mich unterbrachen. Nein, diese Frau, welche meinen Bruder unglücklich gemacht und seinen Tod veranlaßt hat, soll nicht – – was ist das?« setzte Imma flüsternd hinzu.

Stimmen wurden laut, Türen gingen, Schritte liefen.

»Die Lady ist tot!« erklang der Ruf.

Wie Imma plötzlich an das Bett im Krankenzimmer kam, neben ihr Perkins, das wußte sie nicht. Sie kamen zu spät, und der Rechtsanwalt brauchte sich keine Vorwürfe zu machen, die kostbare Zeit verschwätzt zu haben, anstatt sie zu benutzen. Er hätte doch nichts mehr erreichen können. Nur für wenige Minuten hatte das Lebenslicht in der ausgetrockneten Mumie, die eigentlich den Toten schon angehört hatte, noch einmal aufgeflackert; sie sank zurück, schloß die Augen, ein leises Zittern, und es war vorbei. So sagte die barmherzige Schwester in schwermütigem Tone. Daß es ein leichter Tod gewesen, als ihn die alte Frau verdient hatte, brauchte sie nicht hinzusetzen!

Imma stand zum ersten Male vor einer Leiche, zum ersten Male unter dem furchtbaren Banne des Todes. Tot! Wo ist es hin? Jetzt ging es vor sich, das Unerklärliche, was der Mensch nie lösen wird, weil es eben übersinnlich ist.

»Wer ist denn diese fremde Dame?« flüsterte auf einmal Perkins an ihrer Seite.

»*O mon Dieu*,« sagte eine schmelzende Frauenstimme, »ich komme wohl zu spät?«

Langsam, ganz langsam drehte Imma den Kopf, langsam hob sie die flache Hand gegen das in elegantes Schwarz gekleidete Weib mit dem schönen Gesicht einer Wachspuppe, das plötzlich im Zimmer stand.

»Nicht – nicht . . . « kam es keuchend über Immas farblose Lippen, die ausgestreckte Hand wurde geschüttelt.

»Kennst du mich? Ich bin deine . . . «

»Fort – – fort von hier!« erklang es schreiend, entsetzt, und Carmencita hielt es unter solchen Umständen für das beste, sich schnell zu entfernen, gleich das Haus wieder zu verlassen. Wenn der Mensch bei außergewöhnlichen Vorfällen alle gesellschaftlichen Rücksichten vergißt – und sie vergessen darf, dann ist nicht gut mit ihm zu sprechen.



Der Morgen des fünften Tages kam. Eine fremde Dame, die Imma noch nie gesehen hatte, half ihr beim Anlegen des neuen Trauerkleides, von dem Imma noch nichts gewußt. Alles, bis auf die Handschuhe und das zum Begräbnis vorgeschriebene Taschentuch, lag bereit. Ein Summen von Stimmen ging durch das Haus, dazu der Geruch nach Wachholder und Pfeffermünze, denn diese Mischung ist das Lieblingsgetränk vieler englischer Damen, und ohne Schnaps geht es bei solchen Gelegenheiten nun einmal nicht ab. Vor dem eisernen Gartenstaket hielten außer dem schon geschmückten Leichenwagen mit dem Sarge ungefähr zehn Equipagen, auf dem Bocke Kutscher und Diener mit langwehenden, weißen Schleiern um die glänzend schwarzen Zylinder.

Alles war fertig zur Fahrt nach der Kirche.

Der Sohn des Inselreiches hat bei allem das Praktischste herausgefunden. Jeder englische Friedhof und namentlich in London, besitzt seine große Kirche. In dieser, geschützt vor Kälte und Regen, wird die Feierlichkeit abgehalten, und man kann ihr andachtsvoller beiwohnen, als unter tropfenden Regenschirmen, als mit im Schnee stampfenden Füßen und froststarrten Händen. Der Reiche kann die prunkvollste Feierlichkeit halten, der auf Kosten des Armenamtes Bestattete erhält Blumen und Priester gratis. Es gibt keinen Unterschied in der Religion, und Platz ist genug vorhanden. Hier predigt ein Quäker, dort ein Shaker, dort hält ein Diener der Hochkirche die Gedächtnisrede, Katholiken, Israeliten, Heiden dürfen die Kirche benutzen, wenn sie den betreffenden Friedhof ihrem eignen vorziehen, und ehe der letzte Teilnehmer des Trauerzuges die Kirche verläßt, ist der Sarg schon unter der Erde, und die Hinterbliebenen können das Grab pflegen. So spricht man also auch nur von der ›Fahrt nach der Kirche‹.

Die Trauertoilette war beendet. Die fremde Dame führte Imma in ein Zimmer, warf noch einen Blick über das Ganze und verließ dann den Salon. Statt ihrer trat der Undertaker ein.

»Die Wagen zur Kirche sind vorgefahren, Mistreß Müller. Im ersten Wagen nehmen nur Sie und Frau Paul Müller Platz. Darf ich . . . «

Eine jähe Bewegung Immas ließ den Mann im Satze abbrechen.

»Nur wer?«

»Nur Sie und Ihre Frau Schwägerin. Dies ist —«

»Nein! Nimmermehr!« unterbrach ihn Imma abermals mit erneuter Heftigkeit. »Ich kann nicht mit dieser Frau zusammensitzen!«

»Warum denn nicht?« erklang es da höhnisch, und unter der Türe, von der die Portiere zurückgeschlagen war, stand Carmencita.

Es war geschehen. Die Worte, die Imma gesprochen hatte, waren nicht zurückzurufen, nicht anders zu deuten, und da – durch die Erlebnisse der letzten Tage nervös gemacht – ließ Imma jede Rücksicht fallen und sprach aus, was sie dachte.

Sie hatte sich umgedreht, wandte sich jedoch sogleich wieder dem Undertaker zu, als existiere jene nicht für sie.

»Ich mag mit diesem Weibe nicht in so enge Berührung kommen!«

»Wie nennen – Sie mich?«

Jetzt fuhr Imma herum. Das sonst so schüchterne Mädchen war nicht wiederzuerkennen.

»Eine Dirne!!«

Der Undertaker verschwand plötzlich aus dem Zimmer. Er brachte alles fertig – aber wenn zwei Frauen so aneinandergerieten, dann verschwand er stets.

Carmencita war einen Schritt vorgetreten, legte die Hände auf die niedrige Stuhllehne, so stand sie etwas vorgebeugt da, die schwarzen Augen funkelnd wie Dolchspitzen, und plötzlich trat blutigrot der Streifen quer über dem Gesicht hervor.

»Waaas? Wie nennen Sie mich?« flüsterte sie langsam.

»Eine Dirne!« erklang es nochmals sofort zurück.

Carmencita richtete sich auf, langsam hob sie die Arme, um sie unter dem Busen zu verschränken, aufrecht standen

sich die beiden gegenüber, beide sprachen ganz, ganz langsam, jedes Wort auseinanderziehend, in einem singenden Tone, beide schienen vollkommen ruhig zu sein, nur vom furchtbarsten Hohne beherrscht, während doch beide schon die Besinnung verloren hatten. Es war eine dramatische Szene, die sich nicht beschreiben läßt.

»Ei, seht doch mal die Jungfer an! Dirne? Sie meint sich wohl selbst? Ja, eine Betteldirne ist sie. Sie sollte es sich doch lieber zur Ehre anrechnen, wenn Frau Kapitän Müller sich herabläßt, neben ihr in einem Wagen zu sitzen.«

In demselben Tone kam es zurück, nur ein klein wenig schneller.

»Es ist wenig Ehre, mit einer Person zusammensitzen zu müssen, welche schon einmal ausgepeitscht worden ist, zumal die Peitsche meines Bruders dafür gesorgt hat, daß es jeder im Gesicht sehen kann!«

In des Weibes Kopf schwand der letzte Rest von Besinnung.

»Hahaha, wie sie sich tut! Worauf ist sie denn eigentlich stolz? Doch nicht etwa auf jenen Alfred Werner . . . «

»Ich möchte doch bitten, diesen Namen nicht in Ihren Mund zu nehmen. Er ist mir ein Heiligtum, das ich nicht besudelt haben will.«

»Hahaha, es wird ja immer köstlicher! Ich muß Ihnen nämlich mitteilen, daß ich eigentlich mehr Anrechte auf jenen Herrn besessen habe als Sie, mein Fräulein. Wir kannten uns nämlich schon früher, und – äh – er könnte jetzt mein Gatte sein, wenn ich ihm damals in Valparaiso nicht den Laufpaß gegeben hätte; er wurde mir schließlich zu langweilig. Ich hätte ihn damals sogar zwingen können, mich zu

heiraten, weil – – Sie verstehn. Sollte Ihnen Alfred niemals etwas davon erzählt haben? Wie?«

»Aaaaah!«

Es war mehr ein Seufzer als ein Schrei gewesen, mit welchem Imma ohnmächtig zu Boden sank.

Estrella hatte recht gehabt. Der Schlag in das Gesicht durch Flederwischs Reitpeitsche war von Carmencita an Imma gerächt!

Im Galopp mit Hussa und Peitschenknall jagte der Leichenwagen durch Londons Straßen, und in der ersten Equipage saß Carmencita – allein.

Mit Vorbehalt des definitiven Rechtsspruches wurde die Erbschaft der Frau des vermutlich Toten zugesprochen, Carmencita bezog mit Estrella bereits die Villa und die Einkünfte aus dem Vermögen der Erblasserin.

Imma hatte ihr kleines Kapital auf eine Bank anweisen lassen, und nur durch Zufall erfuhr Perkins, daß sie jetzt in einer im stillen Islington gelegenen Damenpension wohnte. Es war nicht hübsch von ihr, daß sie ihn nicht einmal ihre Adresse hatte wissen lassen. Zweimal fragte er in der Pension nach und erhielt zweimal den Bescheid, Miß Müller sei nicht anwesend, obgleich er sie doch das eine Mal schnell vom Fenster zurücktreten sah. Zwei Briefe von ihm blieben unbeantwortet. Einmal begegnete er ihr auf der Straße, sie sah ihn, wußte sich aber schnell in eine Seitengasse zu begeben, wo sie ihm entwand. Das zweitemal aber hielt er sie fest.

»Bitte, Herr Rechtsanwalt – nicht jetzt – nicht jetzt – ich komme selbst zu Ihnen,« sagte sie in flehendem Tone, und da ließ er sie gehn und wartete.

Aber Imma kam nicht. Hatte sie nicht zweimal gesagt: Ich habe es nicht um Sie verdient? – Da hätte sie ihre Dankbarkeit jetzt beweisen und kommen sollen!

Hatte sie es sich denn gar so sehr zu Herzen genommen, daß sie die Erbschaft an des Bruders treulose Frau hatte abtreten müssen? Es mochte ein böser Streit zwischen den beiden gewesen sein. – Perkins hatte es nie richtig erfahren, wahrscheinlich warf die Schwester, herausgefordert, jener ihre Treulosigkeit vor, und Carmencita hatte mit kränkenden Beleidigungen geantwortet – doch dies konnte so wenig wie der Verlust der Erbschaft an Immas Zurückgezogenheit schuld sein; das sah ihrem Charakter ganz unähnlich. Denn stolz konnte sie sein! Es war eben eine Mädchenkaprice.

Perkins zog Erkundigungen ein. Es schien gar nicht, als ob der Bruder sie bei Lebzeiten mit baren Geldern beschenkt hätte. Imma lebte von ihrem Kapital und griff es ganz tüchtig an. Sie bezahlte für die volle Pension pro Woche 3 Pfund, das macht im Jahre rund 150 Pfund, der Rechtsanwalt berechnete für die andern Ausgaben 50 Pfund – demnach war sie in zwei Jahren mit dem Kapital fertig. Und so lange sollte er sich noch gedulden? Nein, ihr ganzes Benehmen zu ihm berechtigte ihn zu der Hoffnung, schneller zum Ziele zu kommen, sie mußte nun erst erfahren, was er denn eigentlich beabsichtigte. Er wollte noch einmal schriftlich um ihre Hand werben.

Sein Kopf war noch damit beschäftigt, ein Meisterwerk eines Freiwerbebriefes zusammenzubauen, als plötzlich die Zeitungen Kapitän Flederwischs Wiederaufleben meldeten –

›er ist gar nicht tot gewesen‹ – nähere Details kamen hinzu. Perkins, der eigens für diese Sache in Guayaquil einen Gewährsmann hatte, erhielt die Nachrichten aus erster Quelle.

So blieb der Liebesbrief vorläufig liegen; statt dessen schrieb der Rechtsanwalt, wie jetzt wieder die größte Aussicht vorhanden sei, jener die Erbschaft noch zu entreißen; Imma solle sich auf ihn verlassen, vor allen Dingen ihm eine Unterredung gewähren.

Auch dieser Brief blieb unbeantwortet, und Perkins wußte selbst, daß er ihr etwas voreilig Hoffnung gemacht hatte. So schnell kann in England der legitimen Frau nichts genommen werden.

Carmencita wurde vor die Schranken der Behörde beordert. Ihr Mann lebte noch? Das freute sie. Nein, sie bliebe hier in England; der Arzt verbot ihr den nochmaligen Klimawechsel. Außerdem machte sie die Herren auf ihren Zustand aufmerksam.

Die Behörde schrieb an den Kapitän Paul Müller, die Hinterlassenschaft der Lady Muggridge sei ihm testamentarisch vermacht, seine Frau sei hier, wie er sich dazu verhalte. Perkins tat desgleichen und erwähnte außerdem noch den Zustand Carmencitas; ob dies seine Richtigkeit habe, Imma sei fast mittellos.

Hierbei passierte seitens der Behörde ein großes Versehen. Schon vierzehn Tage nach Abgang jenes Briefes fragte der Chef, ein alter, verknöchertes Bureaukrat, ob denn die Antwort jenes Kapitäns noch nicht da sei. Er schien gar nicht zu wissen, daß der Brief ja nach der andern Erdhemisphäre

gehn mußte, also eine Antwort noch nicht zurück sein konnte, und der ängstliche Schreiber wagte nicht, den gestrengen Bureauchef über diesen Irrtum aufzuklären. – Noch immer nicht? Noch einmal hinschreiben, dringend zur Antwort mahnen. – Der Schreiber gehorchte, obwohl dieser zweite Brief in Guayaquil mit derselben Post eintreffen mußte. Briefe werden in England auch auf den Aemtern einfach kopiert, selbst wichtige Dokumente. Bei diesem zweiten Briefe aber hatte sich das Datum nicht abgedrückt, weil wahrscheinlich die Feder einmal in andre Tinte getaucht worden war, und der Schreiber merkte dann dieses Fehlen in der Kopie nicht.

Alle beide Briefe, wie der von Perkins und noch viele andre, auf diesen Erbschaftsfall bezugnehmend, waren in dem Postbeutel enthalten gewesen, der des Stewards Händen entglitt; so bekam Flederwisch gar nichts zu erfahren, und als die Sache in London zur Sprache kam, daß der Kapitän nicht geantwortet hatte, als die Kopien hervorgeholt wurden, da sah ein anderer Schreiber das Versehen seines Kollegen, und aus Freundschaft zu diesem beging er die kleine Fälschung, er trug das Datum noch nachträglich ein, aber nach seiner Berechnung, zwei Monate früher, als der Brief wirklich abgegangen war.

Einige Tage darauf wurde der Mrs. Müller kurz mitgeteilt, hiermit sei ihr die Erbschaft mit freier Verfügung endgültig zugesprochen; sie solle sich da und dorthin wenden. Carmencitas sicheres Auftreten mußte doch recht erkünstelt gewesen sein, denn als sie diesen definitiven Bescheid in den Händen hielt, da war sie nicht einmal eines Freudenerufes fähig: sie brach vor Glück zusammen.

Nun bekam man auch wieder von den Gallopagos und dem Inselpächter recht viel zu hören und zu lesen, zumal

einige bemerkenswerte Ereignisse in London eng damit verknüpft waren.

Zunächst krachte ein eben erst neugegründetes Bankhaus zusammen, obgleich doch die Zeitungen seiner Solidität ellenlange Berichte gewidmet hatten. An diesem Bankerott war offenbar das merkwürdige Schicksal der acht gecharterten Dampfer schuld, die einige tausend Auswanderer nach den Gallopagos hatten bringen sollen. Wirklich, über diesen acht Schiffen ruhte ein ganz wunderbares Verhängnis.

Der zuerst abgegangene Dampfer erreichte Guayaquil, und dort blieb er still an der Ankerkette liegen; der zweite machte in Santiago Station, und dort blieb er liegen; der dritte Dampfer lief Rio de Janeiro an, und dort blieb er liegen; der vierte saß in Pernambuko fest, der fünfte lag an einer Kap Verdischen Insel, und so ging es stationenweise weiter, der siebente hatte in Lissabon Halt gemacht, und der achte endlich lag noch in London, seit einem Monat immer zur Abfahrt bereit.

Die Sache war die, daß Kapitän Flederwisch dem ersten Dampfer die Erlaubnis zum Landen an seinen Inseln verweigert hatte. Keiner dürfe heran; und da hatte man jeden der nacheinander abgegangenen Dampfer in dem Hafen, den er einmal anlief, festgehalten, um wenigstens nicht unnötig Kohlen zu verfeuern. Aber die Unterhaltung von acht solchen Dampfern mit einigen tausend Passagieren kostet noch immer sehr, sehr viel Geld! Das ist allerdings imstande, die Grundlage auch eines ganz soliden Bankgeschäftes zu erschüttern.

Jenes war sofort wie ein Kartenhaus eingestürzt. Wer sollte denn nun dies alles bezahlen? Es wurde einfach gar nichts bezahlt. Bei dem Bankerott kam auch nichts heraus. Die

Schiffsreeder, die Proviant- und Kohlenlieferanten, alle waren geprellt, und am allermeisten die armen Burschen, die sich gemeldet hatten. Da hatte man es wieder! Geht nicht ins Ausland, wenn nicht der Staat selbst garantiert! Traut auch nicht dem sichersten Depositium! Denn von diesem bekamen sie trotz aller Sicherstellung nichts zu sehen, da waren schon andre Gläubiger mit mehr Rechten; auf der Rückfahrt wurden sie mit von Würmern zerfressenem Hartbrot gefüttert, und beim Betreten Englands zog man ihnen die noch nicht bezahlten Kleider vom Leibe.

Eine unbestochene Zeitung deckte den ganzen Schwindel mit der Bankgesellschaft auf. Es war ein echt englisches Unternehmen in seiner ganzen Jämmerlichkeit gewesen. Die eigentlichen Gründer hatten den geringsten Verlust, sie selbst raubten die Depositen, unbekannte Dunkelmänner mußten die Verantwortung tragen, und während diese in Schuldhaft saßen, wurde ihnen der Gehalt fortbezahlt.

Wenn nun auch jene Ehrenmänner bei der mißglückten Spekulation nicht viel eingebüßt hatten, so wurde doch in gewissen Kreisen über Kapitän Flederwisch fürchterlich geschimpft. Hätte man ihn nur hier gehabt, man hätte ihm schon etwas angehängt. So versuchte man es auf andre Weise.

Zwischen einigen Zeitungen entspann sich ein Krieg; die Tinte floß in Strömen. Der Kampf drehte sich um Lederschildkröten und Krokodile. Die Restauration ›Ship und Turtle‹ und noch andre servierten seit einiger Zeit statt der anglo-indischen Chersinen nur noch Lederschildkröten von den Gallopagos, auch zu einem weit billigern Preise; eine Konservenfirma stattete alle Geschäfte Englands mit ganz

billigen Turtlesteaks in Dosen aus, die ihren Ursprung ebenfalls auf den Gallopagos hatten.

Eigentlich hätte Carmencita sich doch recht für alle diese Sachen, welche ihren Gatten anbetrafen, interessieren müssen; aber sie hatte keine Zeit dazu, sie mußte sich um sich selbst bekümmern. Ihre Betrübniß fing mit einem Schlüssel an, welcher nicht zu finden war.

Sie hatte einen Solicitor als Vermögensverwalter angenommen, einige feste Anlagen wurden flüssig gemacht, so bekam sie auf einmal 15.000 Pfund Sterling in die Hände; sie schloß die Banknoten einstweilen in das Schubfach ihres Toilettentischchens – die eisernen Geldkästen, die sie in den Schaufenstern gesehen, hielt sie immer für Eisschränke – machte einen Ausgang, als sie wiederkam, wollte sie etwas aus jenem Schubfach nehmen, und da war der Schlüssel nicht zu finden. Sie rief nach Estrella, und da war Estrella nicht zu finden. Das Schubfach wurde erbrochen, und da waren die 15.000 Pfund nicht mehr zu finden.

Die gute ›Tante‹ war wieder einmal über alle Berge gegangen.

Diesmal aber ließ Carmencita sie nicht so einfach laufen. Weit konnte sie ja noch nicht sein, die Polizei wurde alarmiert. Schade nur, daß sie so viel Geld bei sich hatte, nämlich auch solches, welches sie ungehindert wechseln lassen durfte; da konnte ihr die Flucht aus England leicht gelingen.

Denn Estrella war keine gewöhnliche Diebin, welche nur aus Not stiehlt. Sie hatte ja auch noch ihre erste Beute, damals von den 100.000 Piastern stammend, und Carmencita wußte, daß die Alte ihr Vermögen immer auf der Brust trug. Carmencita hatte, als dies neue Geschäft so gut ging, gar

nichts wieder davon erwähnt, ihr nichts abgefordert. Estrel-la bestritt die Reisekosten, die Toilette, das Hotel, und was man sonst noch brauchte, und Carmencita war damit zufrieden gewesen. Sonst war die Alte furchtbar geizig, und Carmencita glaubte auch nicht, daß ihr in Mexiko etwas von bösen Menschen gestohlen worden war. Dies hatte jene nur gesagt, um, wenn Carmencita doch auf einer Teilung des Raubes bestand, dieses fehlende Geld auf ihre Seite zu bringen.

Was mochte sie denn viel ausgegeben haben? Von den 100.000 Piastern, das sind 20.000 Pfund, gingen höchstens eintausend Pfund ab, nun kamen noch 15.000 Pfund dazu – so wird ein strebsamer Mensch nach und nach zum Millionär!

Die Aufregung, der Zorn, der Schmerz über dieses undankbare Weib, welches sich nicht einmal von der Polizei auffinden lassen wollte – Carmencita genas eines Knaben.

Rechtsanwalt Perkins wollte eben seinen Liebeswerbebrief aufsetzen, als er von diesem Ereignis erfuhr und weiter vernahm, der Kleine sähe braun wie Schokolade aus. Darüber vergaß er das Freien; er schrieb vielmehr an Imma, jetzt sei wieder Gelegenheit, gegen Carmencita einen Prozeß anzustrengen und an Paul zu schreiben, ob das mit der Couleur seines Sohnes seine Richtigkeit haben könne; wie er darüber denke. Doch auch diese beiden Briefe gingen nicht ab, denn noch zur rechten Zeit wurde Perkins von einem Sachverständigen darüber belehrt, daß die Quintonen im Gegensatz zu den weißen Quadronen meistens so braun ausfielen.

Immer größere Neuigkeiten beschäftigten des beobachtenden Rechtsanwalts Geist. Vieles, vieles war ihm doch entgangen.

Das Kind war evangelisch getauft worden.

Jetzt kam es auch heraus, daß in Carmencitas Hause schon seit längerer Zeit eine Dame verkehrte, welche immer am wütendsten »*no popery*« schrie.

Carmencita trat zur anglikanischen Hochkirche über, und die ist evangelisch!

Und schließlich erfuhr Perkins auch, was dies alles für einen Zweck hatte; die Behörde der Eheangelegenheiten, das Ehescheidungsgericht, war bereits mit allem vertraut; es wurde schon längst nach Südamerika hinüberkorrespondiert, und eines Tages, freilich erst wieder nach Monaten, bekam Perkins auch einen Brief von Flederwisch zu sehen, dessen Inhalt war:

»Ja, die Narbe in dem Gesichte meiner Frau rührt von einem Peitschenhiebe von mir her. Ja, ich bin mit einer Ehescheidung einverstanden, doch nur dann, wenn ich meinem Kinde gegenüber keinerlei Verpflichtung mehr habe, und wenn dieses meine eventuell geschiedene Frau, aber nicht ihr zukünftiger Mann übernimmt.«

Also so weit war es schon gediehen! Jedenfalls ging Carmencita bereits mit Heiratsgedanken um, und obgleich das englische Gericht auch katholische Ehen scheidet, weil es überhaupt keinen Zwang durch Religion anerkennt, so war sie doch zum Evangelismus übergetreten, weil es da bedeutend schneller ging – und dadurch verriet sie wieder ihr farbiges Blut. Die Quadrone teilt mit der echten Spanierin nur den Aberglauben, nicht deren charakterfeste Gläubigkeit.

Wie herzlos Flederwisch doch war! Wenn er nicht ›mein‹ Kind geschrieben hätte, so ließe sich das erklären. Erkann- te er es aber nicht als ›sein‹ Kind an, so hätte er dies doch sicher wenigstens angedeutet, sich mindestens anders aus- gedrückt. Und merkwürdig wiederum war es doch, daß er das Kind nicht dem eventuellen Stiefvater, sondern nur der Mutter überlassen wollte.

Ja, Rechtsanwalt Perkins war wirklich sehr scharfsinnig, aber das merkte er nicht, was für eine Falle von unbekannter Seite hier für Carmencita gebaut wurde.

Auf wen hatte denn nun die geschiedene, reiche Frau ihr Auge geworfen?

Kein Geringerer sollte den Kapitän Flederwisch verdrän- gen, als ein echter englischer Herzog, welcher ihr alle glän- zenden Salons öffnen, welcher sie auch bei Hofe einführen würde.

Das klingt sehr großartig. Doch in England sind Lords und selbst Herzöge oft noch billiger als für vier Millionen zu ha- ben.

Gewöhnlich stellt man sich unter einem englischen Lord einen mit Goldstücken um sich werfenden Mann vor, dessen Diener John heißt. Ach, durch die Straßen der Riesenstadt irren so viele Lords und Baronets, denen sich keine Tür mehr öffnet, welche nicht wissen, wo sie des Mittags essen sollen, wo sie des Nachts ihr Haupt hinlegen werden. Dabei ha- ben die Aermsten auch noch Pflichten gegen ihren Namen, wollen sie nicht Rechte für später verscherzen. Denn Arbeit schändet bekanntlich nach Ansicht jener vornehmen Kreise.

Im Herzen Londons, zwischen der Fleetstreet und der Themse, steht ein großes, altertümliches Gebäude, Tem- pel genannt, weil es ehemals ein Kloster der Tempelritter

war. Es enthält zahllose kleine Stübchen, Zellen, und – man möchte es fast behaupten, man sieht die Aehnlichkeit heraus – der romantische Geist der alten Zeit mit ihren Rittern und fahrenden Sängern wohnt noch heute in diesen Zellen.

Jetzt nämlich ist der Tempel das Massenquartier der hungernden Poeten, der unbekanntenen Künstler, der verkommenen Genies und der gesunkenen Größen. Hier deklamieren und rasen sie, dichten die schöne Erde an und schleudern Flüche gegen die schnöde Welt, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt – je nachdem die Kasse beschaffen ist und der Himmel Manna in die dürre Wüste regnen läßt. Wenn sich die Geister nicht mit kühnen Plänen beschäftigen, hocken sie wie die Spinnen in den Ecken der um den Tempel liegenden Restaurationen und lauern auf ein Opfer, das sich anpumpen läßt. Uebrigens ist es ein lustiges Leben im Tempel; ein sorgloses, gutmütiges Völkchen haust dort, sie teilen das letzte Stückchen Brot und die letzte Hose miteinander, und die Zigarren schneiden sie halb durch.

Zu den gesunkenen Größen gehören jene englischen Ritter ohne Furcht und Geld, welche jedoch eine ziemlich sichere Aussicht haben, ihr elendes Los mit einem Schlage in ein glänzendes zu verwandeln. Denn gegen Künstlerlocken allein wird selten ein Geldsack eingetauscht, ein klingender Name und Titel aber findet immer wieder einen Käufer. So lange lassen sich die edlen Herren von denen durchfüttern, welche aus Feder, Bleistift, Pinsel und Kehle doch wenigstens immer etwas herauszuschlagen wissen. Es sei auch erwähnt, daß aus dem Tempel schon mancher Stern der Literatur, Kunst und Wissenschaft hervorgegangen ist, und der von den Göttern Gesegnete erinnert sich dann immer

gern seiner armen Brüder und Schwestern und bereitet ihnen manchen Festtag, während der Enkel des Tempelritters jene dann gewöhnlich nicht mehr kennt.

Wenn nun die Zeit für den erbelosen Lord gekommen ist – das soll heißen: wenn er einmal genügend Geld in der Tasche hat – so holt er das Schild seiner Ahnen hervor, putzt es blank und reitet auf die Brautschau. Die Welt ist groß, die Wahl gering. Deutschland ist ihnen zu solide, denn gerade in dieser Sache sind die Deutschen recht klug; in England sind diese Heiratskandidaten zu bekannt; in Frankreich haben sie zu viel Konkurrenten, da gibt's genug einheimische fahrende Ritter, Rußland ist auch nicht gut; die andern europäischen Länder kommen gar nicht in Betracht, da will der Papa womöglich noch den Schwiegersohn anpumpen. Aber Amerika! Das ist das Land, wo ihr Weizen blüht! Amerika, wo man nichts von Orden und Titel wissen will, und wo sich doch jeder Hausknecht, der eine Woche bei der Miliz gestanden, Kapitän nennt, sich selbst, wenn ihm ein Vollbart wächst, zum Kolonel, zum Obersten befördert, ohne an der Majorsecke zu scheitern, und, wenn er ein graues Haar entdeckt, zum General avanciert; jenes Amerika, wo die Eltern und das Goldtöchterchen beim Anblick eines blanken Wappenschildes ganz blind werden.

An der Zimmer- oder Zellentür des Herzogs aber hatte es eines Tages geklopft, und zwar in einer Weise, daß der Edle in ganz unaristokratischer Hast aufsprang und öffnete.

»Alfred! – Hoheit!« stieß er hervor. »Welche Ehre!«

Der junge, blonde Mann, der in das dürftig ausgestattete Zimmer trat, hatte allerdings etwas an sich, wodurch die sichtliche Ehrerbietung begründet wurde, die ihm sogar dieser verkommene Herzog bewies, denn derselbe benahm sich

ganz wie ein Vasall, dessen Haus durch den Besuch seines Fürsten geehrt wird.

Die Herren hatten Platz genommen, und obwohl der Herzog seinem Gaste nichts anbieten konnte als einige billige Zigaretten, fühlte er sich doch zurückversetzt in vergangene Zeiten einstiger Herrlichkeit, und er brauchte sich ja seiner gegenwärtigen Armut nicht zu schämen, denn der blonde, junge Mann da mit dem Antinousgesicht, der war auch nichts mehr, dem hatte ein Mächtigerer Krone und Land entrissen – nein, er hatte auf beides verzichtet, ehe es so weit kam.

Zum Teufel, aber heruntergekommen sah dieser Prinz Alfred nicht aus. Er mußte doch sein Schäfchen ins Trockne gebracht haben, oder sollte Prinzessin Marguérite, die ja toll in ihn verschossen war, ihn sich noch nachträglich geangelt haben? Ja, diese Weiber! Wer Glück bei ihnen hatte, dem konnte es wahrhaftig nicht schlecht gehn.

Diese Gedanken durchkreuzten das Hirn des edlen Herzogs natürlich schneller, als sie hier wiedergegeben werden konnten, und als er nun die Unterhaltung eröffnen wollte, da kam ihm sein Gast zuvor, indem er sagte:

»Herzog, Sie müssen heiraten!«

Nanu, konnte der denn Gedanken lesen? Der also Apostrophierte machte ein unsagbar dummes Gesicht, öffnete den Mund, schloß ihn aber sofort respektvoll wieder, hüstelte und fragte ehrerbietig:

»Darf ich um nähere Erklärungen dieses Ausspruches ergehenst bitten, Hoheit?«

Kapitän Flederwisch hatte damals gelacht, als ihm einer der friesischen Schiffer sagte, sein Retter aus Seenot sei ein Prinz gewesen. Er hatte ihn spöttisch Prinz Niemand von

Nirgendwo getauft – und jetzt zeigte sich, daß es ein wirklicher Prinz, sogar eine Hoheit war, denn ein Herzog, wenn er auch kein Geld in der Tasche hat, tituliert niemanden Hoheit, der es nicht ist.

»Ja, verstehen Sie denn nicht mehr, was Heiraten heißt?« lachte Alfred. »Sie sollen sich beweiben!«

»Hoheit belieben zu scherzen!«

»Bst, sagen Sie das nicht! Wenn ich vom Heiraten rede, ist mir eklig ernst zumute!«

»Wie meinten demnach Hoheit Ihre Worte?«

»Aber, Mensch, Herzog, Sie sollen eben heiraten, reich natürlich, damit Sie endlich wieder in die Ihrem Range gebührenden Verhältnisse kommen.«

Der Hörer wurde sofort Feuer und Flamme.

»Wer ist es denn?« fragte er, eigentlich etwas unvermittelt.

Der andre lachte wieder.

»Sehen Sie, wie gut Sie mich verstanden haben? Wer sie ist? Natürlich eine liebebedürftige Witwe.«

»Alt?«

»Nahe der Sechzig!«

»Ei verflucht!« sagte der Herzog zu sich selbst. Laut fragte er: »Wieviel hat sie?«

Und Alfred lachte zum dritten Male, dabei aber traf ein verächtlicher Blick den geldgierigen Aristokraten.

»Wollen Sie nicht erst erfahren, wer sie ist, wer ihr erster Gatte war?«

»Ah, natürlich! Bitte gehorsamst –«

»Na, ich weiß schon,« unterbrach ihn die Hoheit. »Ich will Sie nicht auf die Folter spannen. Also sechzig ist sie nicht, sie

ist noch einige Jahre jünger als Sie, dabei bildschön, temperamentvoll, und Geld hat sie auch. Wieviel, kann ich Ihnen nicht genau sagen, aber ich denke, bei einem nach Millionen zählenden Vermögen kommt es auf ein paar Tausend nicht an!«

»Millionen!« wiederholte der Herzog zweifelnd und doch beseligt. »Und Hoheit meinen, daß ich —«

»Daß Sie den Goldfisch angeln sollen, ehe Ihnen ein anderer zuvorkommt.«

Der Herzog strahlte, dann aber schien ihm ein Bedenken aufzusteigen. Er druckste und druckste und brachte doch nichts heraus, und sein Besucher kam ihm nicht zu Hilfe.

»Das wird aber Geld kosten!«

Da war es heraus, und gleichzeitig indirekt das Geständnis, daß der vornehme Aristokrat keins hatte.

»Selbstverständlich,« entgegnete Alfred. »Ich habe es Ihnen schon mitgebracht.«

Der Herzog machte große Augen. Sollte er etwa eine ausrangierte Geliebte der Hoheit heiraten? Im Notfalle hätte er auch das getan.

»Ich habe kein Interesse an der Sache,« sagte da der andre wieder, als hätte er diese Bedenken erraten. »Die Dame kennt mich gar nicht. Ich las nur, daß sie in London eingetroffen sei, dachte aber sofort an Sie – aus alter Freundschaft – nun, was meinen Sie?«

»Daß ich Ew. Hoheit untertänigsten Dank für das unverdiente, gnädige Wohlwollen schulde,« versicherte der Herzog.

»Na, dann los!« entgegnete der Prinz, und dann gab er dem andern genaue Anweisungen, und als er sich erhob und

sich verabschiedete, lag auf dem Tische in der ärmlichen Garconwohnung eine Anweisung über hundert Pfund.

»Der hat's aber eilig,« brummte der Herzog. »Ein Haar wird freilich trotzdem in der Suppe sein. Zum Henker! Ob ich Glück haben werde? Na, das kann ich ja probieren, indem ich zuvor ein Spielchen riskiere – wozu hat denn der Mensch Geld!«

Richtig! Nach dem Spielergebnis brauchte der Herzog sich nicht vor einem Korbe zu fürchten. Er behielt gerade genug übrig, um sich einen Gehrockanzug, einen Zylinder und drei Papierkragen kaufen zu können. Er machte sich zurecht, nahm sich sogar ein Cab und fuhr zu der Millionärin aus Südamerika, wurde freundlich aufgenommen und konnte den ersten Pump bei einem Wucherer riskieren – seine künftige Frau hatte es ja.

Nun, die Sache ging weiter, das Geschäft wurde perfekt. Zuerst sorgten die Tempelbrüder kräftig dafür, daß ihr Herzog auf die Dauer anständig auftreten konnte, und dann, als er eines Tages einen gewissen Herrn besucht hatte, da war er mit einem Male ein wirklicher Herzog, und wie er beim Einsteigen näselte: »– äh, he da! Hotel Prince of Wales!« – da lag etwas darin, daß der Droschkengaul plötzlich den Kopf zurückwarf, den Schwanz emporreckte, wie das Wetter davonjagte und diesen ganzen Tag nur noch Hafer fressen wollte.

Der kleine Schokoladenpaul fand erst den richtigen Geschmack an der Ammenmilch, als die Hochzeit bei Anwesenheit von diamantenbesäten Toiletten und blitzenden Uniformen, ausgespien von Equipagen mit Adelswappen, mit Pomp gefeiert wurde. Denn mit vier Millionen war der Herzog wieder salonfähig; nun konnte er auch noch Offizier

werden; der Weg zum Hofe war nicht mehr verschlossen, und alles, alles durfte Carmencita mit ihm teilen, Feldherrnruhm und Hofluft. Ja, das war doch etwas andres, Herzogin zu sein, als nur Frau Kapitän Müller.

Als sie sich auf der Hochzeitsreise nach der Insel Wight befanden, deutete der Herzog auf einen Berg, dessen Gipfel eine große Fabrikanlage krönte, und Carmencita schwoll das Herz vor Stolz, als er feierlich sagte:

»Sieh, Teuerste, dort, wo jetzt die Leimsiederei steht, dort erhoben sich einst die Ruinen der Burg meiner Ahnen.«

Die Leimsiederei freilich konnte sie ihm nicht kaufen, dazu hätte Lady Muggridges Vermögen nicht gelangt, aber ein neues Schloß sollte er doch haben. Nobody hatte dem Kapitän Flederwisch wieder einen großen Dienst erwiesen. Jetzt war der Leichtsinnige durch nichts mehr an seine Frau gebunden.

Flederwisch betrat seine Kabine. Er war von oben bis unten mit einer Schicht grauen, feuchten Staubes bedeckt, dergleichen seine Stiefel mit Erde.

»Hallo, Ihr seht nett aus, Kapitän,« sagte Manuel, welcher wahrscheinlich vor dem Schreibtisch Wache stand, denn außer einem Stapel gewöhnlicher Briefe lagen zwei eingeschriebene darauf, deren Inhalt nach der Kuvertierung jedenfalls in Geld oder Geldeswert bestand.

»Wir waren nochmals im Krater. Es ist nichts! Der Vulkan mag schon oft gegrollt haben; es war nur niemand da, der es hören konnte. Na, und wenn er einmal losbrechen sollte – ich kann ihn nicht zustopfen. Zieh mir die Stiefel aus, Manuel. Ein Bad habe ich schon bestellt.«

Müde ließ er sich in den Stuhl neben dem Tische fallen. Während der Mulatte an dem einen der hohen, nassen Stiefel zog, schlitzte Flederwisch den ersten, den dickern Brief auf, las ein Schreiben und entnahm dem Kuvert ein Päckchen Banknoten, sie durchzählend.

»Das war wieder ein Geschäft, das hat wieder etwas eingebracht. Nur noch ein paar Jahre so weiter, und ich kann ganz Südamerika kaufen.«

»Erst solltet Ihr Euch aber einmal die Stiefel besohlen lassen,« grinste der Mulatte, »die Hacken sind schon ganz schief.«

»Besohlen lassen, sehr gut,« lächelte Flederwisch, »vielleicht langt's auch noch zu einem andern Paar. Was sind das für Zigarren hier?«

»Eine Probe von unsrer ersten Tabaksernte.«

Flederwisch brannte eine der Zigarren an, zog, brachte sie unter die Nase.

»Gut sind sie nicht.«

»Gut für Moskitos; sie stinken.«

»Es ist ein jämmerliches Kraut. Da wollen wir lieber die Tabakskultur fahren lassen, lange Zeit und Geduld zum Veredeln habe ich nicht, Ich kann nicht jahrelang warten. – Ach!« Mit diesem Seufzer lehnte er sich zurück und betrachtete die große Photographie an der Wand.

Es war das Bild Alfreds. Es zeigte, wie wenig Flederwisch Gewissensbisse kannte, wie wenig er sich vor dem Bilde des Gemordeten fürchtete.

Ein leises Kopfschütteln, und er griff nach dem zweiten Briefe.

»Sage mal, Manuel, bekommst du den Stiefel heute noch aus? Halt, rei mich nicht vom Stuhl!«

Er las den Begleitbrief und wog einen Scheck in der Hand.

»Weißt du, Manuel, wieviel Pfund dieses dünne Papierchen wiegt? Jetzt nehme ich es schon mit allen Vanderbilts zusammen auf.«

Der Bootsmann prallte gegen die Tür, den abgezogenen Stiefel in der Hand.

»Herrjöh!« rief er. »Euer Strumpf ist ja ein einziges Loch!«

Mit komischer Wehmut betrachtete Flederwisch die aus dem Strumpfe hervorsehenden Zehen.

»Ja, es sind wohl schon acht Tage her, daß ich die Stiefel nicht mehr von den Füßen bekommen habe, und wenn das so weiter geht, dann laufe ich zuletzt auf den ... nanu!« Er riß den Filz vom Kopfe und kratzte sich in den Haaren. »Wahrhaftig, da habe ich vorhin zwischen den Kulis etwas aufgelesen.«

»Da am Rock kriecht auch eine.«

»Laß sie kriechen! Wirf dann alles ins Feuer, wenn ich im Bade bin!«

Plötzlich aber brach Flederwisch in ein schallendes Gelächter aus, er lachte, daß ihm die Tränen über die Backen liefen.

»Kapitän Flederwisch – der südamerikanische Vanderbilt – raucht eine Dreierzigarre – mit schiefgelaufenen Stiefelabsätzen – und zerrissenen Strümpfen – und verlaust – hahahaha, es ist doch zum Totschießen! Nun denke dir,« nur mit Mühe unterdrückte er das Lachen, »denke dir so einen Citykaufmann, der seine Hunderttausend Einkommen hat, wenn er durch die Straßen stolziert, mit blankgewichstem Zylinder, am Bauche die dicke Uhrkette, die Finger voll Ringe – oder wenn er im Wagen sitzt und verächtlich auf die ›Schnorrer‹ herabblickt – Herr, was bin ich, und was kann

aus mir noch werden! – und ich hier – mit Läusen und nackten Zehen in den zerrissenen Stiefeln, hahahaha!«

»Na, Kapitän, ich dachte, es ist noch gar nicht so lange her, da wart Ihr auch noch höllisch eitel, da konnte Euch nichts fein genug sein, sogar an Bord gingt Ihr immer wie zum Tanz.«

Flederwisch wurde vollkommen ernst. Er blickte auf seine schwarzbraunen Hände; er trug nur noch einen Ring, den goldnen mit den seltsamen Gravierungen, und ein trübes Lächeln spielte um seinen Mund, was dem Gesicht erst recht nichts von dem Ernste nahm.

»Ja, Manuel, du hast recht. Ich sehe mich noch ganz deutlich in dem Kontor, wie ich die Frithjof kaufte – mit Lackschuhen, den vielen Diamantringen, sogar ein Brillantarmband am Handgelenk. Der Kapitän Flederwisch und ein Armband, hahaha! Es ist noch gar nicht so lange her, wirklich, ich war ein eitler Geck – ja, bin ich denn nicht mehr derselbe? Nein, ich bin's nicht. Das ist seltsam! Es war eine schöne Zeit! Was hat denn nur den schnellen Unterschied ausgemacht? Ach, ich weiß, ich habe mit der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten. – Ich bin in den zwei Jahren recht alt geworden!«

Und nun suchte sein trauriger Blick das Bild der Schwester. Manuel hatte auch den andern Stiefel abbekommen; er stand an der Tür beide in der Hand, blickte nach dem Kapitän und verzog den Mund.

Flederwisch begann die Briefe durchzusehen, ohne sie zu öffnen.

»Es ist wieder keiner von ihr dabei,« seufzte er leise.

»Ich habe es Euch ja schon gesagt, als Ihr fortgingt, daß keiner dabei ist, und da kümmert Ihr Euch gar nicht um die

andre Post. Kapitän,« fuhr der Mulatte schneller fort, »vorige Woche träumte ich, ich hinge am Galgen.«

Der schnelle Wechsel im Gespräch und der Ton, mit welchem dies der Mulatte hervorbrachte, erzwangen von Flederwisch doch ein heitres Lächeln.

»Schade, daß du es nur geträumt hast!«

»Und daneben war noch ein anderer Galgen, und an dem hängt – Ihr.«

Flederwisch fuhr gegen ihn herum.

»Gaubst du, mich mit solchen Witzen erheitern zu können?« herrschte er ihn an. »Alberner Hanswurst!«

Sinnend betrachtete Flederwisch einen der ungeöffneten Briefe.

»Manuel,« fragte er nach einer Pause, »wozu würdest du dich in deinem nächsten Erdenleben machen?«

»Zum Sultan der Türkei,« kam es prompt und grinsend zurück, »oder zum Zaren von Rußland – oder zu sonst was, wo ich jedem den Kopf abhacken kann, und niemand hat mir's zu verbieten – oder halt – Boardingmaster, das ist auch nicht schlecht – so ein gemütlicher, dicker Herbergsvater, der den Matrosen das Geld abnimmt und die Mädchen verhaut, wenn sie zu laut werden – ach ja, das möchte ich schon werden!«

»Manuel, Manuel,« sagte Flederwisch kopfschüttelnd, »du bist mit deiner Entwicklung vom Tiere zum Menschen noch sehr weit zurück. – Und ich? Ich möchte wieder der Kapitän Flederwisch werden, der ich früher war.«

»Ja, dann! Dann möchte ich wieder Euer Bootsmann sein, Kapitän!«

Dieser wendete den Kopf und sah jenen mit einem langen Blicke an.

»Der Manuel, der Mulatte, den ich prügele?«

»Ach, Kapitän, das meint Ihr ja niemals so.«

Wieder schüttelte Flederwisch verwundert den Kopf.

»Was ich in meinem vorigen Leben gewesen bin, weiß ich nicht, aber das weiß ich: du warst ein Hund, kein feiger Mops, auch kein treuloser Windhund, so etwa ein Neufundländer. Nein, richtig, du bist aus der Kreuzung von einem Fleischerhund mit einem Pudel hervorgegangen.«

Hastig öffnete Flederwisch jetzt ein Kuvert.

»Dieser Brief ist von meinem Londoner Berichterstatter; laß sehen, was er zu melden hat, wie weit die Saat gereift ist.«

Er las im Stehn den Brief, und wieder sah es der Mulatte in seinen Augen auffunkeln, diesmal aber in ganz anderer Weise. Seine Faust fiel auf den Tisch.

»Sie ist reif zum Schnitt!« kam es zischend über seine Lippen. »Jetzt sind sie so weit, wie ich sie haben wollte. Ah, Manuel! Ich sagte einst, daß ich keine Rache kenne – aber auch ich bin ein Mensch, auch ich will sie einmal in ihrer ganzen Süßigkeit kosten – und mit Kleinigkeiten habe ich mich nie befaßt; ein Meisterwerk will ich liefern. Was geht mich dieser Lump von Herzog an? Einer ist so gemein wie der andre. Und ich will sie aus ihren Himmeln stürzen, daß sie auf der Erde zerschellen!«

Es wäre nicht Flederwisch gewesen, wenn er nicht an alles gedacht hätte. Nach einer Pause setzte er mit weichem Tone hinzu:

»Was kann das arme Kind dafür? Des kleinen Indianerbalgs will ich mich annehmen!«

Die Saat, die Nobody gesät hatte, begann aufzugehen. Nicht lange mehr, so konnte er ernten.

Ehe Perkins den nun fertig gewordenen Heiratsantrag abschickte, überlegte er sich, daß es doch besser wäre, sich erst zu erkundigen, ob der Brief auch wirklich ankäme, und er tat das, was er hätte gleich tun können; er ging nach Islington und setzte den Messingklopper an dem Pensionshause in Bewegung. Die Wirtin, eine ältliche Frau, empfing ihn.

»Sie sind der Vermögensverwalter von Miß Müller? Ach, das ist gut, daß einmal jemand kommt, mit dem ich über sie sprechen kann.«

Sie hatte die stille, wenig Umstände machende und immer pünktlich zahlende Pensionärin, welche nun schon bald neun Monate bei ihr wohnte, liebgewonnen, und sie schütete dem freundlich dreinblickenden Perkins ihr Herz aus.

Imma war menschenscheu, wenn nicht tiefsinnig, noch jetzt so wie vom ersten Tage an. Krank konnte sie sonst wohl nicht sein, sie aß und trank ja, aber sie aß allein, sie mochte keinen Menschen sehen, fuhr nur im geschlossenen Wagen aus. Und dann deklamierte sie auch so viel in ihrem Zimmer. Zuerst hatte die Wirtin geglaubt, sie lese die Zeitungen laut, welche sie hielt, aber sie deklamierte, nicht einmal Englisch, es war eine ganz fremde Sprache. Dies war alles, was die Wirtin zu erzählen hatte von der lieben, guten, armen Miß.

Sie deklamiert? dachte Perkins erschrocken. Sie wollte sich allein durchhelfen – sie wird doch nicht etwa auf die Bühne gehn wollen?

Doch schnell verwarf er diesen Gedanken wieder. Die schüchterne Imma Schauspielerin – unmögliche Vorstellung!

Und sie las Zeitungen, das war ein gutes Zeichen, dann nimmt der Mensch auch noch Anteil an der Welt. Er mußte sie sehen.

Die Frau ging und kam zurück.

»Sie läßt um Entschuldigung bitten, es sei ihr nicht möglich, Sie sollten es doch ja nicht übelnehmen – sie würde in den nächsten Tagen selbst zu Ihnen kommen.«

Das hatte sie ihm schon einmal gesagt. Und doch, jetzt zweifelte der Rechtsanwalt nicht mehr daran, daß sie noch zu ihm kommen würde. Wer wußte denn, was in dem empfindsamen Mädchen vor sich ging?

Doch jetzt war nichts zu machen. Wenn sich der Mensch in solch einem Zustande befindet, daß er keine gesellschaftlichen Rücksichten mehr kennt, daß er spricht, was er denkt, so muß man ihn allein lassen, und für den, welcher mit ruhigem Gewissen warten kann, ist es oftmals gut.

Perkins wußte nicht, daß er durch sein Verhalten Immas Abneigung verdient hätte, und wenn er alles erwog, was sie einst zu ihm gesagt, so glaubte er sichere Aussicht zu haben, doch noch zu seinem Ziele zu kommen – und ein feuriger Jüngling war er ja auch nicht mehr.

Als er wieder in seinem Bureau eintraf, erwartete ihn dort ein junger Advokat, welchem er manchmal einen Klienten zuwies.

»Ich komme eben vom Gericht, Herr Kollege, und habe Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen, welche ganz besonders Sie interessieren wird. Es ist Ihnen doch darum zu tun, der ehemaligen Frau des Kapitäns Flederwisch die Erbschaft streitig zu machen. Sie sollen ihr alles wieder abnehmen. Nun raten Sie, wie Sie dies machen.«

»Er hat die Erbschaft noch nachträglich für sich reklamiert!« rief Perkins überrascht.

»Nein, das hat er nicht getan, und das würde doch auch nicht den Erfolg haben, den ich Ihnen in Aussicht stelle. Die neue Herzogin wird trotzdem das Erbteil wieder herausrücken müssen bis auf den letzten Penny.«

Perkins konnte es nicht ergründen, hielt dies auch für ganz unmöglich. Was Flederwisch vielleicht noch hätte tun können, wäre gewesen, daß er seiner ehemaligen Frau das freie Verfügungsrecht über Lady Muggridges Vermögen bestritt und die Hälfte der Einkünfte beanspruchte, aber wahrscheinlich, wenn Carmencita einen guten Rechtsanwalt hatte, wäre ihm nicht einmal dies geglückt. Er hatte sich durch seine Teilnahmlosigkeit in Sachen der Erbschaft, als er bei der Ehescheidung gar nichts davon erwähnte, zu viel Rechte vergeben. Schon das Kind, welches er stillschweigend als das seine anerkannt, war der mächtigste Hebel gegen ihn.

Nein, Perkins sah keine Möglichkeit, gegen Carmencita in irgend einer Weise vorzugehen. Sein Kollege erzählte ihm, was er auf dem Gericht gehört und was am andern Tage in allen Blättern stehn sollte.

Das Haupt einer in London lebenden Familie, welche, mit dem ermordeten Davis verwandt, durch dessen Tod zu ziemlichem Vermögen gekommen war, erhielt unvermutet aus Nordamerika einen Brief, geschrieben als letzte Beichte auf dem Sterbebett. Ob sie sich noch seiner entsinnen könnten, des Edward Davis? Er sei der Mörder seines Onkels, habe die Tat in der Hoffnung begangen, in der Wohnung des reichen Geizhalses, der seine nächsten Verwandten darben ließ, Schätze zu finden. Einige Wertsachen und Kleinigkeiten ausgenommen, sei es nichts gewesen, er habe sich noch

einige Papiere angeeignet, die ihm von Wert dünkten, und mit den andern das Haus in Brand stecken wollen, was ihm nicht gelungen sei. Dann war er nach Amerika geflohen. Jene Papiere hatten ihm nichts genützt – natürlich nicht – er habe sie vernichtet, bis auf eins, und jetzt, im größten Elend sich dem Tode nahe fühlend, gestehe er seine Tat, er mache auch der Londoner Polizei davon Mitteilung, und ihnen, die ihm dereinst Gutes erwiesen, schicke er das erwähnte Dokument, vielleicht, daß es ihnen von Nutzen sein könnte.

Der Brief war von Edward Davis unterschrieben, aufgegeben in einer kleinen Stadt im Norden der Vereinigten Staaten; die Kriminalpolizei war wirklich gleichzeitig benachrichtigt worden.

Es sei sogleich erwähnt, daß die Recherchen der letztern nichts zur weitem Aufklärung ergaben. In jener amerikanischen Stadt wußte man nichts von einem neulich verstorbenen Edward Davis, der Schuldbewußte hatte sich natürlich auch anders genannt. Nun war er tot, so konnte der an dem Alten verübte Mord auch nicht mehr gerichtlich gesühnt werden.

Und das Dokument? Es war nichts andres, als Kapitän Flederwischs an Davis verpfändete Erbschaft.

Die Verwandten, welche sich damals nach seinem Tode kennen gelernt hatten, traten zur Beratung zusammen; und als sie vollzählig waren, stellte sich ihnen unaufgefordert Dr. Perkins vor, der rühmlichst bekannte Rechtsanwalt und Verteidiger.

Ein nur einigermaßen namhafter Solicitor setzt seine weiße Lockenperücke, das Zeichen seiner Würde vor Gericht, nicht unter zwanzig Pfund Sterling auf, und zwar fordert er

dieses fixe Honorar für jeden Tag, solange der Prozeß währt, und dann kommen noch die andern Unkosten hinzu.

Perkins aber sagte:

»Ich tue es umsonst, ich mache die Sache zu meiner eignen, vorausgesetzt, daß Sie mir völlig freie Hand lassen, und,« setzte er leise hinzu, »dem Anschein nach müssen Sie mir fünfzig Pfund zahlen.«

Was er aber sonst noch vorhatte, eine echt englische Advokatengaunerei, das deutete er auch nicht flüsternd seinen Klienten an.

Die junge Herzogin, welche eben den Plan für das Ahnenschloß des neuen Geschlechts prüfte, soll bis in die Lippen erblaßt sein, als sie vernahm, was gegen sie eingeleitet wurde. Auch ihr stellte sich ein Advokat vor, nur ein einziger, aber das war ein Mann, welcher für seine juristischen Verdienste zum Baronet geadelt worden war, ein Hokuspokusmacher, welcher Schwarz in Weiß und einen Teufel in einen Engel verwandeln konnte.

»Wenn ich es nicht kann, dann vermag es kein andrer; aber ich werde es machen.«

Carmencita engagierte ihn für ein Honorar – das heißt auf deutsch Ehrensold – von achtzig Pfund Sterling, und hinter ihrem Rücken schüttelte Perkins mit dem Gegner, mit dem er zu kämpfen hatte, die Hand zum geheimen Bunde. Im Kriege ist dies Hochverrat und wird mit dem ehrlosen Tode bestraft, im gewöhnlichen Leben nennt man so etwas Schurkerei; die englischen Advokaten nennen es ›Geschäft‹.

Zunächst mußte gerichtlich nach den Gallopagos geschrieben werden. Aus Flederwischs Antwort konnte man förmlich das Achselzucken herauslesen, wie er sagt: ja, ich gebe zu, ich habe damals mit dem Davis Geschäfte gemacht,

es stimmt schon, ich verpfändete ihm meine zu erwartende Erbschaft. Was kümmert's mich jetzt? Macht, was ihr wollt, ich komme nicht hin.

Er schrieb zwar ganz anders, aber, wie gesagt, das konnte man zwischen den Zeilen lesen.

Der Prozeß zwischen den Erben und der Herzogin nahm seinen Anfang; ganz England verfolgte ihn mit Spannung. Es war ja klar, die Herzogin mußte verlieren, aber interessant war es doch, zu sehen, wie sich zwei der besten Advokaten vor den Schranken des Gerichtes in Spitzfindigkeiten maßen, wie sie Schach spielten, wie sie sich stellten und einander auswichen. Carmencitas Verteidiger behauptete: Die Davisschen Erben haben nur die Summe zu beanspruchen, gegen welche der Kapitän die Erbschaft resp. das Testament verpfändet hat, und die kann nicht so groß gewesen sein, wie Lady Muggridges Hinterlassenschaft war. Er hat also nur seine Schulden zu bezahlen; und Perkins sagte einfach: Ich bestehe auf meinem Schein.

Nur dadurch wurde der Prozeß in die Länge gezogen, es war für Carmencita ein langsamer Martertod. Auf ihres Verteidigers Rat hatte sie auch das Vermögen auf ihren Mann schreiben lassen und sah doch deutlich, daß dies gar nichts nützte.

Ein junger Anfänger in der juristischen Laufbahn kam zu ihr.

»Seien Sie doch nicht so töricht. Ihre Sache ist hoffnungslos. Arrangieren Sie sich schnell noch mit Ihren Gegnern, lenken Sie wenigstens das Geld, welches jene ihren Advokaten zahlen, in Ihre eigne Tasche, vielleicht wirft es noch mehr ab. Das ist Ihre letzte Rettung aus dem Schiffbruch, nehmen Sie mich dazu.«

Die verzweifelte Carmencita entließ den adligen Advokaten.

»Gut, ich gehe. Nun aber verlieren Sie! Passen Sie auf!«

Es konnte sein, daß der junge Advokat mit zum geheimen Bunde gehörte, denn der berühmte Rechtsanwalt brauchte doch einen Grund, um sich mit Anstand zurückziehen zu können, ehe er einen Prozeß verlor.

Jener wollte der Sache eine ganz andre Wendung geben. Aller Wahrscheinlichkeit sei doch Davis von einem seiner Schuldner ermordet worden, und wenn er – der Advokat – auch keinen Verdacht aufwerfen wolle, so müsse doch der Kapitän jetzt vor das englische Gericht gefordert werden, und außerdem sähe das gerade aus, als ob hier ein Racheakt vorliege, als ob ein Mann seine geschiedene Frau ruinieren wolle.

Aber es half alles nichts, nicht einmal eine Verzögerung trat ein, die Richter wollten nichts davon wissen, die Gegner nichts von einem Arrangement; sie ließen sich durch keine Tränen rühren, der moderne Shylock bestand auf seinem Schein, und er jagte sein Wild aus einer Ecke in die andre, bis es sterbend am Boden lag.

Vollständig bankrott war Carmencita noch nicht. Da waren zum Beispiel noch die reichen Hochzeitsgeschenke, die nichts mit Lady Muggridges Hinterlassenschaft zu tun hatten.

Nun aber kamen die Gerichtskosten, und vor allen Dingen auch der erste Advokat.

»Sehen Sie, ich habe es Ihnen vorausgesagt; anbei die Rechnung!«

Diese betrug weit über tausend Pfund. Denn wenn der englische Advokat zu einer Erholungsfahrt im Hyde-Park eine Droschke nimmt, so schreibt er 5 Shilling an, und denkt er bei der Spazierfahrt über den Fall nach, so berechnet er dies etwa mit 8 Shilling und 3 Pence, er mißt nämlich seine Gedanken mit der Elle.

Jetzt dachte Carmencita daran, alles schnell zu Gelde zu machen und die Flucht zu ergreifen, aber ehe sie dazu kam, war alles schon versiegelt.

Man nahm dem herzoglichen Ehepaar alles, bis auf das, was man ihm nicht nehmen konnte: die Anzüge, welche sie zur Zeit trugen, ein zweischläufiges Bett, zwei Stühle, einen Tisch und das notwendigste Koch- und Eßgeschirr.

Mit diesen Sachen standen sie auf der Straße. Denn auch ihm hatte man alles genommen, seine Uhr wie sein zweites Paar Stiefel. Sie hatte das Vermögen ja auf seinen Namen schreiben lassen, und dann kam der völlige Zusammenbruch.

Ob nun sie oder er zuerst begonnen, jedenfalls hatte er einmal Kratzwunden im Gesicht, diese zeigte er vor dem Ehescheidungsgericht, und ehe ihn seine adlige Sippschaft nicht mehr kannte, erwies man ihm noch den letzten Dienst, man schoß ihm das Geld für die Gerichtskosten vor, und ehe die Kratzwunden noch völlig geheilt, war die Ehe schon wieder geschieden. Er ging einstweilen in den Tempel zurück und wartete, bis seine Zeit wiederkam, und diesmal freite er ein echtes amerikanisches Goldfischchen, das ihm auch die Leimsiederei hätte kaufen können, und er war glücklich. Zunächst hatte Carmencita an Estrella und deren Beute gedacht. Aber die gute Tante war noch immer nicht zu finden, und selbst zu solch einer polizeilichen Verfolgung braucht

man Geld, welches Carmencita nicht besaß. Nun, sie wußte, daß man, wenn man jung und schön ist, sich noch nicht verloren zu geben braucht. Als ein Glück schätzte sie es, daß sich eine wohlhabende Dame erbot, ihr das Kind abzunehmen, und als dies geschehen, kümmerte sie sich nicht mehr um den Kleinen. Dann ging sie unter die Damen der Demimonde, und wäre es nicht ihre Absicht gewesen, so hätte das Schicksal sie gewiß in diese Gesellschaft getrieben.

Doch etwas Sicheres bietet dieses Leben nicht. Ein Herr mit einem Knebelbart machte sie darauf aufmerksam, wie sie ihrer Zukunft eine solidere Grundlage geben könne, und die geschiedene Herzogin tanzte seitdem jeden Abend auf einer Variétébühne im kurzen Röckchen die Tarantella. Ingeheim aber ward sie noch immer durch Nobody überwacht, obwohl es jetzt nicht mehr nötig erschien. Er aber kannte die angebliche Tante der Herzogin zu genau, um bezweifeln zu können, daß diese früher oder später wieder auftauchen würde, und dann galt es, ihr auch das von Flederwisch ergaunerte Geld abzunehmen, außer dem, was sie aus der Erbschaft an sich gebracht hatte.

Seit Lady Muggridges Tod war ein Jahr vergangen. Rechtsanwalt Perkins saß in seinem Privatkontor und betrachtete seine Fingernägel, anstatt die angehäuften Arbeit zu beginnen. Er war unzufrieden mit sich selbst. Gestern früh war der Heiratsantrag nun doch abgegangen, und jetzt wartete er auf die Antwort – heute morgen schon! – und eben deswegen war er so unzufrieden mit sich selbst. Was wollte

er nur eigentlich? Ja, er hatte Imma geliebt, er hatte den andern einmal gehaßt, es hatte ihn immer gereizt, das schüchterne, ängstliche Täubchen in seinen Käfig zu stecken und es dort gurren zu hören; aber er, der Rechtsanwalt Perkins – wie ein schwärmerischer Jüngling hatte er geschrieben, der sich bei einem Nein totzuschießen droht, abgedroschene Versprechungen wie ›auf den Händen tragen‹ und Liebeschwüre gebraucht – und diesen Brief sogar abgeschickt!

Und nun saß er hier und wartete und konnte vor Ungeduld keinen klaren Gedanken mehr fassen! Da hat ein nüchterner, arbeitsamer Mensch Grund, mit sich unzufrieden zu sein.

Ein Schreiber brachte eine Visitenkarte. Ah, das war gut, die Unterredung mit einem Klienten würde aus ihm wieder den Rechtsanwalt Perkins machen.

»Imma Müller!«

Bei Gott, sie kam selbst! In sein Privatkontor!

Bald hätte Perkins, der ihr entgegenging, die Eintretende nicht wiedererkannt. Sie war viel voller geworden. Das war der erste Eindruck, den er empfand. Aber war denn das nur wirklich Imma? Wie sie ihm gelassen die Hand gab, wie sie ihn dabei ernst ansah, wie sie dann die Handschuhe abstreifte, die Mantille über die Sofalehne legte und sich setzte – das war nicht mehr das schüchterne Mädchen, das war plötzlich ein im Leben gereiftes Weib – und dann war noch etwas andres, Undefinierbares dabei, und Perkins staunte und grübelte noch immer darüber, was dies denn sei, als er ihr schon gegenüber saß, sie sprechen hörte und ihr antwortete, ohne zu wissen, was sie und was er sprach.

»Bitte, Herr Rechtsanwalt, antworten Sie mir: was hat Sie veranlaßt, nicht eher zu ruhen, als bis Sie jener Frau das Letzte genommen hatten?«

So weit war die Unterhaltung schon gediehen. Nur deshalb war sie gekommen, um mit ihm über den Fall Carmencitas zu sprechen? Von seiner Werbung hatte sie noch kein Wort gesagt!

Perkins hätte antworten können: aus Gefälligkeit für Sie, Sie wünschten es doch, und hätte ich es nicht getan, so würde es eben ein anderer Advokat getan haben. Statt dessen sagte er in pathetischem Tone:

»Weil ich ein Anwalt des Rechtes bin, und weil Recht immer Recht bleiben soll.«

Plötzlich stand Imma schnell auf, ging, die Hände auf dem Rücken und den Kopf gesenkt, nach der Tür, drehte sich kurz um, ging zurück und blieb vor dem Manne stehn.

Dieser staunte. Das war wieder ganz Flederwisch gewesen. Und nun sollte man sich das schüchterne Mädchen von früher vorstellen, als ob sie jemals zu so etwas, in einem fremden Hause, einem fremden Herrn gegenüber, fähig gewesen wäre.

Nun hob sie gar noch die Hand empor, und feierlich erklang es aus ihrem Munde:

»Ich aber stellte mich unter das Gesetz, und ich verlange daher vom Gesetze, daß es mich schützt – und mich rächt.«

Perkins konnte nicht wissen, daß es die Worte eines andern waren, nur etwas kürzer und treffender wiederholt. Er hielt es für ein bekanntes Zitat, das er noch nicht gehört. Vor allen Dingen aber wurde der nüchterne Rechtsanwalt fast verlegen unter den ernsten Augen, die so fest auf ihm

ruhten. Er war theatralische Szenen gewöhnt, aber hier kam es ihm so fremd, so unnatürlich vor.

»Ja, mein Fräulein, das Gesetz soll den Schuldlosen schützen und den Schuldigen bestrafen, und ich bin der Vertreter des Gesetzes,« sagte er, nur um etwas zu sagen.

»Dann, Herr Rechtsanwalt, gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Brief vorlese, welcher noch heute nach den Gallopagos abgehn wird, wenn er Ihren Beifall findet. Ich schicke voraus, daß ich meinem Bruder zwar selten, aber doch hin und wieder geschrieben habe, und immer als seine ihn liebende Schwester.«

Imma setzte sich, nahm aus dem Handtäschchen einen Brief, faltete ihn auseinander und begann mit ruhiger Stimme vorzulesen:

»Mein innigstgeliebter Paul . . . «

Die kurze Einleitung war die Brieveröffnung einer zärtlichen Schwester an den fernen Bruder – dann jedenfalls ein Absatz und . . .

»Nun, lieber Paul, habe ich dir etwas mitzuteilen, was dich hoffentlich mit Freude erfüllen wird, denn sonst wäre mein Glück nur ein halbes. Lassen wir die Vergangenheit ruhen! Die Zeit heilt ja jede Wunde, die Erinnerung wollen wir heilig halten und sonst der Gegenwart ihr gutes Recht lassen. Ich bin nach langer Seelenkrankheit wieder zu gesundem Leben erwacht. Ein Mann hat um meine Hand angehalten, kein Jüngling mehr, aber ein Mann, dem du dein Liebstes anvertrauen dürftest. Ich habe ihm mein Jawort nach reiflicher Ueberlegung gegeben,

und als ich es sagte, da war es schon keine praktische Zukunftserwägung mehr, denn da hatte sich diese bereits in aufrichtige Liebe verwandelt. Es ist Rechtsanwalt Perkins . . . «

Man sagt manchmal: er sitzt wie vom Donner gerührt da. Was das eigentlich heißen soll, ist wohl schwer zu erklären; denn der unschuldige Donner rührt doch nicht. Aber Rechtsanwalt Perkins saß so da. Es donnerte ihm sogar in den Ohren, daß er gar nicht mehr hörte, was sonst noch Schmeichelhaftes über ihn gesagt wurde.

Erst dann hörte er wieder, wie sie ihr Glück schilderte, jauchzend, wie nur ein Mädchen in einem Briefe jauchzen kann –; und dann lud sie ihn nach London ein, zur Hochzeit, er müsse kommen – er müsse unbedingt! Sonst sei das Glück nicht vollständig – er würde doch zur Hochzeit seiner kleinen Schwester kommen – er brauche doch auch einmal Ferien – »und bis dahin bleibe ich deine treue, dich zärtlich liebende Schwester Imma.«

Langsam faltete sie den Brief wieder zusammen.

»Soll ich ihn abschicken, Herr Rechtsanwalt? Es ist meine ehrliche Antwort auf Ihren gestrigen Heiratsantrag – Ihnen gegenüber.«

Perkins war noch nicht ganz bei Besinnung. Es kam zu plötzlich. Und was war das denn nur? Bringt man so das Jawort – ein zartes Mädchen – Imma? Und liest man solch einen Brief mit monotoner Stimme und so ernsten Augen vor? Fast begann sich Perkins zu fürchten vor einem unfaßbaren Etwas.

»Sind Sie damit einverstanden, Herr Rechtsanwalt?« erklang es wieder.

»Imma!« Er breitete die Arme aus und ließ sie wieder sinken.

»Wird mein Bruder zu unsrer Hochzeit kommen?«

»Ja – ja – er wird kommen – zu unsrer Hochzeit! Meine liebe Imma!«

Wieder wurde er grenzenlos bestürzt. Sie hatte sich vorgebeugt, bis ihr Gesicht sich dicht vor dem seinen befand, sie legte sogar die Hand auf seine Knie und begann zu flüstern:

»Dann soll er mir ins Auge blicken – so – wie ich Sie ansehe – und ich will ihm etwas sagen – ganz leise will ich ihn fragen: Paul – hast du – oder Manuel – – hast du – Alfred – ermordet?«

Diesmal war es ein Blitz, welcher ihn zu treffen schien, daß er sich in den Lehnstuhl zurückfallen ließ und mit entgeisterten Augen in das Antlitz der Sprecherin starrte.

Doch sie war noch nicht fertig, sondern fuhr in demselben Flüstertone fort:

»Und ob er erschrickt – und ob ihn die Farbe verläßt – daraus will ich die Antwort lesen – die Wahrheit – er braucht nichts zu sagen – nur ansehen soll er mich – und ich werde mich nicht irren – und wenn er erbleicht und den Blick nicht verträgt – – dann – Anwalt des Rechtes – der Gerechtigkeit – nicht wahr, dann wirst du deiner Frau beistehn?«

»O, mein Gott!« konnte Perkins noch hervorbringen.

Sie sank in dem Sofa zurück, preßte die Hände gegen die Schläfen – plötzlich war sie wiederum eine ganz andre.

»Ach, mein Kopf – mein armer Kopf!« weinte sie mit klager Stimme, obwohl sie keine Tränen hatte. »Ach, wenn Sie wüßten, was ich durchgemacht habe während dieses

Jahres! Diese schlaflosen Nächte – wenn ich mit offenen Augen dalag und in die Finsternis blickte – wie sie kamen, die schrecklichen Gestalten – und auch am Tage verfolgten sie mich – wie sie sprachen und kämpften und miteinander rangen, und wie sie mir erzählten!«

Ihre Hand wurde ergriffen. Perkins hatte sich gesammelt.

»Imma! Imma!! Sie sind krank! Es ist ein ungeheuerlicher, ungerechtfertigter Verdacht, den Sie gegen Ihren Bruder haben.«

Sie entzog ihm die Hand und stand auf.

»Nein, das ist es nicht!«

»Imma, Sie haben eine fixe Idee gefaßt!«

»Nein, das habe ich nicht!« wiederholte sie so energisch wie vorhin. »Fragen Sie nicht,« fuhr sie schneller fort, »ich gebe Ihnen keine weitem Erklärungen. Ich überlasse alles Ihnen. – War Ihr gestriger Heiratsantrag ernstgemeint?«

Jetzt faßte Perkins nur das Nächstliegende klar ins Auge.

»Natürlich war er es! Ich sehe, Sie stellen Bedingungen, unter welchen Sie meine Gattin werden wollen.«

»Ich tue es. An dem Tage, an welchem ich meinem Bruder jene Frage vorlegen werde, sollen Sie unsern Hochzeitstag bestimmen. Einverstanden? Dann rechne ich natürlich darauf, daß Sie mir, als Ihrer Frau, erst recht als juristischer Beistand und als geschickter Advokat, der Wahrheit von Lüge zu unterscheiden weiß, helfend zur Seite stehn, denn ich selbst werde als Klägerin gegen meinen Bruder auftreten.«

»Wie soll die Klage lauten?« fragte Perkins leise.

»Dieser Kapitän hat seinen ersten Steuermann ermordet oder ermorden lassen. Sind Sie mit den Bedingungen einverstanden?«

Noch einmal trat an den Rechtsanwalt die ganze tragische Furchtbarkeit heran, aber die Besinnung verlor er nicht wieder; jetzt hatte er die Augen fest auf das Ziel gerichtet.

»Sie sind von der Schuld Ihres Bruders von vornherein überzeugt. Ich nicht. Wenn er sich nun von dem Verdacht reinigt? Wenn ich seine Unschuld dartue?«

Die weiße Mädchenhand, welche sich auf seine Schulter legte, war trotz ihrer Kleinheit schwer.

»Ich glaube bestimmt zu wissen, daß er es getan hat. Ich glaube es! Wenn Sie aber diesen meinen Glauben widerlegen, daß ich ihn als ungerechtfertigt erkenne, dann – Perkins, dann sollen Sie mich erst recht glücklich gemacht haben.« Und mit noch mehr Feierlichkeit setzte sie hinzu: »Das sei ferne von mir, daß ich meinen Bruder wegen eines Aberglaubens vernichten will. Nur Gerechtigkeit hat der Tote verlangt, und diese soll ihm werden, das bin ich ihm schuldig – dann sei er in der Erinnerung begraben!«

Es war doch etwas wie eine Erleichterung, was den schweratmenden Mann überkam.

»Wenn er aber nicht kommt?«

»Er wird kommen!« lautete die einfache Antwort.

»Wenn er aber die Zeitungen gelesen hat – und er wird es wissen – haben Sie nicht gehört? – er ist mit Davis' Ermordung in Verbindung gebracht worden.«

»Und ich sage Ihnen: auf diesen meinen Brief hin kommt er! Oder glauben Sie etwa, Herr Rechtsanwalt, mein Bruder fürchtete sich, vor das englische Gericht zu treten, und er würde sich feige in Amerika verstecken, wenn er wirklich Davis ermordet hätte?«

Perkins hatte sinnend zu Boden gesehen; betroffen blickte er jetzt auf. Das hatte ja Flederwisch gesprochen, das war

ja sein stolzer Hohn gewesen! Und er sah doch nur ein bleiches, ernstes Mädchenantlitz, das mit dem Bruder gar keine Ähnlichkeit hatte.

»Ich habe lange, lange überlegt,« fuhr Imma fort, »ein ganzes Jahr brauchte ich dazu, um zu wissen, warum er mich nicht hinüber haben will, warum er sich nach England zu kommen fürchtet, und wie ich ihn dennoch hierherbringe. Deshalb habe ich ihm auch manchmal ganz freundlich geschrieben – und nun wird es dieser Brief tun, dem kann er nicht widerstehn.«

»Aber ich begreife nicht . . . «

»Weil ich mir selbst scheinbar widerspreche? Denn ich sagte, er fürchtet sich nicht, vor englische Richter zu treten, auch wenn er schuldbewußt ist – und er wagt dennoch nicht zu kommen. Ja, sehen Sie, Herr Rechtsanwalt,« sie beugte sich wieder zu ihm herab, »weil er mir – mir nicht ins Auge blicken kann. Das ist es.«

»Und nun sollte er der Einladung folgen?«

»Ja, er tut es, weil – weil –,« das Mädchen rang mit sich, »weil sie von seiner Schwester kommt.«

Sie hatte nicht nötig, sich deutlicher auszudrücken, Perkins verstand sie – sie benutzte seine zärtliche Bruderliebe als Fallstrick – und ein Gefühl der Furcht vor ihr drohte ihn zu überwältigen. Er mußte von etwas andrem beginnen.

»Halten Sie Ihren Bruder für des Mordes an Davis schuldig?«

»Was geht das mich an? Was ich tue, bin ich einem Toten schuldig; es ist die letzte Pflicht, die ich gegen die Vergangenheit habe.«

»Und Manuel?«

»Auch er wird kommen. Herr Rechtsanwalt, soll dieser Brief abgehen?«

»Ja. Unser Vertrag gilt!«

Der englische Postdampfer brachte den Brief nach Aspinwall, die Isthmus-Eisenbahn ihn von dort nach dem Hafen Panama; hier nahm ihn der nach Guayaquil gehende Dampfer in Empfang, er kam in den Beutel des Postbootes, bis ihn der Steward an einem tropischen Regentage in die Hände des Kapitäns ablieferte.

»Manuel!«

Der Bootsmann, in triefendem Oelanzug und Südwester, hörte den jauchzenden Ruf und folgte ihm. Im Kajütenkorridor nahm er den Südwester vom Kopf, spritzte ihn ab und trat in die Kapitänskabine.

Flederwisch mochte nach seiner Weise – obgleich dies seit einem Jahre sehr selten vorkam – in dem engen Raume auf und ab gerannt sein; jetzt aber, als Manuel eben eintrat, volltierte er gar über den Tisch, blieb auf der andern Seite sitzen, mit baumelnden Beinen, strahlenden Augen und lachendem Munde, und so schwang er dem an der Türe Stehenden einen Brief entgegen.

»Dampf auf! Ostwärts ahoi! König Flederwisch tritt mit seinem Heere die Brautfahrt an!«

Der Mulatte wurde etwas fassungslos. Es war doch heute gar nicht so heiß!

»Kapitän, ich glaube . . . «

»Glaube nichts,« unterbrach ihn sein Herr jubelnd, »sondern wisse es: meine Schwester heiratet! Jawohl, heiraten will sie! Na, und wen? Er sieht wie ein Frosch aus, aber

ein braver Kerl muß er doch sein, sonst würde ihn meine Schwester ja nicht heiraten. Na, wer ist's?«

»Rechtsanwalt Perkins,« grinste der Mulatte. »Ich gratuliere.«

»Danke, danke,« und Flederwisch sprang vom Tische, im ganzen Gesichte strahlend, und schüttelte dem Schwarzen die Hand. »Nun aber hier – höre, was sie schreibt, und dann Dampf auf!«

Er las seinem Bootsmann den Brief von Anfang bis zum Ende vor; er lachte, und dabei standen ihm die Tränen in den Augen, und dann sprudelte es wieder hervor:

»Vorwärts, los doch! Den Parsifal klar, das ist der schnellste Dampfer – Kohlen in die Bunker und vorwärts – gewaschen und geputzt wird unterwegs – zum Teufel mit der ganzen Arbeit, ich will auch ein Vergnügen haben – Ferien, jawohl! juchhe, es geht in die Schulferien! – ich bin gleich zwei, drei Jahre jünger – nein, zwanzig, dreißig Jahre jünger – ich fühle mich wieder jung wie ein Embryo – – Kerl, was starrst du mich so an?«

Mit vorgebeugtem Oberkörper stand der Mulatte da.

»Ihr wollt nach London, Kapitän?« flüsterte er.

Doch Flederwisch ließ sich durch nichts aus seiner jubelnden Laune bringen.

»Jawohl, du hast's erfaßt – nach London! Tanzen will ich und Dummheiten machen. Ha, jetzt ist mir etwas im Herzen gerissen, und das tut mir wohl. Es war ein beengendes Band!«

Abwehrend streckte Manuel eine Hand gegen seinen Herrn aus.

»Geht nicht hin, Kapitän! Laßt's Euch geraten sein,« äffte Flederwisch ihm spöttisch nach. »Schon wieder einmal? Manuel, du wirst langweilig. Und nun gehe ich gerade! Siehst du!«

Doch wie Flederwisch sich nicht aus seinem knabenhaften Uebermut, so ließ sich der Mulatte nicht von seiner Warnung abbringen.

»Geht nicht hm, Kapitän! Ueberlegt es Euch erst reiflich, ehe Ihr in englische Gewässer kommt! Die Geschichte mit dem Davis! Ihr könnt Euch selbst den Strick gedreht haben.«

In Flederwischs Lustigkeit mischte sich nur noch etwas mehr humoristischer Spott.

»Baah! Als ob die dem König der Gallopagos etwas anhaben könnten! Ich pfeife auf die ganzen Perücken. Außerdem hängt man bekanntlich nur die kleinen Diebe. Hast du Unglücksrabe sonst noch etwas zu krächzen?«

»So denkt an Carmencita! Sie ist in London!« flüsterte Manuel wie zuvor.

»Schön! Ich will sie im Tingeltangel tanzen sehen. Mann, du hast doch gesunden Verstand! Wenn sie mir etwas anhaben könnte, hätte sie es schon längst getan. Sie wird sich aber hüten! Sonst noch etwas?«

»Man ist Euch in England überhaupt nicht wohlgesinnt ... «

»Hahaha, nun wird es ja immer besser!« lachte Flederwisch hell auf. »Soll ich mich hier auf den Gallopagos Zeit meines Lebens verkriechen, weil einige Herren in England meinen Witwentee nicht trinken mögen? Denkst du etwa, man könnte mir Trichinen ins Essen mischen? Nein, Manuel, du bist ein Schwarzseher, und jetzt wirst du kindisch. – Es ist die Hochzeit meiner Schwester; mit diesem Briefe ist

etwas über mich gekommen, ich weiß nicht was – ich fühle mich wieder als Mensch unter Menschen – ich bin wieder der alte, übermütige, törichte Flederwisch – ich will und muß hin!«

Er wurde womöglich noch ausgelassener.

»Tut's nicht, Kapitän!« erklang es noch einmal.

»Packe die Koffer, wenn du sonst nichts weiter zu sagen hast!«

Der Koch der Frithjof hatte in einem Verschlage an Deck Hühner, ein Hahn krächte – der finstre Mulatte richtete sich auf.

»Ja, dann laßt Euch noch etwas sagen. Ihr zwingt mich dazu. Hört Ihr den Hahn krähen? Da – noch einmal. Und wenn er jetzt nicht mehr kräht – und wenn sie Euch küßt – so wird in London ein anderer Hahn zum dritten Male krähen – – und dann hat sie Euch verraten!«

Es lag etwas Unheimliches in dem rätselhaften Tone, daß Flederwischs lachender Mund verstummte und er stutzte.

»Mich küßt? Mich verrät? Wer? Was schwatzt du da für tolles Zeug?«

»Der Brief da – in Eurer Hand – er ist eine Falle, Euch hinüberzulocken und Euch den Hals zu brechen.«

So dunkel die Worte auch waren – Flederwisch verstand sie, wütend fuhr er auf den Bootsmann los, packte ihn an der Brust und schüttelte ihn.

»Das ist eine verfluchte Lüge! Meine Schwester hat ihn geschrieben.«

»Und das ist eine verfluchte Falle von Eurer Schwester, sage ich!« gab der Mulatte furchtlos in demselben Tone zurück.

»Hund! Wie kommst du auf eine solche Idee? Antworte!«

»Ich wittere es, eben weil ich ein Hund bin.«

Steif blickte ihn Flederwisch an, nach und nach verwandelte sich der Ausdruck seines Gesichtes, der des Grimmes machte einem sonnigen Lächeln Platz. Er ließ ihn los, auch hier wurde eine Hand auf die Schulter gelegt, aber diese starke Männerhand tat es ganz sanft.

»Manuel! Höre mich an, Manuel! Jener Berg dort soll Feuer speien und uns alle verschlingen, der Himmel soll einstürzen und alles Große und Schöne und Edle und Gute zerschmettern, denn dann ist alles auf der Erde nur Gift und Geifer – wenn meine Schwester einer Heuchelei gegen mich fähig ist! – Geh!«

Mit einer seltsamen Drehung des ganzen Körpers senkte der Mulatte zustimmend den Kopf, stülpte dabei den Südwester auf und schnürte den Riemen unter dem Kinn zusammen.

»*All right*, Kapitän, wir gehn!«

Der Befehl, einen im Hafen liegenden Dampfer fertig zur Fahrt nach England zu machen, war übereilt, vielleicht auch nur ein im Jubel hervorgesprudelter Scherz gewesen, obschon dann der andre Reiseplan nur bewies, wie eilig es der Kapitän mit der Fahrt hatte. Sie sollte die gewöhnliche und schnellste Postroute über Panama nehmen, und nur Manuel würde ihn begleiten, beide reisten als Passagiere.

Allerdings, es hätte Flederwischs Charakter näher gelegen, mit seinen Leuten auf eignem Schiffe die Meeresfahrt anzutreten, oder gleiche mit einer ganzen Flotte, und in England einen Triumphzug zu halten, und wenn ihm die Reise um Kap Hörn zu lang war, so hätte er ja in Aspinwall

ein Schiff chartern können. Doch es hatte sich vielerlei geändert, auch in Flederwischs Charakter, und die Verwandlung hatte mit eiserner Notwendigkeit vor sich gehn müssen: weswegen, das werden wir noch später erklären hören. Daß er ein gut Teil seiner Eitelkeit verloren, weil er älter geworden, das hatte damit nichts zu tun. Daran war Nobodys Erziehungsmethode schuld.

Auf den Gallopagos gab es noch immer keine stahlgepanzerten Ritter, es wurden noch immer keine Turniere abgehalten, und jenes Reich von Helden, von dem einst der phantastische Kapitän geträumt, würde auch nie entstehen; seine Phantasie hatte eine praktische Richtung genommen, der Inselpächter war ein Großkaufmann und Schiffsreeder geworden.

Es wurde noch immer an den Häfen gebaut, auf Albe-marle wurde ein künstlicher in die Felsen gesprengt, Stein-dämme weit ins Meer hinausgeschoben, und das gab genug Beschäftigung für 12.000 Kulis bei Tag und Nacht.

Man sah auch keine Bastionen; keine Kanonen wurden aufgepflanzt. Es schien eine ganz friedliche Inselkolonie werden zu wollen, ein Seehandel treibendes Inselreich – und doch waren es immer noch die alten Pläne, die Flederwischs Kopf beschäftigten, nur daß eben, wie schon gesagt, seine Phantasie eine praktischere Richtung einschlug. Uebrigens fehlte es auch nicht an Romantik. Die ehemaligen Schmugglermatrosen hatten sich zwar in ehrsame Hafenpolizisten verwandelt, aber da gab es Abenteuer genug: die zwölftausend Chinesen wollten im Zaume gehalten sein, und als sie sich erst heimisch fühlten, wurden sie bald Diebe und Schmuggler, gegen welche die auf den kleinen Dampfbooten umherkreuzenden Leute Flederwischs eine Art Krieg

fürhten, der nichts an ritterlicher Romantik einbüßte; es ging oft wild zu, manchmal war nicht nur mit Fäusten dreinzuschlagen, und als einmal ein weißer Aufseher, der die Verhältnisse noch nicht kannte, einem Sohne des himmlischen Reiches den Zopf abgeschnitten hatte, und aus diesem rohen Scherze das Gerücht entstand, allen Chinesen sollten die Zöpfe abgeschnitten werden, kam es zu einer blutigen Rebellion; die Weißen wurden richtig belagert, und nur durch der Leute Mut und Flederwischs Klugheit entgingen sie alle dem Vernichtungstode.

So bildeten die Matrosen der Frithjof eine erlesene, ritterliche Leibgarde um ihren König, und durch Kleinigkeiten verriet auch der jetzige Teehändler, daß er noch immer der alte Kapitän Flederwisch war. Zum Beispiel hatte er als Wohnung für sich und seinen Stab einen kleinen Palast auf der schönsten Insel bauen lassen, aber schon nach einer Woche kehrte er in das enge Kabinchen an Bord seiner geliebten Frithjof zurück; ja, es schien, als wollte er dieses Schiff nicht mit ehrlicher Arbeit beflecken; still lag es im Hafen, den treuen Matrosen nur zur Wohnung dienend.

Es gibt auf der Erde wohl nur eine dauernde Befriedigung, und das ist die Freude an der Arbeit. Flederwisch war in seiner Arbeit glücklich.

Nur eines fehlte ihm noch zum vollkommnen Glück, worüber er so oft mit Manuel gesprochen hatte und wovon jener nichts wissen wollte – seine Schwester, welche nun einsam und verlassen in der Riesenstadt war.

Er hätte sie zu sich kommen lassen können; seine Anwesenheit in London war schon wiederholt nötig gewesen, er fürchtete keine Richter, noch weniger das verstoßne Weib – aber der Schwester ins Auge zu blicken, das war es, was er

fürchtete, und wenn er sich nur die erste Begegnung mit ihr ausmalte, so zitterte der starke Mann schon.

Denn er hatte ihr das Liebste geraubt! Er war es gewesen – da half alles nichts, und darüber kam er nicht hinaus. Er wußte, daß Imma ihr Herz an seinen ersten Steuermann verloren gehabt hatte.

Sie hatte ihm öfters geschrieben, wenn auch nicht bei jeder Postgelegenheit, wie Flederwisch immer hoffte; stets waren es liebevolle Schwesterbriefe gewesen; aber den Tod Alfred Werners hatte sie noch nicht vergessen, immer klang der Schmerz hindurch, und immer wieder fürchtete sich Flederwisch, ihr noch einmal ins Auge blicken zu müssen.

Nun aber kam dieser Brief. Hochzeit! Der Tote war begraben! Sie schrieb es ja selbst!

Da plötzlich schwand das drohende Gespenst, Flederwisch sah die schmerzlichen Augen sich plötzlich in glückstrahlende verwandeln – da wich der Alp von seiner Brust, und er jubelte erlöst auf. Ferien! Das war das richtige Wort. Ja, in die Ferien wollte er gehn! Tanzen wollte er, für einige Wochen wieder einmal der lustige, übermütige Kapitän Flederwisch sein.

Bis zum letzten Augenblick, da er abreisen mußte, wollte er den von Aspinwall abgehenden Postdampfer noch erreichen, arbeitete er mit fieberhafter Hast und traf Anordnungen für seine Abwesenheit. Halfdan war sein Generalstellvertreter; er wurde allerdings mehr in den Schutz der Matrosen gestellt als diese unter sein Kommando, und dann, als Flederwisch den kleinen Dampfer betrat, der ihn nach Guayaquil bringen sollte, und als er den rauchenden Inselberg am Horizonte verschwinden sah, da war er nur noch der

in der Fremde sich nach der geliebten Schwester sehrende Bruder, heimgehend zu ihrer Hochzeit.

Der schnelle Postdampfer schlich dem Ungeduldigen zu langsam, und von Aspinwall an war ihm der Himmel ungünstig. Am elften Tage brach auf hoher See die Schraubewelle, drei Tage lang suchte man vergebens den Schaden zu reparieren, es wurden Segel gesetzt, langsam wie eine Schnecke kroch der Eisenkoloß nach einer der azorischen Inseln, auf der sich eine Werft befand.

Ehe dieser Dampfer die Fahrt fortsetzen konnte, fand Flederwisch Gelegenheit, einen andern nach Liverpool gehenden zu benutzen, wodurch er sein Ziel doch einige Tage eher erreichte, und inzwischen hatte er wenigstens die Freude gehabt, sich durch das über die Azoren gelegte Kabel mit seiner Schwester in telegraphische Verbindung zu setzen. Sein Brief, der acht Tage vor ihm Guayaquil verlassen hatte, war zwar noch nicht eingetroffen, aber er wurde erwartet.

Jener Zwischenfall bedeutete für ihn einen Verlust von vierzehn Tagen.

Es war bald zehn Uhr; im vornehmen Westend drängte sich das Leben in den Hauptstraßen zusammen; still und selbst spärlich beleuchtet lagen die mit Villen und palastartigen Wohngebäuden besetzten Avenues und Squares da.

Neben dem Eingange zu einer zweistöckigen Villa mit Erdgeschoß zeigte ein Messingschild an, daß hier Rechtsanwalt Dr. Perkins wohne, *commissioner for oaths*, und zwar konnte es nach englischen Verhältnissen nicht anders sein, als daß er dieses ganze Haus mit ungefähr fünfzehn Räumen von oben bis unten ganz allein innehabte.

Ein Cab fuhr vor; die aussteigende, verschleierte Dame lohnte den Kutscher ab und drückte den Knopf der elektrischen Klingel, welche hier schon den alten, gemütlichen Klopfer verdrängt hatte, an dessen Pochen das kundige Ohr jeden erkennt, der Einlaß begehrt, den Briefträger, den unschuldigen Besuch, wie den hartnäckigen Gläubiger.

In kürzester Zeit öffnete die Wirtschafterin die Tür.

»Ist Mr. Perkins zu Hause?«

»Der Herr Rechtsanwalt ist wohl zu Hause, aber geschäftlich nach zehn Uhr nicht mehr zu sprechen, und es ist auch noch ein Klient bei ihm.«

Die junge Dame – jung ihrer Figur nach – lüftete den Schleier.

»Sie haben mich wohl nicht erkannt, liebe Mrs. Dorington. Bitte, sagen Sie ihm nur, daß ich ihn noch einmal sprechen möchte.«

»Miß Müller!« staunte die Frau.

Sie waren verlobt, hier würde Imma als Mrs. Perkins einziehen, sie war bereits mehrmals hier gewesen, hatte die Einrichtung, das Hauswesen gemustert, es waren noch einige Möbel bestellt worden. Imma hatte der alten Frau die Hand gegeben und ihr liebevoll gesagt, wenn es ihr gefiele, so solle sie hierbleiben, sie wünsche es sogar, sie wäre die letzte, welche eine treue Wirtschafterin als überflüssig entließe – aber das war immer am Tage gewesen, und wenn die Braut mitten in der Nacht den zukünftigen Mann besucht, das ist doch etwas stark! Daß die beiden durch ein andres Band als nur durch das der Liebe verbunden sein könnten, ahnte die Alte natürlich nicht.

Hinter Immas Rücken den Kopf über die heutige Zeit schüttelnd, ließ Mrs. Dorington sie in den erleuchteten Parlor treten. Die Wirtschafterin stieg die Treppe hinauf und wollte – anzuklopfen brauchte sie nicht – die Tür öffnen, welche in das Arbeitszimmer des Rechtsanwaltes führte. Wenn auch, wie jetzt, geschäftlicher Besuch bei ihm war, sie durfte immer eintreten.

Was? Die Tür war ja verschlossen! Daß sich Mr. Perkins mit einem Besuche einschloß, war ihr in den vielen Jahren noch nicht vorgekommen.

»Wer ist da?« erklang es drinnen kurz, rauh und hastig, wie erschrocken.

War denn das die Stimme ihres Herrn?

Einen Namen durfte sie in Gegenwart eines Besuchs niemals nennen, es trafen hier ja oft feindliche Parteien zusammen, oft hielt es der englische »Bevollmächtigte für Eide« mit beiden Parteien.

»Ich bin es. Es ist jemand da, der den Herrn Rechtsanwalt zu sprechen wünscht.«

»Ich bin nicht zu sprechen,« klang es drinnen so heiser wie vorhin.

»Sie werden ihn aber sehen wollen. Kommen Sie doch einmal heraus.«

Augenblicklich wurde der Schlüssel umgedreht, Perkins zwängte sich durch die nur wenig geöffnete Tür, schloß sie wieder hinter sich und behielt die Klinke in der Hand.

»Wer?«

Himmel, so hatte Mrs. Dorington ihren sonst so kaltblütigen Herrn noch nie gesehen. Die auf dem Korridor matt

brennende Gasflamme beleuchtete ein totenbleiches, entstelltes Gesicht, dicke Schweißtropfen rannen über die hohe Stirn.

»Wer? Zum Teufel, so spricht doch!« zischte er sie an, er, der immer ruhige, keines unhöflichen Wortes fähige Gentleman.

»Ihre Braut.«

Das entstellte Gesicht verzerrte sich vollends, die erschrockne Alte glaubte einen Totenschädel zu sehen.

»Meine – meine – meine Braut – Im – Imma,« stammelten die wie im Krämpfe zuckenden Lippen. »Wo – wo – wo . . . ?«

»Im Parlor wartet sie. Um Gottes willen, was ist Ihnen denn nur?«

»Nichts – nichts – nichts – im – im Parlor? Fort – fort – halt – Mistreß – Mistreß Dorington,« mit einem Rucke war er plötzlich ein anderer, konnte sich wenigstens einigermaßen beherrschen. »Führt sie hinauf in die zweite Etage – zeigt ihr die neue Schlafstubeneinrichtung – ob alles so in Ordnung ist – ob es ihr so gefällt – Ihr bleibt bei ihr – bis ich rufe – bis ich selbst hinaufkomme – hört Ihr – hört Ihr?«

Die durch das Verhalten ihres Herrn selbst ganz aus der Fassung gekommene Frau ging wieder hinab.

Imma war bereit, sich die neue Einrichtung einstweilen zu besehen, wenn Perkins augenblicklich noch beschäftigt wäre; sie folgte der Wirtschafterin in die zweite Etage hinauf, in das luxuriös ausgestattete Schlafzimmer.

Unterdessen lauschte die Wirtschafterin in der halboffenen Tür, ob sie nichts da unten hören könne. Ach, es ist manchmal doch ein recht gefährlicher Beruf, Rechtsanwalt zu sein, da muß man sich oft mit solchem Gesindel abgeben! Jetzt

war ein alter, unheimlich aussehender Mann bei ihm, eingemummt war er gewesen, und den Hut hatte er bis über die Augen gehabt – gewiß ein noch nicht ergriffener Raubmörder, der zur Vorsicht schon mit einem Verteidiger unterhandelte; das Honorar bezahlte er gleich im voraus von dem Blutgelde.

Schritte erklangen, sie gingen die Treppe hinab, die Haustür fiel zu. Gott sei Dank, er war gegangen, ohne ihm etwas getan zu haben.

»Imma! Willst du nicht herunterkommen?«

Sie folgte dem Rufe der zitternden Stimme in das Arbeitszimmer des Advokaten. Er mochte sich schon vor dem Spiegel Mühe gegeben haben, sein Aussehen zu verbessern, aber ganz war es ihm nicht gelungen; die Schweißtropfen perlten immer wieder hervor; noch immer war er gegen sein sonstiges Wesen hastig und unsicher.

»O, Imma, was habe ich jetzt anhören müssen! Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an! Ich bin außer mir!«

Dies war eine Entschuldigung für alles. Nun durfte er aussehen wie er wollte. Die Wahrheit durfte das vertrauende Mädchen freilich nicht erfahren.

»Ich bedaure dich. Wenn ich erst deine Frau bin, werde ich den Kummer wie die Freude mit dir teilen, und die Last wird leichter, die Lust doppelt sein! Perkins, in vierzehn Tagen wird er hier sein können! Sein Schiff hat ein Unglück gehabt; er befindet sich auf den Azoren – hat mir vorhin telegraphiert – in vierzehn Tagen ist er hier – und Manuel ist bei ihm.«

Das Erschrecken des Rechtsanwaltes war sichtlich. Warum aber erschrak er? Die beiden hatten schon viel darüber

verabredet, während die Wirtschafterin immer glaubte, sie sprächen über die baldige Hochzeit. Perkins war noch zu angegriffen von dem vorigen Besuch.

»Setze dich, Imma – ich habe mit dir zu reden – setze dich dahin – also in vierzehn Tagen – nur vierzehn Tage – setze dich doch . . . «

Er fiel in seinen Lehnstuhl und wischte sich den Schweiß ab, und die Hand mit dem Taschentuche zitterte. Er wäre wohl gern auf und ab gegangen, um die Herrschaft über sich zu erringen, aber der dicke Leib war für die dünnen Beinchen zu schwer.

»Was hast du mir zu sagen?« fragte sie ergebungsvoll.

Er stierte ihr mit den jetzt noch mehr als sonst hervorquellenden Augen ins Gesicht.

»O, was ich jetzt erlebt habe – der arme Mann!« murmelte er.

»Du bist sehr aufgeregt, Sullivan!«

»Ich? Nein – nein – nicht im geringsten! Imma, ich muß mit dir offen sprechen – ich muß! Wann soll unsre Hochzeit stattfinden?«

»Diese nochmalige Frage wundert mich,« entgegnete sie mit jener Gelassenheit, die ihr jetzt zur zweiten Natur geworden zu sein schien. »Sobald du durch mich Klage gegen Paul erhoben hast und seine Schuld oder Unschuld bewiesen worden ist. An demselben Tage, wenn du willst.«

»Das ist mir zu lange,« stieß Perkins hervor, energisch, als wäre er zu allem entschlossen, und einmal mußte es doch heraus, dann also gleich.

»Wie meinst du das?« erklang es ruhig zurück.

»Imma, ich traue dir nicht!«

Auch dies konnte bei dem Mädchen keinen Eindruck mehr hervorbringen.

»Warum nicht? Du glaubst, wenn du dein Wort eingelöst hast, mir beizustehn, die Schuld oder Unschuld meines Bruders zu beweisen, so werde ich das meine nicht halten? Es tut mir leid, daß du mir so wenig traust, und du tust mir unrecht. Eine Garantie kann ich dir ja freilich nicht geben, die eines Mädchens nützt ja hier nichts in Ehesachen.«

Erst nachträglich kam Perkins zum Bewußtsein, welche Ungeheuerlichkeit er gesagt, diese Geschäftsmäßigkeit seiner Braut, einem jungen, unschuldigen Mädchen gegenüber, und seine nervöse Aufregung wuchs.

»Verzeihe mir, Imma – verzeihe – aber – ich habe vorhin etwas gehört – von einem Manne, der betrogen worden ist – ich befinde mich in einer schrecklichen Verfassung – Hirngespinnste quälen mich . . . «

»So will ich jetzt gehn . . . «

»Nein, nein, bleib! Wir wollen morgen – übermorgen heiraten! Weshalb willst du denn nicht? Bedenke, ich habe zwei ganze Jahre gewartet – ich brauche endlich Ruhe – nimm mir den Zweifel – und es bleibt alles beim alten, als dein Mann nehme ich mich doch erst recht deiner Sache an, dann ist es völlig die meine. Warum willst du denn nicht?«

Seltsam, es war noch immer die schüchterne Imma, welche durchaus kein ›Nein‹ sagen konnte, nur in einer ganz andern Weise. Ihre Schüchternheit hatte sich mehr in eine ergebene Apathie verwandelt. Und nun kam noch hinzu, daß Imma schon lange genug in England lebte, um die Verhältnisse zu kennen, und so sah sie in der Forderung ihres Verlobten keine Ungeheuerlichkeit.

Diese lag hier nur in Perkins Art, in seiner plötzlichen Hast, wie er die Forderung stellte. Doch Imma empfand sie nicht.

»Ich habe ja gar nicht gesagt, daß ich nicht will,« antwortete ihre müde Stimme. »Wie du willst, Freund. Ich möchte zeigen, daß ich dir traue, wie du mir trauen sollst – so bestimme nochmals den Tag. Morgen schon?«

Diesmal war es Leidenschaft, mit welcher er ihre Hände ergriff.

»Dank, tausend Dank, meine Imma! Nach der Hochzeit will ich dir sagen, was mich zur Beschleunigung derselben veranlaßt.«

»Es ist nicht nötig. In welcher Kirche soll sie stattfinden? Und wann also?«

Perkins empfand jetzt ihre Teilnahmlosigkeit doch recht. Nun, das würde sich ändern. Jetzt beschäftigten das empfindsame Mädchen noch ganz der Bruder und die Rache.

»Morgen – nein, übermorgen. Doch nicht in der Kirche. Da müßte ein Aufgebot von vier Wochen vorhergehn. Vor dem Standesamt.«

Auch hiergegen hatte Imma nichts zu sagen, und auch das gottergebenste englische Mädchen hätte nichts einzuwenden gehabt. In England traut entweder nur die Kirche oder nur das Standesamt, die Registeroffice, beides zusammen gibt es nicht, und bei der Trauung vor der Registeroffice wird völlig der kirchliche Charakter gewahrt, ein Superintendent der anglikanischen Hochkirche ist zugegen und segnet das Brautpaar und unterschreibt den Trauschein.

Es wurde noch viel gesprochen, aber mehr über Flederwischs Empfang als über die Hochzeit. Dann schickte Perkins den Gärtner nach einem Wagen, welcher Imma nach

ihrer Pension fahren sollte, und blieb auf der Straße stehn, bis das Cab seinen Augen entschwand. —

Zwei Tage danach war Imma Mrs. Perkins geworden.

Sie hatte sich ihren Hochzeitstag anders vorgestellt. Die Neuvermählten speisten mit den beiden Zeugen in einem besondern Zimmer eines Hotels zu Mittag, dann stiegen sie allein in eine Droschke. Die Fahrt nach ihrer Villa währte nur wenige Minuten.

Keine Girlande schmückte die Haustür, durch welche die junge Frau ihren Einzug hielt. Die Diener gratulierten, Mrs. Dorington überreichte Imma den Brotlaib, der in der Kirche gespendet wird, und konnte sich nicht enthalten, eine Handvoll Reis über den Häuption der Neuvermählten auszustreuen. Perkins drückte in jede der glückwünschenden Hände eine Guinee, ein goldnes Pfundstück, denn der konservative Engländer rechnet und zahlt außerhalb des Geschäftes noch immer mit den seit einem Jahrhundert gar nicht mehr existierenden Guinees, die einundzwanzig Shilling hielten, und wenn er in einer Wohltätigkeitsliste eine halbe Guinee zeichnet, so gibt er ein halbes Pfund in Gold und legt sechs Pence darauf.

Perkins legte den Arm um ihre Taille, zog sie an sich und küßte sie. Es war der erste Kuß gewesen — Imma hatte ihn geduldet, nicht aber erwidert.

»Wir sind auf ungewöhnliche Weise zusammengekommen, Imma, aber du warst meine Sehnsucht vom ersten Augenblick an, da ich dich gesehen, ich werde dir ein guter Mann sein, denn ich liebe dich, Imma, und du — du wirst mich noch lieben lernen.«

»Ich glaube es auch,« entgegnete sie bescheiden. Dann wendete sie den Kopf nach dem Fenster. »Hast du den Wagen wieder fortgeschickt? Ich hätte ihn gleich benutzen können.«

»Den Wagen? Wohin?«

»Um in meine Pension zu fahren.«

»In – deine – Pension?«

Perkins Arm löste sich von Immas Taille. Der Rechtsanwalt schaute seine Frau mit großen Augen an. Er hätte ja annehmen können, sie selbst wolle ihre Sachen holen – und er stellte diese Frage denn auch – aber der Advokat blickte sofort tiefer, er erriet es schon aus dem Klang ihrer Stimme, aus Immas ganzem Verhalten.

»Was willst du in der Pension? Die Sachen können geholt werden, und hast du dich noch nicht verabschiedet, so brauchst du dies doch nicht heute zu tun.«

»Nein, ich werde natürlich bis auf weiteres in der Pension wohnen bleiben!«

Jetzt, da es offen gesagt war, kam Perkins nicht mehr aus der Fassung, er stellte sich nur erstaunt.

»Was soll das? Du bist doch meine Frau, Imma und – kein Kind mehr!«

»Du wirst vergeblich dagegen reden,« erwiderte sie ruhig. »Ich bin sofort die Ehe eingegangen, als du es verlangtest, um dir mein Vertrauen zu beweisen. Doch solange du nicht meines Bruders Schuld oder Unschuld erwiesen hast, bin ich nur dem Namen nach deine Frau.«

In ihrer Ruhe lag so viel Entschiedenheit, daß Perkins sofort die Unmöglichkeit einsah, ihren Widerstand zu brechen.

Er wischte sich mit dem Taschentuche die Stirn.

»Ich sehe es ein! Zwingen will ich dich nicht. Aber diese furchtbare Blamage mußt du mir ersparen, Imma.«

»Was für eine furchtbare Blamage?«

»Bitte, nun sei du auch so vernünftig wie ich, Imma. Bedenke, ich bin ein im öffentlichen Leben stehender Mann, ein bekannter Rechtsanwalt. Das kann nicht verborgen bleiben, wenn du wo anders wohnst, ich kann dich jetzt nicht auf die Reise schicken, kann jetzt nicht selbst auf die Reise gehn. Du mußt auch diese Zeit hier wohnen, wir werden es arrangieren.«

»Gut, ich bin damit einverstanden,« entgegnete sie sofort.

»Ich danke dir, Liebling. Und nun sei dir gleich noch offenbart: ich kann den Prozeß gegen deinen Bruder nicht führen.«

Statt aufzufahren, beugte sie sich nur vor und sah ihn fest an, er hielt den Blick wohl aus, aber der Schweiß begann wieder hervorzuperlen.

»Was – soll – das – heißen?«

»Ruhig, ruhig, mein Kind, mißverstehe mich nicht. Das heißt, ich kann bei der Sache überhaupt gar nichts tun. Du scheinst den Gang solcher Verhandlungen überhaupt gar nicht zu kennen. Du kannst nur deine Klage als einen Verdacht einreichen; der erste Sheriff läßt darauf den Verdächtigen verhaften, stellt die Klage gegen ihn auf und überweist ihn dem Inquisitor, dieser untersucht, ob schuldig oder nicht schuldig, im letztern Falle spricht ihn der immer leitende Sheriff frei, im erstern übergibt er ihn den Richtern und den Geschwornen, diese urteilen ihn ab, wobei der Schuldige einen Verteidiger bekommt, der das Urteil zu mildern sucht, das des Inquisitors auf schuldig auch noch in unschuldig verwandeln kann.«

Noch immer sah Imma ihm starr in das Gesicht.

»Ja, Mr. Perkins, warum habe ich Sie eigentlich geheiratet?« fragte sie eisigkalt.

»Damit ich dir beistehe, Pauls Verhaftung zu veranlassen und den Tod Alfred Werners schnellstens aufzuklären. Da kann ich dir allerdings helfen. Schon die Inhaftierung eines Mannes wie dein Bruder ist nicht so einfach, wie du dir denkst; man setzt so eine Person wie er ist, nicht gleich hinter Schloß und Riegel, wegen des Verdachtes eines Mädchens, dessen Behauptung sich auf den Ausklang eines Volksliedes stützt. Und nimmt man seine Bürgschaft an, läßt man ihn auf freiem Fuße, so wirst du wohl auch glauben, daß er sich nicht lange in England aufhält – du kennst doch Flederwisch. Kommt er aber erst einmal vor die Richter, so hat man deine Klage angenommen, du hast das Recht, an erster Stelle den Verhandlungen beizuwohnen, kannst sogar ein Veto einlegen, den Gang unterbrechen und ihm eine andre Richtung geben – und ich werde neben dir sitzen und dir raten. Denn der Angeklagte kann sich seinen Verteidiger selbst wählen, und kann er ihn bezahlen, nimmt er sich den am besten auf seiner Seite stehenden Solicitor. Paul wird wohl das Geld nicht sparen, und was solch ein Solicitor in Verbindung mit einem verzweifelten und raffinierten Klienten tun kann, das wirst du wahrscheinlich bald selbst bemerken. Da bin aber ich da, ich werde dafür sorgen, durch deinen Mund, daß keine Unregelmäßigkeit vorkommt, welche den Richterspruch ungültig macht, daß sich der Inquisitor auf einen falschen Weg locken läßt.«

Imma gab ihre Stellung auf.

»Gut, so werde ich hierbleiben – unter den bekannten Bedingungen.«

Aber auch jetzt vermochte der Rechtsanwalt den kalten Schweiß noch nicht zu trocknen.

»Ich glaube nicht, daß dein Bruder den Tod des Steuer-
manns verschuldet hat, viel eher halte ich ihn der Ermor-
dung des Schiffsmaklers für fähig.«

»Letztrer Fall geht mich nichts an, und nur, wenn er zu
Pauls Verhaftung dienen kann, sollst du ihn benutzen. Und
dann, wie ausgemacht, jenes Weib soll, wenn irgend mög-
lich, ganz aus dem Spiele bleiben. Ich will Alfred Werners
Tod nicht durch einen Ausspruch dieses Weibes gesühnt ha-
ben, noch weniger aber soll die Treulose meinen Bruder be-
lasten können.«

Die beobachtende Nachbarschaft hatte recht gehabt. Per-
kins ging ins Geschäft, und da drinnen schien unter der Lei-
tung der jungen Frau noch recht energisch geräumt zu wer-
den.

Als der Rechtsanwalt am Abend wieder nach Hause kam,
sah ihn Mrs. Dorington mit fragenden Augen an, ohne je-
doch eine Erklärung zu erhalten. So etwas war ihr, wel-
che nur die englischen Eheverhältnisse kannte, noch nicht
vorgekommen, daß Mann und Frau getrennt, sogar in zwei
verschiednen Zimmern schliefen. Freilich, ihre junge Herrin
war ja eine Deutsche, stammte aus einem ganz unzivilisier-
ten Lande.



Die Rätsel, die für den Leser in dieser seltsamen Cha-
rakterwandlung Immas, der Schwester des Kapitäns Fleder-
wisch liegen, lassen sich nicht so leicht erklären, wenn nicht
alle mitwirkenden Umstände in Betracht gezogen werden.

Als Imma zum letzten Male jenen herrlichen Mann erblickte, den sie noch immer insgeheim als Ideal verehrte, wenn er nicht gar bereits zum Idol geworden war, da hatte er sein Leben eingesetzt, um das ihres Bruders zu retten. Er hatte dadurch auf Paul eine Dankesschuld gewälzt, die nicht so leicht, vielleicht niemals abgetragen werden konnte. Sie hätte zum Teil allerdings getilgt werden können, indem Imma die Gattin Alfreds wurde. Das war aber nicht möglich, denn er liebte sie nicht. Sie hatte das sofort erkannt, denn sie war eben ein Weib, dessen Herz sofort fühlt, ob seine Neigung von einem andern erwidert wird.

Imma hatte unter bangen Ahnungen den Geliebten auf der Frithjof unter dem Kommando ihres Bruders abreisen sehen. Sie mußte fortwährend an den Ueberfall durch den heimtückischen Mulatten denken, und ihre Angst stieg – dann kam Alfreds anklagender Brief, aber Gott sei Dank, er hatte sich wenigstens freigemacht – er würde heimkehren.

Doch er kam nicht! Die Todesnachricht traf ein, und seit jenem Tage war Imma immer in Gedanken im fernen Südamerika, auf den Gallopagos. Sie hoffte insgeheim fest, daß ihr lieber, stolzer Bruder nicht zum tückischen Meuchelmörder oder wenigstens zum Helfer eines solchen geworden wäre, aber wenn – o Gott, dann kannte sie keine Schonung. Wer seinen Lebensretter umbringt oder umbringen läßt, der ist ein Elender, und er mußte ausgestoßen werden aus der menschlichen Gesellschaft. Imma ahnte nicht, daß sie einen mächtigen Bundesgenossen hatte, der allerdings nicht ganz dem gleichen Ziele zustrebte wie sie, und Nobody konnte ihr natürlich vorläufig nicht nahen. Er hatte noch keinen Anlaß dazu. Er konnte erst eingreifen, nachdem Imma den ersten Schritt getan hatte, und dann – er hatte auch keine Zeit,

sich mit unwichtigen Nebenarbeiten aufzuhalten. Er hatte inzwischen seine Amerikafahrt angetreten und war sozusagen als Detektiv Nobody neugeboren worden. Er hatte den unschuldigen Keigo Kiyotaki vom Tode am Galgen gerettet und hatte die Geheimnisse von Red Castle erforscht, und dann war es Zeit, den Kapitän Flederwisch dem Fegefeuer zu entreißen und ihn für immer an sich zu fesseln.

Der Ruhm Nobodys war selbstverständlich auch zu Imma gedungen, und sie hatte bereits daran gedacht, ihn zu biten, das Dunkel zu lichten, das über dem Ende des ersten Steuermanns der Frithjof lag, aber sie war bald von diesem Vorsatz abgekommen. Sie hatte keine Mittel, den berühmten Detektiven zu bezahlen, und dann – hatte der Fall denn auch genügendes Interesse für einen solchen Mann? Wären die finanziellen Verhältnisse Immas besser gewesen, dann freilich hätte es passieren können, daß er den an ihm selbst verübten Mordanfall hätte aufklären sollen. Das aber konnte Nobody nur bis zu einem gewissen Grade tun. Er selbst durfte nicht verraten, daß die Sucht nach dem roten Golde die Triebfeder zu der unseligen Tat gewesen war, und daß er selbst sie provoziert hatte.

Daß Flederwisch das fremde Geld sich aneignete, entschuldigte Nobody mit jenen Gründen, die der Kapitän der einst dem Mulatten gegenüber vorgebracht hatte. Im übrigen ließ er die Ereignisse seinen Gang gehn, bis es Zeit war, handelnd einzugreifen. Eine Ueberraschung aber bereitete er vor, die er als ersten Trumpf ausspielen wollte, und sie verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht.

Mit Sonnenaufgang dampfte die Esmeralda in den Hafen von Liverpool. Da dies ihre Heimat, war kein Lotse an Bord genommen worden.

Eine Stunde konnte es noch dauern, ehe das Schiff am Quai lag; 6 Uhr 20 aber ging der Schnellzug nach London ab, und bis dahin war es keine halbe Stunde mehr. Und Flederwisch wollte ihn doch noch benutzen. Ein Boot konnte nicht gerufen werden, und obgleich der Kapitän des Dampfers jetzt alle Hände brauchte, ließ er von dem langsam fahrenden Schiffe eine Jolle mit vier Matrosen ins Wasser, die Flederwisch und dessen schwarzen Bootsmann an Land bringen sollten. Es war eine überaus große Gefälligkeit. Aber es war eben Kapitän Flederwisch, dem sie erwiesen werden durfte, und so war er immer unterwegs behandelt worden – nicht gerade mit fürstlichen Ehren – etwa so, wie man einem der Diamantenkönige auf den englischen Dampfern entgegenkommt.

»Dort an der vierten Quaitreppe landen Sie. Dann immer schnurgerade aus, Sie kommen direkt auf den Bahnhof, den Zug erreichen Sie noch. Ja, aber die beiden Koffer? Da müssen Sie erst nach der Zollabfertigung . . .«

»So bleiben sie! Nach Hotel Oxford, nicht wahr, Kapitän, Sie sorgen dafür? Hinunter, Manuel! Besten Dank! Wir sehen uns wieder.«

Der Mulatte ließ die beiden Koffer an Deck stehn und glitt an einem Seil in das mitschleppende Boot, noch ein Händedruck mit dem Kapitän, und Flederwisch folgte jenem nach.

»Fort vom Ruder! Pullt alle vier! Ich nehme – nein, Manuel, nimm du das Steuer, ich habe eine Depesche aufzusetzen. Nun pullt aus, Jungens, was das Zeug hält. Da, teilt es euch dann!«

Er griff in die Hosentasche und ließ eine volle Hand Gold in den leeren Bootseimer regnen: die Matrosen trauten ihren Augen nicht, und dann legten sie sich hintenüber, daß

ihre Körper beim Durchhollen unter den Duchten verschwanden.

Flederwisch schrieb auf einem Notizblock. Sein Gesicht mit der gesunden Farbe lächelte, sein Auge strahlte. Natürlich mußte er auch in dieser die Stunde seiner Ankunft meldenden Depesche einen Witz machen.

Das Boot schoß an einem verankerten Segelschiff vorbei.

»Da – Kapitän – hört Ihr's?« flüsterte der Mulatte.

Fast jedes Schiff hat sein Tier an Bord, seinen Schutzgeist, seinen Talisman, seine heilige Kapitolsgans. Hier war es ein schöner Hahn, der auf der Reling saß und dem neuen Tag den verspäteten Morgengruß entgegenschmettete.

Erbleichend war Flederwisch aufgefahren.

»Willst du mir mit deinem dummen Aberglauben auch diese Stunde verderben?« wandte er sich dann zürnend an den Mulatten.

Dieser hob die Schultern und schwieg. Es war das erstmal gewesen, daß er wieder davon begonnen hatte. Flederwisch schrieb weiter.

Das Boot legte an, der Treppenwächter ließ die beiden ohne Gepäck passieren – Juwelen sind ja in England zollfrei, auf ein halbes Pfund Tabak und eine Flasche wird nicht geachtet – und als Flederwisch im Eilschritt die gerade Straße entlang jagte, stellte sich auch das freudige Lächeln wieder ein. Unterwegs wurde ausgemacht, wie die letzten Minuten auszunutzen seien; Flederwisch gab das Telegramm auf, Manuel löste schon zwei Billetts erster Klasse, und so geschah es, daß sie den Hauptbahnhof erreichten. Es war die allerhöchste Zeit, doch sie fanden noch Platz im Zuge.

Endlich! Kurz nach ein Uhr lief derselbe in die mächtige Halle der Liverpoolstation zu London ein.

Flederwisch beugte sich zum Fenster hinaus.

Da – ein freier Raum, man hatte doch noch Achtung vor blanken Zylindern. Rechtsanwalt Perkins, zwei andre Herren, und . . .

»Imma! Imma!!«

Noch ehe der Zug stillhielt, öffnete er die Tür und sprang heraus, gerade auf den freien Platz.

»Meine liebe Imma!«

Er blieb stehn, die ausgestreckten Arme sanken schlaff herab, in dem grau gewordenen Gesicht traten die Augen weit hervor, er taumelte noch einen Schritt zurück.

Denn Imma war nicht auf den Bruder zugeeilt, ihn zu umarmen und zu küssen, sie stand vielmehr regungslos wie eine Statue da, die ernsten Augen unverwandt auf Flederwisch geheftet.

Sie sprach auch nicht jene Frage aus, von der sie Perkins gesagt, nicht einmal ganz leise, und es war auch gar nicht nötig, diese Frage lag in dem furchtbaren Ernste ihrer Augen.

»Imma!« erklang es noch einmal, ein heiserer Schrei.

Sie wandte sich von ihm ab. Sie hatte nicht gesprochen, aber es war doch ein ›Schuldig!‹ gewesen.

Einer der Herren im Zylinder trat auf den Regungslosen zu, der mit geknickten Knien dastand, die Hände hinter dem Körper herunterhängend, den Kopf etwas gesenkt und so mit leeren Augen nach der Schwester stierend, welche sich an der Hinterwand des Perrons wieder gegen ihn umgedreht hatte.

Der Herr legte die Hand an den Arm des Kapitäns.

»Paul Müller, im Namen des Gesetzes: Sie sind verhaftet!«

Es machte auf ihn keinen Eindruck, er regte sich nicht, blieb so stehn.

Dieselbe Verhaftung ward gleichzeitig an dem seitwärts stehenden Manuel vollzogen.

Mit weitgeöffnetem Munde brach der Mulatte in ein langes, schallendes Gelächter aus. Dies und der Raubtierblick in dem blutunterlaufenen Auge veranlaßte den Beamten zum Befehl, ihm Handschellen anzulegen. Es umstanden den Verhafteten bereits mehrere gedrungene Gestalten, die mit solcher Arbeit vertraut, die auch immer auf alles gefaßt waren.

»Well, wenn es euch Spaß macht,« lachte der Mulatte, beide Hände geschlossen ausstreckend.

Es klirrte, es knackte zweimal, und die Hände waren durch eine kurze Stahlkette miteinander verbunden.

»Nun aber will ich auch noch mein Späßchen haben!«

Die gefalteten Hände drückten, wie Glas zersprang die Stahlkette – mehr ein Kunststückchen als eine Kraftleistung – und mit einem Satze stand der Mulatte an der Perronwand, in der einen Hand plötzlich die lange Machete, die andre riß einen Revolver aus der Tasche. Aber Manuel wollte nicht etwa seine Freiheit teuer verkaufen, dazu war er viel zu schlau, er hätte ja auch in der Sache seines Herrn und in seiner eignen alles verdorben. Er machte sich eben nur, wie er sagte, ein ›Späßchen‹. Noch ehe ein Detektiv nach der Waffe in der Tasche greifen konnte, hatte Manuel schon Messer und Revolver weit von sich geschleudert.

»So, nun fangt mich, wenn ihr könnt, wehren tue ich mich nicht!«

Dies alles hatte sich, vom Zerspringen der Kette an gerechnet, in einem einzigen Augenblick abgespielt, und in

demselben Augenblick stürzten auch noch zwei Detektive auf ihn zu, deren Beruf das Ergreifen war.

Aber sie prallten gegen die leere Wand und mit den Köpfen aneinander. Manuel stand grinsend an einer andern Stelle. Von allen Seiten sprangen sie hinzu, Kriminalbeamte und Konstabler, aber die Wunden, aus welchen sie bald bluteten, schlugen sie einander selbst, die auf sie herabregnenden Hiebe und Püffe erteilten sie sich nur selbst, der Mulatte wehrte sich nicht, er ließ ihnen nur seinen blauen Anzug, erst die Jacke, dann die Weste, dann das Hemd in Händen, und je mehr die Fetzen abfielen, bis seine schwarze Haut zum Vorschein kam, desto aalglatter wurde er, und was konnte er dafür, wenn jemand mit dem Kopfe gegen seinen stahlharten Schädel schmetterte?

Der erste Anprall war abgeschlagen. Schwitzend, keuchend, sich die blutende Nase und den schmerzenden Kopf haltend, umringten die Beamten in einem Halbkreis den feixenden Mulatten, der nur noch mit einer zerrissenen Hose bekleidet war. Er glich wirklich einem grinsenden Teufel.

»Na, da fangt mich doch! Ich wehre mich nicht, ich werde mich hüten, das ist ja strafbar.«

Doch dies alles war wieder nur in wenigen Augenblicken vor sich gegangen.

Flederwisch wankte. Seine Augen drohten die Höhlen zu verlassen.

»... die Toten stehn auf!« stöhnte er.

Ein großer, breitschultriger Mann im Matrosenanzug drängte sich durch den keuchenden Kreis.

»So kriegt ihr ihn nicht. Laßt's mich machen, ich kenne seine Kniffe. Komm an, Manuel!«

Auch des Mulatten rote Augen begannen zu stieren, als ob sie ein Gespenst sähen.

»Dietze – du – du – lebst?«

Mit einem heisern Wutgebrüll warf er sich auf den andern, ein Fausthieb sollte des neuen Gegners Kinnlade zerschmettern, er wurde pariert, dann standen sie zum Ringkampf eng aneinander, nur einen Moment, der Schweizer packte den Gegner hinten beim Hosenbund, Manuel wirbelte durch die Luft und lag mit dem Gesichte am Boden, sein Meister kniete auf ihm und löste sich den Gürtel von den Hüften.

»Keine Ketten,« wehrte er ab, »die knackt er gleich weg, er hat es uns oft genug vorgemacht. Hanf oder Leder muß es sein. So, du Schuft, nun kann es dir an den Kragen gehn!«

Dietze stand ruhig auf, als habe er eine ganz ungefährliche Tat vollbracht, und überließ den Mulatten den Konstablern, ohne auf deren bewundernde Blicke zu achten. Er brach sich einen Weg durch die Menge und verschwand im Gewühl vor dem Bahnhof.

Ein älterer Herr mit meliertem Haar benutzte die günstige Gelegenheit, ebenfalls ins Freie zu kommen. Er ging direkt hinter dem Schweizer her und folgte ihm auch noch, als bereits die offene Straße erreicht war.

Hier blieb der Schweizer stehn, und als der Herr an ihm vorüberkam, streckte er dem starken Jüngling, dem einstigen Matrosen von der Frithjof, die rechte Hand entgegen.

»Das hast du gut gemacht, mein Junge,« sagte er dabei.

Bescheiden lehnte der Schweizer diese Anerkennung ab.

»Na, Mister Werner, das Ganze war doch Ihre Idee, und am meisten wirkte es, daß dieser Schuft von einem Mulatten mich für tot hielt. Ei der Tausend, ich möchte dabeisein,

wenn die beiden Sie wiedersehen – wenn sie merken, daß der erste Steuermann, den sie ermordet zu haben glauben, noch lebt!«

»Du wirst dabeisein,« entgegnete der alte Herr, den jener als Mister Werner angeredet hatte, und der in der Tat auch niemand anders war, als Alfred, unser Nobody. »Doch kehre jetzt in deine Wohnung zurück, wenn ich dich brauche, werde ich dich benachrichtigen oder selber zu dir kommen.«

Die beiden trennten sich, nachdem sie sich wie zwei einander sonst fremde Menschen begrüßt hatten, und Nobody begab sich direkt nach dem berühmten Gefängnis Newgate, aus dem er einst den Keigo Kiyotaki gerettet hatte, als dieser schon auf dem Fallbrett des Galgens stand. Seitdem hatte der berühmte Detektiv freien Zutritt in dieses düstere Bauwerk, und noch mehr, er durfte sich den Freund des Bischofs nennen, dem die Seelsorge für die Insassen von Newgate oblag.

Zu diesem hochstehenden Geistlichen begab sich Nobody und ward sofort eingelassen, die beiden Herren hatten eine lange, anscheinend sehr wichtige Unterhaltung, und der Diener, der im Vorzimmer stand, staunte nicht wenig, als plötzlich sein Herr in Amtskleidung aus dem Arbeitszimmer kam und ihm sagte, daß er einen dringlichen Gang zu besorgen habe.

»Der fremde Herr, der mich besuchte, bleibt einstweilen drin, und du wirst dafür sorgen, James, daß er bis zu meiner Rückkehr nicht gestört wird!«

Der Diener verbeugte sich mit einem ›Sehr wohl, Ew. Lordschaft‹ und der Bischof ging. Hätte der wackere James aber in die Arbeitsstube seines Herrn geblickt, so würde er

gewiß entsetzt zurückgeprallt sein, denn darin saß der ehrwürdige Bischof und las in einem Buche, und es war der echte Bischof. Er hatte nur dem Detektiv Nobody einen seiner Talare geborgt, und er war selbst nicht wenig erstaunt gewesen, als jener dann als sein Doppelgänger vor ihm stand, der ihm nicht nur im Aussehen, sondern auch in jeder Bewegung und sogar in der Sprechweise glich.

Kapitän Flederwisch hatte sich inzwischen in einem traumhaften Zustand befunden. Er wußte nicht, daß er dann in einer Droschke saß, wußte nicht, wie er ausstieg, wo er sich befand, was man ihn fragte, was er antwortete, wußte nicht, daß dies eine Zelle für Untersuchungsgefange-ne war. Es brauste und sauste ihm im Ohr, vor den leeren Augen lag ein grauer Nebel.

»Ach, das ist ein schwerer Traum,« stieß er seufzend hervor, als er auf das Bett fiel, weil er dagegen getaumelt war.

Er wußte auch nicht, ob Minuten oder Stunden vergangen waren, ob er geschlafen hatte oder nicht, als ein Mann vor ihm stand, der ihn fragte, ob er etwas zu essen wünsche.

Verwundert stierte Flederwisch den fremden Mann an.

»Essen? Essen?« murmelte er. »Wo ist denn der Steward? Nein, ich mag nicht essen. Keine laute Arbeit an Deck, ich will schlafen – schlafen.«

Und der gebrochene Mann schlief auch wirklich ein, auf dem Bett in sitzender Stellung, den Kopf gegen die nackte Wand gelehnt. –

Dann wieder stand ein anderer Mann vor ihm, in einen schwarzen Talar gehüllt, mit einem vollen, glattrasierten Gesicht. Die Arme über der Brust verschränkt, betrachtete er sinnend den Schläfer, und seine Blicke drückten Wehmut aus.

Flederwisch schlug die Augen auf, sie vergrößerten sich, er blickte den schwarzen Mann an, langsam drehte er den Kopf; er stierte den Tisch, den einfachen Holzstuhl, den Kleiderschrank, das vergitterte Fenster an, und schließlich kehrte sein Blick zu dem Fremden zurück.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin ein Geistlicher der anglikanischen Hochkirche. – Armer Mann!«

Die Stimme war sanft und wohl lautend, und es wurde auch ehrlich gemeint, denn der Sprecher war ja Nobody, der Freund des Gefangenen.

Flederwisch richtete sich auf, blieb aber dabei sitzen.

»Wo bin ich denn hier?«

»Im Untersuchungsgefängnis von Newgate.«

Lange Zeit blickte der Kapitän ihn an. Dann stand er auf, ging mit leisem, leichtem Schritte nach dem Fenster, reckte sich und griff an die Eisenstangen. Die herabsinkenden Hände legten sich einige Sekunden vor das Gesicht, dann entfernte er sie und drehte sich wieder nach dem Geistlichen um.

»Ich glaube – ich – habe – nicht nur geträumt.«

»Armer Mann!« wiederholte jener nur schwermütig.

Wieder entstand eine lange Pause, und so stets, bevor Flederwisch zu sprechen begann.

»Bin ich nicht auf der Liverpoolstation verhaftet worden?«

»Die Kriminalpolizei war bereits benachrichtigt worden, daß Sie mit diesem Schnellzuge hier eintreffen würden.«

»Und doch,« murmelte Flederwisch nach jener Pause, den Kopf senkend. »Und doch muß ich eine Vision gehabt haben. Wissen Sie nicht,« fuhr er dann etwas lebhafter fort, »auf

welche Weise Manuel, mein schwarzer Bootsmann, verhaftet wurde?»

»Ich habe gehört, daß er überwältigt werden mußte.«

»Ja, aber von wem?»

»Nun, wohl von den Detektivs und Konstablern.«

Wieder senkte Flederwisch den Kopf und hob ihn erst nach langer Pause.

»Glauben Ew. Hochwürden, daß Tote wiederkommen können?»

Vielleicht hätte ein wirklicher Geistlicher, oder einer von einer andern Religionssekte, etwa gesagt: wir sollen nicht behaupten, daß es unmöglich sei, denn der Heiland hat ja einen Toten wieder erweckt – Nobody als englischer, protestantischer Geistlicher sagte einfach: »Nein, ich glaube es nicht.«

»Dann habe ich doch eine Vision gehabt, nicht die erste,« murmelte Flederwisch. »Und auch meine Schwester will ich gesehen haben. Nein, es war nicht so, es ist unmöglich. Wissen Euer Hochwürden, ob meine Schwester auf dem Bahnhofe bei meiner Verhaftung zugegen war?»

Es war eine merkwürdige Frage, er hatte Imma ja erst telegraphisch bestellt. Und doch, erwartungsvoll hingen Flederwischs Augen an dem Geistlichen, und diesmal war dieser es, welcher eine sehr lange Pause eintreten ließ. Nobody wußte, daß dieser Schlag ihn furchtbar schwer treffen mußte, aber ersparen konnte er ihm denselben nicht. Das war eben das läuternde Fegefeuer.

Ein langer, ächzender Laut, Flederwisch wandte sich um, trat auch noch in die Ecke und legte die Hand vor die Augen.

So stand er minutenlang. Noch mehrmals klang das furchtbare Aechzen durch die kleine Zelle.

»Warum?« Mit diesem Worte drehte Flederwisch sich plötzlich wieder um. Geweint hatte er nicht, seine Züge drückten nicht einmal Schmerz aus, aber das ganze Gesicht sah plötzlich viel älter aus.

»Die Schwester klagt den Bruder an, daß er seinen einstigen Lebensretter, der als erster Steuermann auf der Frithjof diente, aus Eifersucht selbst ermordet habe oder habe ermorden lassen.«

Kein Aechzen erklang mehr. Wie eine eiserne Statue stand der Kapitän da. Nobody wußte aber, welche Gedanken hinter Flederwischs Stirn arbeiteten.

»Und ferner,« fuhr er fort, »liegt gegen Sie der Verdacht vor, den Schiffsmakler Davis ermordet zu haben, um Ihrer Verpflichtungen enthoben zu sein. Auf diesen Verdacht hauptsächlich erfolgte Ihre Verhaftung.«

Ruhig blickte Flederwisch den Sprecher an. Dann ging er auf diesen zu, blieb einen Schritt entfernt vor ihm stehn.

»Sie sind ein Geistlicher. Aber ich brauche keinen geistlichen Trost. Sie scheinen mir auch gar keinen bringen zu wollen. Mit wem habe ich die Ehre?«

»Ich bin der Bischof von Newgate.«

»Verzeihen Mylord, das konnte ich nicht wissen. Aber ich muß noch mehr fragen. Ich bin ein Mann, der jetzt um Leben und Tod ringen wird, und solch einem Mann ist manches erlaubt. – Was führt Sie zu mir?«

»Ich bin Ihr Freund.«

Es waren keine ins Leere stierenden Augen mehr, sie durchbohrten den Geistlichen, und doch vermochten sie nicht die Maske zu durchdringen.

»Das glaube ich Ihnen nicht, Mylord! Die englischen Bischöfe der Staatskirche bekleiden meistens auch ein juristisches Amt, gewöhnlich sind sie Friedensrichter. Sollten Ew. Lordschaft nicht unter der Maske eines Seelsorgers als aushorchender Untersuchungsrichter zu mir kommen?«

Das konnte als eine schwere Beleidigung aufgefaßt werden, aber der Angeklagte muß sich wehren, und daß Flederwisch es tat, zeigte, wie er sich von dem furchtbaren Schläge, der ihn getroffen, schon wieder erholte, bereit zum Kampfe.

»Sie haben recht,« entgegnete Nobody ruhig – er hatte ja unbeschränkte Vollmacht von dem erhalten, den er hier vertrat – »aber ich gehöre zu den Bischöfen, welche nur im Dienste der Kirche stehn. Sie sind kein geborner Engländer, sonst würden Sie wissen, wie es hier jedes Kind weiß, daß der Bischof von Newgate nur das Kirchenwesen der Straf- und Besserungsanstalten unter sich hat, und wenn Sie das richtig verstehn, wie können Sie da glauben, daß ich als Untersuchungsrichter zu Ihnen komme?«

Doch, Flederwisch entsann sich. Das lag auch schon im Namen ›Bischof von Newgate‹. Und undenkbar ist es allerdings, daß dieser sein Amt mißbrauchen könne, um einem des Mordes Verdächtigen ein Geständnis abzulocken.

»Verzeihen Ew. Lordschaft mir nochmals. Wodurch aber ist ein des gemeinen Mordes beschuldigter Mann Ihres hohen Besuches würdig?«

»Ich komme als Freund zu Ihnen.«

»Als Freund? Ein sehr dehnbarer Begriff! Wenn Sie mich richtig kennten . . . «

»So würde ich Sie eines gemeinen Mordes nicht für fähig halten,« unterbrach ihn die ruhige Stimme. »Nicht wahr, das wollten Sie sagen? Nun, Kapitän, ich kenne Sie recht gut.«

Flederwisch stutzte, wenn er sich auch äußerlich beherrschte. Was war das?

»Ich aber kenne Sie nicht, Mylord, weiß nur, daß ein Bischof von Newgate existiert.«

Der Geistliche, als Bischof der Hochkirche den Titel Lord führend, trat auf ihn zu und legte ihm auch noch die Hand auf die Schulter.

»Zuerst lernte ich Sie aus den Zeitungen kennen. Ich bin ein Geistlicher, der den Frieden und das Wort Gottes predigt. Aber ich habe auch ein offnes Herz für alles, was Kraft und Kühnheit heißt, ich bewundere einen Mann, der mit starker Hand Fesseln zu brechen weiß, der etwas schafft, was sich über die Durchschnittswelt erhebt. Kapitän, ich habe Sie bewundert! Ich verfolgte Ihr Unternehmen in Südamerika, soweit ich konnte. Dann kam der Prozeß mit Ihrer geschiedenen Frau. Daß Sie solch ein Weib heiraten konnten, welches Sie sofort betrog, das sah Ihrem Charakter ganz ähnlich. Verstehn Sie wohl: einem gutmütigen, edlen, offnen Charakter wie dem Ihren. Denn der wahre Held ist immer dem Herzen nach ein Kind, und Sie haben die Anlage zu einem Helden. – Es wurde der Verdacht aufgeworfen, Sie hätten den Schiffsmakler Davis ermordet, um Ihren Verpflichtungen zu entgehen. Wie, sagte ich mir, sieht das dem Kapitän der Frithjof ähnlich? Ich glaube es nicht. – Jener junge Advokat behauptete, Sie hätten den Pfandschein eingeschickt, um Rache an Ihrer treulosen Frau zu nehmen. Die Rache ist menschlich sagte ich mir, der Herr führe uns nicht in Versuchung, das

könnte der Kapitän allerdings getan haben, jene Frau hatte ja seiner Schwester die Erbschaft entrissen, aber für Davis' Mörder halte ich ihn nicht, deshalb kann er den Schein auch nicht eingeschickt haben. – Nun aber weiter: Sie reichten dem Gerichtshof der Ehescheidungen einen sehr merkwürdigen Brief ein, ich habe ihn gelesen; danach scheinen Sie das kleine, braune Kind als das Ihre anzuerkennen, man konnte es nicht anders annehmen. Antworten Sie mir offen, ich frage nicht als Inquisitor, sondern als Freund: ist dieses Kind wirklich das Ihre?«

Flederwisch strengte vergeblich sein Hirn an. Wurde ihm hier eine Falle gestellt? Nein, er traute diesem Manne!

»Nein, es kann nicht mein Kind sein.«

»Und warum beauftragten Sie da eine Dame in London, welche Sie von früher oberflächlich kannten, eine Dame aus sehr guter Familie, aber in etwas gedrückten Verhältnissen, warum beauftragten Sie diese, sich des Kindes anzunehmen? Warum schickten Sie ihr dreihundert Pfund zu mit dem Versprechen, sie sollte jährlich diese Summe erhalten, wenn sie das Kind wie das ihre erzöge?« Nobody hatte dies bereits in Erfahrung gebracht, und diese Entdeckung hatte ihn gefreut. – »Diese Dame ist nämlich eine weitläufige Verwandte von mir, und wenn Sie ihr auch dringend schrieben, sie sollte niemandem etwas davon sagen, sie hat es mir dennoch gestanden, mit zu Ihrem Lobe überfließendem Munde. Warum nun nahmen Sie sich so des Kindes jenes Weibes an, Kapitän?«

Flederwisch war bis in die Lippen erblaßt.

»Weil – weil – mir tat das Kind eben leid.«

»Kapitän,« fuhr die feierliche Predigerstimme fort, »es war eine hochherzige Tat; aber,« der Bischof beugte sich vor

und begann zu flüstern, »Sie haben sich damit selbst das Todesurteil gesprochen!«

Die Hand wurde von der Schulter zurückgezogen, der Bischof trat einen Schritt zurück und streckte, halb abgewendet, beide Hände gegen den Gefangenen aus.

»Kapitän,« flüsterte er, »an Ihren Händen klebt Blut – da habe ich es erkannt! Sie haben Davis ermordet, Sie haben den Pfandschein besessen und benutzt, um die treulose Frau zugrunde zu richten – und Sie haben sich selbst ruiniert – nicht durch die Rache, sondern durch Ihren Edelmut – das ist das furchtbare Verhängnis – denn Sie haben das Geld und den Brief schon an Mrs. Murgrave abgeschickt gehabt, als Sie noch gar nicht wissen konnten, daß der Pfandschein aus Nordamerika hier schon eingetroffen sei, deshalb haben Sie ihn selbst abgeschickt. Kapitän, Sie sind des Mordes an Davis überführt!«

Dieser Mann hielt Flederwischs Henkerstrick in den Händen. Er tat das Beste, was er tun konnte, er hielt die Hand zum Schwur empor:

»Bei Gott, dem Allmächtigen, ich bin unschuldig!« sagte er feierlich. Nur schade, daß der vermeintliche Geistliche besser als der Schwörende selbst wußte, inwiefern dieser unschuldig sei.

Nobody fuhr als Bischof fort:

»Wissen Sie nun, warum ich zu Ihnen gekommen bin? Nicht als Ihr Inquisitor, sondern als Ihr Verteidiger. Und ich kann es nicht fassen, daß ein Mann wie Sie einen gemeinen Raubmord begangen hätte! Ja, ich glaube Ihrem Schwur! Hören Sie? Ich will Sie verteidigen! Und wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Bischof von Newgate. Nun aber vertrauen

Sie sich mir an, sprechen Sie offen, kein Auge beobachtet, kein verborgenes Ohr belauscht uns.«

Was nun hatte dieser Bischof von Newgate vor? Er konnte Flederwisch höchstens dadurch schützen, daß er jene Geschichte mit dem Briefe verschwieg, verteidigen konnte er ihn nicht, ihm nur sein Los bis zur Fällung des Urteils dadurch erleichtern, daß er Bürgschaft für ihn übernahm, wodurch Flederwisch solange aus der Haft entlassen wurde.

Flederwischs Gehirn arbeitete fieberhaft. Er ahnte ja nicht, daß dieser Besuch des Geistlichen eine letzte Prüfung für ihn bedeute. Benutzte er seine Freiheit, um zu entfliehen, so brach er sein Ehrenwort. Aber er war ja unschuldig! Und vielleicht konnte er aus geschäftlichen Gründen nach den Gallopagos beurlaubt werden.

Wer war dieser Mann? Ein Bischof, ein Lord, er mochte zehntausend Pfund Einkommen haben. Alles dies konnte Flederwisch ihm auch geben. Starb der Bischof hier, so würde die Welt seinen Namen nie gehört haben. Auf den Gallopagos konnte er zunächst einige tausend Seelen zum Protestantismus bekehren, dort sollte sein Name bald bekannt werden.

Spekulierte der Mann schon hierauf? Wenn nicht, so wollte Flederwisch es ihm suggerieren, natürlich nicht jetzt, da war noch viel Zeit dazu, langsam, ganz vorsichtig. Zunächst mußte er sich seines Vertrauens würdig zeigen, und Nobody wartete schon darauf, was Flederwisch vorbringen würde. Jetzt war ja die beste Gelegenheit für diesen, zu schauspielern, und dann – dann sollte der Leichtsinnige durch einen neuen, furchtbaren Schlag zu Boden geschmettert werden.

Ja, Flederwisch hatte durch den Verrat seiner Schwester einen furchtbaren Schlag erhalten, aber seine Lebenskraft

war doch noch nicht gebrochen, und der scharfsinnige Perkins ahnte nicht, welche feinen Pläne schon hinter dieser Stirn gesponnen wurden.

»Sie haben sich nicht geirrt, jenes Dokument kam von mir. Sie haben sich aber auch nicht geirrt, als Sie mir keinen geschäftlichen Raubmord zutrauten. Ich habe mit Davis' Ermordung nichts gemein, ich bin unschuldig!«

»Wie soll ich dies zusammenreimen?« fragte der falsche Bischof mit erheucheltem Mißtrauen.

»Nun, sehr einfach, dieses Papier, von mir geschrieben, gelangte zufällig in meine Hände.«

Es war alles verabredet gewesen, so sorglos war Flederwisch nicht, nach England zu gehn, ohne Vorbereitungen getroffen zu haben. In ewiger Untersuchungshaft konnte man ihn allerdings festhalten, und daß dies nicht geschehe, dafür würde jetzt dieser Bischof sorgen.

»Ich will Ihnen das glauben. Wie verhalten Sie sich aber der furchtbaren Anklage Ihrer Schwester gegenüber?«

Wenn Flederwisch nicht durch seine Willenskraft zu erbleichen vermochte, so konnte er sich doch wenigstens scheu, gedrückt stellen.

»Er ist bei einem Hurrikan über Bord gewaschen worden,« sagte er, und sein erkünsteltes Benehmen strafte ihn Lügen.

»Kapitän, sprechen Sie die Wahrheit! Sie haben einen furchtbaren Zeugen gegen sich – nämlich Ihr Verhalten, als Sie verhaftet wurden. Ich habe es erzählen hören. Sie kamen; freudig sprangen Sie aus dem Zuge, um die Schwester zu umarmen, und als diese Sie nur ernst und fragend ansah, da sind Sie erbleichend zurückgetaumelt, und da soll

sie gesagt haben: ich hatte recht, ich wußte es, er hat Alfred ermordet, denn er kann mir nicht in die Augen blicken.«

Noch einmal wurde Flederwisch von einer furchtbaren Erregung ergriffen, und diesmal war der schmerzliche Jammer echt, der sich in seinen Zügen ausprägte. Aber die Besinnung verlor der um seine Freiheit ringende Mann dabei nicht, er trat wieder einen Schritt näher.

»Nun denn, Mylord, so erfahren Sie die ganze Wahrheit,« flüsterte er im leisesten Tone, den Oberkörper vorgeneigt. »Ich muß mein Entsetzen, als ich Immas abweisendes Verhalten erkannte, rechtfertigen. Ja denn, ich habe meines ersten Steuermanns Tod verschuldet. Aber nicht so, wie es meine Schwester annimmt. Ein Mörder bin ich nicht! In jener Nacht, als der Hurrikan wütete, die Toppen brach und die stärksten Raaen wie Streu wegblies, als das Schiff zu kentern drohte, als wir uns an Deck festbinden mußten, da – wurde der Steuermann an meiner Seite von einem Brecher fortgerissen – ich sah ihn treiben – den einstigen Geliebten meines Weibes – und – ich – ließ ihn treiben – rief nicht: Mann über Bord!«

Stier sah Flederwisch den vermeintlichen Geistlichen an, und dieser faltete die Hände über dem Leibe.

»Hätten Sie ihn denn retten können?« fragte er leise, und der andre benutzte den gebotenen Ausweg.

Flederwisch richtete sich auf.

»Kein Gedanke daran! Wie wäre denn das möglich gewesen bei solch einer See, ein Hurrikan! – Und doch! Ich wollte nichts gesehen haben. Ich fühlte mich schuldig – deshalb wagte ich meiner Schwester nicht ins Auge zu blicken, daher mein furchtbarer Schreck – und mein Elend.«

»Armer, bedauernswerter Mann,« sagte der Bischof nach einer langen Pause. »Nein, Sie sind unschuldig, vor Gott und vor den Richtern. Befreien Sie Ihr Gewissen von der Last, welche Sie nicht zu tragen brauchen. Ich werde für Ihre Verteidigung sorgen. Wiederholen Sie das, was Sie mir über das Dokument erzählt haben, vor dem Gericht, geben Sie auch offen an, wie Sie sich schuldig fühlten, weil Sie es unterlassen hätten, des Steuermanns Rettung auch nur zu versuchen, und Ihr Bootsmann wird wohl schildern, wie eine Rettung nicht möglich gewesen ist. Der englische Richter urteilt viel mehr nach dem Herzen als nach dem Kopfe.«

Und dies ist eine Wahrheit, er urteilt schon darum viel mehr nach dem persönlichen Empfinden, weil er nicht an ein schriftliches Gesetz mit Paragraphen gebunden ist.

»Ach, ich bin fürchterlich enttäuscht worden,« seufzte Flederwisch. »Als glücklicher Mensch eilte ich hierher, um die Schwester zu umarmen, und nun! Nur eins kann mich wieder aufrichten. Zurück nach meinen Inseln, zurück zur Arbeit!«

Der Schauspieler muß die Person, welche er darstellt, wirklich zu sein glauben, er muß wirklich die Empfindung haben, welche der Dramatiker fordert, sein Lachen und seine Tränen müssen echt sein, sonst ist er eben kein echter Künstler, sondern nur ein trockener Vorleser.

Ob also Flederwisch schauspielerte oder nicht – sein Schmerz und seine Sehnsucht waren echt.

Halb abgewendet stand er da. Es kam keine Antwort, es war so still in der Zelle. Er wendete den Kopf.

»Armer Mann!« Der Bischof sagte es nun zum fünften Male in jenem schwermütigen Tone, seine Hand griff unter den

Talar, er tastete auf seiner Brust. »So haben Sie also wirklich noch gar nichts vernommen?«

»Wovon?«

»Ja, Sie wurden auf den Azoren festgehalten. Und auch in Liverpool hörten Sie kein Wort? Auch nicht im Zuge?«

»Mylord, spannen Sie mich nicht auf die Folter!« flüsterte Flederwisch.

»Südamerika – besonders Ecuador – ist von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht worden. Quito liegt in Trümmern.«

Mit plötzlich schneeweiß gewordenen Lippen lehnte Flederwisch sich gegen die Wand.

»Nur spärlich laufen die Nachrichten ein. Kapitän, fassen Sie sich, auch Ihr Werk war nur eines von Menschenhänden, und Sie hatten auf einen – Vulkan gebaut!«

Unter dem Talar kam ein Papier zum Vorschein.

»Schon vor acht Tagen traf dieses Telegramm, über Aspinwall kommend, für Sie ein – in Guayaquil liegt schwer verbrannt ein Mann – namens Helge Halfdan – ich glaube, es ist der letzte Ihrer Freunde, wenn er noch lebt.«

Die zitternden Finger griffen nach dem Telegramm.

Das Papier flatterte auf den Boden.

Flederwisch schlug die Fäuste gegen die Augen, mit einem markerschütternden Schrei brach der Schauspieler zusammen.

Freilich, einen Nobody vermochte Flederwisch nicht zu täuschen, und wenn dieser meinte, den Bischof von Newgate vollständig für sich gewonnen zu haben, so war das eben

ein großer Irrtum; denn der Detektiv schilderte dem Geistlichen, dessen Rolle er gespielt hatte, nicht nur den Verlauf der Unterredung, sondern gab auch die nötigen Kommentare dazu, und diese Erklärungen, die eben nur Nobody zu geben vermochte, setzten Se. Lordschaft in nicht geringes Erstaunen, und der Bischof schüttelte noch oftmals den Kopf, nachdem ihn sein Besucher schon längst verlassen hatte.

In London aber, und man kann sagen, in ganz England, herrschte eine große Erregung. Nun endlich sollte der Mord an dem Schiffsmakler in Whitechapel gesühnt werden, und kein anderer als Paul Müller, der Pächter der Gallopagos, besser bekannt unter dem Namen Kapitän Flederwisch, war den umlaufenden Gerüchten nach der Täter gewesen. Er hatte den Mord begangen, um dem Wucherer den Pfandschein über seine Erbschaft wieder abzunehmen, der in dem Prozesse gegen die Herzogin eine Rolle spielte. Vielleicht war auch der schwarze Bootsmann an der Tat beteiligt gewesen. Kapitän Flederwisch hatte eine Geschäftsreise nach England geführt. Auf der Liverpoolstation waren er und der Mulatte verhaftet worden. Letzterer hatte sich verzweifelt gewehrt – schon ein Beweis seiner Schuld.

Zweitens aber sollte Kapitän Flederwisch seinen ersten Steuermann ermordet haben – aus Eifersucht – und die Anklägerin war Flederwischs eigne Schwester.

Das war sensationeller Stoff genug, und es konnte niemanden wunder nehmen, wenn neben den Namen Kapitän Flederwisch und Manuel noch ein anderer von Mund zu Mund ging – der Nobodys. Man war überall der überzeugten Meinung, daß nur dieser berühmte Detektiv das Dunkel lichten könnte, welches über den Fall gebreitet war, und ›Worlds Magazine‹ fand in jeder Nummer einen Riesenabsatz, der

den Neid aller Zeitungsverleger erregte – dabei aber stand in keiner Nummer etwas von dem Kapitän Flederwisch. Man las davon viel mehr in den Tageszeitungen.

Bisher war deren neuester Unterhaltungsstoff das fürchterliche, viele Tage währende Erdbeben an der Nordwestküste Südamerikas gewesen, und auch da war schon der Name Kapitän Flederwisch wiederholt genannt worden, denn auf den Gallopagos schien die Katastrophe ihren Anfang genommen zu haben. Der Vulkan auf Albemarle war mit frischer, seit Jahrhunderten aufgespeicherter Kraft ausgebrochen. Die eine Insel war ganz vom Meere verschlungen worden; zwei neue hatten sich dafür aus dem Ozean erhoben.

Man sprach erst von der völligen Vernichtung alles Lebens auf den Inseln, dann stellte man die Sache gelinder hin. So viel aber war gewiß, daß es dort schrecklich zugegangen war, und die der Börse gewidmeten Spalten wiesen darauf hin, daß sich dieses Erdbeben bis in die Bankkreise Englands fortpflanzen würde. Das Unternehmen der Kolonisation war vollkommen gescheitert, alles sollte verloren sein. Mit Menschenverlusten befassen Börsenberichte sich nicht.

Ausführliche Nachrichten fehlten noch. Die über Panama kommenden Telegramme waren undeutlich, verstümmelt und sich widersprechend. Auf die schauerlichen Schilderungen eines obskuren Blättchens, das schon greuliche Bilder von der Katastrophe brachte, konnte man nichts geben.

Da endlich brachte ›Worlds Magazine‹ einen ausführlichen Bericht, so ausführlich, als wenn der Schreiber selbst drüben gewesen wäre.

Statt sich mit Feuer, Blitz, Donner und haushohen Wellen abzugeben, hatte Worlds Magazine einen sachlichen Bericht gebracht. Was die Gallopagos anbetraf, so war gerade auf

den drei größern das Werk, das Menschenhand geschaffen, völlig zerstört, alles lag unter einer Decke von rauchender Lava und Asche, die Gebäude natürlich zusammengestürzt. Die sogenannten Fraueninseln dagegen waren verschont geblieben. Als zuerst der Boden von Albemarle zu zittern begann, war das Meer noch ganz ruhig gewesen, sämtliche europäischen Aufseher und chinesischen Arbeiter hatten sich von Insel zu Insel begeben können, sie waren dem Tode entgangen. Erst dann zerschmetterte die furchtbar werdende See alle Schiffe und Boote, die sich zwischen oder in der Nähe der Inseln befanden. Außer den auf diesen befindlichen Besatzungen mochten noch gegen fünfzig andre Europäer ihren Tod gefunden haben, welche nicht sofort Albemarle verlassen hatten, aus Treue zu ihrer Pflicht, unter diesen die ganze Mannschaft von der s. Z. sehr bekannten Imma, später auf der Frithjof. Anstatt den wankenden Boden zu fliehen, hatten sie unter Anführung des Stellvertreters des Kapitäns – dieser befand sich unterwegs nach England – den Vulkan erstiegen, denn dort oben – ganz unbegreiflicherweise – stand das Gebäude, welches die wichtigsten Papiere der Kolonie und die Kasse enthielt. Da war der Vulkan ausgebrochen. Sämtliche Getreue waren in dem Flammenmeere umgekommen, nur jener stellvertretende Direktor, Helge Halfdan, hatte den Rückweg durch die glühende Lava gefunden; jetzt lag er schwer verbrannt in einem Hospital zu Guayaquil; er hatte dem Berichterstatter, seinem Gönner Nobody, diese Angaben gemacht. – Nachtrag: Auch Halfdan ist seinen Leiden inzwischen erlegen.

›Worlds Magazine‹ mußte wohl wiederum allwissend gewesen sein, es hatte ja recht: Kapitän Flederwisch war in London angekommen. Als der Ahnungslose den Untergang

seiner Kolonie und seiner Getreuen erfuhr, sollte er mit einem Jammerschrei bewußtlos niedergestürzt sein. Das war wohl auch zu glauben.

Nun begann also die gerichtliche Untersuchung. Die doppelte Klage des Mordes, von der Schwester eingereicht, richtete sich auch gegen den schwarzen Bootsmann. Außer vielen andern Zeugen wurden wieder jene Mädchen aus der Dockstreet vorgeladen, soweit es noch dieselben waren. Allerdings würde man nicht viel auf ihre Aussagen geben. Ferner meldete sich freiwillig die geschiedne Frau des Kapitäns, auch als Herzogin geschieden, die noch immer im Royal Aquarium tanzte, freilich nicht unter ihrem Titel, sondern als Senora Tarantella – der Tingeltangeldirektor mochte es nicht mit den hohen Kreisen Englands verderben – sie wollte gegen ihren ersten Gatten die belastendsten Aussagen machen und erzählte schon jetzt jedem, der ihr zuhörte, daß er den Steuermann ihretwegen ermordet habe. Dieser sei ihr ehemaliger Geliebter gewesen; sie erzählte noch viel mehr – und ward von der englischen Gerechtigkeit eben deswegen nicht als Zeugin zugelassen. Carmencita geiferte noch in der Vorhalle des öffentlichen Gerichtssaales, und nun ward sie auch noch hinausgewiesen, und als sie noch lange zögerte, brachte ein Konstabler sie energisch an die frische Luft



Der große, amphitheaterähnliche Saal der Lincolns Inn zu Westminster, wo die ›Queens Bench‹, der oberste Gerichtshof für Kriminalfälle, seine Sitzungen abhält, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Unzählige hatten keine Eintrittskarte mehr bekommen können.

Die Gerichtssitzung wurde eröffnet, umständlich, zere-
moniell. Die Richter standen zusammen auf und setzten sich
wieder, sie flüsterten zusammen und sprachen einzelne For-
meln her.

Ein Mann namens Manuel Zanella war angeklagt, an dem
und dem Datum den Schiffsmakler Davis ermordet zu ha-
ben. Das war die Hauptsache.

Wer war denn dieser Manuel Zanella? Den Namen hatte
man noch nie gehört.

Unterdessen blickten Tausende von Augen auf die blei-
che, junge Frau in schwarzem Kleide, welche auf der ersten
Zeugenbank neben dem dicken Manne saß, der sich immer
mit dem Taschentuche die Stirn wischte. Das also war die
Schwester, welche den eignen Bruder des Mordes bezichtig-
te, und der Mann neben ihr, Rechtsanwalt Perkins, war seit
drei Wochen ihr Gatte! Sehr interessant! In den untern Rei-
hen starrten die Operngläser wie drohende Batterien.

»Man führe den Angeklagten herein!«

Dies war der Inhalt einer feierlichen Formel. Es klorrte un-
heimlich. In der Mitte von zwei Konstablern schritt der Mu-
latte, mit schweren Ketten belastet, welche er nicht brechen
konnte. Sein Verhalten bei der Verhaftung, wie auch sein
trotziges Benehmen dem Zellenwärter gegenüber rechtfertig-
ten die Fesselung. Er kam in die Box, die Anklagebank,
gegenüber dem ›Chairman‹, dem die Untersuchung führen-
den Inquisitor, und auch gegenüber den Zeugen. Die beiden
Konstabler standen neben der Box.

»Manuel Zanella.«

Die Personalien wurden festgestellt, aber sonst der frühe-
re Lebenslauf, ob vorbestraft etc., nicht berührt. Wohl zeig-
te der Mulatte den ihm zur Natur gewordenen höhnischen

Trotz, doch sonst war er fügsam und gab durchaus klare Antworten.

»Ihr seid verdächtig, den Schiffsmakler Davis ermordet zu haben,« lautete die Anklage unter nähern Angaben.

»Dies müßt Ihr mir beweisen,« war Manuels sofortige Antwort, eine Entgegnung, die man von jedem Angeklagten und immer wieder hört.

Der Unterschied des deutschen Gerichtsverfahrens von dem englischen ist, daß in Deutschland der Angeklagte seiner Schuld zu überführen ist, während der englische Richter dem Angeklagten die Schuld zu beweisen hat. Scheinbar ist dies ganz dasselbe; es ist aber doch ein großer Unterschied dabei. Sagt der des Mordes Angeklagte: ja, ich habe die Tat begangen, und er schildert sie in allen Einzelheiten, welche den Untersuchungen entsprechen – so erklärt ihn in Deutschland das Gericht für schuldig; aber nicht in England, da muß seine Schuld erst nochmals ›bewiesen‹ werden.

Die Zeugen wurden vernommen. Ja, sie hatten diesen Mulatten in Davis' Hause mehrmals ein- und ausgehn sehen, bei Tag und bei Nacht, oder doch damals am späten Abend, und da er nicht zu ihnen gekommen war, mußte er hinauf zu dem alten Junggesellen gegangen sein.

»Auch der Kapitän Müller verkehrte dort?«

»Auch ihm habe ich wiederholt die Türe geöffnet,« erwiderte eine Frauensperson.

»Hat Ihr Bruder mit Davis Geschäfte gemacht?« wurde Imma gefragt.

»Ich weiß es nicht,« sagte diese mit klarer Stimme.

Der gefragte Manuel gestand, daß sein Herr mit dem Schiffsmakler geschäftlich verkehrt habe.

»Was für Geschäfte wurden abgeschlossen?«

»Darauf brauche ich keine Antwort zu geben; ich war und bin sein Bootsmann.«

Er war in seinem Rechte. Bei allem, was sein direktes Verhältnis als Bootsmann zum Kapitän betraf, brauchte er gegen diesen nicht zu zeugen. Anders freilich, wenn es sich um eine verbrecherische Tat, um einen Mord handelte.

Der von Flederwisch ausgestellte Pfandschein wurde dem Mulatten gezeigt.

»Habt Ihr diesen einmal in den Händen Eures Kapitäns gesehen?«

Mit dieser harmlosen Frage begann eine lange Reihe weiterer, und nun fing die systematische Treibjagd an, und es war ein lückenloses System.

Manuel widersprach sich, wurde immer verlegener, stotterte und erzählte offen, was er wußte.

Der in seiner Loge sitzende Bischof von Newgate, diesmal der echte, hörte fast ganz genau dasselbe, was Nobody ihm gesagt hatte, wie Flederwisch in den Besitz des Papiers gekommen sei, Manuel war des Kapitäns Vertrauensmann gewesen, und daß er manches nicht wußte, war begreiflich.

Es klang alles glaubhaft, was der Mulatte sagte, ja, seine Verlegenheit zuerst, als er gestehn mußte, machte es noch glaubhafter. Beirren ließ sich der englische Richter durch diese Verlegenheit allerdings nicht. Sie konnte echt, sie konnte auch erkünstelt sein, um Glaubwürdigkeit herbeizuführen.

»Fragt alle Matrosen von der Frithjof,« schloß Manuel, »ob's nicht so gewesen ist. Das heißt, von diesem Papiere wissen sie freilich nichts, wie es der Kapitän von Nordamerika abschicken ließ, aber wie ein gewisser Bill Bourne es gebracht hat, wie er an der Schwindsucht starb, das wird

Euch jeder von den Gallopagos erzählen, laßt sie doch kommen!«

Manuel wußte also noch nicht von dem Untergange der Kolonie.

»Wie hieß der erste Steuermann von der Frithjof?«

»Alfred Werner.«

»Wußte dieser, daß der Kapitän mit dem in sehr schlechtem Rufe stehenden Schiffsmakler Geschäfte gemacht hatte?«

»Weiß nicht, Euer Gnaden. Mag sein, mag auch nicht sein.«

»Wußte der Steuermann, daß der Kapitän jenes Papier besaß?«

»Mag sein, Euer Gnaden, mag auch nicht sein.«

Es war eine recht geschickt gestellte Schlinge gewesen, aber gerade, daß der Angeklagte so harmlos in sie hineinlief, war ein guter Beweis für seine Unschuld. Hätte er sofort etwa gerufen: Wie konnte er denn davon wissen, der Kapitän hat doch den Schuldschein erst nach des Steuermanns Tode bekommen! – so wäre dies ein Zeichen gewesen, daß er sich jedenfalls vorher präpariert hatte. Aber Manuel gab die ihn belastende Antwort mit guter Absicht, und der Richter wiederum hielt es gar nicht für nötig, ihn über seinen Irrtum aufzuklären.

»Manuel Zanella! Dieses Papieres wegen ist der erste Steuermann ermordet worden!!«

Schnell, wuchtig hatte es der Inquisitor gerufen, dem Angeklagten den Schuldschein entgehaltend.

In diesem Augenblick stockte der Atem von viertausend Menschen. Nur Imma machte eine Bewegung, als wenn sie

aufspringen wolle, schnell legten sich Perkins' Finger um ihren Arm.

Allerdings stutzte der Mulatte – und dazu war er berechtigt.

»Aus welchem Grunde habt Ihr ihn sonst ermordet?« rief der Inquisitor ebenso schnell.

Da brach Manuel in ein höhnisches Gelächter aus, zum ersten Male blickte er nach Imma.

»Das dachte ich ja, daß es so kommen würde!« lachte er.

»Was sollte so kommen?«

»Daß die dort uns verklagt, wir hätten den ersten Steuermann ermordet, den sie liebte. Sie konnte mich von jeher nicht leiden, und weil ich den Steuermann mal mit dem Messer bedrohte, muß ich ihn später aus dem Wege geräumt haben. Ich wußte es ja gleich, als sie am Bahnhofe stand und ihren Bruder so komisch ansah. Nein, werthe Miß, wenn Sie nicht schon Mrs. Perkins sind – Ihr Heimlichgeliebter ist einfach über Bord gewaschen worden, und freilich, wenn ich auch gekonnt hätte, ich würde ihn nicht gehalten haben.«

Es waren für das Publikum sehr dunkle Worte gewesen. Aber die Richter schienen sich auch für diesen Fall vorbereitet zu haben, der Inquisitor ging gar nicht mehr auf diese Worte ein, das Kreuzverhör nahm seinen Fortgang, dem Publikum waren es scheinbar ganz unzusammenhängende Fragen, mancher mochte denken: da würde ich geschickter fragen – aber in diesen unzusammenhängenden, manchmal töricht klingenden Fragen lag doch ein ganz bestimmtes, äußerst raffiniertes System!

Allein der schwarze Angeklagte war nicht zum Widerspruch zu bringen. Er ist unschuldig, sagte sich der Bischof; der Richter und das Publikum: er ist schuldig; aber das kann

ein Prozeß werden, der sich jahrelang hinzieht, wenn sich überhaupt etwas beweisen läßt.

Die Box öffnete sich, noch ein höhnischer Blick nach der bleichen Frau, deren Herzensgeheimnis er ans Licht gezerrt hatte, und kettenklirrend verließ Manuel mit trotzig erhobenem Haupte den Saal.

Der ›*Clerk of the peace*‹ – warum er Friedensschreiber heißt, ist dem Verfasser nicht bekannt – verlas das von ihm aufgenommene Protokoll, die ›*Attorneys*‹, die ›*Counsels*‹ und die ›*Benchers*‹ kritisierten das Verhalten des Abgeführten, seine Antworten; sie kritisierten auch die Fragen des Inquisitors, worauf dieser sein System rechtfertigte. Das Publikum bekam von dieser leise geführten Unterhaltung nichts zu hören.

Ein anderer ›*Barrister*‹ nahm als Inquisitor den Stuhl ein.

›*High-Constables of justice*, führt mir den Angeklagten vor!‹

Die Flügeltüren gingen zurück, unter der Begleitung zweier Konstabler schritt Kapitän Flederwisch durch den todesstillen Saal. In der Mitte desselben, als er die Schwester sah, stockte sein Fuß, dann ging er weiter, und er wandte den Blick auch noch nicht wieder von ihr ab, als er schon in der Box stand.

Erst als er sprechen mußte, um seine Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Raubmorde zu verteidigen, blickte er den fragenden Inquisitor an.

Seine Stimme war ruhig wie sein Verhalten. Ja, er hatte den Schuldschein eingeschickt, um das treulose Weib aus dem Besitze zu vertreiben, der ihr nicht gebührte, und er schilderte, wie er zu ›dem Papiere‹ gekommen, es war eine Ergänzung zu Manuels Aussagen.

Durch die Galerien ging ein Murmeln: Er ist unschuldig!
Der neue Inquisitor befolgte ein andres System.

»Kapitän! Ihr seid ferner angeklagt, Euern Steuermann Alfred Werner ermordet zu haben!«

Flederwisch wandte das Gesicht wieder seiner Schwester zu, blickte sie unverwandt an, auch dann, als er sprach. Erst aber ließ er eine lange Pause eintreten, und er wurde darin nicht gestört.

»Schwester, du sollst deine Rache haben,« sagte er dann laut, »auch ich lernte sie kennen, und sie ist wirklich süß. Ja, ich habe Alfred ermordet!«

Die Stille des Grabes lagerte über dem Saal. Die Geschwister blickten sich an, Imma regungslos, während Perkins sich unruhig bewegte und immer die Schweißtropfen von der Stirn wischte.

»Warum?« fragte der Inquisitor, und alles schrak zusammen.

Auch jetzt redete Flederwisch nur zu seiner Schwester.

»Carmencita lügt, Alfred Werner ist nie ihr Geliebter gewesen. *Wir beide fanden gleichzeitig die fünfzig Tonnen Gold der englischen Münze . . .* «

Ein Ruck, eine allgemeine Unruhe entstand, ein Flüstern.

»Die – fünfzig Tonnen Gold – die verloren gegangen? Wo?«

Flederwisch blickte nach dem Frager, und jetzt lag Hohn in seiner Stimme.

»Dort, wo sie jetzt noch liegen. Wo das ist? Suchen Sie, wenn Sie es wissen wollen! Von mir erfahren Sie nichts!

Mein Steuermann und ich, wir fanden das Wrack des Goldschiffes gleichzeitig. Er wollte den Fund anzeigen, ich gedachte das Gold besser zu verwenden, er ging nicht auf meine Pläne ein, da . . . « Flederwisch wendete sich wieder der Schwester zu – »da habe ich ihn mit dieser meiner Hand getötet!«

»Es ist nicht wahr!«

Auf einer der obersten Galerien war es gerufen worden, das Echo hallte in dem großen Räume nach.

»Wer behauptet, daß der Angeklagte nicht die Wahrheit spricht?« rief der Chairman. »Konstabler, führt ihn als Zeugen vor!«

Ueberall waren Konstabler verteilt. Es verging trotzdem ziemlich viel Zeit, vielleicht wollte sich der Betreffende nicht freiwillig melden, aber endlich war er doch ermittelt worden; ein Konstabler geleitete einen Mann von der Treppe der Galerie herab.

Unverwandt blickte Flederwisch die bleiche Schwester an.

»Ich habe Alfred Werner ermordet. Wer will sagen, es sei nicht wahr?«

»Ich!«

Ein hochgewachsener blonder Mann mit ideal schönem Gesicht rief dieses Wort, blieb vor den Schranken stehn und deutete auf den Kapitän Flederwisch.

»Glaubt ihm nicht, dieser Mann lügt aus Liebe zu seiner Schwester! Jetzt muß ich sprechen. Ich bin . . . «

Ein gellender Schrei unterbrach ihn. Die Arme ausstreckend, war Imma ohnmächtig hintenüber von der Bank gesunken; die hinter ihr sitzenden weiblichen Zeugen fingen sie auf.

Die neben der Box stehenden Konstabler mußten den Angeklagten halten, der über die Brüstung springen wollte.

»Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!« schrie er außer sich. »Glaubt ihm nicht, es ist ein Gaukelspiel der Hölle, ich habe ihn ja mit diesen meinen Händen begraben!«

Auch Perkins war von derselben furchtbaren Aufregung befallen worden, er kümmerte sich nicht um seine ohnmächtige Gattin, er ballte das Taschentuch in den Fäusten zusammen.

»Lügner – Lügner!« kam es keuchend über seine Lippen.

»Ruhe!« rief der Inquisitor. »Wer seid Ihr?«

Der Blonde deutete noch immer, ohne ihn anzusehen, auf Flederwisch.

»Ich bin Alfred Werner! Sein Bootsmann Manuel hat mich zu töten versucht, in seiner Gegenwart, aber nicht mit seiner Einwilligung, er konnte es nur nicht hindern, sonst hätte er es getan. Kapitän Müller hat sich fälschlich angeklagt, er ist unschuldig.«

Unter der wachsenden Unruhe des Publikums wurde Imma hinausgetragen, hinterdrein schwankte Perkins. Die beiden Hauptpersonen schienen es gar nicht bemerkt zu haben. Erst jetzt wandte sich der schöne fremde Mann gegen den Angeklagten, der ihn mit stieren Augen ansah.

»Kapitän, wenn Ihr in jener Schlucht ein Skelett gefunden habt, mit Manuels Machete durchstoßen, so war dies nicht das meine. Ich selbst legte es hin, um Euch zu täuschen, und als Ihr mich in dem verfallnen Kloster saht, da war dies nicht mein Geist, ich war selbst dort; auch Carmencita und der dicke Holländer sahen mich einmal.«

Wie er die Erscheinung herbeigeführt und warum er den Kapitän Flederwisch in dem Wahne gelassen hatte, daß er

ein Mörder sei, das sagte Nobody, der jetzt wieder den Steuermann Werner spielte, natürlich nicht. Es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, seine Geheimnisse zu verraten. Aber er fuhr fort:

»Im übrigen habe ich Euch nichts zu verzeihen, Kapitän. Ihr seid unschuldig!«

Da streckte Flederwisch beide Arme aus. Wie eine Verklärung kam es über ihn.

»Alfred, Alfred! Ihr gebt mir meinen Todesschlaf wieder!« kam es schluchzend und doch jubelnd über seine Lippen.

Die Sitzung mußte geschlossen werden; das englische Publikum forderte es durch seine nicht mehr zu beschwichtigende Unruhe.

Der durch ein Klingelzeichen gerufene Wärter trat in die Zelle, eine Zeitung in der Hand. Flederwisch hatte gespeist, und wie er sich jetzt die Zigarre anbrannte, das drückte unverkennbares Behagen aus.

»So, mein lieber Mann, Sie können abräumen. Bringen Sie gleich eine Zeitung mit? Die ›Times‹? Das ist brav von Ihnen. Das Hotel, das für die Untersuchungsgefangenen liefert, hat übrigens eine vorzügliche Küche. Ja, man lebt nicht schlecht als Raubmörder – wenn man Geld hat!«

Er schob den Stuhl zurück und sah mit demselben Behagen zu, die Zigarre im Munde, wie der Mann umständlich die Platten zusammensetzte, die nur zum kleinsten Teile geleert waren.

»Behandeln Sie die Sachen doch zart, genießen Sie sich nicht, essen Sie es, wenn Sie Appetit darauf haben und Sie es dürfen. Ja, es muß Ihnen manchmal doch recht komisch

zumute sein, wenn Sie, ein ehrlicher Mann, solche Hotel Speisen einem Halunken wie mir bringen, der es sich leisten kann, weil er noch ein paar Goldkröten in der Tasche hat.«

»O, Herr Kapitän, sprechen Sie doch nicht so! Ihre Unschuld ist ja erwiesen.«

»Vorläufig noch nicht, jetzt bin ich noch der des Raubmordes verdächtige Untersuchungsgefangene. Wieviel bekommen Sie eigentlich Gehalt lieber Mann?«

»Fünfundzwanzig Shilling die Woche.«

»Ohne Kost und Logis?«

»Ohne alles.«

»Dann ist's zum Leben zu wenig und zum Verhungern zu viel. Da standen sich meine Kulis noch besser. Und wohl auch verheiratet?«

»Freilich. Es ist ja wenig, aber ich bin zufrieden.«

»Zu zufrieden zu sein, ist manchmal nicht gut. Haben Sie Kinder?«

»Acht, alle lebendig, und der älteste ist noch in der Schule.«

»Ach je, auch den Schreck noch!« rief Flederwisch in komischem Entsetzen. Dann betrachtete er sinnend seine Diamantringe, die man dem Untersuchungsgefangenen nicht genommen hatte. – »Wissen Sie vielleicht, ob man meine Koffer im Hotel Oxford mit Beschlag belegt hat?«

»Daß sie untersucht worden sind, weiß ich, aber sonst stehn sie noch dort.«

»Sie könnten eigentlich ... nein, lassen Sie, ich werde dann mit Mr. Werner darüber sprechen. Dürfen Sie einen Ring von mir annehmen?«

»Nein, das darf ich nicht.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, ich will Sie nicht bestechen und durchbrennen. Können Sie den Ring Ihrer Frau bringen?«

»Ich darf nichts aus der Zelle nehmen, was ich nicht hineinbringe, was nicht zum Unterhalt des Inhaftierten gehört; meine Vorschriften sind streng. Wenn Sie die Koffer haben wollen, so schreiben Sie doch an den Direktor; das ausgefüllte Formular nimmt den Ihnen bekannten Weg, Sie werden die Koffer schon erhalten.«

»Gut, ich werde mir zu helfen wissen! Wie ist Ihr Name? Nicht wahr, Frank? Den Vornamen? Und wie ist Ihre genaue Adresse?«

»Matthew Frank. Ich selbst wohne zwar hier, muß aber der Kinder wegen noch eine besondere Wohnung haben, sonst bekäme ich auch nur ein Pfund die Woche.«

Er nannte die Adresse. Flederwisch notierte sich alles.

»Danke! Nun bloß noch eins: werde ich mit Mr. Werner allein sprechen können? Oder wird ein Beamter zugegen sein?«

»Nicht daß ich wüßte! Der angemeldete Besuch ist gestattet worden, nach einfacher Formel, und da sind Sie mit ihm für einige Zeit allein.«

»Aber wir werden doch beobachtet, belauscht. Nicht wahr?«

Flederwisch sah den Mann scharf an, und schon aus dessen verwundertem Gesicht wußte er, daß dies nicht der Fall sein würde.

»Beobachtet? Belauscht? Nein, so etwas gibt's hier nicht. Da müßten Sie in einer ganz andern Zelle sein, und die werden überhaupt nicht mehr benutzt.«

Der Wärter entfernte sich mit dem Geschirr.

Flederwisch sah nach der Uhr. Es war noch nicht drei, und um vier würde Alfred kommen. Der Untersuchungsgefangene hatte deswegen ein Gesuch eingereicht; es war gestattet, der Steuermann benachrichtigt worden, er hatte zugesagt.

Zunächst las Flederwisch die ›Times‹. Ein langer Bericht brachte Einzelheiten über das Erdbeben in Südamerika, auch über das Schicksal der Gallopagos – ›Worlds Magazine‹ hatte wieder einmal recht behalten – der behagliche Gesichtsausdruck des Lesenden schwand nicht, es fesselte ihn nicht einmal, er schien etwas andres zu suchen, ohne es zu finden. Ueber seine Vermögensverhältnisse, ob er Gläubiger in England habe, ob man sein einer Bank angewiesenes Geld beschlagnahmt habe, davon stand nichts darin.

Dann freilich, als er die letzte halbe Stunde unruhig in der Zelle auf und ab ging, war sein Gesicht sehr ernst und sorgenschwer.

Ein Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt, der Riegel zurückgeschoben.

In der Mitte der Zelle blieb Flederwisch stehn, etwas abgewandt, er sah erschrocken aus. Jetzt mußte er kommen!

Nein, ein schwarzgekleideter Gentleman trat ein, den Flederwisch noch nie gesehen hatte; hinter ihm brachte ein Wärter einen Stuhl, verließ die Zelle wieder und ließ den fremden Herrn mit dem Gefangenen allein.

»Kapitän, Sie werden Ihrem Wunsche gemäß von Mr. Werner besucht,« sagte der Gentleman in kurzem Beamten tone, aber dennoch recht höflich. »Ich gestatte Ihnen zunächst eine Stunde. Darnach komme ich wieder und kann

noch mehr Zeit erlauben. Sie dürfen dem Herrn nichts geben, nichts von ihm annehmen. Ich kann Sie dann untersuchen lassen. Auch Mr. Werner kann einer Visitation unterworfen werden, womit er sich einverstanden erklärt hat.«

Der Beamte machte sogar eine leichte Verbeugung, ehe er sich zum Gehn wandte.

»Bitte, noch ein Wort!« rief Flederwisch schnell, und jener blieb noch. »Darf ich dem Herrn eine Anweisung auf Geld geben?«

»In meiner Gegenwart, ja.«

»Ah! Kann ich denn über mein Geld verfügen?«

»Natürlich, Sie haben freies Verfügungsrecht über alles, was Sie besitzen. Ich mache Sie darauf aufmerksam,« der Beamte, jedenfalls ein sehr hoher, schlug einen noch vertraulicheren Ton an, »Ihr Reisegepäck befindet sich im Hotel Oxford, der Hotelier braucht Ihre Vollmacht, um es in Verwahrung nehmen zu können, es wurde gerichtlich untersucht, der eine Koffer enthielt sehr wertvolles Geschmeide, und – nehmen Sie es doch an sich oder treffen Sie sonst eine Verfügung, Sie kennen ja den vorschriftsmäßigen Weg.«

»Ich danke Ihnen vielmals, Herr, Sie sind wirklich sehr liebenswürdig.«

Der Beamte war gegangen. Flederwisch lächelte noch, überaus erfreut über die freundliche Behandlung, die man ihm zuteil werden ließ, als durch die offene Tür der Erwartete eintrat.

Ja, das war ganz der alte Alfred Werner, der blonde, schöne Steuermann, vor dem der Kapitän nicht nur insgeheim stets einen großen Respekt gehabt, sondern zu dem er sich

auch in Freundschaft hingezogen gefühlt hatte. Jetzt konnte er den Totgeglaubten genauer betrachten, als es im Gerichtssaal möglich gewesen war, und Flederwisch gestand sich, daß Alfred durchaus kein krankhaftes Aussehen hatte, wie einer, der zum mindesten lange Zeit an einer schweren Wunde ohne genügende Pflege krank gelegen hatte. Er war ganz der Alte geblieben. Der Kapitän ahnte ja noch immer nicht, wer dieser Alfred wirklich war – er sollte es auch jetzt noch nicht erfahren. Dazu war die Zeit noch nicht gekommen. Ebensowenig dachte Nobody daran, Flederwisch die eigentlichen Ereignisse auf der Klosterinsel und an dem Schatzsee zu schildern. Er spielte die Rolle als erster Steuermann der Frithjof weiter, nur ließ er schon jetzt erkennen, daß er dem Kapitän mehr zugetan war, als dieser angenommen hatte.

Beide Hände vorgestreckt, trat Alfred auf Flederwisch zu, und dieser ergriff sie, schlug sie vor sein Gesicht, fiel auf den Stuhl und weinte lange, lange Zeit. Alfred aber saß neben ihm und hielt ihn umschlungen.

»Warum weint Ihr, Kapitän?« fragte Alfred endlich mit sanfter, bebender Stimme.

»Vor Freude und vor Schmerz, daß ich Euch wiedersehe,« erklang es schluchzend.

Der Weinende beruhigte sich, er trocknete die Tränen, und dann schaute er Alfred mit verklärten Augen an.

»Gebt mir wieder die Hand, so, und laßt sie mir für diese Stunde. Ach, Alfred, was habe ich Euch alles zu erzählen!«

»Nichts. Aber ich habe Euch viel zu erzählen. Unterbrecht mich nicht. Klagt Euch vor allen Dingen nicht an! Sprecht nicht von jener Sache! Wenn ich Euch etwas zu verzeihen habe, so habe ich es bereits getan, und damit ist es gut. Wir

sind Freunde. Höchstens meinerseits noch ein Wort darüber zur Beruhigung: erstens habt Ihr mir kein Leid zugefügt, zweitens lag es gar nicht in Eurer Absicht, daß Manuel die Tat ausführte; Ihr befandet Euch nur aus begreiflichen Gründen in sehr großer Aufregung. Nein, Flederwisch, meinen Tod habt Ihr nicht gewollt. Da kenne ich Euch besser. Und nun ist es fertig mit dieser Geschichte, ein für allemal, jede weitere Entschuldigung würde mich kränken. Aber ich habe Euch noch viele Erklärungen zu geben, und jede Minute der Besuchszeit muß ausgenutzt werden. So hört zu!«

Beruhigendere Worte hätte Alfred nicht sprechen können, schneller konnte diese Angelegenheit nicht abgemacht werden.

Frei blickte Flederwisch ihm ins Auge. Während jener erzählte, behielt er Alfreds Hand immer in der seinen, und dieser begann seine aus Dichtung und Wahrheit bestehende Erzählung.

»An jenem Tage, als ich von Euch ein großes Boot forderte, um nach dem Festlande zurückzusegeln, hatte ich in dem offenen Kraterkessel das Wrack des verschollenen Goldschiffes entdeckt. Hielt ich Euch für einen Dieb oder für einen ehrlosen Schmuggler, so hätte ich Euch sofort den Rücken gewandt, als Ihr mir offen gestandet, daß Ihr Schmuggel triebt. Ihr sagtet mir ja auch, wenn Ihr das Gold der englischen Münze fändet, Ihr würdet es für Euch behalten. Nein, ein Dieb seid Ihr deswegen nicht, daß Ihr den Fund nicht anzeiget. Ihr seid ein ganz eigenartiger, seltsamer Charakter. Ihr paßt nicht mehr in unsre jetzigen Verhältnisse. Das fühlte ich schon damals heraus, und unterdessen habe ich lange Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Kurz, Ihr seid für

mich entschuldigt. Aber auch ich habe meine festen Ansichten über gut und böse. Ich will immer mein Gewissen reinhalten. Hätten wir beide das Gold gleichzeitig gefunden, ich hätte wahrscheinlich die Augen schnell geschlossen, nichts davon wissen mögen. Ihr hättet damit tun können, was Ihr wolltet. So fand ich es allein, und da allerdings stand mein Entschluß sofort felsenfest: Flederwisch darf nichts davon erfahren, du mußt sofort nach Guayaquil, nach England, du versuchst, die Prämie so hoch wie möglich zu schrauben, du forderst gleich zwanzig Prozent, und die herausspringenden Millionen bekommt Flederwisch zur Ausführung seiner Ideen, alles soll er haben . . . !«

»O, Alfred, warum konnte es nicht anders kommen?«

»Ruhig! Wir wollen uns nicht mit warum, wenn und aber beschäftigen. Wie Ihr Euch weigertet, mich an Bord zu lassen, machte mich das etwas stutzig und mißtrauisch. Doch Ihr wart in jener Zeit überhaupt recht nervös, es stand sehr viel auf dem Spiele. Oder hätte ich lieber nicht sogleich meine Entlassung und ein Boot zur Rückreise fordern sollen? Eigentlich hatte ich etwas unüberlegt gehandelt. Doch nun war es zu spät, und ich überlegte weiter. Vor allen Dingen mußte ich, falls Ihr hinter mein Geheimnis kommen solltet, einen Zeugen haben, daß ich das englische Gold zuerst gefunden hatte, und dann konnte mir ja auch etwas zustoßen, und ich hätte meine Entdeckung mit in den Tod genommen. Meine Wahl konnte auf keinen andern als auf Dietze fallen. Ich hatte diesen intelligenten, braven Menschen immer gern gehabt, ihm traute ich. Zunächst, als ich ihm in meiner Kabine Infusorien unter dem Mikroskop zeigte, prüfte ich etwas

seine Ansicht über Recht und Unrecht, er bestand das Examen, und dann, als ich am Morgen nach der Nacht, in welcher ich das Ausladen der Fracht leitete, wieder eine meiner Exkursionen im Dingi antrat, nahm ich ihn mit. Hierbei ist eine Unregelmäßigkeit vorgekommen. Ich hatte Dietze gesagt, er solle sich von Bord melden, und hinterher erfuhr ich, er habe es nicht getan, habe das nicht von mir gehört, ich sei doch der erste Steuermann, der ihn zum Mitfahren aufgefordert habe. Schließlich hatte er ja auch ganz recht, er wußte nicht, daß ich mich selbst schon für abgemustert betrachtete.«

Flederwisch hätte eine Einwendung machen können, jedenfalls eine Frage stellen dürfen. Es konnte nämlich sehr wahrscheinlich sein, daß er dennoch gleichzeitig mit Alfred oder doch nur eine Minute später das Gold erblickt hatte. Alfred wußte gar nicht, daß Flederwisch schon einmal jene Insel betreten hatte. Aber das war jetzt so nebensächlich, daß er ihn deswegen gar nicht erst unterbrach.

»Unterwegs weihte ich Dietze in alles ein,« fuhr Alfred also ohne Unterbrechung fort. »Hätte er die Feuerprobe doch nicht bestanden, würde ich ihn nicht an den kaum wiederzufindenden Platz geführt haben. Nein, der brave Bursche war ganz meiner Ansicht: die englische Münze müsse ihr Gold bekommen, und als ich ihm dann sagte, wie ich die Prämie verwenden wolle, mochte der gute Kerl gar nichts mehr von seinem Anteil hören. Auch beim Anblick des schimmernden Goldes blieb er derselbe, dachte nur an seinen Kapitän und an den rechtmäßigen Besitzer. Ich hatte Taue mitgenommen, um uns hinabzulassen, denn das Dingi durfte ich nicht der Gefahr aussetzen, von den spitzen Klippen aufgeschlitzt

zu werden. Zunächst berechnete ich noch einmal auf das genaueste die geographische Lage, ich wollte die Zahlen dem Gedächtnis Dietzes einprägen, er sollte mein lebendiges Testament für alle Fälle sein. Dieser untersuchte inzwischen die Umgegend, und das scharfe Auge des Sohnes der Alpenwelt entdeckte einen Abstieg, wir versuchten ihn, es gelang ganz leicht, wir kamen hinab, krochen zwischen den Schiffstrümmern herum, ich fand auch die Papiere. Dann bemerkte ich das Nahen eines Unwetters, und ich dachte an meine Instrumente, welche ich oben gelassen hatte; ein Regenguß konnte sie fortwaschen. Der ermüdete Dietze hatte sich zwischen dem Wrack auf einen Haufen Segeltuch gelegt und war eingeschlafen. Warum sollte ich ihn denn wecken? Ich würde den Weg hinauf schon allein finden. Aber ich verstieg mich wie ein Gemsjäger. Schließlich machte es mir nur Spaß, Dietze konnte mich ja sofort sehen und mir mit den Seilen helfen. So gebrauchte ich zwei Stunden, um hinaufzukommen, und es wurde doch die höchste Zeit, es wurde plötzlich finster, das furchtbare Unwetter brach los! Da standet Ihr vor mir.«

Alfred machte eine lange Pause. Er blickte zur Seite, doch desto wärmer drückte er Flederwischs Hand, als er diesen so schwer atmen hörte. Dann erzählte er mit leiser Stimme und in kurzen Sätzen weiter:

»Laßt mich von Carmencita schweigen! Manuel hatte mich überredet. Ihr werdet viel von ihm erfahren haben. Ich wollte Euer Unglück nicht. Deshalb schwieg ich. Deshalb wollte ich nicht länger bei Euch bleiben. – Manuel war es, der mich zu ermorden versuchte. ›Denk an die Katze!‹ rief er, als er mich von hinten durchstach. Ich stürzte. Ich war bei

Besinnung. Ich wußte, daß ich immer gegen die Wand prallte. Es tat nicht weh. Ich hatte keinen Schmerz. Seltsam, ganz seltsam! In diesem Augenblick während des Sturzes träumte ich eine lange Geschichte, ein paradiesisches Märchen . . . Doch das gehört nicht hierher. Dann allerdings wußte ich nichts mehr. Ein gnädiger Gott lenkte meinen Sturz. Dicht an der Felswand befindet sich ein großes Becken, immer mit Wasser gefüllt, und in dieses schlug ich. Dietze hatte mich schon unten gesucht. Im Scheine der ununterbrochenen Blitze sah er mich wirbelnd durch die Luft kommen, meinen Körper im Wasser verschwinden. Ehe ich ertrank, hatte er mich herausgezogen. Vor dem Hurrikan war der Kessel geschützt. Aus meinem Rücken zog Dietze Manuels spanische Machete. Da glaubte er alles zu wissen. Er betete mich zwischen den Wracktrümmern, hielt mich freilich für tot. Aber ich lebte noch. Mein Kopf war nicht gespalten, sondern nur lädiert, und sonst waren nur noch Beulen und Abschürfungen vorhanden.«

Nobody schwieg eine Weile. Er hatte dem Kapitän den Vorgang so erzählt, wie derselbe sich abgespielt haben konnte; denn wie alles so ganz anders gewesen war, ist den Lesern ja bereits bekannt. Die Hauptsache war immer gewesen, daß Flederwisch sich jahrelang als Mörder oder wenigstens als Mitschuldigen eines solchen gefühlt und schwere Gewissensbisse erduldet hatte.

Tief ergriffen starrte Flederwisch lange vor sich hin, bis Alfred fortfuhr:

»Ich ging mit Dietze nach London. Als Ihr die Frithjof kauftet und ausrüstetet, bekam ich wiederholt mit Rechtsanwalt Perkins zu tun. Ich wußte, daß er um Immas Hand geworben hatte, daß sie ihm ausgeschlagen worden war, er

verkehrte geschäftlich also mit mir, den er sicher für seinen Nebenbuhler hielt, aber, das muß ich ihm lassen, er war stets ein Gentleman, seine männliche Würde gefiel mir. So ging ich am späten Abend zu ihm. Sein Entsetzen, als er mich erkannte, war so groß, daß ich es mir gar nicht erklären konnte. Er konnte sich nicht fassen, vor Zittern sich nicht aufrecht halten. Warum? Nun, ich erfuhr, daß ich für über Bord gewaschen erklärt worden war, desgleichen Dietze. Warum zitterte aber der Mann so fürchterlich und schwitzte vor Todesangst? Ich erfuhr, daß er seinen Heiratsantrag wiederholt hatte, daß er mit Imma schon seit längerer Zeit verlobt war, daß in einigen Tagen die Hochzeit gefeiert würde . . . «

Aufmerksam sah Flederwisch den Sprecher an.

»Die beiden waren damals noch nicht verheiratet?« unterbrach er ihn.

»Nein. Aber schon am zweiten Tage nach meinem Besuche fand die Hochzeit plötzlich statt – plötzlich, muß ich wohl sagen – in einer Mietsdroschke fuhren sie nach der Registeroffice.«

Immer starrer wurden Flederwischs Augen.

»Ja, sagt mal, was hat er denn Euch nun eigentlich erklärt?«

»Was sollte er mir erklären? Er hatte Imma immer geliebt, sie ihn lieben gelernt. Freilich, nun war ich wieder da! Sie mochte ihm verschiedentlich verraten haben, daß sie mich liebte – Ihr verzeiht, Kapitän, daß ich davon spreche – aber von mir hatte Perkins doch nichts zu fürchten. Ich konnte die mir entgegengebrachte Liebe nicht erwidern. Freilich, ich konnte nicht wissen, daß Imma von dem Rechtsanwalt hintergangen wurde.«

Kapitän Flederwisch mußte und sollte ihn immer noch für Alfred Werner, den ehemaligen ersten Steuermann der Frit-hof halten, und vor allen mußte er selber zu der Erkenntnis kommen, daß seine Schwester nicht so sehr an ihm gefrevelt habe, wie es schien, daß sie vielmehr einer fein ersonnenen List des Rechtsanwaltes zum Opfer gefallen war. Nobody hatte dies nicht verhindern wollen, denn Imma hatte auch eine Strafe verdient, und sie war Perkins' Frau doch nur dem Namen nach. Er hatte noch keinerlei eheherrlichen Rechte an ihr geltend machen dürfen. Im andern Falle würde Nobody ihm schon ein Halt zugerufen haben. Es galt nur noch, den Kapitän Flederwisch zu der Erkenntnis zu bringen, daß Imma eine hohe Pflicht erfüllte, indem sie ihn aus Südamerika nach London lockte und ihn dort dem Gericht überlieferte, und diesen Zweck erreichte Nobody ebenfalls, genau so den andern, den Kapitän für immer von seinem bösen Dämon, dem Mulatten Manuel zu erlösen. Wie er dies anfang, soll sogleich berichtet werden.

Langsam erhob sich Flederwisch, die Augen noch immer starr auf Alfred geheftet.

»Ich glaube fast – mir kommt es vor – als ob hier eine Schurkerei dahinterstecke – so groß, daß sie gar nicht in meinen Kopf gehn will. Oder – irre ich mich denn? Ja, Steuermann, wie denkt Ihr über diesen Fall?«

Nobody zuckte die Achseln.

»Ja, es scheint ein echt englisches Advokatenstückchen gewesen zu sein.«

»Ihr kommt zu ihm,« fuhr Flederwisch in jener eigentümlichen, staunenden Weise fort, »plötzlich heiratet er – Knall und Fall – er sitzt auf der Zeugenbank, wenn ich morgen wegen Eures Todes zur Verantwortung gezogen werde, hört

ruhig zu? Ei der Tausend! Das will durchaus nicht in meinen Kopf! Nein, das ist ja mehr als – – wartet mal, hier, lest erst diesen Brief.«

Er zog Immas Einladungsbrief aus der Brusttasche; Alfred las ihn, Flederwisch ging einstweilen, leise pfeifend, in der Zelle auf und ab.

»Nun, was sagt Ihr dazu?« fragte er dann, vor Alfred stehn bleibend.

»Armer Mann! Imma hat nicht . . . « verstellte sich Nobody.

»Nicht schön gehandelt?« unterbrach ihn Flederwisch schnell, ihm die Hand auf die Schulter legend, und Alfred blickte in ein stolzes Antlitz. »Und ich sage Euch, meine Schwester hat herrlich gehandelt! Erst hat es mich ja ein bißchen herumgerissen, dann aber habe ich meine Schwester erkannt. Ich bewundre sie. Durch mancherlei mag sie auf den Verdacht gekommen sein, daß es mit Eurem Tode eine besondere Bewandnis hatte. Sie mag an Manuel, an die Katze gedacht haben. Carmencita mag ihr etwas erzählt haben. Da hat sie mich mit diesem Briefe herübergelockt, das war ihre Idee, nicht die von Perkins; mit dem Advokaten hatte sie sich nur verbunden, daß er mir den Prozeß regelrecht macht. Nein, ich habe Imma immer verkannt, sie war nie das hausbackne Mädchen, für welches ich sie gehalten. Sie hat groß und stark gehandelt, sie hat gehandelt, wie ich es von einem echten Weibe verlange, das den Geliebten zu rächen hat, und zu solch einem Weibe gehört auch die List. Ich habe ihr nichts zu verzeihen, ich bewundre sie vielmehr.«

Mit gut gespielmtem Staunen, dem sich auch etwas Scheu beimischte, blickte Alfred den ernstesten Sprecher an.

»Ihr seid ein seltsamer Mensch, Kapitän! Ihr selbst vor allen Dingen seid zu bewundern.«

»Nun aber wieder zu Perkins,« fuhr Flederwisch in leichtem Tone fort und schüttelte den Kopf. »Nein, solch eine Gemeinheit will gar nicht in das Menschengehirn. Gegen den ist doch der schlimmste Raubmörder ein harmloses Kind. Ihr gebt doch zu, Alfred, daß meine Kalkulation richtig ist. Aus Liebe hat Imma diesen Menschen sicher nicht geheiratet; sie brauchte den Mann des Rechtes nur als Stütze. Wahrscheinlich haben die beiden einen Kontrakt geschlossen. Stimmt das?«

Der Gefragte nickte, aber da er ahnte, was Flederwisch nun von ihm verlangen würde, kam er diesem zuvor und sagte:

»Ihr habt recht, Kapitän; doch wenn Ihr etwa nun meint, daß ich hingehge und den Schurken zur Rede stelle, so irrt Ihr Euch. Ich erklärte Euch schon, daß ich Eure Schwester nicht zu lieben vermag, ein so herrliches Mädchen sie auch ist, und deswegen steht es nicht mir, sondern Euch zu, Perkins zu entlarven. Ihr seid der Bruder! So leichten Kaufes aber wird er sie nicht freigegeben.«

Die Arme über der Brust verschränkt, blickte Flederwisch sinnend vor sich nieder.

»Freilich, freilich!« murmelte er. »So einfach ist das nicht. Zwei Jahre hat er um sie geworben, er wird sie festhalten. Was ist da zu tun?«

Der Schlüssel rasselte im Schloß, jener Herr trat wieder ein.

»Die Stunde ist verflossen.«

»Würden Sie uns noch eine Stunde gestatten?« fragte Flederwisch.

»Es sei! Haben Sie die erwähnte Geldanweisung schon geschrieben? Nicht? So tun Sie es jetzt, ich nehme sie mit,

sie muß einen Vermerk und Stempel von uns erhalten, da braucht der Herr dann nicht darauf zu warten.«

»Sie sind sehr liebenswürdig. Alfred, ich schreibe eine Anweisung auf Euern Namen aus.«

Tinte und Papier hatte er in der Zelle, Flederwisch schrieb.

»Ich habe auf der Bank von England fünftausend Pfund Sterling liegen. Wird man sie meinem Freunde auf dieses einfache Papier hin aushändigen?«

»Jawohl, so ist es richtig,« sagte der Beamte, die Anweisung nehmend und lesend. »Gewiß, ohne weiteres, unser Courtstempel ist die beste Sicherheit. Wollen Sie vielleicht auch gleich über Ihr Gepäck verfügen?«

»Richtig!« Flederwisch schrieb noch eine andre Vollmacht, gab sie dem Beamten, und dieser entfernte sich mit beiden.

»Was habt Ihr denn eigentlich vor, Kapitän?« fragte Nobody, als sie wieder allein waren.

Flederwisch brannte sich eine neue Zigarre an und fragte dann:

»Hat man Euch nicht über meine Schmutzgelei auszuforschen gesucht, über meine Beziehungen zu dem ermordeten Davis?«

»Jawohl, aber ich habe mich geweigert, in dieser Sache gegen Euch, meinem damaligen Kapitän als Zeuge aufzutreten. Im übrigen wird sich das Dunkel, das noch über der Ermordung des alten Davis liegt, bald lichten, und dann, Kapitän, müßt Ihr die Bürgschaft annehmen, die der Bischof von Newgate mit einem andern Geistlichen zusammen für Euch leisten wird.«

»So, so,« meinte Flederwisch nachdenklich, »das hätte ich gar nicht gedacht.«

»Nun hört mich weiter, Kapitän!« begann Alfred wieder. »Ich habe selbstverständlich die Auffindung des Goldes der englischen Münze angezeigt. Schon in den nächsten Tagen wird ein Kriegsschiff nach Aspinwall abgehen, und man hat mich aufgefordert, mitzufahren. Ebenso hat man mir, ohne zu handeln, zehn Prozent von dem Goldschatz bewilligt, den man schon längst aufgegeben hatte. Das sind zehn Millionen – und diese Summe reicht aus, die rückständigen Gehälter und Löhne für die Beamten und Arbeiter zu zahlen, die Ihr nach den Gallopagos gerufen habt. Keiner von ihnen soll Euch nachsagen, daß Ihr ihn betrogen hättet. Vielleicht könnt Ihr selbst mit hinüber, dann würde ich hierbleiben, denn ich habe, offengestanden, noch eine andre Aufgabe zu lösen. Ihr müßt gänzlich von dieser Carmencita befreit werden. Ihr seid es ja schon, da die Ehe geschieden ist, aber das genügt nicht. Sie muß wieder dorthin gebracht werden, wohin sie gehört« – er schilderte kurz seinen Plan – »doch jetzt genug davon!« schloß er. »Ich höre den Beamten zurückkommen. Lebt wohl für heute, Ihr werdet bald wieder von mir hören.«

In der Tat klirrte bereits wieder der Schlüssel im Schlosse, und wieder erschien der Schwarzgekleidete.

»Die Frist ist abgelaufen. Ich bedaure!«

»Wir sind mit dem, was wir zu besprechen hatten, fertig,« entgegnete Flederwisch. »Für Ihre Freundlichkeit aber danke ich Ihnen bestens.«

Der Beamte verbeugte sich schweigend. Dann ließ er Alfred Werner hinaus und folgte ihm selbst nach.

Die beiden ließen den Untersuchungsgefangenen jedoch nicht in besonders angenehmer Stimmung zurück; denn die Selbstvorwürfe wegen der Behandlung seiner Schwester Imma setzten von neuem ein. Zwar war die Hauptlast von ihm genommen, er hatte seinen ersten Steuermann, seinen Lebensretter, nicht ermordet, nicht einmal ermorden lassen – der Mulatte hatte eben die erste sich ihm bietende Gelegenheit benutzt, Alfred aus dem Wege zu räumen – aber eine andre Schuld lastete dafür auf dem Kapitän der Frithjof. Er konnte sich nicht verhehlen, daß der Verdacht, den Imma gegen ihn gehegt, sie dem Rechtsanwalt Perkins in die Arme getrieben hatte. Sonst hätte sie auch die wiederholte Werbung desselben sicher abgewiesen, denn lieben konnte sie den Mann nicht, ein Mädchen wie Imma liebte nur einmal und dem Erwählten blieb sie treu, auch wenn er sie verschmähte.

»Zum Teufel, ich möchte ihr beinahe wünschen, daß sie einen ihr so treu ergebenen Diener hätte, wie Manuel mir war – dann könnte Perkins sich seiner schönen Beute nicht lange erfreuen. Doch der arme Kerl wird das Licht der Freiheit nicht wieder erblicken, ich selber muß es wünschen, denn wenn er erfährt, daß Alfred noch lebt, dann bringt er ihn doch noch um. Nein, ich muß einen andern Ausweg finden, und ich werde ihn finden. Imma darf nicht mit diesem schurkischen Rechtsverdreher vereint bleiben!«

Kapitän Flederwisch setzte sich wieder an den Tisch, brannte sich eine neue Zigarre an und versank in Nachdenken. Das Fegefeuer, in das Nobody ihn zur Läuterung gebracht, hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Der egoistische Herr der Gallopagos dachte nicht mehr nur an sich selbst, er sorgte sich nicht um seine eigne Zukunft, sondern dachte

nur darüber nach, wie er seine Schwester aus der aufgezungenen Ehe befreien konnte.

Schlacken aber hafteten Flederwisch doch noch an. Er hätte noch jetzt am liebsten Manuel, dem Mulatten, die Treue gehalten und seinen Vertrauten, den Genossen so mancher schweren Stunden, den Zeugen so vieler heftigen Seelenkämpfe gern dem Henker entrissen.

Gewiß, Manuel war ein Dämon, aber da ist die Grenze zwischen gut und böse nicht so eng gezogen, und was er gesündigt, das hatte er getan aus Liebe zu seinem Herrn.

Nun, inzwischen sorgte ein anderer, Nobody, dafür, daß es hinfort keine Gemeinschaft zwischen Flederwisch und dem tückischen Mulatten mehr geben konnte.

Am Morgen des Tages, an dem der Kapitän der Frithjof vor den Geschwornen erscheinen sollte, trat Imma in das Arbeitszimmer ihres Gatten.

»Wo willst du hin?«

»In mein Bureau.«

»Ich habe eine Vorladung bekommen, mich heute früh um elf zum Entscheidungsspruche über Paul einzufinden, und du wirst mich begleiten.«

Seit jenem Tage, an welchem Imma ohnmächtig aus dem Gerichtssaale getragen worden war, hatte Perkins seine junge Frau nicht wieder zu sehen bekommen, obgleich sie sich immer in demselben Hause aufgehalten. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen; die Wirtschafterin hatte ihr Essen gebracht; sie brauchte ihren Gatten nicht abzuweisen, denn dieser ließ sich nicht melden, versuchte nicht sie zu sprechen.

Als er sich heute früh in seinem Arbeitszimmer befand, schon zum Fortgehn fertig, und einige Papiere aus der Schreibtischschublade zu sich steckte, stand sie plötzlich mit jener Frage im Türrahmen.

Perkins hatte während der vier Tage Zeit gehabt, sich zu sammeln; er war auf alles vorbereitet; fest begegnete sein Auge dem ihren, ruhig hatte seine Antwort, wohin er ginge, geklungen.

»Paul kommt nicht vor die Geschwornen, er wird freigesprochen.«

»Das eben will ich hören, du weißt es doch, und du wirst mich begleiten.«

»Warum?«

»Weil wir es so abgemacht haben.«

»Richtig, wir haben es so abgemacht. Und dann?«

Perkins machte eine energische Bewegung, ging auf sie zu und blieb in der Mitte des Zimmers stehn. Er war zum Kampf bereit.

»Bitte, komm herein, Imma, wir müssen uns auseinandersetzen.«

Sie trat vollends ein und schloß die Tür hinter sich. Es war eine leblose Statue, die vor ihm stand, nur daß diese Statue sprechen konnte.

»Was willst du?«

»Klarheit haben, nichts weiter. Ich muß mich vor dir verantworten. Du weißt alles. Ich habe dich geheiratet, als ich schon wußte, daß Alfred Werner noch am Leben sei. An jenem Abend, da ich dir den Vorschlag machte, uns schnell vor der Registeroffice trauen zu lassen, befand er sich bei

mir. Ich habe dann auch deinen Bruder des Mordes an Alfred anklagen lassen, obgleich seine Unschuld mir bekannt war. So, nun sprich du!«

»Warum tatest du das?« erklang es nach einer langen Pause leise.

»Ich könnte erwidern für den letztern Fall: weil ich der Sache ihren freien Lauf lassen wollte, du wünschtest es ja. Nein, ich will mich nicht bei spitzfindigen Redensarten aufhalten. So höre denn, Imma: Weil ich dich liebe, deshalb tat ich es. Weil ich dich liebe! Ich bin nicht der nüchterne, prosaische Advokat, für den mich alle Welt halten mag. Mit List und Gewalt habe ich dich mir errungen. Wie ein Tscherkesse habe ich dich geraubt. Und ich bin der Mann, meine Beute festzuhalten. Man soll es wagen, sie mir wieder zu nehmen! Ich trotze der ganzen Welt! Denn ich liebe dich!«

Auch bei diesen leidenschaftlichen Worten blieb Perkins äußerlich ganz derselbe ruhige Mann, und ebenso ruhig verhielt sich Imma.

»Unser Pakt gilt noch,« fuhr er fort, als sie schwieg, »du hast erreicht, was du gewollt, ich habe ratend an deiner Seite gesessen, ich habe meine Pflicht erfüllt. Nun erfülle du auch die deine. Willst du von nun an meine Gattin sein?«

»Ich will – ich muß!« sagte sie mit fester Stimme.

Da trat er auf sie zu und nahm ihre Hand, sein Ton wurde weich.

»Du sollst es nicht bereuen, denn ich liebe dich wirklich, meine Imma.«

Sie fuhren zusammen nach der Lincolns Inn.

Wieder drängte sich die Menge Kopf an Kopf in dem großen Amphitheater. Man wußte zwar schon, daß der Angeklagte freigesprochen werden würde, und das war eigentlich nicht interessant, aber jeder, der den frühern Sitzungen beigewohnt hatte, in dem Glauben, vielleicht sogar in der Hoffnung, den Kapitän Flederwisch des Mordes an Alfred Werner überführt zu sehen, fühlte sich förmlich verpflichtet, nun auch den Freispruch zu hören.

Der Angeklagte wurde in die Box geführt. Es ging umständlicher denn je zu, der Clerk verlas die langen Protokolle, die Richter hielten lange Reden.

Unverwandt hing Flederwischs Auge an der keine zehn Meter von ihm sitzenden Schwester, und Imma erwiderte seinen Blick.

Hatte Kapitän Flederwisch, wie er ja nun einmal im Volksmunde hieß, bisher ein gleichgültiges oder spöttisches Benehmen gezeigt, manchmal auch etwas Niedergeschlagenheit, so drückte jetzt sein ganzes Wesen durch diese Bewegungslosigkeit feierliche Ruhe aus. Er war ganz der Angeklagte, der seinen Urteilsspruch erwartete.

Zuletzt nahm der Chairman das Wort, indem er noch einmal alles zusammenfaßte. Die eine Anklage war von selbst hinfällig geworden, seit der angeblich durch Flederwisch Ermordete vor Gericht erschienen war. In Anbetracht aber des Umstandes, daß er seinen Gläubigern stets auf das pünktlichste und dabei auf eine unverkennbar vornehme Weise gerecht geworden war, konnten die Richter nicht zu der Ansicht kommen, daß er an Davis' Ermordung schuldig oder beteiligt gewesen sei, oder daß er sie indirekt veranlaßt habe.

»Nichtschuldig!«

Langsam hob Flederwisch beide Arme empor.

»Ich bin kein Mörder!« rief er.

Die Unruhe, die unter dem Publikum entstanden war, machte augenblicklich wieder einer Todesstille Platz. Er hatte die Arme wieder sinken lassen, er schien etwas zu den Richtern gesagt zu haben, was man nicht gehört hatte.

»Es sei Euch gestattet! Sprecht!« rief der Chairman.

»Ungerecht angeschuldigt hat man mich vor das hohe Gericht gestellt. Unter dem Einflusse eines falschen Verdachts hat man mich nach Newgate in den Kerker gebracht und das Herz meiner Schwester mir entfremdet. Der aber, der mich wider besseres Wissen verdächtigte und anklagte – wider besseres Wissen, sage ich, denn er wußte genau, daß Alfred Werner, mein Steuermann, noch lebte, derselbe war bei ihm gewesen – dieser gewissenlose Schuft, der mich meiner Freiheit nur beraubte, um meine Schwester zur Ehe mit ihm zu zwingen – er sitzt dort – es ist der Rechtsanwalt Perkins! Nun, ihr Herren, wer ist denn nun der Schurke? Ich, der unschuldig Angeklagte, oder jener dort, der den Bruder seiner Braut kaltblütig dem Henker überliefern wollte, um die Schwester zu erringen? Wer von uns beiden ist der Meuchelmörder?«

Perkins war aufgesprungen, leichenblaß und am ganzen Leibe zitternd. Er rang sichtlich nach Worten zu einer Erwiderung, und dann durchdrang die Stimme Kapitän Flederwischs abermals den Lärm – er war ja gewöhnt, den tosenden Sturm zu übertönen.

»Ruhe! Er soll sich verteidigen, wenn er kann!«

Es ward ihm sofort gehorcht, und selbst die Richter wagten nicht, diesen unerhörten Eingriff in ihre Gerechtsame zu rügen. Sie hatten noch selber nicht etwas Aehnliches erlebt,

sie standen unter dem Banne des Ungewohnten und der Ueberraschung.

Der Rechtsanwalt Perkins warf seinem Ankläger einen haßerfüllten Blick zu, dann öffnete er den Mund zu einer Entgegnung.

Er kam nicht dazu.

Halblaut, aber deutlich vernehmbar auch in den fernsten Ecken des Saales, kam von Immas Lippen nur ein einziges Wort. Sie rief es sogar deutsch, aber es hatte zufällig denselben Klang mit dem englischen.

»Mörder!« Dann wendete sie sich verachtungsvoll von dem Manne ab, dessen Namen sie trug.

»Imma!« stöhnte er. Dann begann er plötzlich zu taumeln. Sein Gesicht verzerrte sich und färbte sich dunkelrot. Seine Hände tasteten haltsuchend in der Luft umher, sie griffen ins Leere, und ehe die Konstabler hinzuspringen konnten, sank Perkins mit dumpfem Laute rückwärts zu Boden.

»Er ist tot!« konstatierte der anwesende Gerichtsarzt, indem er sich aus der knienden Stellung wieder aufrichtete. »Es war ein Hirnschlag!«

»So sei Gott seiner Seele gnädig!«

Mit diesen Worten verließ Flederwisch den Saal, und hinter ihm trug man den Toten hinaus.

Die Geschwister aber begrüßten sich nicht.

Imma wollte den Weg durch ihr ferneres Leben ganz einsam wandeln, hoffnungslos liebend, würde sie bald vor Lebensmüdigkeit entschlummern – das war ihr Zukunfts-traum.

Einige Tage später kam Manuel vor die Geschwornen. Noch immer trug der widerspenstige Untersuchungsgefangene Ketten. Bei dem vorhergehenden Verhör zeigte es sich, daß er inzwischen von dem Schicksal der Inselbewohner und aller seiner Gefährten erfahren hatte – woher, das blieb unbekannt, hatte ja auch nichts zu sagen – und nur um so trotziger und höhnischer schienen seine Antworten gerade deswegen zu werden, und man sah ihm sein Bedauern an, nicht mehr wie sonst die Schwester seines Kapitäns auf der Zeugenbank zu erblicken. Vielleicht hatte er noch einen Trumpf gegen die Anklägerin ausspielen wollen.

Aber er wußte noch nicht, daß der Steuermann, wegen dessen Ermordung er angeklagt war, noch lebte.

Das war kein unrechtmäßiger Gang der Verhandlung. Die englischen Richter wußten, was sie taten. Dem Angeklagten war ein Solicitor als Verteidiger gestellt worden, aber erst, wenn Manuel schuldig gesprochen und vom Sheriff mit dem Vorschlage einer seiner Ansicht nach hier angemessenen Strafe den Geschwornen überwiesen wurde, hätte der Verteidiger sein ›Veto‹ eingelegt.

Vorläufig befand sich der Mulatte noch in der Meinung, man könnte ihm das Gegenteil seiner Behauptung, die sich doch mit der Flederwischs decken mußte, der Steuermann sei über Bord gewaschen worden, nicht beweisen; demnach mußte er auch noch von seiner endlichen Freisprechung überzeugt sein.

Auch hier war die Ruhe in der vieltausendköpfigen Menge nichts als Spannung. Schließlich mußte es doch kommen, und wie ungefähr, das wußte man auch schon. Umsonst verheimlichte der Inquisitor nichts, stellte viele Kreuz- und Querfragen, und er würde sich auch hüten, sich dem

beständig Notizen machenden Verteidiger eine Blöße zu geben. Ja, jene Stammgäste des Gerichtssaales, welche, wenn sie nicht als Angeklagte vor den Schranken stehn, immer als Zuschauer auf den ersten Bänken sitzen, die »Kriminalstudenten«, wußten ganz genau, was man mit dem Mulatten vorhatte. Man ließ ihm Gelegenheit, durch offnes Geständnis sich mildernde Umstände zu verschaffen, wovon er freilich keinen Gebrauch machen würde.

»Wißt Ihr, wo sich die verschollenen fünfzig Tonnen Gold der englischen Münze befinden?« lautete eine jener plötzlichen Kreuzfragen.

Wäre der Angeklagte nur wenigstens etwas zusammengesackt, man wäre ihm schon weiter zu Hilfe gekommen, aber Manuel verriet sich durch nichts.

»Welche fünfzig Tonnen Gold?« fragte er, und sein Stauen paßte nur zu seiner scheinbaren Unwissenheit.

»Der Kapitän Paul Müller, genannt Flederwisch, ist tot,« fuhr der Inquisitor fort.

»Das ist eine verdammte Falle von Euch,« war Manuels Entgegnung, und er hatte ja ein Recht, diesen Vorwurf zu machen, nur hätte er etwas höflichere Worte gebrauchen sollen. »Ich weiß gar nicht, warum Euer Gnaden sie mir stellt?«

»Er hat sich hier im Gerichtssaale selbst getötet.«

»Unsinn, fällt dem gar nicht ein,« knurrte der Mulatte.

»Er trug Gift bei sich in einem Ringe, aus dem durch eine verborgne Feder ein Stachel hervorgeschneilt werden kann. Glaubst Ihr mir nun?«

Der Richter stellte diese Falle auf Nobodys Rat, denn nur dieser wußte, wie man den Trotz des Mulatten brechen konnte.

Da ging mit demselben eine gewaltige Veränderung vor sich, man sah ihn langsam in sich zusammensinken, der Kopf fiel hörbar auf die Brust.

»Tot – mein Kapitän!« erklang es nach einer langen Pause klagend, nur geflüstert und dennoch vernehmlich auch für den Entferntesten.

Dann richtete er sich mit einem wilden Rucke wieder empor.

»Nun, was soll's?«

»Ihr habt dem Steuermann von hinten dieses kubanische Messer in den Rücken gestoßen, gesteht es!« sagte der Richter mit Nachdruck, die Machete zeigend.

»Beweist es mir doch! Es ist nicht wahr, behaupte ich!«

»Wir wissen es!«

Wieder wurde Manuel von einer furchtbaren Bewegung ergriffen, doch diesmal nur für die Richter und Nächstsitzenden bemerklich.

»Er – er – hat – mich – verraten?« brachte er endlich mit leiser, stockender Stimme hervor, und angstvoll hingen die blutunterlaufenen Augen an dem Inquisitor.

Dieser brauchte nicht die Unwahrheit zu sprechen, und außerdem war er ein älterer, erfahrener Mann. Welche Erkenntnisse in Menschenherzen mochte er hier schon gesammelt haben, und er mochte in diesem Mulatten mehr sehen als nur einen rohen, jeder Gewalttat fähigen Menschen. Er war Flederwischs Bootsmann gewesen, sein Begleiter, vielleicht sein Freund, jetzt sein Leidensgefährte – und er war ein Neger und jener sein Herr gewesen. So ahnte der Richter, was in dem Mulatten vorging.

»Nein, er hat Euch nicht verraten, hat nichts über Euch angegeben.«

Die Milde war übel angebracht. Da plötzlich fuhr Manuel mit einem wilden Triumph auf.

»Nicht? Ich wußte es! Dann ist's gut, dann ist alles gut! Nun denn, so hört, ihr blutigen Bastards: ja, ich habe den Steuermann ermordet, ich habe noch viel mehr von euch verfluchten Engländern ermordet! Aber ihr werdet mich nicht hängen, niemals, ihr werdet mich vielmehr sanft zu Tode füttern. Er hat's euch nicht gesagt, er hat's euch nicht gesagt, da kenne ich meinen Herrn besser! Wißt ihr, wo ich dem Steuermann das Messer in den Rücken rannte? Hahaha! Dort, wo die fünfzig Tonnen Gold liegen! Wo das ist? Hahaha, sucht es euch doch selbst! Denn mein Kapitän hat es euch nicht gesagt.« Und mit womöglich noch grimmigerem Trotze setzte er hinzu: »Nun ist der Kapitän tot, nun ist es Zeit, nun bin ich der letzte, der etwas davon weiß, und von mir sollt ihr nichts erfahren, ihr englischen Hunde.«

Ein im Publikum auszubrechen drohender Tumult erstickte von selbst augenblicklich wieder. Denn jetzt, vom Angeklagten ungeahnt, kam der dramatische Effekt, die Lösung.

»Blickt dorthin!« sagte der Richter, die Hand ausstreckend.

Immer noch das häßliche, höhnische Lachen im Gesicht, drehte Manuel sich nach der bezeichneten Richtung um. Wohl erstarb sofort das Lachen, machte aber doch keinem entsetzten Ausdruck Platz, er prallte auch nicht zurück, dafür streckte er langsam den Kopf vor, immer weiter, auch seine Augen quollen hervor.

»Ihr – Ihr – Steuermann – Gott mache mich blind! – Ihr lebt noch?« sagte er leise, dann aber, wie er langsam den Kopf wieder einzog, dies alles machte einen fast komischen Eindruck, als er dann nach einer Pause laut hinzusetzte:

»Hängt Euch! In die Tretmühle sollt ihr mich doch nicht bekommen!« Und er fuhr sogleich fort: »Wenn der Steuermann noch lebt, so habe ich Davis ermordet. Beweist mir, daß ich es nicht getan habe!«

Manuel ahnte nicht, daß er mit dieser Aufforderung sein eignes Todesurteil gesprochen hatte, denn kaum waren seine höhnischen Worte verklungen, da rief der vermeintliche Alfred Werner mit lauter Stimme:

»Ich will dir beweisen, Mann, daß du es getan hast!«

Da hörte man einen Moment lang keinen Atemzug mehr im Saale. Selbst der Mulatte vergaß sein höhnisches Lachen vor Ueberraschung. Dieser Steuermann schien ja ein ganz anderer geworden zu sein. Doch als Manuel seine Augen nach der Stelle richtete, wo Alfred Werner eben noch gestanden hatte, da war dieselbe leer.

Niemand wußte, außer den Richtern, was die Worte des Steuermanns zu bedeuten hatten, aber es sollte sofort offenbar werden.

Ohne daß es jemandem aufgefallen wäre, war vor Beginn der Sitzung in einem abgesonderten Winkel des Saales ein Vorhang angebracht worden, der die gleiche Farbe hatte wie die Wände des Raumes und sich daher nicht von denselben abhob. Jetzt rauschte er zurück, und – den Anwesenden stockte das Blut in den Adern. Manuels Augen aber öffneten sich unnatürlich weit.

Das war ja jene elende Dachstube, die er damals mir dem Kapitän Flederwisch betreten hatte, um die Schiebung mit dem Schiffsmakler abzuschließen. Und da stand dieser selbst! Der tote Davis war wieder lebendig geworden.

Kichernd und schmunzelnd stand der Alte dicht am Tische und betrachtete beim Scheine der trübe brennenden

Lampe, die der Mulatte ebenfalls kannte, ein Schriftstück. Es war das Dokument, das dem Makler die Erbschaft Kapitän Flederwischs verpfändete. Manuel sah es ganz deutlich.

Dann wendete Davis sich um, schlürfte zu dem gebrechlichen Schreibpult und öffnete es.

In diesem Moment rauschte der Vorhang wieder zusammen, aber nur um sich nach kaum einer Sekunde wieder zu öffnen.

Jetzt saß der Schiffsmakler am wackligen Tisch, den Rücken dem Fenster zugekehrt, vor sich eine Menge Papiere, in denen er regungslos las.

Und nun – die Spannung des Publikums stieg aufs höchste – tauchte hinter der blinden, schmutzigen Scheibe des einzigen Fensters etwas Dunkles auf. Zwei glühende Augen spähten nach dem Lesenden, und plötzlich ein Klirren – der ganze Fensterrahmen stürzte ins Zimmer, und ehe Davis noch aufspringen konnte, traf ihn die Schneide eines blinkenden Beiles mitten auf den Kopf, daß der Getroffene sofort zu Boden sank.

Ueber sein Opfer gebeugt, aber stand – Manuel, der Mulatte – genau derselbe, der doch dort auf der Anklagebank saß. Die beiden glichen sich Zug um Zug, denn das Gesicht des echten Mulatten war ebenfalls verzerrt in wildem Triumph der Mordlust. Er durchlebte noch einmal jene grauenvolle Stunde, und es war ihm gleich, daß er sich dadurch verriet.

Sein Doppelgänger jedoch trat zum Tische, musterte die dortliegenden Papiere, griff einige heraus, die er zu sich steckte, immer noch die Mordwaffe in der Hand. Die andern schleuderte er in den Kamin, den Inhalt der Schreibpultfächer dazu – er fand bares Geld – in die Tasche damit – so

– jetzt ein Streichholz – nein, erst noch Petroleum aus der zerbrochenen Lampe darauf – hei, wie das emporloderte!

Ein höhnisches Gelächter durchgellte den Saal. Es waren dieselben Töne, die die Anwesenden heute schon mehrmals aus dem Munde des Angeklagten gehört hatten. Dann war die Dachstube leer. Der Mulatte hatte sich durch die Fensteröffnung in Sicherheit gebracht. – Der Vorhang rauschte abermals zusammen, ein befreiender Atemzug entrang sich allen, doch noch blieb alles still, und so hörte man plötzlich die Frage des Angeklagten:

»Verdammt, was war das?«

Hinter dem Vorhang hervor trat ein Mann – ein Farbiger – Manuels Doppelgänger.

»Tatest du das?« fragte er genau mit dem Tonfall des Mulatten.

»Bei allen tausend Teufeln der Hölle, ja – doch nein –«

»Wer ich bin, willst du wissen?« unterbrach ihn der andre.

»Sieh her!«

Der Sprecher hob die Arme, verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht, wendete sich halb ab. Langsam drehte er sich dann wieder herum.

Verwundert, fast entsetzt blickten alle ihn an.

Das war ja wieder der alte Davis, wie er sich leise kichernd die knochigen Finger rieb – nein! Er war es nicht. Das faltige, hagere Gesicht verwandelte sich schon wieder.

»Steuermann, Ihr –?« schrie der Mulatte.

In der Tat, das war wieder der erste Steuermann von Kapitän Flederwischs Frithjof.

»Du irrst,« entgegnete er trotzdem. »Auch dieses Antlitz ist nicht mein wahres – ich kann es dir auch nicht zeigen, denn wisse – ich bin der Detektiv Nobody!«

Eine leichte Verbeugung gegen die Richter und gegen das Publikum, dann war der berühmteste aller Detektiven verschwunden, und ehe das Publikum noch die Fassung zurück-erlangte, tönnten von draußen helle Stimmen. Die Zeitungen schrien die neueste Nummer von ›Worlds Magazine‹ aus.

»Der Mörder des Schiffsmaklers Davis überführt! Detektiv Nobodys neueste Tat!«

Da gab es kein Halten mehr. Ohne zu warten, bis die Sitzung aufgehoben war, drängte das Publikum sich aus dem Saale, um möglichst schnell eine Nummer von ›Worlds Magazine‹ zu erstehn.

Manuel aber ward in den Kerker zurückgeführt. Sein Trotz war nicht gebrochen, der Mulatte sah sich nur vorläufig am Ende seiner Verstandeskraft. Gestanden aber hatte er, und bewiesen war ihm die Tat auch. Er war dem Henker verfallen.

Am Tage seiner Hinrichtung drängte sich die Menschenmenge in der Newgatestreet Kopf an Kopf. Schon um Mitternacht begannen sie zu wandern, um die ersten an dem mächtigen, eisernen Tore zu sein, das den Hof des unheimlichen Gebäudes von der Straße abschließt, hinter welchem Tore sich der Galgen erhebt. Aber schon um Mitternacht fanden sie diesen besten Platz bereits von Hunderten besetzt, obgleich die Hinrichtung doch erst mittags um zwölf Uhr stattfinden sollte!

Dabei öffnet sich ihnen das Tor nicht einmal, sie bekommen gar nichts zu sehen, nur die zwölf Schläge des Sterbeglöckchens wollen sie hören, bei dessen letztem Schläge das Fallbrett unter den Füßen des Delinquenten niederklappt.

Höhnisch und trotzig, wie er im Leben gewesen, endete der dämonische Mulatte, und auch noch in seiner letzten Viertelminute spielte er einen Streich.

Die Arme in einer Art von Zwangsjacke, die Schlinge um den Hals, so stand er hoch oben auf dem Fallbrett. Das furchtbare Glöckchen begann in langsamen Pausen mit hellem Tone zu schlagen – für die meisten mag jede Pause eine Ewigkeit sein, wie draußen für die Lauscher.

»Eins,« zählte er mit lauter Stimme mit, »zwei – drei . . .« und da sprang er mit gleichen Füßen über das Fallbrett hinweg und stürzte, bis die Schlinge ihn aufhielt und ihm das Genick brach. Es war sein letzter höhnischer Possen gewesen.



Vergebens hatte inzwischen Kapitän Flederwisch auf den Besuch Alfreds gewartet. Wohl hatte man ihm von dem seltsamen, grauenhaften Schauspiel berichtet, das sich in jener Gerichtsverhandlung abgespielt hatte, wohl wußte Flederwisch nun auch, daß der Mann, der als erster Steuermann an Bord der Frithjof geweilt hatte, der berühmte Detektiv Nobody gewesen sein sollte, aber noch bezweifelte er es. Er mußte das aus dem Munde des Freundes selbst hören. Selbst die Enthüllungen, die ›Worlds Magazine‹ brachte, überzeugten den Kapitän nicht. Er hatte inzwischen ein Schreiben bekommen, unterzeichnet von Alfred Werner, und darin forderte dieser ihn auf, die Expedition zu führen, die zur Suche des Goldschiffes nach den Gallopagos aufbrechen sollte, und

Flederwisch hatte sich sofort bereit erklärt. Er war eben umgewandelt worden, und er wollte sich des Vertrauens würdig zeigen, das der neugewonnene Freund in ihn setzte. Er wollte sich auch die Liebe der Schwester zurückgewinnen.

Diese fand allgemeines Mitleid, das in Bewunderung überging, als man hörte, daß sie das von ihrem Gatten hinterlassene Vermögen dessen Verwandten abgetreten hatte und keinen Penny davon für sich behielt.

Im Vordergrund des Interesses stand jedoch der Goldschatz von hundert Millionen und die beiden, die denselben entdeckt hatten: Detektiv Nobody und Kapitän Flederwisch. Sie waren die Helden des Tages, über die sofort eine neue Pennyliteratur entstand. ›Worlds Magazine‹ aber mußte bei jeder Nummer die Auflage verdoppeln und trotzdem jedesmal noch nachdrucken. Es ward die meistgelesene Zeitung in den Vereinigten Staaten und in den Vereinigten Königreichen.

Zugleich mit der Meldung von der glücklichen Ankunft der Expedition in Guayaquil brachten die Zeitungen auch die Nachricht, daß dort Mrs. Lewis sanft verschieden sei, die alte, energische Dame, die fanatische Engländerin, welche vor Jahren einmal durchaus eine politische Rolle hatte spielen wollen, so eine Art Lady Esther Stanhope, und, als ihr das nicht geglückt, gleich jener ins Ausland gegangen war, die in Südamerika jedenfalls ein weiblicher Cecil Rhodes hatte werden wollen. Aber zum Wagen gehört der Erfolg, und da dieser bei ihr ausgeblieben war, wurde sie bald vergessen.

Das Gold wurde gefunden, vollzählige fünfzig Tonnen. Nun klang erst recht das Lied vom braven Mann, vom Detektiven Nobody; andre priesen Kapitän Flederwisch noch höher, daß er den Goldschatz nicht berührt hatte. Denn, Hand aufs Herz, wer hätte es nicht getan?

Es folgten Berichte, wie es jetzt auf den Gallopagos aussähe – wüster als zuvor; jetzt war auch die Vegetation vernichtet – und wie auf den sogenannten Fraueninseln über zehntausend Menschen dem Hungertode nahe seien. Der edle Kapitän Flederwisch jedoch schien seinen Finderlohn auf Kredit dazu zu benutzen, die Unglücklichen nicht nur zu speisen und zu kleiden, sondern sie auch nach ihrer Heimat zu schicken, und das nach Auszahlung ihres vollen Lohnes, den sie zu erwarten gehabt hatten, und den Rest seines Geldes, noch immer einige Millionen, sollte er dem Liquidationskomitee übergeben haben.

Nobody aber löste auch sein letztes Versprechen ein, das er sich selber gegeben hatte. Er sorgte dafür, daß Carmencita nach Südamerika zurückgebracht ward. Er selbst hatte Wichtigeres zu tun und bediente sich, ohne daß diese ihn kannten, mehrerer Mittelspersonen.

Carmencita hatte sich durch ihr skandalöses Auftreten in der Vorhalle der Lincolns Inn die Gunst des auf Anstand haltenden Tingeltangeldirektors verscherzt; es war ihr gekündigt worden, sie durfte gar nicht mehr auf der Bühne erscheinen, es wurden ihr zwei Wochen Gage bezahlt. Diese war schnell verjubelt, schon wanderte der Schmuck ins Pfandhaus, ebenso die Garderobe; die bittere Not stand bereits vor der Tür, als sich der schnell Herunterkommenden eines Tages ganz unerwartet ein geheimnisvoller Herr vorstellte.

Er sei der Direktor eines weltbekannten Detektivbureaus. Seiner Zeit habe ihr doch ihre Tante, Senora Estrella, 15.000 Pfund Sterling entwendet. Wenn sie gewillt sei, mit ihm zu teilen – denn es sei noch alles vorhanden – würde er ihr das gestohlene Geld wiederverschaffen.

Carmencita verlor vor Freude die Besinnung. Aber alle Fragen und Bitten nutzen nichts, erst mußte der Kontrakt gemacht werden, wonach sie dem Direktor 7500 Pfund verschrieb. Schwindel konnte es nicht sein, denn eine weite, weite Reise sei dazu nötig, und da sie kein Geld, nichts besäße, würde ihr alles, was sie brauchte, vorgeschossen werden. Nun, zu verlieren hatte Carmencita überhaupt nichts, nur zu gewinnen, und daß der geriebene Privatdetektiv den Kontrakt so fein zu formulieren wußte, daß alles in seine Tasche floß, merkte sie nicht. Lieb war es ihm zu hören, daß Carmencita ja auch noch Ansprüche auf weitere 20.000 Pfund zu machen hatte, und dasselbe Spiel wiederholte sich. Der geriebene Direktor verschwieg natürlich, daß er seine Kenntnisse einem ihm zugegangnen anonymen Brief verdankte. Wirklich, sie erhielt Garderobe; in einer regnerischen Nacht begleiteten jener Direktor und ein anderer Herr von kreolenartigem Aussehen sie an Bord eines Passagierschiffes; eine Kabine zweiter Kajüte wurde ihr angewiesen, und wenn Carmencita auch noch nicht einmal wußte, wohin denn das Schiff ging, so befand sie sich doch in der seligsten Stimmung; umsonst würde man sich doch nicht solche Kosten machen, und ein Traum gaukelte ihr die wiedergewonnenen Reichtümer vor – und die Rache an der Treulosen.

Am nächsten Morgen erfuhr sie natürlich das Ziel des Dampfers: Aspinwall. Später, nach Passierung eines gewissen Längengrades, wurden ihr auch von dem Privatdetektiven Offenbarungen gemacht, jetzt konnte sie ja nicht wieder herunter vom Dampfer, um billigere Hilfe in Anspruch zu nehmen.

In dem zerstörten Quito wurde eifrig gebaut, dadurch war dort ein reges Leben entstanden, und so etwas lockt immer Abenteurer an, männliche und weibliche. Schon seit längerer Zeit hatte dort eine Madame Scanzoni ein elegantes Haus eröffnet, in zwei Hälften geteilt; in der einen, in der großen mit den Samtmöbeln und Spiegeln, wurden die beseren Gimpel gerupft, in der andern, der bescheidnen Spelunke, die fleißigen und spiellustigen Arbeiter, und das Geschäft blühte. ›Madame Scanzoni‹ aber war keine andre als Estrella.

Das war die ganze Erklärung. Man würde dieser Madame Scanzoni schon alles wieder mit Hilfe des Gerichtes abnehmen, was nicht ihr gehörte; deswegen brauche Carmencita keine Sorge zu haben.

Die Reise nahm die gewöhnliche Passagierroute über Aspinwall und Panama nach Guayaquil.

Ach, da war wieder die Küste ihres schönen, sonnigen Ecuadors! Und dort war ihr Geld!

An einem glühenden Nachmittage betraten sie das Land. Oede lagen die Straßen in dieser Sommerhitze da, jetzt war Siesta.

Nur ein Trupp johlender, in den Sätteln schwankender Gauchos kam im Galopp die Straße herauf.

Ach, das war doch ein andres Bild als in dem nebligen London, das wirkte herzerfrischend!

Da, ein gellender Jauchzer, einer der Gauchos jagte auf die Reisenden zu.

»Ich habe sie! Ich habe sie! Und morgen ist Vollmond! Nun kann ich wieder schießen!«

Nur wie eine Vision sah der englische Privatdetektiv den Reiter angesprengt kommen, ein schwarzes, eingefallenes, skelettartiges Gesicht, eine Hand schlang sich um Carmencitas Haar, ein Ruck, sie lag vor ihm quer im Sattel, und fort war er wie ein Phantom, ihm nach die brüllende Truppe, verschwunden um die nächste Ecke.

Ja, was war denn das gewesen? Carmencita war nicht mehr an des Detektivs Seite. Sein Begleiter, ein Südamerikaner, konnte ihm keine Auskunft geben, wußte ihm nicht zu raten, hier war er selbst fremd.

»Das war Pepe-Pepe, der Zambo bravo,« sagte vergnügt ein Gepäckträger.

Der Direktor stürzte auf einen Mann zu, der etwas Aehnliches wie eine Uniform trug und jedenfalls ein Konstabler sein mußte, denn er stand an einer Ecke. Der verstand ihn nicht, bettelte ihn aber um eine Zigarette an. Den zweiten Konstabler fand er schlafend im Schatten der Häuserwand liegen; der Mann schimpfte, daß der Mensch nicht einmal mehr in der Siesta seine Ruhe habe.

Es sei kurz gesagt: zu sehen bekam er Carmencita nicht mehr, und als er auf eigne Faust Madame Scanzoni als Diebin anzeigte – er sei der Bevollmächtigte ihrer Nichte – wurde seine Klage nach längerer Zeit als unbegründet zurückgewiesen; er mußte die Gerichtskosten bezahlen und konnte wieder nach Hause fahren.

Doch zu erfahren bekam er noch Carmencitas Schicksal. Gleich am nächsten Tage nach ihrer Entführung sprengte ein

Gaicho durch die Stadt, schon auf der Straße nach einem Priester schreiend, Pepe-Pepe, der Zambo, sei tot. Als er den Priester gefunden und bestellt, stieg er vor einer Schenke ab und erzählte die Einzelheiten.

Die Geschichte war zwar hübsch, aber für jene Gegenden sehr einfach. Bekanntlich konnte Pepe-Pepe, der Zambo, nicht mehr schießen, d. h. er schoß immer daneben. Nach vielen nutzlos angewandten Mitteln hatte ihm der berühmte Mediziner der Orejones gesagt, wie er den Zauber von Auge und Hand bannen könne. Dazu müsse er jenes Weib, das ihn verzaubert, haben; er solle Carmencita mit den Haaren in einer Vollmondnacht an den Schweif seines Pferdes binden und bis zum Aufgange der Sonne um die Estancia jagen, in der er zuletzt geschlafen, dann könne er wieder schießen.

Das hatte denn Pepe-Pepe, der Zambo, in dieser Nacht pünktlich ausgeführt, erzählte der Gaicho, und wie die Sonne aufging, hatte er immer in diese geschossen und ›ich kann wieder schießen, ich kann wieder schießen!‹ dabei geschrien, darauf war er auf den Rücken gefallen, hatte noch ein bißchen mit den Beinen gezappelt, und dann war er so mausetot gewesen wie das nackte Weib, nur nicht so furchtbar entstellt.



Kapitän Flederwisch erfuhr in New-York aus Nobodys Munde das fürchterliche Ende der Quadrone. Wie die beiden dort zusammengetroffen waren, ist an anderer Stelle bereits erzählt worden, ebenso wie sie an Bord der Wetterhexe

von London ausführen, um den »gelben Drachen« unschädlich zu machen, wie sie unterwegs ganz Monte Carlo rebellisch machten, und wie sie endlich das Ziel ihrer Fahrt erreichten.

Flederwisch und Nobody aber waren fortan unzertrennliche Freunde, und ihre weitem Taten sollen nunmehr nach dem Tagebuch des berühmten Detektiven berichtet werden.

4. WLADIMIR ZWANOWITSCH.

»Ei, verflucht!« brummte Lord Hannibal Roger, als sein Freund Alfred ihn wirklich verlassen hatte, um nach den verschwundenen amerikanischen Goldfeldern zu suchen. »Das kommt davon, wenn man sich mit einem derartigen Menschen einläßt, der in aller Welt bekannt ist und den doch jeder für einen andern hält! Ich möchte wahrhaftig wissen, als was er dort in Kalifornien wieder auftritt!«

Der edle Lord schritt mehrmals in dem vornehm ausgestatteten Hotelzimmer auf und ab. In seinem Aeußern deutete nichts darauf hin, daß er erregter war als sonst oder gar ungehalten, aber in Wirklichkeit war das doch der Fall, wenn auch nur für kurze Zeit. Nicht daß Nobody ihn so ganz plötzlich verlassen hatte, kränkte Roger, denn das brachte der Detektivberuf so mit sich, sondern, daß Alfred ihm keine Anweisungen für die Zeit seiner Abwesenheit erteilt hatte. So sehr war also selbst dieser willenskräftige Engländer, für den es sonst nichts Unmögliches gab, durch Nobody beeinflusst worden, daß er nichts ohne ihn tun wollte. Lord Roger wußte eben bereits, wie sein Freund alle Pläne, die er auszuführen gedachte, bis in die kleinste Einzelheit im voraus erwogen hatte; gebunden erachtete er sich allerdings dadurch niemals.

»In Petersburg bin ich nun einmal,« fuhr Lord Roger in seinem Selbstgespräch fort, »und hergekommen bin ich wegen dieser Anita Urlewsky, die uns zu dem russischen Kriegsplan, betreffend die Mandschurei, verhelfen sollte. Hm, ich meine, da wäre es nicht so ganz dumm und auch nicht zwecklos, wenn ich diese Dame wenigstens kennen lernte. Ihren Lebenslauf hat mir Alfred in groben Zügen bereits geschildert, und es lockt mich, ein Weib zu sehen, das um des Gatten willen, den man in die Verbannung schickte, sogar die eigene Ehre opferte und doch nichts erreichte. Ich glaube, diese Gräfin ist die einzige Frau, die mir imponieren kann.«

Lord Roger trat an eins der Fenster und schaute hinunter auf die Straße, ohne jedoch das Treiben dort zu sehen. Er war noch mit seinen Gedanken beschäftigt. Doch plötzlich ward er aus denselben aufgeschreckt. Ein mit den in Rußland üblichen drei Pferden bespanntes Geschirr kam in voller Karriere daher, aber der dicke Kutscher parierte die Rosse trotzdem mit bewundernswerter Kunst unmittelbar vor dem Portal des Hotels.

Der Türsteher und mehrere Kellner eilten dienstbeflissen herbei und verbeugten sich tief vor der aussteigenden Dame, deren kostbare, elegante Toilette sie als Angehörige der vornehmen Gesellschaftsklasse kennzeichnete. Ihr Gesicht konnte der Lord nicht erblicken, weil es durch einen dichten Schleier verhüllt war, aber der Engländer war Frauenkenner und merkte sofort, daß die Unbekannte herrlich gewachsen war. Wenn das Antlitz dieser Figur entsprach, dann war sie eine Schönheit ersten Ranges.

»Merkwürdig, daß mich dieses Weib überhaupt interessieren kann,« sagte Lord Roger zu sich selber, als die Dame seinen Blicken entschwunden war, und eben wollte er sich

wieder dem Problem zuwenden, das er ohne Nobodys Hilfe zu lösen gedachte, da ward diskret an die Zimmertür geklopft, und auf ›*Entrez!*‹ des Lords hin erschien ein Kellner vor diesem, entschuldigte sich demütig, daß er sich selbst Eintritt verschafft habe, es sei kein Diener mehr im Vorzimmer.

»Was gibt's?« unterbrach Roger den Redeschwall des Befrackten.

»Eine Dame wünscht Ew. Herrlichkeit zu sprechen und läßt um Gewährung einer Unterredung bitten!«

»Sie ist eben erst vorgefahren?«

»In der Tat! Ew. Herrlichkeit –«

»Wer ist sie? Wie nennt sie sich?« fragte der Lord.

»Verzeihung! Ihren Namen wollte sie nicht nennen.«

»So empfangen Sie sie nicht!«

»O – ach – bitte ergeben Sie sich – Ew. Herrlichkeit kennen Sie nicht,« stammelte der Kellner.

»Richtig, und deswegen existiert sie nicht für mich,« entgegnete der Lord, sich wieder dem Fenster zuwendend, zum Zeichen, daß die Sache für ihn erledigt sei. Er handelte ja ganz korrekt, wenigstens den Anschauungen seiner Nation entsprechend. Ein echter Engländer verkehrt nur mit Leuten, die ihm in aller Form vorgestellt sind. Für andre hat er auch nicht ein Wort. Bei diesem Lord aber kam noch seine Weiberfeindschaft, oder besser, seine Weiberverachtung hinzu.

Der Kellner jedoch ging nicht. Er wand sich vor Verlegenheit wie ein getretener Wurm, endlich aber schien er doch einen Weg gefunden zu haben, der Dame zu der gewünschten Unterredung zu verhelfen.

»Ew. Herrlichkeit –« begann er.

Hoheitsvoll wendete Lord Roger sich ihm zu.

»Sie sind noch hier?«

Der Mann knickte noch mehr als bisher in den Knien zusammen.

»Die Dame – chch – die Angelegenheit sei sehr dringlich, sagte sie –«

»Wer?«

»Sie – die – nun, wenn Ew. Herrlichkeit mir Diskretion –«

»Bah! Gehn Sie!«

Hannibal wendete sich bereits wieder dem Fenster zu, da raffte der befrackte Ganymed all seinen Mut zusammen.

»Es ist die Gräfin Urlewsky!« stieß er hervor, aber wenn er sich von der Nennung dieses Namens eine besondere Ueerraschung versprochen hatte, dann hatte er sich geirrt, oder er hatte nicht mit dem Phlegma des Engländers gerechnet.

Ohne zu verraten, daß er gerade wegen dieser Dame nach Petersburg gekommen und eben im Begriff gewesen war, sie aufzusuchen, ohne das geringste Erstaunen darüber zu zeigen, daß sie von seiner Ankunft bereits wußte und selber zu ihm kam, fragte der Lord:

»Warum nannten Sie diesen Namen nicht gleich?«

»Ew. Herrlichkeit, sie hatte es mir verboten, nur für den äußersten Fall –«

»Lassen Sie die Gräfin doch nicht unnütz warten!« unterbrach ihn Roger, und der Kellner entfernte sich nun, insgeheim aber murmelte er vor sich hin: »Diese Engländer haben doch wahrhaftig alle einen Spleen, und bei dem rappelt's erst recht!«

Eine sonderbare, ihm selber unerklärliche Erregung hatte sich des Lords bemächtigt. Er wartete in höchster Spannung auf den Eintritt der Gräfin. Vielleicht war der gemeinsame

Hang zu Abenteuern die Ursache dieses unvorhergesehenen Besuches. Die Urlewsky hatte von den Fahrten Lord Hannibal Rogers gehört, und da sie anscheinend die gesellschaftlichen Vorschriften mißachtete, kam sie einfach zu ihm, sobald sie seine Ankunft erfahren hatte.

Ah, das war faktisch eine Schönheit!

Die Tür hatte sich geöffnet. Die Dame, die eben vor dem Hotel vorgefahren war, war eingetreten, jetzt aber den Schleier gehoben und mit großen, nachtschwarzen Augen den englischen Aristokraten musternd.

Derselbe erkannte seinerseits auf den ersten Blick, daß dieser Frau die Furcht vor Menschen fremd war; aber er sah auch den schwermütigen Zug, den ein geheimer Kummer um ihren Mund gelegt hatte, dessen schwellende rote Lippen doch nur zum Küssen und Lachen geschaffen schienen. Die übrige Erscheinung der Gräfin entsprach dem Eindruck, den der Lord bereits von ihr empfangen hatte. Sie war so recht geeignet, Männerherzen in Brand zu setzen, und die Zahl ihrer Anbeter mochte Legion sein, trotzdem durchaus nichts Sinnliches in dem Wesen dieser Frau lag.

Auch Anita Urlewsky schien von dem Eindruck, den Roger auf sie machte, befriedigt. Das bewies sie dadurch, daß sie mit leichtem, vornehmen Neigen des Hauptes ihren Namen nannte. Dafür, daß der Lord sie empfangen, dankte sie ihm nicht. Das war selbstverständlich für sie gewesen.

Die beiden hatten einander gegenüber Platz genommen, und der welterfahrene Engländer suchte noch nach einer einleitenden Phrase, da begann die Dame selbst das Gespräch, nicht etwa mit einer Entschuldigung, daß sie ihn ohne Begleitung in seiner Hotelwohnung aufsuchte.

»Ich habe eine Frage an Ew. Herrlichkeit zu richten,« sagte sie, dabei ihre Augen nicht von seinem Gesicht verwendend. »Sie kennen meinen Ruf und meine Schicksale?«

Lord Roger verbeugte sich schweigend.

»Wem verdanken Sie diese Kenntnis?« forschte die melodische Stimme weiter.

»Dem – einem Freunde!«

»Dem Kapitän Flederwisch!« behauptete Anita.

Der Lord stutzte einen Moment, doch dann sagte er sich sofort, daß es ja allgemein bekannt sei, daß er mit Nobody und Flederwisch zusammen die Ausrottung der chinesischen Seeräuber anstrebe. Die Kunde davon mußte namentlich in Rußland hohes und berechtigtes Aufsehen erregt haben, und vermöge ihrer Beziehungen zu allerlei politisch hervorragenden Männern mußte die Gräfin ganz genau über die Zwecke und Erfolge dieses Dreibundes orientiert sein.

»Jawohl,« entgegnete Hannibal Roger daher ohne Umschweife, »der Kapitän Flederwisch erzählte mir von Ihnen!«

Daß es in Wahrheit Nobody gewesen war, brauchte sie nicht zu wissen.

»Der Kapitän ist Ihr Freund?«

»Gewiß! Ich schätze mir dies als eine Ehre!«

Einen Moment ruhten die Blicke Anitas zweifelnd auf dem Sprecher, sofort aber schwand ihr Argwohn. Der Lord sagte die Wahrheit.

»Stehn Sie mit dem Kapitän in Verbindung?« fragte sie.

»Vorläufig nicht.«

»Sie können aber durch den Telegraphen mit ihm verkehren?«

»Wenn ein triftiger Grund vorliegt.«

»Das ist der Fall. Sie müssen den Kapitän sofort nach Petersburg rufen!«

Die Gräfin sprach diese Forderung so entschieden aus, als hätte sie ein gutes Recht dazu.

»Er wird nicht fort können!«

»Warum nicht?«

»Weil – er ist allein auf den Inseln geblieben.«

»Ah!« entfuhr es der Gräfin. »Auch Nobody ist mit hier?«

»Nanu!« dachte der Lord. »Weiß denn die alles?«

Laut aber sagte er:

»Das ist Geheimnis!«

Anita Urlewsky nickte, sann schweigend eine Weile nach und murmelte endlich mit halblauter Stimme zu sich selber gewendet:

»Er könnte mir vielleicht, nein, ganz entschieden noch eher helfen als Flederwisch! Diesem Detektiv ist noch nichts mißlungen, was er einmal unternahm. Doch nein! Er würde alles bis in die kleinste Einzelheit in seiner Zeitung, in ›Worlds Magazine‹, veröffentlichen, und das darf nicht sein! Derartige Enthüllungen sind unmöglich!«

Lord Roger wartete gespannt auf die weitere Entwicklung der Dinge.

»Sie verstehn mich nicht,« begann da die schöne Gräfin wieder, »und ich kann Ihnen keine nähern Erklärungen geben, ich darf Ihnen nur sagen, daß mein Gatte jetzt um jeden Preis befreit werden muß, falls ich ihn überhaupt noch lebend wiedersehen will, und das muß ich! Sein Geheimnis darf nicht mit ihm verscharrt werden!«

»Ein Geheimnis?« fragte der Lord.

Anita Urlewsky achtete nicht auf diese Unterbrechung. Sie fuhr fort:

»Kapitän Flederwisch ist ein alter Freund von mir. Er hat schon einmal sein eignes Leben für mich, für meine Ehre eingesetzt. Ihm allein kann und will ich auch die Rettung meines unglücklichen Gatten anvertrauen! Wie ein Fingerzeig Gottes erschien es mir, daß Sie nach Petersburg gekommen sind. Sie, der Freund meines Freundes. Ich eilte sofort zu Ihnen und –« in plötzlicher Erregung sprang die schöne Frau auf und warf sich vor dem Manne auf die Knie – »Lord Roger, Sie sind ein Gentleman! Helfen Sie einem armen, schwachen Weibe, dessen Kräfte in jahrelangem, vergeblichem Ringen sich verzehrten. Rufen Sie sofort den Kapitän Flederwisch hierher – in meinem Namen! Er wird nicht eine Sekunde zögern, ich weiß es!«

Die dunklen Augen der Gräfin füllten sich mit Tränen, und in einer Gemütsstimmung, die ihm bisher fremd gewesen, hob Lord Roger die Kniende sanft empor.

»Seien Sie getrost, arme Frau! Sie sollen uns nicht umsonst vertraut haben!«

»Sie telegraphieren sofort?« stieß sie freudestrahlend hervor.

»Nein!« entgegnete er jedoch.

Anita erbleichte.

»Nicht?« hauchte sie tonlos.

»Nein, telegraphieren werde ich nicht, denn Flederwisch kann nicht fort, kann die Inseln nicht verlassen, die einzig seiner Obhut anvertraut sind. Es handelt sich um Hunderte von Menschenleben, die vernichtet werden könnten, wenn er seinen Posten verließ, um Ihrem Rufe zu folgen! Er kann nicht fort!«

Die Gräfin rang verzweiflungsvoll die weißen Hände, doch schon fuhr Roger fort:

»Ich bin nicht ermächtigt, Ihnen zu sagen, was mich hierher führte. Mein Freund Alfred, der Detektiv Nobody, den Sie vorhin erwähnten, war ebenfalls in Petersburg, aber durch einen Zufall hat sich der Zweck meiner Anwesenheit erledigt. Auch ich sehe darin einen Fingerzeig Gottes. Gräfin, ich werde noch heute, noch in dieser Stunde zurückreisen und meinen Freund Flederwisch vertreten, bis er oder Nobody mich wieder ablösen kann. Ich will ihn herschicken, und er wird gern kommen. Nur eine Frage erlauben Sie mir noch. Ich kann Ihren unglücklichen Gatten nicht befreien?«

Anita Urlewsky schaute den Lord nachdenklich an.

»Nein,« erwiderte sie nach kurzem Schweigen, »Sie können es nicht, denn Sie sind ein Glied der hohen englischen Aristokratie und dürfen sich nicht in politische Konspirationen einlassen. Das könnte zu Verwicklungen zwischen England und Rußland führen, und dies möchte ich vermeiden! Die Wohlfahrt zweier Völker soll um eines einzelnen willen nicht in Mitleidenschaft gezogen, nicht gefährdet werden, auch wenn er mein Gatte ist. Hilft mir aber Kapitän Flederwisch, dann ist nichts derartiges zu befürchten!«

»*All right!* Ich muß Ihre Einwände anerkennen,« versetzte der Lord. »Sie haben recht. Ich werde also meinen Freund senden. Doch ich —« Er brach ab.

Er hatte sagen wollen:

»Ich bitte zu bedenken, daß er erst seit kurzem verheiratet, daß seine Frau eine russische Fürstentochter ist —« Nein, das ging nicht, dann hätte die Gräfin Flederwischs Hilfe nicht mehr gefordert, und geholfen mußte ihr werden. Sie verdiente es.

Anita Urlewsky wartete, daß der Lord fortfahren sollte. Das geschah nicht, und so fragte sie:

»Was wünschen Sie von mir?«

»Ich wollte bitten, diese Unterredung als beendet betrachten zu dürfen,« wick er geschickt aus. »Die Zeit ist kostbar. Wir dürfen keine Minute ungenützt verstreichen lassen.«

Da reichte ihm die Gräfin wortlos die Hand, und der stolze, steifnackige Lord beugte sich vor der einstigen Kunstreiterin, vor der berühmigten Abenteurerin, und küßte ihre Fingerspitzen.

Eine Sekunde darauf war er wieder allein, und nun fuhr er sich mit der Rechten über die Stirn. Aber er hatte nicht geträumt. Das diskrete Parfüm, welches das Zimmer erfüllte, bewies ihm, daß die Gräfin tatsächlich bei ihm gewesen war, und nachdem er den Kellner wegen der Zugverbindungen befragt und die Rechnung beglichen, bestieg Lord Roger die vor dem Hotel wartende Troika und fuhr nach dem Bahnhof. Hier gab er nur noch eine Depesche auf, und als er das Telegraphenbureau verließ, fauchte und rasselte schon der Eilzug in die Halle, der den englischen Aristokraten alsbald wieder dem fernen Osten zuführte.

Wie sich der geehrte Leser erinnern wird, ließ Nobody nach der Auffindung des geheimnisvollen Affenmenschen seine derzeitigen beiden Begleiter mit jenem allein, weil der undicht gewordene Luftballon kaum einen Menschen tragen konnte.

Erst voller Bewunderung, dann voller Begeisterung, endlich aber fast entsetzt, hatten August Hammer und der Ingenieur Mitchell beobachtet, wie Nobody mit dem halb entleerten Ballon die Höhe der Felswand zu gewinnen suchte, und wie er endlich, mit den Knien im Tauwerk hängend,

die Gondel abschnitt und gleich darauf ihren Blicken entschwand.

»Er muß jenseits unbedingt ins Meer stürzen,« sagte Mitchell, als er wieder sprechen konnte.

»Natürlich,« entgegnete der dicke Hammer in größter Gemütsruhe.

»Mensch, das sagen Sie so phlegmatisch? Wenn er nun ertrinkt?«

»Das läßt er hübsch bleiben, und im übrigen werden Kapitän Flederwisch oder Mr. Zeel mittlerweile nicht blind geworden sein, daß sie den fallenden Ballon nicht bemerken. Sie fahren mit dem Dampfer hin und bringen Mr. Nobody mitsamt dem Ballon in Sicherheit.«

Der Engländer mußte das zugeben, aber nun kam er wieder auf etwas andres.

»Wir sitzen hier in einer schönen Falle,« knurrte er mißmutig.

»Mir gefällt's ganz gut,« versetzte August. »Ich will mir die Langeweile schon vertreiben. Kommen Sie, Mister, wir dürfen nicht faulenz. Wenn der Herr uns abholt, wird er wissen wollen, wie dieser Affenmensch oder Menschenaffe auf dieses Eiland gekommen ist, und das festzustellen, dürfte uns einige Mühe kosten.«

»Ach was! Ich suche nicht mit.«

»'S ist eben ein Engländer,« dachte sich der Dicke. Dann nahm er sein Gewehr auf und ließ Mr. Mitchell einfach stehn. Der mochte sich mittlerweile mit dem gefesselten Wilden unterhalten.

Doch das war dem Ingenieur auch nicht recht.

»So warten Sie doch!« rief er August nach. »Ich komme ja schon!«

»Na, dann ein bißchen schnell!«

Sie ließen den einzigen menschlichen Bewohner dieses herrlichen Paradieses liegen und kehrten auf dem einmal gebahnten Pfade durch das hohe Gras und den dichten Wald einstweilen an den kleinern See zurück. August Hammer schritt voraus, und Nobody würde seine Freude an seinem Schützling gehabt haben, wenn er denselben jetzt hätte beobachten können. Der dumme August benahm sich wie ein erfahrener Pfadfinder, dessen scharfen Augen nichts entgeht.

Wieder staunten die beiden über diese Märchenwelt, in die sie wie durch ein Wunder versetzt waren, über diese seltenen Tiergattungen, und so umschritten sie noch einmal den ganzen See; aber sie fanden nichts, was ihnen über die Herkunft des Waldmenschen Aufschluß zu geben vermocht hätte.

Mittlerweile erwachte jedoch auch allmählich das Interesse des Ingenieurs, derselbe hatte seine momentane Verstimmung überwunden, und nun kam er August Hammers praktischer Einsicht mit wissenschaftlichem Rate zu Hilfe.

Noch einmal suchten beide die ganze Felsenumfassung der Insel durch. Sie fanden jedoch nirgends eine Unterbrechung, einen Durchlaß oder ein Felsentor, durch das der Waldmensch gekommen sein konnte, und nun erklärte auch Mr. Mitchell, daß dann nur der Luftballon übrigbleibe. Es galt demnach nur noch, dessen Ueberreste zu suchen. Verloren und ganz verschwunden konnten sie nicht sein, wenigstens nicht die Taue, das Netzwerk, von dem der Ballon umspannt gewesen war, ebensowenig die Gondel, die ja meist aus Weiden geflochten wird.

Ja, das war schneller gedacht und gesagt, als getan. Am ersten Tage ihrer Gefangenschaft auf der Insel entdeckten

die beiden auch nicht das geringste, was ihre Annahme hätte bekräftigen können, und vergebens versuchte August dem Waldmenschen ein Wort zu entlocken. Er durfte demselben nicht einmal den Strick abnehmen, den Nobody ihm um den Unterkiefer geschlungen hatte, um ihn am Beißen zu hindern. Der Gefesselte funkelte seine Bändiger bei der geringsten Annäherung so grimmig mit den Augen an, daß diese ihn lieber in Ruhe ließen, natürlich nicht etwa aus Furcht.

Hammer hatte mehrere hasenähnliche Tiere geschossen, die allerdings recht klein waren, hatte dann ein Feuer angebrannt und briet seine Beute über demselben am Spieße, den er aus einem Akazienschößling zurechtgeschnitzt hatte. Mr. Mitchell rauchte seine kurze Pfeife, und dann schmausten beide mit bestem Appetit, dabei die Tiere beobachtend, die durch den Feuerschein angelockt wurden, den sie ganz sicher noch nie gesehen hatten. Der Waldmensch lag etwas abseits und hatte die Augen geschlossen, als wenn er schlief. Keinesfalls schien er auf die Unterhaltung der beiden zu achten, vielleicht verstand er auch nur kein Englisch, dessen sie sich bedienten.

»Eine abwechselnde Nachtwache ist zwar nicht nötig, da es keine Raubtiere, wenigstens keine großen auf diesem Eilande gibt und wohl kein zweiter Waldmensch sich irgendwo versteckt hält, um sich auf uns zu stürzen, sobald wir schlafen,« sagte der Ingenieur, »aber etwas zu viel Vorsicht ist stets noch besser gewesen als etwas zu wenig.«

August Hammer stimmte dem zu und sagte noch:

»Das wäre ein Spaß, wenn der Kerl ein Weibchen hätte! Ei verflucht, das müßte eine Schönheit sein!«

Er lachte in seiner breiten, behaglichen Weise, untersuchte dann sein Gewehr, stopfte sich eine neue Pfeife, und während Mr. Mitchell bald einschlief, hatte der Organist alle Muße, seinen Gedanken nachzuhängen, die sich naturgemäß hauptsächlich um den Waldmenschen drehten und wie derselbe auf dieses Eiland gekommen sei. Ganz entschieden war er nicht freiwillig hier. Dagegen sprachen verschiedene Umstände, und zwar zunächst schon der, daß er allein war. Es konnte höchstens der einzige Ueberlebende von einem Schiffbruch sein; aber mehr Wahrscheinlichkeit hatte für August Hammer die Annahme, daß jener ein Flüchtling sei, der auf abenteuerliche Weise der Gefangenschaft entflohen war, in die er irgendwie bei Chinesen, Japanern oder Russen geraten war. Das Rätsel lag nur noch darin, wie er zu dem Luftballon gelangt war, denn der mußte doch immerhin einen beträchtlichen Kubikinhalte besessen haben und in der Westentasche konnte man ihn nicht verstecken.

Daß der Mann schon jahrelang hier hauste, vielleicht schon jahrzehntelang, war klar, denn sonst hätte er nicht so vollkommen verwildern und zum Tiere herabsinken können.

»Wie vermag man wohl den Unglücklichen wieder zum Bewußtsein seines Menschentumes zu bringen?« fragte sich August Hammer, während der Engländer neben ihm laut zu schnarchen begann. »Der Master wird es wohl verstehn, aber ich möchte ihm gern hierin zuvorkommen. Hm, wenn Nobody aus einem Menschen Geheimnisse herauslocken will, dann hypnotisiert er ihn, das wird er vermutlich mit dem da auch tun. Es käme also nur darauf an, festzustellen, ob der Waldmensch sich dazu eignet, denn in magnetischen Schlaf versetzen kann ich ihn ebenfalls!«

Dieser Gedanke erregte den ›Organisten‹ derart, daß er aufspringen und mehrmals um das Feuer schreiten mußte, um wieder ruhiger werden zu können. Dabei schaute er ganz zufällig nach dem Gefangnen und merkte zu seinem größten Erstaunen, daß dieser ihn ebenfalls betrachtete. Der Mensch schlief also nicht, sondern hatte sich nur aus irgend einem Grunde so gestellt.

»Ich probier's!« murmelte August Hammer entschlossen, und schon stand er bei dem Unbekannten, blickte fest in dessen Augen und bemerkte zu seiner freudigen Genugtuung, daß derselbe tatsächlich für die Hypnose empfänglich war. Bald war er durch diese in vollkommene Willenlosigkeit versetzt worden, und nachdem Hammer sich noch schnell überzeugt hatte, daß Mr. Mitchell fest schlief und daß auch sonst keine Störung zu befürchten war, richtete er mit halblauter Stimme an den Waldmensch die Frage, die am nächsten lag:

»Wie heißt du, und was für ein Landsmann bist du?«

August hatte sich der englischen Sprache bedient, die ja nun einmal die meistverbreitete internationale Verkehrssprache ist, doch der Waldmensch antwortete ihm nicht, demnach verstand er kein Englisch. Da fragte August ihn dasselbe auf französisch, spanisch, deutsch und schwedisch – mit demselben negativen Ergebnis, und von den übrigen Kultursprachen kannte der Organist nicht ein einziges Wort. Trotzdem sann er darüber nach, welcher Nationalität der Gefangne angehören könne.

Ach, da blieb noch eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Er konnte ein Russe sein, ebensogut aber auch ein Türke, ein Ungar, ein Grieche, ein Italiener und wer weiß was sonst

noch. Ratlos kratzte August Hammer sich erst hinter dem rechten, dann hinter dem linken Ohre.

»Da war es also doch nichts,« brummte er endlich. »Ich muß es dem Master überlassen, festzustellen, was für ein Landsmann der Kerl ist. Ich bin zu dumm dazu. Na, aber den Luftballon will ich wenigstens finden. Dann bin ich doch nicht ganz ohne Zweck hiergeblieben.«

Zunächst ließ er sich wieder am Lagerfeuer nieder und sann über das Problem nach, das hier zu lösen war. Er kam zu keinem Resultat, und so löste er, kurz ehe er Mr. Mitchell weckte, den hypnotischen Bann von dem Waldmenschen, der jetzt aber wirklich schlief. Dann übernahm der Ingenieur die Wache, und der Rest der Nacht verging ungestört. Erst beim Frühstück, das aus den Ueberbleibseln des Hasenbratens bestand, besann sich August Hammer darauf, daß er doch den Waldmenschen in der Hypnose zur Nahrungsaufnahme zwingen könne, und er beschloß, dies bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu tun.

Mr. Mitchell rechnete stark darauf, daß Nobody sie im Laufe des Tages mit dem wieder gefüllten Ballon abholen würde, und gerade er als Ingenieur und Techniker mußte doch wissen, daß dies ganz ausgeschlossen sei, da allein die Erzeugung des erforderlichen Gases mindestens einen Tag beanspruchte, und außerdem mußte er sich doch auch sagen, daß der Ballon Schaden gelitten haben konnte. Die zerschnittenen Taue mußten durch neue ersetzt und ebenso eine neue Gondel beschafft werden.

Der ›Organist‹ war kein Techniker, aber auch kein Optimist. Er sagte sich, daß sie vor Ablauf von zwei weiteren Tagen nicht aus der Gefangenschaft erlöst werden könnten; auch er wußte freilich nicht, daß Nobody selbst bereits ein

neues Unternehmen ins Werk gesetzt hatte, das ihn weit fortführte von dem Felseneiland, das ein kleines Paradies umschloß.

Das Umherstreifen auf der Wunderinsel aber war so recht nach dem Herzen August Hammers, und da kamen für ihn die mannigfachen Beschwerden, welche die Wanderung durch die Wildnis mit sich brachte, gar nicht in Betracht. Er bahnte dem ihm folgenden Mr. Mitchell den Weg und fand dabei immer noch Zeit, aufmerksam umherzuspähen.

»Sehen Sie dort, Mr. Mitchell!« rief er plötzlich diesem zu und deutete mit ausgestrecktem rechten Arm in eine bestimmte Richtung.

»Was soll ich denn sehen?« fragte der Ingenieur, ein etwas dummes Gesicht ziehend.

»Bemerken Sie denn nicht, daß dort von dem Aste ein langer Strick herabhängt?«

»I wo, das ist doch nur eine Schlingpflanze!«

»Ich werde Sie bald eines Bessern belehren,« entgegnete der Organist und drang mit neuem Eifer durch das gerade hier schier undurchdringliche Dickicht, bis er endlich den mächtigen Baum erreichte, der sein Ziel bildete. Es war ein Riese an Umfang und Höhe und schien eine Art Ahorn zu sein. Die Hauptsache aber war jedenfalls, daß August Hammer sich nicht geirrt hatte. Es hing wirklich ein Seil von einem Aste herunter, doch das Blattwerk war dort oben so dicht, daß man nicht feststellen konnte, was sich noch weiter dort befand. Trotzdem sagte August Hammer mit aller Bestimmtheit:

»Wir haben den Luftballon gefunden, in welchem der Waldmensch hierherkam. Auf jener Baumkrone hat er sich

mit dem Schleppeil verfangen, und dieses ist es, was wir erblicken.«

Der Ingenieur zweifelte zwar offenbar noch, aber er sagte nichts weiter als:

»Beweisen Sie mir das, Mr. Hammer!«

»Sogleich!« antwortete dieser und untersuchte den Stamm. Derselbe mußte sich trotz seiner Stärke ziemlich leicht erklettern lassen, denn die Aeste setzten schon in Manneshöhe über dem Boden ein, und zudem rankten sich dazwischen allerlei Schlingpflanzen empor, so daß sie namentlich einem Seemann den Aufstieg bis zur Krone ganz wesentlich erleichtern mußten.

August gab dem Ingenieur das Gewehr zum Halten, warf Mütze und Jacke zu Boden, spuckte in die Hände und erreichte gleich darauf im Sprunge den untersten Ast, turnte sich mit großer Gewandtheit weiter empor und entschwand bald den Blicken des Mr. Mitchell.

Fast eine halbe Stunde verstrich, ohne daß der kühne Kletterer ein Lebenszeichen von sich gab, da endlich begann das herabhängende Seil zu schwanken, und schon tauchte zwischen den Blättern und Schlingpflanzen oben das dicke, gutmütige Gesicht des Organisten auf.

»He, Mr. Mitchell,« rief er in berechtigtem Triumph über seinen Erfolg herunter, »soll ich Ihnen den Luftballon des Waldmenschen vielleicht als Nachtmütze über den Kopf werfen? 'S ist noch alles da, sogar die ganze Gondel hängt noch hier in dem Gezweig fest!«

Da staunte der Engländer allerdings nicht wenig, aber er fragte doch sofort:

»Liegt denn nichts drin, was Aufschluß über den Besitzer des Luftschiffes geben könnte? Am Ballon muß doch ein Name stehn?«

»Ja, das muß er, aber, wenn Sie meinen, daß er noch mit Gas gefüllt ist, dann sind Sie schiefgewickelt: Das ist hier oben alles ein Wirrwarr. Sie täten am besten, wenn Sie heraufkämen und mir behilflich wären, das Gemüse loszukriegen.«

Nein, dazu hatte Mr. Mitchell keine Lust, und August wußte das im voraus. Er verschwand wieder im Laubwerk, und der unten Wartende hörte ihn mit dem Entermesser, das er mitgenommen, arbeiten. Das herabhängende Seil ward länger und länger, bis es endlich den Boden erreichte.

»Erfassen Sie es!« rief Hammer von oben. »Aber halten Sie ja fest, damit Sie nicht eine unfreiwillige Luftreise antreten müssen. Ich hänge die Gondel mit den Instrumenten an das andre Ende, und Sie lassen nicht eher los, als bis ich es Ihnen sage!«

Der Engländer packte zwar das Tau, zog aber vor, es um einen Baumstamm zu binden, anstatt es festzuhalten. Bald flog noch ein ganzes Bündel Seile hernieder. Dann verstrich wieder eine geraume Zeit, bis endlich August Hammer wieder am Stamme herniedergeklettert kam und neben dem Ingenieur zu Boden sprang.

Mit kurzen Worten berichtete er, daß der Ballon aus gefirnißter Seide bestehe, vermutlich aber durch die Zweige teilweise zerfetzt worden sei. Papiere und Bücher habe er in der Gondel nicht gefunden. Diese mußten entweder den Witterungseinflüssen zum Opfer gefallen sein oder der Einsiedler hatte sie mit sich genommen.

»So,« fuhr der Organist darauf fort, »jetzt wollen wir erst einmal das Seil verlängern. Sie halten es fest, während ich die andern Taue daransplisse. Es muß lang genug werden, daß wir die Gondel nicht aus beträchtlicher Höhe zu Boden fallen lassen müssen. Hoffentlich erkennen Sie aus der Bauart der Instrumente, aus welchem Lande dieselben stammen.«

»Made in Germany!« sagte Mr. Mitchell, und damit hatte er sicher recht. Mit dieser Hoffnung war es also wieder nichts. Trotzdem arbeitete August Hammer mit größtem Eifer und hatte nach einer Stunde die Genugtuung, daß das Seil nun lang genug war. Der Korb des verunglückten Luftballons kam zwischen dem Blattwerk oben zum Vorschein und schwebte dann langsam hernieder, näherte sich immer mehr dem Boden und stieß endlich mit dumpfem Geräusch gegen denselben.

Sofort eilte der Ingenieur hin. Der Organist aber band erst das Seil fest, damit es nicht etwa über den Ast gleiten könne, dann erst trat er zu Mr. Mitchell, der bereits die Instrumente untersuchte.

»Sie sind noch nicht so alt, wie ich annahm,« sagte er. »Dieser selbsttätige Barometrograph ist erst vor etwa neun Jahren erfunden worden. Er stammt allerdings aus einer deutschen Werkstätte; aber sehen Sie hier dieses kleine Messingblech! Was erkennen Sie darauf?«

»Das ist ein preußischer Adler – nein, der hat ja nur einen Kopf und der hier zwei – es ist das österreichische Wappen,« rief August Hammer.

»Nein, auch das stimmt nicht, schon die darunter eingegrabenen Schriftzeichen widerlegen das – das ist russisch, und der Adler ist der russische Doppeladler.«

»Jawohl, das ist russisch, denn lesen kann ich's nicht,« nickte August. »Da ist also der Waldmensch ein Russe.«

»Diese Annahme hat viel für sich, kann aber ebensogut auch falsch sein. Das Wappen und die Inschrift beweisen bloß, daß die Instrumente zur Ausrüstung des Ballons irgend einem kaiserlich russischen Institute entstammen, und daß die Auffahrt zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen wurde!«

»Aha, daher das Thermometerbrett aus Teakholz! Na, das ist wenigstens etwas. Da will ich nur rasch noch einmal hinauf und sehen, daß ich den Teil der Seidenhülle herauschneiden kann, auf dem der Name des Ballons steht.«

Das festgebundene Seil ermöglichte dem Organisten einen bequemen Aufstieg zu dem Aste und von dort zu dem Ballon. Rasch turnte August sich empor und verschwand wieder hinter den grünen Laubmassen, bis er nach abermals einstündiger Arbeit zurückkam, um den Oberkörper ein Stück jenes Seidenstoffes geschlungen.

Unten angelangt wickelte er denselben ab und breitete ihn auseinander. Da erblickte Mr. Mitchell abermals den russischen Doppeladler und darunter einen Namen in fußgroßen russischen Buchstaben. Jetzt war also kein Zweifel mehr über die Herkunft des Ballons möglich.

»Den Korb mit den Instrumenten lassen wir einstweilen stehn,« sagte August Hammer dann. »Wir nehmen nur dieses Stück Seide mit. Wenn wir es unserm Gefangnen unversehens vor die Augen halten, wird er hoffentlich zum ersten Male den Schnabel auf tun, und wenn er bloß ›maff‹ sagt!«

Der Ingenieur hatte noch einmal den Barometrographen untersucht.

»Dieses Instrument ist nicht in Tätigkeit gesetzt worden, denn wenn auch der wie bei einem Morsetelegraphen herausgleitende Papierstreifen durch die Witterungseinflüsse vollständig vernichtet worden wäre, dann müßte doch das Papier im Innern des Apparates noch die letzten Aufzeichnungen nachweisen, aber es ist noch ganz rein —«

»Daraus folgt, daß unser Waldmensch nicht der eigentliche Leiter der Ballonfahrt war!« bemerkte August Hammer, und Mr. Mitchell bestätigte das. Der Unbekannte war entweder der Diener des irgendwie schon vorher verunglückten Luftschiffers gewesen oder hatte sich auf irgend eine sonstige Weise in den Besitz des Ballons gebracht, den er nicht zu bedienen verstand.

Jedenfalls war der erste Schritt getan, das Geheimnis zu lüften, welches den einsamen Inselbewohner umgab, und die beiden Männer kehrten zu ihm zurück. Er schaute ihnen nicht mehr zornig, sondern nur mißtrauisch entgegen. Das war schon ein gutes Zeichen, und wenn einer von ihnen Russisch sprechen gekonnt hätte, dann wären sie vielleicht schon jetzt durch ihn über alles aufgeklärt worden, so aber mußte August Hammer sich damit begnügen, dem Waldmenschen plötzlich den Seidenstoff mit Namen und Wappen entgegenzuhalten und den Eindruck zu beobachten, den das auf ihn hervorbrachte.

Jawohl! Der Waldmensch stutzte zwar einen Moment, als wenn er aufs höchste erstaunt sei, das war aber auch alles. Sein haariges Gesicht nahm sofort den halb stumpfsinnigen, halb böartigen Ausdruck wieder an, den es immer hatte.

August Hammer und Mr. Mitchell waren vorläufig am Ende ihrer Weisheit angelangt und ließen den Mann in Ruhe.

Sie brannten abermals ein Feuer an. Diesmal sorgte der Ingenieur für einen Braten, und die Nacht verging wie die erste, nur mit dem Unterschiede, daß der Organist während seiner Wache den Waldmenschen wieder hypnotisierte und ihm dann Essen und Trinken einflößte, denn die Arme durfte er ihm doch nicht losbinden, das wäre zu gefährlich gewesen

Drüben auf der Felseninsel hatte sich inzwischen nicht viel geändert. Nobody war wieder einmal auf unbestimmte Zeit fort. Lord Roger befand sich in Schanghai, und so war Kapitän Flederwisch der Herr über die weißen und gelben Bewohner der Inseln, eines Reiches, wie er es sich zwar erträumt und auch zu gründen versucht, aber nicht zu halten vermocht hatte, durch jene Kolonisation der Gallopagos nämlich, die durch höhere Gewalten so fürchterlich beendet ward. Seitdem hatte Nobody sich den Kapitän nach seinem Geschmacke umgewandelt, d. h., er hatte dessen wirklichen Charakter zur Geltung gebracht, und wir wissen, eine wie innige Freundschaft diese beiden Männer verband, wie aber Flederwisch immer, auch wenn er ganz selbständig zu handeln glaubte, nur Nobodys Pläne durchführte. Er fühlte sich wohl dabei, und das kam wohl auch zum großen Teile daher, daß er als junger Ehemann mit seiner Turandot im siebenten Himmel schwebte. Diese war zwar im großen Ganzen noch die Alte geblieben, die sie in Monte Carlo war, aber die Liebe zu ihrem Paul hatte ihrem Wesen doch den Stempel weiblicher Würde aufgeprägt, und während sie zeitweise noch in alter Jungenart umhertollte, wäre sie doch unter keinen

Umständen dazu zu bewegen gewesen, noch einmal in Männerkleidung sich in der Oeffentlichkeit zu zeigen. Ihr munteres Wesen verdrängte je länger desto mehr das schmerzliche Andenken der Schwester Pauls, das diesen oft ganz nieder gebeugt hatte. Immas Zukunftstraum war bald erfüllt worden – sie ruhte nun in Frieden.

Vor seiner Abreise hatte Flederwisch von Nobody den Befehl erhalten, die als unfreiwillige Gefangene auf dem Felseiland lebenden beiden Männer mittels Ballons abzuholen. Wie es drüben hinter dem himmelhohen Steinwall aussah, hatte Nobody nicht erst erzählt. Er hatte nur angedeutet, daß die Insel künftig den Wohnsitz der vorläufig noch hypnotisierten Japaner bilden sollte.

Die seidene Ballonhülle war zum Glück unversehrt, wurde aber trotzdem noch einmal sorgfältig gefirnißt, während gleichzeitig alles zur Herstellung des Gases vorbereitet wurde. Am zweiten Tage begann die Füllung und wurde die Nacht hindurch fortgesetzt. Der Wind blieb andauernd günstig, und so konnte am Morgen des dritten Tages der Aufstieg erfolgen. Flederwisch wollte allein fahren, schon deswegen, daß er nicht in eine ähnliche schwierige Situation gerate, wie Nobody, und nach zärtlichem Abschied von Turandot flog der kühne Mann über den schmalen Meeresarm und schwebte dann an der terrassenförmigen Felswand empor, höher und höher, bis der Grat erreicht war und Flederwisch das weltverlorne Paradies erblickte, das hinter diesen Steinwällen verborgen lag.

Das war ja fast genau dasselbe wie drüben bei den Galopagos die Hauptinsel, auf deren Plateau Flederwisch seinerzeit das Archiv, und die Kasse untergebracht hatte, und

die nun schon lange infolge der erneuten Eruption des erloschen geglaubten Vulkans im Ozean verschwunden waren.

Tiefe Wehmut überkam den Kapitän bei diesen Erinnerungen, und beinahe hätte er übersehen, wie die beiden unfreiwilligen Inselbewohner dort unten ihm durch Armbewegungen zusignalisierten, wo er landen sollte. Rasch bewirkte er den Abstieg, und da August Hammer und Mr. Mitchell den Ballon festhielten, so ging die Sache viel schneller und bequemer vor sich, als beim ersten Male.

»Na, Kinder,« sagte Flederwisch zu den beiden, »ihr seid mir wohl auch nicht gerade dankbar dafür, daß ich als Engel mit dem Flammenschwert bei euch im Paradiese erscheine, um euch daraus zu vertreiben?«

Da hatte er sich nun freilich geirrt, soweit es den Ingenieur anging, aber auch der Organist wollte wenigstens zunächst einmal dem Master seine Entdeckungen melden, dann – ja, dann konnte man ihn seinetwegen jahrelang in diesem Paradiese einsperren.

»Sagen Sie, Herr Kapitän,« begann er, während Mr. Mitchell den Ballon untersuchte und überwachte, damit derselbe nicht zu viel Gas verliere, »sagen Sie, können Sie Russisch?«

»Nein, mein Junge,« lachte Flederwisch. »Hast du vielleicht in diesem Paradiese eine Eva gefunden, die Russisch spricht?«

»Eine Eva nicht, aber einen Adam,« antwortete August. »Hat Ihnen der Master denn nichts erzählt?«

»Das hatte er doch nicht erst nötig, wenn er mich selber hierherschickte!«

»Und Sie können wirklich kein Russisch?«

»Wirklich nicht. Ein paar Brocken ausgenommen, wie Nitschewo, stoy usw.«

»Schade!« brummte Hammer, führte aber nun Flederwisch zu dem Lagerplatz und zeigte dem Erstaunten den behaarten Wald- oder Wildmenschen. »Hier ist unser russischer Adam,« sagte er, und als er sich dabei zu Flederwisch umdrehte, da riß er allerdings die Augen plötzlich ebenso weit auf wie dieser, nur daß Flederwisch den Gefangnen anstarrte, sich immer weiter vorbeugte, bis sein Gesicht dicht vor dem des andern war, und da verwandelten sich auch die grimmigen Züge des Waldmenschen.

»Ei der Tausend,« dachte August, »die beiden scheinen sich zu kennen!«

Und so war es!

»Wladimir Iwanowitsch!« kam es halblaut über Kapitän Flederwischs Lippen, und dann noch einmal: »Wladimir Iwanowitsch!«

Da hatte plötzlich der haarige Wilde ein ganz menschliches Aussehen bekommen. Seine Augen mußten das ausmachen, denn sie strahlten auf einmal gar so hell, aber sagen konnte er nichts. Flederwisch mußte ihm erst die um das Kinn laufenden Fesseln abnehmen, dann öffnete der Wilde den Mund und brachte leise und anscheinend mühsam einige Worte hervor, die August Hammer nicht verstand, aber es war vermutlich ein »Gott sei gelobt!« oder etwas Aehnliches gewesen.

»Warum habt ihr ihn gebunden?« fragte da Flederwisch.

»Weil er den Master hinterrücks überfiel und würgte.«

Der Organist erzählte kurz den Vorfall, half aber dabei schon mit die Stricke zerschneiden, mit denen die Glieder

des Unglücklichen umschnürt waren. Jetzt war dieser seinen Befreiern nicht mehr gefährlich.

August Hammer mußte Wein und Nahrungsmittel herbeiholen, dann befahl Flederwisch ihm, mit Mr. Mitchell im Ballon nach der Insel zurückzukehren, von wo er verschiedenes holen sollte, was der Kapitän genau angab, und der Organist verstand, daß Flederwisch vorläufig mit dem Waldmenschen, den er kannte, allein bleiben wollte. Er ging, und Mr. Mitchell war froh, daß er wieder unter Menschen kam; er fragte nach gar nichts.

Was die Zurückbleibenden alles miteinander sprachen, kann und braucht hier nicht erzählt zu werden, nur so viel sei erwähnt, daß Wladimir Iwanowitsch, je mehr er sprach, desto gewandter im Sprachgebrauch wurde, und daß er, nachdem er seine Erlebnisse berichtet hatte, die wir später erfahren werden, den wiedergefundenen Freund mit vielen dringlichen Fragen bestürmte, die Flederwisch aber nur zum Teil beantworten konnte. Jedenfalls war der Einsiedler wieder zum Menschen geworden bis aufs Aeußere, und das wurde auch menschlich, nachdem August Hammer zurückgekommen war und alles von Flederwisch Bestellte mitgebracht hatte. Dieser selbst schor und rasierte den Russen, kleidete ihn an und redete dann wieder lange mit ihm in einer Sprache, die der Organist zwar auch nicht verstand, die er jedoch als Italienisch erkannte.

August mußte dem Geretteten seine Flinte abtreten, nachdem er ihm deren Mechanismus erklärt hatte, und auch sonst bekam derselbe alles, was der Ballon bei der ersten Reise auf das Eiland enthalten hatte. Dann drückte Flederwisch dem Russen die Hand, sie küßten sich sogar, und dabei standen die hellen Tränen in ihren Augen.

Schweigend zog der Kapitän August mit sich fort. Er sah nicht zurück, wischte sich einmal mit dem Jackenärmel übers Gesicht, und erst als sie wieder in der Gondel saßen, erfaßte er die Rechte seines Begleiters, schaute ihn lange und sonderbar an und sagte dann:

»Du schweigst jedem gegenüber von dem, was du gesehen und gehört hast, Junge, bis ich selber dir zu reden erlaube. Die Verantwortung trage ich natürlich.«

Und nach einer Pause fragte Flederwisch:

»Verstehst du, warum er nicht mit uns ging?«

Ja, das verstand August Hammer allerdings. Es mußte dem Waldmenschen schwer fallen, sich wieder unter Menschen zu mischen. Er mußte sich auch erst an die seit Jahren entbehrte Kleidung gewöhnen, an vieles andre ebenso, das konnte er am besten, wenn er allein blieb.

In Nobodys Reich war jede Aeüßerung von Neugier aufs strengste verboten. Daher fragte niemand die Luftschiffer nach ihren Erlebnissen, und sie selbst schwiegen sich aus. So erfuhr keiner außer ihnen, daß dort drüben ein Paradies lag, in dem ein Mensch seit Jahren ganz allein gelebt hatte, und daß Flederwisch in diesem Manne einen alten Bekannten wiedergefunden hatte. Die Ereignisse gingen ihren gewöhnten Gang, nur Nobody bestand inzwischen seine Abenteuer als Baron Kata Nogi, schützte dann die Inselbewohner vor dem nächtlichen Angriff durch den gelben Drachen und verschwand darauf wieder, zusammen mit Lord Hannibal Roger.

Kapitän Flederwisch hatte reichlich zu tun bekommen. Er mußte die sieben gefangnen Japaner nach der Paradiesinsel bringen, desgleichen Sayadamona mit ihren zwei Dutzend Kindern, und dafür Wladimir Iwanowitsch mitnehmen.

Am schwierigsten war die Aufhebung der Hypnose gewesen. Flederwisch hatte dies, schon im Ballon schwebend, ausgeführt, und er hatte noch die grenzenlose Verblüffung der Japaner gesehen, desgleichen das Glück der wiedervereinten Gatten. Im übrigen hatte Flederwisch bereits vorher das Paradies mit allem versorgt, was dessen künftige Bewohner zum Leben brauchten, und daß diese, trotz des Ballons, den sie natürlich sehen mußten, nicht wußten, wie das alles zusammenhing, war erklärlich. Wie sie sich zurechtfinden, das ging Flederwisch nichts an, aber Harakiri machte keiner. Da mußten sie doch erst erfahren, was mit ihnen geschehen war, und so bewahrte die Neugier sie vor dem Selbstmorde.

Da kam ganz unerwartet eines Tages Lord Hannibal Roger zurück und begab sich sofort zum Kapitän Flederwisch.

»Du kennst die Gräfin Urlewsky?« rief er diesem ohne weiteres zu.

»Nein,« entgegnete Flederwisch ruhig, »wenigstens nicht persönlich.«

»Aber, Mensch, du hast doch ihretwegen ein Duell gehabt, in Triest oder in Fiume oder wer weiß wo!«

»Das war wegen der Gattin eines russischen Polizisten.«

»Na ja, und das ist eben die gegenwärtige Gräfin Urlewsky. Du mußt sofort nach Petersburg und ihren Gatten befreien, damit Nobody den Kriegsplan bekommt, den er dem Kata Nogi geben will,« sagte der Lord etwas durcheinander.

»So?« machte Flederwisch. »Weiter nichts? Das werde ich hübsch bleiben lassen. Deswegen fahre ich nicht nach Petersburg. Wenn die Gräfin mich braucht, mag sie herkommen.«

Fassungslos starrte der Lord den Sprecher an.

»Bei dir rappelt's wohl?« fragte er endlich.

»Gerade wollte ich die Frage an Ew. Herrlichkeit richten,« entgegnete der Kapitän spöttisch.

»Mein Gott, und sie sieht in dir ihren Retter, den Befreier ihres Gatten.«

»Aha! Sie weiß also schon, daß er frei ist? Das wundert mich!«

Jetzt begann Roger wirklich an dem klaren Verstande Flederwischs zu zweifeln, das sah man ihm an.

»Anitas Gatte wäre schon frei? Durch deine Hilfe?«

»So halb und halb! Was ist denn daran so Sonderbares? He, Wladimir Iwanowitsch! Bitte, es ist ein Besuch da! Bringen Sie auch gleich meine Frau als Dolmetsch mit!«

Aus dem Nebenzimmer trat ein hochgewachsener, kräftig, ja, fast riesig gebauter Mann in eleganter Kleidung, verbeugte sich vor dem Lord, und dann erschien auch Frau Turandot.

»Das Gesicht!« lachte sie hell auf, als sie Hannibal Rogers verblüffte Mienen sah. »Hahaha! Das ist zu köstlich!«

Da raffte sich der Lord zusammen.

»Sie sind wirklich der Gatte Anitas, wollte sagen, der Gräfin, nein – ja –!«

»Ich bin der, den Sie aus den sibirischen Bergwerken retten sollten,« erwiderte der Riese auf italienisch, und das verstand Seine Herrlichkeit.

»Ja, sind Sie denn nicht mehr dort?« fragte Roger sehr geistreich.

Der Russe lächelte. »Ich entfloh bereits vor 9 Jahren.«

»Und sie – Ihre Frau denkt, Sie seien noch in Utschunsk!«

»Dort war ich überhaupt nicht. Man hat mich sofort nach Nertschinsk gebracht!«

»Ei verflucht!« Lord Roger kratzte sich an der Stirn, sah ratlos bald auf Flederwisch, bald auf den Russen und fragte endlich: »Wie sind Sie denn nur hierhergekommen?«

»Laß uns wieder allein!« wendete sich der Kapitän an seine Frau, die schon in der Tür stand. Dann setzten sich die drei Männer, und Flederwisch erzählte dem staunenden Lord die wunderbare Geschichte seines Freundes Wladimir Iwanowitsch.

Am schlimmsten war natürlich der Weg bis zum Verbannungsorte Nertschinsk im fernsten Osten Sibiriens, am Stillen Ozean gewesen. Dann hatte man Wladimir wie üblich in das Bergwerk hinuntergebracht und ihm dort mittels Kette einen Fuß an eine Karre geschmiedet. So hatte er Tag für Tag, nur mit einer Hose bekleidet, aufs schwerste arbeiten müssen, hatte aber durch seine ruhige Ergebung sich die Gunst des Aufsehers derart errungen, daß dieser ein gutes Wort für ihn einlegte und bewirkte, daß der Verbannte wieder an die Erdoberfläche gebracht wurde und dort nicht nur eine leichtere Beschäftigung erhielt, sondern auch von der Kette befreit ward. Das war der erste Schritt zur Freiheit gewesen, und der Gatte Anitas hätte oft genug Gelegenheit zur Flucht gefunden, aber dann hätte er sich entweder nach Norden oder nach Süden einen Weg suchen müssen, und beides war gleich schlimm, im Norden die Sumpfwälder, im Süden die feindlich gesinnten Chinesen, die jeden Flüchtling aus den russischen Verbrecherkolonien massakrierten. Der einzig sichere Weg in die Freiheit lag auf dem Meere, aber wie sollte denn Wladimir Iwanowitsch ein Schiff finden, das ihn mitnahm, wie sollte er unbemerkt an Bord gelangen? Trotzdem verlor er die Hoffnung nicht. Er vertraute auf Gott

und auf die Liebe seiner Frau, und schließlich ward diese Ausdauer belohnt, auf ganz unerwartete Weise allerdings.

Ein schwedischer Gelehrter sollte im Auftrage der russischen Regierung nach dem Verbleib einer Expedition forschen, die vor mehr als Jahresfrist nach der Quelle des Indigirka aufgebrochen und seitdem verschollen war. Der Schwede Knud Stevenson wollte seine Aufgabe lösen, indem er im Luftballon über die unwirtlichen Landstrecken dahinschwebte, und zwar wollte er die Fahrt am Meere bei Nertschinsk beginnen. Er kam, und als Wladimir Iwanowisch der Füllung des Ballons von weitem zusah, da stieg sofort in seiner Seele der Gedanke empor, daß hier das Mittel zur Flucht in seine Hand gegeben sei. Er mußte heimlich mit dem Ballon davonfahren, und dieser kühne Plan glückte.

Knud Stevenson wartete noch auf günstigen Wind. Der Ballon war bereits gefüllt – der tägliche Gasverlust ward immer wieder ersetzt – und schwebte, von Seilen gehalten, dicht über dem Boden. Bewacht ward er nicht, denn nur sein Eigentümer verstand mit ihm umzugehn, und die unwissenden, abergläubischen Russen betrachteten das Ungeüm mit furchtsamen Blicken, und auch das nur aus sicherer Ferne. In der Nacht aber schlich Wladimir Iwanowitsch sich zu den Seilen, schnitt sie unbemerkt zur Hälfte durch bis aufs letzte, das direkt am Korb befestigt war, stieg in diesen, sprach ein kurzes Gebet und schnitt entschlossen das Hauptseil durch. Der Ballon schwankte hin und her, dann erfolgte ein Ruck, und empor ging's in die Lüfte, erst ganz nach Süden, dann ostwärts, und gerade über der Paradiesinsel war er gesunken. Wladimir Iwanowitsch war der Gefangenschaft durch Menschen nur entronnen, um Gefangner der Natur zu werden, und er hatte alles erduldet und erlebt, was andre

Robinsons vor ihm erlebt und erduldet haben. Die Einsamkeit hatte sich auch ihm als des Menschen schlimmster Feind erwiesen. Er war allmählich fast vertiert, hatte sich gegen seine Befreier gewehrt und war als Gefesselter von Kapitän Flederwisch erkannt worden. Das war alles.

»Und die geheimen Aufzeichnungen? Der Kriegsplan?« fragte Lord Roger, nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte.

»Die liegen wohlgeborgen als Depositum in der Bank von England,« antwortete Flederwisch. »Mein Freund hat sie bereits hierherbeordert, und du kannst nun seine Frau holen!«

So schnell ging das freilich noch nicht. Der Lord mußte erst erzählen, was er aus Anitas eigenem Munde gehört hatte, und das war ein Evangelium der Liebe für den unglücklichen Gatten; aber am nächsten Morgen reiste Roger doch wieder nach Petersburg, und wie er dort von der Gräfin Urlewsky empfangen ward, das mögen die Leser sich selbst ausmalen. Hier braucht bloß noch erwähnt zu werden, daß die Wiedervereinten fortan in Nobodys Reich lebten, und daß dieser nach seiner Rückkehr aus Kalifornien Mittel und Wege fand, den Baron Kata Nogi, sowie dessen Genossen zu bewegen, sich nach Japan zurückzubegeben. Am meisten trug zu diesem Erfolge aber wohl bei, daß Nobody den alten Baron Monio Nogi mit nach der Paradiesinsel nahm und ihn dort stundenlang mit dem Sohne allein ließ. Daß Kata Nogi schließlich als Freund von Nobody schied, wird wohl jeder glauben. Dieser selbst aber konnte sich seinem Inselreiche natürlich nicht ungestört widmen. Er ward immer von neuem abberufen, um bald diesen, bald jenen Verbrecher zu entlarven oder ein unlösbar scheinendes Geheimnis

zu enträteln. Nachstehend wollen wir an der Hand seines Tagebuches noch mehrere seiner Abenteuer schildern.

5. DER ROTE SKORPION ODER DAS WUNDER VON PORTUGAL.

Der Name Erasmus Sörensen dürfte jedem Antiquitätenhändler und besonders jedem wissenschaftlichen Münzensammler noch in lebhafter Erinnerung sein.

Trotz seines skandinavischen Namens ein echter Yankee, war der ehemalige Fabrikant, obgleich er niemals aus seiner Vaterstadt Philadelphia herausgekommen war, in der Kunde von altgriechischen und römischen Münzen eine unbestrittene Kapazität, wegen seines Urteils in diesbezüglichen Streitfragen wurde das prächtige Haus, welches er in der Roomstreet innehatte, manchmal von Gelehrten aus den fernsten Erdteilen aufgesucht.

Außer Münzen sammelte Mr. Sörensen nur noch Inkarnate.

Der geneigte Leser hat vielleicht schon einmal ein Stück Bernstein gesehen, in welchem eine Mücke oder vielleicht ein winziges Moospflänzchen eingeschlossen ist. Da hat sich der Bernstein eben, als er vor uralten Zeiten als leichtflüssiges Harz einem besondern Baume, wahrscheinlich einer Kiefer, entquoll, um solch eine ahnungslos dasitzende Mücke gelegt, um sie für die Ewigkeit in natura zu konservieren. Das ist es, was der Sammler unter Inkarnat versteht.

Es ist eine kostspielige Liebhaberei, solche Inkarnate zu sammeln. Aber der alte Erasmus Sörensen konnte es sich leisten. Ueber seine sonstigen Lebensverhältnisse werden wir später noch mehr erfahren. —

Es war in der achten Stunde eines nebligen Novemberabends. Mr. Erasmus Sörensen befand sich in seinem Studierzimmer. Unruhig ging das kleine, dürre Männchen auf und ab, aller Minuten einmal nach der Uhr blickend. Offenbar wartete er ungeduldig auf etwas.

Da schrillte ein elektrisches Klingelzeichen durch das Haus. Wie gebannt blieb Sörensen stehn, erwartungsvoll nach der Tür blickend. Bald öffnete sich diese, ein alter Diener brachte eine Visitenkarte.

»Führe den Herrn herein!« rief Sörensen sofort, noch ehe er die Karte zur Hand genommen hatte.

Der Diener machte ein sehr erstauntes Gesicht.

»Es ist gar kein Herr, es ist eine Dame.«

Erst jetzt las der Hausherr die Visitenkarte.

»Mrs. E. A. Timmins, New-York« — — nichts weiter.

»Kenne ich nicht! Was will sie? Ich habe jetzt keine Zeit!«

»Es ist eine alte Dame. Sie hat auch etwas hinten draufgeschrieben.«

Sörensen drehte die Karte um. Richtig! »Pünktlich zur bestimmten Stunde« lauteten die mit zierlicher Schrift geschriebenen Worte.

Jetzt war es das lederartige Gesicht des Hausherrn, auf dem sich Ueberraschung ausprägte. Doch war das schnell vorüber.

»Ah so! Ja, ich entsinne mich. Ich lasse Missis Timmins bitten.«

Sie trat ein, wenn nicht eine alte, so doch eine ältere Dame, gut gekleidet, aber ganz unmodern, das Jackett, obgleich es auf Taille gearbeitet war, hing wie ein Sack an dem Körper, unter dem mit Veilchen geschmückten Hütchen quollen hüben und drüben die Schmachlocken hervor, dazu

paßte auch der vorsintflutliche Regenschirm – eine echt englische alte Jungfer, wie man sie noch heute in den Straßen Londons herumlaufen sieht, wie sie sich auch in Amerika eingebürgert hat.

Die klugen Augen in dem runzligen, freundlichen Gesicht wanderten forschend durch das ganze Zimmer, bis sie an dem Hausherrn haften blieben.

»Mr. Erasmus Sörensen?« fragte eine der alten Dame entsprechende Stimme. »Sie haben mich bestellt, ich bin pünktlich gekommen.«

Nachdem sich der Diener entfernt hatte, brauchte sich Sörensen nicht mehr zu beherrschen.

»Es – ist – doch – nicht – möglich!!« staunte er. »Sie sind wirklich Mr. Nobody?«

»Ich bin es, und da Sie es so geschickt verstanden haben, ganz unauffällig an Mr. World zu telegraphieren, ob ich für Sie zu sprechen sei, um sich dann mit mir selbst in Verbindung zu setzen, müssen Sie doch auch schon meine Gewohnheiten kennen und wissen, daß ich in irgend einer unkenntlichen Maske zu Ihnen kommen würde.«

Sörensen raffte sich auf. Ja, auf irgend eine Ueberraschung war er vorbereitet gewesen.

»Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind. Bitte, nehmen Sie Platz. Ich hatte aber keine Ahnung, daß Sie sich in New-York befänden, hätte nicht zu hoffen gewagt, Sie schon heute abend bei mir zu sehen, bis ich gegen mittag Ihr Telegramm erhielt.«

Der als Frau verkleidete Nobody hatte sich auf einen Stuhl neben den Schreibtisch gesetzt. Wieder flog sein Blick durch das Zimmer.

»Ja, es war ein Zufall! Sind wir hier allein?«

»Völlig ungestört und unbelauscht. Doch gestatten Sie mir erst eine Frage: Haben Sie einen besondern Grund, so unkenntlich zu mir zu kommen?«

»Als was soll ich sonst kommen? Ich kann mich doch nicht als der geheime Detektiv Nobody anmelden lassen. Denn ich kalkuliere, das wäre auch Ihnen unangenehm gewesen. Sonst hätten Sie die telegraphische Korrespondenz mit mir doch nicht so heimlich eingeleitet. Im übrigen bin ich immer auf der Kriegsfährte, habe mit unsichtbaren Feinden zu kämpfen, vor denen ich mich stets unkenntlich machen muß. Sonst aber habe ich gegenwärtig Zeit, stehe zu Ihrer Verfügung. Um was handelt es sich, Mr. Sörensen?«

Nobody hatte noch keine Ahnung, weswegen er von Mr. Sörensen hierherbestellt worden war, was dieser, wie Nobody selbst gesagt, auf telegraphischem Wege in sehr geschickter Weise getan hatte. Die erste Depesche, ob der Detektiv zu sprechen sei, hatte Mr. World heute früh bekommen, Nobody hatte sich mit Sörensen in Philadelphia gleich direkt in Verbindung gesetzt.

»Mir ist heute nacht aus meinem Hause etwas gestohlen worden.«

»Was?«

»Das . . . möchte ich Ihnen eigentlich, wenn irgendwie zugänglich, verschweigen,« erklang es mit längerer Zwischenpause unruhig zurück.

Nobody sah den Sprecher nur groß an.

»Wie? Sie wollen mir gar nicht sagen, was Ihnen gestohlen worden ist?«

»Hm. Wenigstens nicht mehr, als daß es ein großer Diamant ist. Würde das Ihnen nicht . . . nein, ich weiß wirklich nicht, wie ich mich aus dieser Verlegenheit winden soll.«

Und das alte, verschrumpfte Männchen wand sich wirklich in der größten Verlegenheit. Nobody betrachtete es nur mit forschenden Augen.

»Sie können sich doch lebhaft denken,« fuhr Sörensen fort, »daß ich einen ganz besondern Grund haben muß, wenn ich von dem Diebstahl nicht gleich die Polizei benachrichtige.«

»Mr. Sörensen,« nahm Nobody jetzt das Wort, »ich habe schon von Ihnen gehört, und ehe ich mich auf die Bahn setze, habe ich noch über Sie Erkundigungen eingezogen; außerdem besitze ich die Gabe, jeden Menschen sehr genau taxieren zu können, und so halte ich Sie für einen Mann, der keines Verbrechens fähig ist. Bitte, vertrauen Sie sich mir ruhig an. Würden Sie wegen einer dunklen Tat meine Hilfe in Anspruch nehmen wollen, ich würde sie Ihnen verweigern, ich selbst würde gegen Sie vorgehn, aber ich weiß eben, daß so etwas bei Ihnen nicht vorliegt. Nun?«

»Ja, aber . . . «

»Aber Sie sind ein Sammler,« fiel ihm Nobody ins Wort, »und ein Sammler ist in seiner Leidenschaft zu manchem fähig. Doch ich glaube, ich weiß ganz bestimmt, daß Sie aus einer andern Sammlung nichts stehlen könnten, schon eher könnten Sie einmal zum Hehler werden, daß Sie etwas . . . «

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr das dürre Männchen empor und stierte die alte Dame mit weit aufgerissenen Augen an.

»Woher wissen Sie . . . ?!«

»Wirklich erraten?« lächelte die alte Dame. »Ja, ich bin eben ein Menschenkenner. Es war zwar eine logische Kalkulation, daß ich aber so ganz das Richtige getroffen habe,

das ist doch nur ein Zufall. Also kein Stehler, nur ein Hehler. Vertrauen Sie sich mir nur ruhig an. Von Ihnen weiß ich ganz bestimmt, daß Sie kein Unrecht getan haben, ohne es auf irgend eine Weise wieder gutgemacht zu haben.«

»Sie haben recht. Sie haben recht,« murmelte Mr. Sörensen gedrückt, und dann war er bereit, sich zu offenbaren, aber nur unter gewissen Bedingungen.

»Nennen Sie dieselben.«

»Alles, was Sie in Ihrem Berufe erleben, veröffentlichen Sie doch in Worlds Magazine.«

»Ja. Es sind nur lichtscheue Taten, welche ich an das Licht der Sonne ziehe. Aber ist dabei das Geheimnis eines Ehrenmannes, so weiß ich dieses zu wahren.«

»Das wollte ich nur wissen. Hören Sie, Mr. Nobody! Ich bin ein alter, alleinstehender Mann. Ich habe meine Frau früh verloren. Ich hatte zwei Kinder, sie sind gestorben, verunglückt. Da hat sich mein altes Herz toten Dingen zugewandt. Jetzt hat man mir das liebste geraubt, was ich noch besaß. Es war nicht mein Eigentum. Aber was ich getan, glaube ich gesühnt zu haben. Ich gab eine Entschädigung dafür. Verschaffen Sie es mir wieder. Ich werde nicht lange mehr leben. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das, was ich Ihnen jetzt offenbare, keinem andern Menschen mitzuteilen, solange ich lebe. Nach meinem Tode dürfen Sie das Geheimnis der Oeffentlichkeit übermitteln. Daraufhin geben Sie mir Ihr Ehrenwort, es genügt mir, ich traue Ihnen.«

»Sie haben mein Ehrenwort,« erklang es ohne Zögern.

Es war eine Frauenhand, welche hingehalten wurde, in dem Augenblicke aber, da Mr. Sörensen sie ergriff, fühlte sie sich wie Eisen an.

»So erfahren Sie es denn! Haben Sie schon von dem roten Skorpion gehört, auch ›das Wunder von Portugal‹ genannt?«

Hoch horchte Nobody auf. Aeüßerlich war ihm davon allerdings nichts anzumerken, und er verneinte, er wollte jenen erzählen lassen, was denn auch geschah.

Die Zierde der Schatzkammer der portugiesischen Könige hatte seit alters her ein rosenroter Diamant gebildet, etwa von der Größe einer Haselnuß. Als Diamant selbst hatte er keinen besonders hohen Wert. Rotgefärbte Diamanten sind überhaupt wenig geschätzt, ihr Feuer ist gering, von Nichtkennern werden sie für Rubinen gehalten. Dieser hier, im unschönen Treppenschnitt geschliffen, hatte auch noch Luftblasen, welche jeden Diamanten wertlos machen. Ein Diamantenhändler hätte keine 5000 Francs für ihn gegeben. Als wundersames Naturspiel aber war der Stein einfach unschätzbar.

Wie gesagt, Diamanten haben manchmal Luftblasen. Oft sind diese Blasen auch mit einer schwarzen Masse gefüllt, welche sich bei der Untersuchung stets als Kohle oder Graphit erweist.

Im ›Wunder von Portugal‹ nun befand sich auch solch eine mit Kohlenstoff angefüllte Blase, welche – eben ein seltsames Naturgebilde – ganz, ganz genau wie ein kleiner Skorpion aussah. Der Kopf, die beiden Scheren, der geschuppte Schwanz mit dem Giftstachel – alles war ganz deutlich zu erkennen. Im Verhältnis zu dem Diamanten war der Skorpion übrigens gar nicht so klein, etwa so lang wie ein Fingernagel, und um das Gebilde noch genauer sehen zu lassen, hatte man dem Edelstein eben den flachen Treppenschnitt gegeben.

Seinerzeit wußte man noch nicht, daß der Diamant selbst nichts weiter als Kohle ist – freilich in einem ganz besondern Zustand, gewissermaßen ein vierter Aggregatzustand, vor dem auch wir noch als vor einem Rätsel stehn – damals waren die Diamanten erstarrte Tränen, welche Engel über die Sünden dieser Welt geweint und auf die Erde hatten fallen lassen, und solch eine Träne hatte bei ihrer Erstarrung eben einen kleinen Skorpion umhüllt. Daß es solche winzige Skorpione in Wirklichkeit gar nicht gibt, das machte das Wunder ja nur noch größer.

Als Portugal im 17. Jahrhundert einmal Geld brauchte, wurde der rote Skorpion an Frankreich versetzt. Von dort kam er nie wieder zurück. Zwei Jahrhunderte lang nahm der rote Skorpion oder das Wunder von Portugal in den Prunkkammern der Tuilerien zu Paris den Ehrenplatz ein – bis zum Jahre 1848, als die Revolution ausbrach.

Die Barrikadenkämpfer und die Soldateska plünderten die Tuilerien, unter andern Kostbarkeiten verschwand auch das Wunder von Portugal. Seit dieser Zeit hatte man nichts wieder von dem seltsamen Diamanten gehört. Er mochte gespalten und die einzelnen Splitter in kleinere Diamanten verwandelt worden sein, denn den auffallenden, weltberühmten Stein hätte der Dieb doch nicht an den Mann bringen können.

»Es ist jetzt fünf Jahre her,« fuhr Sörensen nach Skizzierung dieser frühern Verhältnisse fort, »da kam eines Tages ein Mann zu mir, ein Franzose, der ein mangelhaftes Englisch sprach, sah wie ein besserer Arbeiter aus, der fing davon an, daß er gehört habe, wie ich solche Bernsteinstücke sammelte, in denen Insekten eingeschlossen seien, ob das

nicht auch bei andern Substanzen vorkommen könnte, vielleicht auch bei Diamanten . . . Ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich den Mann endlich zur offenen Aussprache brachte. Ich brauchte einige Stunden dazu. Kurz, dieser Mann, vor einem Jahre in Amerika eingewandert und seitdem immer in New-York beschäftigt gewesen, hatte das Wunder von Portugal in seiner Hosentasche. Sein Vater war es gewesen, der den Stein aus den Tuilerien entwendet hatte. Erst durch Zeitungsberichte erfuhr er, was er gestohlen hatte. Verkaufen konnte er ihn nicht, er hatte ihn aber auch nicht weggeworfen, sein Sohn erbte ihn und zugleich das Geheimnis. Dieser Sohn nun hatte in New-York von mir gehört . . . und wiederum kurz und gut, nachdem ich, der ich vor Begierde zitterte, einige Eide hatte ablegen müssen, den Mann nicht zu verraten, war das Wunder von Portugal für die lächerlich geringe Summe von 2500 Dollar, für jenen Mann aber ein großes Kapital, mein Eigentum geworden.«

Der Erzähler machte eine Pause; mit glühenden Augen blickte er in das Licht der Studierlampe. Was für Gedanken mochten den alten Sammler jetzt beherrschen? Die Sammelwut ist eine Leidenschaft, welche sich vom Geiz wenig unterscheidet.

»Das Wunder von Portugal, eine Seltenheit, welche sonst nirgends auf der Erde existierte, war mein Eigentum,« wiederholte er mit vor Aufregung bebender Stimme. »Niemand konnte mir den Diamanten streitig machen. Der Dieb, sein Sohn, sie hatten aus Furcht vor Strafe ihr Geheimnis bewahrt. Und am andern Tage stand in der Zeitung, daß aus den Fluten des Delaware ein Mann gezogen worden sei, tot, stranguliert. Jedenfalls ein Raubmord.«

»Es war Ihr Franzose,« ergänzte Nobody. »Gestatten Sie? Dieses Kraut sieht ja verlockend aus.« Auf dem Schreibtisch stand eine Kiste Zigarren, und ohne die Erlaubnis dazu abzuwarten, nahm Nobody eine, biß die Spitze ab und zündete sie über der Lampe an.

Nun war es aber doch eine Dame, die das tat, und es sah einfach gottvoll aus, wie sich die alte Schachtel mit dem Veilchenhütchen mit der langen Zigarre im Munde über die Lampe beugte und zu paffen begann!

Doch Mr. Sörensen war für diese Komik jetzt unempfänglich.

»Ja. Nun war ich auch der alleinige Besitzer des mit dem Diamanten verbundenen Geheimnisses. Ich hatte keinen Ankläger mehr zu fürchten. O, wie ich jubelte! Und doch, und doch!! Mr. Nobody, hatte ich das Recht, den Diamanten zu behalten? Oder mußte ich ihn nach Paris zurückschicken?«

»Hm,« brummte die alte Schachtel, während sie mächtige Dampfwolken vor sich hinblies. »Das ist eine Rechtsfrage, die nicht so leicht zu entscheiden ist. Lassen wir das doch. Ich hätte einfach nach meinem Gewissen gehandelt. Was taten Sie?«

»Auch ich handelte nach meinem Gewissen. Ich habe meine ganze, sehr wertvolle Sammlung dem Pariser Museum testamentarisch vermacht, ebenso, gewissermaßen als Sühne, mein beträchtliches Vermögen. Allerdings wird dieses Testament erst nach meinem Tode bekannt.«

»Und hiermit ist Ihr Gewissen beruhigt?«

»Ja.«

»Na also. Ihr Vermögen hätten Sie dem Pariser Museum gar nicht zu vermachen brauchen. Das soll sich doch freuen,

wenn es den Diamanten wiederbekommt, und der ist doch überhaupt . . . «

»Heute nacht hat man ihn mir gestohlen!«

»Dann freilich können Sie auch nicht mehr über ihn verfügen,« lautete die trockne Antwort der rauchenden Frau. »Oder Sie müssen ihn erst wiederhaben.«

Der alte Mann hatte sich erhoben, faltete die Hände auf der Brust, mit angstvollen Augen, aus denen aber auch Hoffnung leuchtete, blickte er den maskierten Detektiven an.

»Mr. Nobody! Verschaffen Sie mir den roten Skorpion wieder! Er war das einzige Glück meines Alters! Ich glaube, Sie sind kein solcher Sammler wie ich, und da können Sie auch nicht wissen, was ich empfand, wenn ich so des Abends da-
saß und den Stein in meiner Hand betrachtete, das einzige Wunder, wie ein solches die schöpfende Natur in einer bizarren Laune hervorgebracht hat, und es war mein Eigentum, es war mein, mein!! Und Sie haben recht – ich unterbrach Sie vorhin, aber ich weiß, was Sie sagen wollten – ja, das Pariser Museum hat gar keinen Anspruch auf den roten Skorpion mehr zu machen, es kann zufrieden sein, wenn es ihn nach meinem Tode bekommt – und so werde ich mein Testament ändern – ich vermache mein gesamtes Vermögen Ihnen – und ich bin reich, sehr reich . . . verschaffen Sie mir nur den roten Diamanten wieder, damit ich mich in den wenigen Tagen, die mir noch vergönnt sind, noch an ihm erfreuen kann!«

»Hm, wenn Sie sehr reich sind, dann ließe sich das hören,« meinte Nobody, auch als alte Dame zuerst immer seinen geschäftlichen Vorteil erwägend. »Wieviel wäre das, was ich da nach Ihrem Tode erbt?«

Erasmus Sörensen zählte auf, was er an Staats- und andern Papieren, an Häusern und Hypotheken sein eigen nannte. Es war allerdings ganz beträchtlich.

»Sind keine andern Erben da, die mir das streitig machen könnten?« forschte die vorsichtige Mrs. Timmins weiter, immer die Zigarre im Munde.

Nein, solche waren nicht vorhanden.

»Da werden wir das dann schriftlich ausmachen. Zunächst noch eine andre Frage: wie sind Sie dazu gekommen, sich wegen dieser Sache an mich, respektive an Mr. World zu wenden?«

»Als ich heute früh das betreffende Kabinett betrat und sah, daß der eine Stahlschrank von fremder Hand geöffnet worden war, daß man das Wunder von Portugal mir gestohlen hatte, da zuckte es wie ein Blitz durch meinen wirren Kopf – ich dachte an jenen ersten Fall, durch den Sie aus dem Kreise der Märchen gezogen und zur historischen Berühmtheit wurden – ich dachte an Loftus Deacon, der war doch auch so ein Sammler wie ich, ihm wurde ein Schwert gestohlen, und Sie ... «

»Aha, ich verstehe,« fiel ihm Nobody ins Wort. »Dieses Ihr Vertrauen ehrt mich ebenso, wie es mich freut, denn sonst werde ich nicht gerade sehr mit Vertrauen verwöhnt, deswegen werde ich nun auch Ihrem Falle meine ganze Kraft widmen. Bitte, erzählen Sie mir jetzt mit Ruhe die ganze Sache.«

Sörensen setzte sich wieder und berichtete folgendes:

Der kinderlose Witwer führte einen ziemlich großen Hausstand, hatte sowohl männliches als weibliches Dienstpersonal, alles bewährte Leute und ihm treu ergebene Seelen. Aber im Laufe der Jahre machte sich doch ab und zu

ein Wechsel notwendig, ein alter Diener ging auch einmal durch den Tod ab.

So mußte vor einem halben Jahre ein neuer Hausdiener angenommen werden, hauptsächlich zum Fensterputzen. Die Stelle wurde in den Zeitungen annonciert. Als erster meldete sich ein junger Mensch namens Lewis Higgen, der mit herzinnigen Worten bat, ihn doch anzunehmen, er sei bisher Pferdeknecht im Royal-Hotel gewesen, auch hier in Philadelphia, er könne jedoch das rohe Leben unter den andern Pferdeknechten nicht mehr aushalten, sehne sich so sehr nach einer ruhigen Stellung in einem soliden Wohnhause, wo er anständig behandelt würde, wenn er auch nur Fensterputzer sei.

In Amerika gilt nur das mündliche Zeugnis des letzten Prinzipals; Mr. Sörensens, der bei der Wahl seiner Diener sehr vorsichtig war, erkundigte sich also bei dem Hotelier und bei denen, die Lewis Higgen unter ihrer Aufsicht gehabt hatten, es war über den jungen Menschen durchaus nichts Schlechtes zu sagen, über ein Jahr lang hatte er immer treu und brav seine Pflicht getan – und das war doch schließlich auch nur ein Lob, daß er sich nicht recht zur Behandlung der Pferde geeignet hatte, er hatte immer einen so sanften Charakter gezeigt – das heißt mit andern Worten, er hatte niemals so wie ein echter Pferdeknecht fluchen und prügeln können.

Gut, er wurde angenommen. Und das halbe Jahr war alles tadellos gegangen. Tadellos hatte er die Fenster geputzt, tadellos hatte er sich betragen. Ach, der gegen seine Diener so gütige Hausvater hatte nicht geahnt, wie faustdick es der solide, so unschuldig aussehende Jüngling hinter den Ohren gehabt!

»Gestern nachmittag bat er mich um drei Tage Urlaub. Er habe einen Brief bekommen – hat auch wirklich einen bekommen, das weiß ich – seine Schwester, die in Richfield wohnt, einem zwei Stunden von hier entfernten Städtchen, feiere ihre Hochzeit. Er wolle erst seine Arbeit vollenden und am andern Tage, also heute, den früh um vier Uhr abgehenden Zug benutzen. Ich Ahnungsloser war mit allem einverstanden. Verstehen Sie, Mr. Nobody, wie raffiniert dieser Bursche zu Werke gegangen ist?«

»Nein, das verstehe ich vorläufig noch nicht,« war die kalte Antwort.

»Nun, Lewis wollte eben eine Gelegenheit haben, um sich des Nachts unbemerkt aus dem Hause entfernen zu können. Oder vielmehr: er benutzte die günstige Gelegenheit, seinen schon längst gefaßten Plan endlich auszuführen, und da er schon nachts um drei das Haus verlassen durfte, gewann er einen Vorsprung von wenigstens fünf Stunden. Ich stehe nämlich nicht vor acht auf, und ich begeben mich doch auch nicht sofort in das Münzenkabinett, schließe doch nicht sofort jeden Panzerschrank auf, so daß ich also erst heute früh gegen neun Uhr gewahrte, daß man über Nacht den zweiten Schrank geöffnet und vollständig ausgeraubt hatte – und auch den roten Skorpion hat der abgefeymte Spitzbube zu finden gewußt.«

»Was hat der Schrank sonst noch enthalten?«

»Altspanische Goldmünzen, 254 Stück.«

»Diese müssen, wenn er sie ausgibt, den Dieb doch schnell verraten.«

»Nein, dem ist doch nicht so. Zum Teil sind diese Goldmünzen noch in Kurs. Dann würde er sie, wenn der einfache Mann sie nicht einem öffentlichen Raritätenhändler

anzubieten wagt, doch schnell an einen privaten Münzensammler loswerden. In meinem Hause wird über so etwas viel gesprochen, und da wird Higgen schon wissen, an wen er sich zu wenden hat, und so ein leidenschaftlicher Sammler ist ... ist ... ich meine, hat manchmal ... «

»... hat manchmal ein etwas weites Gewissen, daß er sich nicht scheut, für seine Sammlung auch etwas Gestohlenes anzukaufen, wenn er auch sonst ein Ehrenmann sein mag,« kam Nobody dem Stockenden zu Hilfe.

Mr. Sörensen wurde etwas verlegen. Mit dem Wunder von Portugal lag ja bei ihm so ziemlich derselbe Fall vor.

»Gerade für einen Sammler haben diese altspanischen Goldstücke den geringsten Wert,« fuhr er hastig fort, »während sie einen Dieb am meisten blenden mußten, und eben gerade deswegen hatte ich den roten Skorpion in einem Geheimfache des Panzerschranks untergebracht, welcher die Goldstücke enthielt. Denn ich sagte mir: wenn ein Dieb diesen Schrank erbricht, und er sieht das gleißende Gold offen daliegen, so wird er mit seiner Beute zufrieden sein und nicht daran denken, erst noch nach einem Geheimfache zu suchen. Der Schrank daneben enthielt nur alte Kupfermünzen, für mich von größtem Wert, die aber keinem Diebe in die Augen stechen. Doch Lewis hat eben auch das Geheimfach zu finden gewußt, das war ja überhaupt eine abgekartete Geschichte, und Sie glauben gar nicht, wie raffiniert dieser Bursche zu Werke gegangen ist, bei solchen Sicherheitsmaßregeln, die ich zum Schutze meiner Sammlungen getroffen habe, um einen heimlichen Einbruch unmöglich zu machen!«

»Was sind das für Sicherheitsmaßregeln? Zeigen Sie mir doch das Kabinett!«

Sie brauchten sich nur hinüber zu begeben, es war das Nebenzimmer, welches vom Hausherrn durch Drehung eines Hebels alsbald elektrisch erleuchtet wurde. Nur im Studierzimmer wollte der alte Herr seine Petroleumlampe haben, an deren Licht er sich seit einem Menschenalter gewöhnt hatte.

Mr. Sörensen gab dem Detektiv Erklärungen. Alle Zimmertüren, welche zu diesem Kabinett, das fünf Panzerschränke enthielt, führten, waren mit elektrischen Klingeln ausgestattet, welche läuteten, wenn jene von innen oder außen geöffnet wurden. Sie funktionierten auch jetzt tadellos, wie sich Nobody überzeugte. Dann zeigte Sörensen den geplünderten Panzerschrank, der wie die andern vier eingerichtet war. Es waren Haupt- und Nebenschlüssel nötig, zwei Selbstschüsse mußten ausgelöst werden, und das Geheimfach, welches jetzt nur noch das leere Samtfutteral enthielt, in welchem das Wunder von Portugal bisher gelegen hatte, war so kompliziert, daß man es gar nicht beschreiben kann.

Nobody hatte den Erklärer mit keinem Worte unterbrochen, hatte nur durch Handgriffe die Auslösung der Selbstschüsse und die andern Sicherheitsvorrichtungen selbst untersucht.

»War der Schrank heute früh, als Sie den Raub entdeckten, offen?« fragte er dann.

»Nein. Der Dieb hatte ihn wieder zugeschlossen, in der Hoffnung, dadurch die Entdeckung noch länger hinausschieben zu können. Auch die Klingeln funktionierten – überhaupt alles, alles war in vollster Ordnung.«

Mr. Sörensen merkte nicht, wie die alte Dame hinter seinem Rücken manchmal leicht den Kopf schüttelte.

»Ist diese Klingelvorrichtung von draußen abzustellen?«

»Nein, nur von innen.«

»Sie haben in der Nacht nichts Verdächtiges bemerkt?«

»Gar nichts, und ich schlafe hier nebenan und habe einen sehr leichten Schlaf.«

»Haben Sie Nachschlüssel, falls Sie dieses Schlüsselbund einmal verlieren?«

»Ja, aber die sind im Depositengewölbe der hiesigen Kreditbank niedergelegt, und ich habe mich heute früh natürlich gleich überzeugt, daß die sich noch dort befinden. Nein, dieser abgefeymte Halunke muß ein professioneller Einbrecher gewesen sein, der es verstanden hat, alle Schwierigkeiten zu beseitigen und den Geldschrank mit so einem Werkzeug, wie die Diebe es immer gebrauchen – Dietrich heißt es wohl – zu öffnen und dann wieder zuzuschließen. Oder er kann ja auch heimlich hier eingedrungen sein, hat einen Wachsabdruck von den Schlössern genommen und sich danach Nachschlüssel anfertigen lassen.«

Nobody blickte den Sprecher starr an, nahm ihm das Schlüsselbund aus der Hand, betrachtete die Schlüssel und sah wiederum jenen mit seltsam starren Augen an.

»Sie meinen also,« sagte er dann langsam, »es wäre ... ganz ausgeschlossen ... daß der Betreffende diese Schlüssel hier ... benutzt hätte?«

Jawohl, so etwas erklärte Sörensen für vollkommen ausgeschlossen. Das Schlüsselbund lag des Nachts unter seinem Kopfkissen, da war keine fremde Hand darangekommen.

»Aber Ihre Diener wissen doch, und auch dieser Lewis Higgen wußte es, wie man hier dieses Geheimfach öffnet und vorher die Selbstschüsse abstellt?«

Nein, auch das nicht! In dieses Zimmer hier war seit etwa dreißig Jahren kein fremder Fuß gekommen, der alte Herr

wischte in dem Zimmerchen auch den Staub selbst. Eine Ausnahme geschah nur jede Woche einmal, wenn die Fenster geputzt wurden, was also das letzte halbe Jahr Lewis Higgen besorgt hatte. Während dieser Viertelstunde hielt sich Sörensen dann nebenan im Studierzimmer auf, aber die Tür stets offen haltend.

»Und da hat Lewis eben den Wachsabdruck von den Schlössern genommen, was ich freilich vom Schreibtisch aus nicht sehen konnte.«

Nobodys Blick, der auf dem Sprecher ruhte, ward immer starrer – ein Zeichen, wie angestrengt sein Gehirn arbeitete.

»Mr. Sörensen, was haben Sie denn früher für eine Fabrik gehabt?« fragte er plötzlich.

»Eine Puppenkleiderfabrik,« entgegnete der alte Herr, etwas verduzt ob solch ungereimter Zwischenfrage.

»Puppen ... kleider!« wiederholte Nobody langsam, das Wort lang auseinanderziehend. »Merkwürdig, mit was alles in der Welt Geld verdient wird.«

»Es war eine kleine Fabrik, aber eine Goldgrube. Sie gehörte meiner Frau, ich mußte sie mit übernehmen, obgleich ich zuerst gar nichts davon verstand.«

»Was für einen Beruf hatten Sie denn ursprünglich, wenn ich fragen darf?«

»Ich lebte von einer kleinen Rente, hatte mich ganz der Münzenkunde gewidmet, bis ich meine selige Frau kennenlernte.«

»Puppenkleider und Münzenkunde,« wiederholte Nobody nochmals. »Ja, dann freilich! Sie denken, man kann von solch einem Geldschrankschloß einen Wachsabdruck nehmen und danach Schlüssel fertigen lassen? Ei, da hätten unsre Einbrecher leichtes Spiel! Da brauchten sie doch nicht

mit dem Knallgasgebläse und Dynamit zu arbeiten. Und der junge Mann, der erst ein Jahr als Pferdeknecht diente, hätte hier die Selbstschüsse abstellen und diesen überaus komplizierten Mechanismus des Geheimfaches herausfinden können? So ohne weiteres? I, Gott bewahre, mein lieber Herr, da befinden Sie sich in einem vollkommenen Irrtum! Das hätte nicht einmal ich fertig gebracht, und ich verstehe mich auch etwas auf solche Sachen. Nein, nein, lieber Herr, das Bild, das Sie mir da gemalt haben, verschiebt sich vor meinen Augen immer mehr. Hier wittere ich schon ein geheimnisvolles Rätsel, was Sie aber noch gar nicht ahnen. Ich glaube schon nicht mehr daran, daß jener junge Fensterputzer der Täter gewesen ist!«

Diese Worte waren mit einer Ueberzeugung gesprochen worden, verstärkt noch durch etwas Spott, daß der alte Herr seine ganze Sicherheit verlor.

»Aber . . . aber . . . Lewis Higgen ist ja wirklich entflohen!«

»Entflohen? Wie meinen Sie das? Er hat doch tatsächlich einen Brief bekommen, wie Sie selbst sagten, und er kann also wirklich nach Richfield zur Hochzeit seiner Schwester gefahren sein.«

»Eben nicht!« rief jetzt Sörensen triumphierend. »So klug bin ich auch! Er gab mir die Adresse seiner Schwester, heute früh um sieben hätte er schon dort sein können, und im Laufe des Tages habe ich zweimal dorthin telegraphiert, zuletzt heute nachmittag gegen fünf, mit bezahlter Rückantwort, und die lautete, daß Lewis noch immer nicht dort angekommen sei. Jawohl, eingeladen mag der Junge schon gewesen sein, aber er hat diese Gelegenheit benutzt und sich aus dem Staube gemacht.«

Wohl mochte der Detektiv durch diese Eröffnung etwas betroffen sein, doch wurde er in seiner Ansicht nicht irre.

»Möglich, daß der Bengel mit im Bunde ist. Aber so einfach, wie Sie sich die Sache denken, ist sie jedenfalls nicht. Wann haben Sie zuletzt diesen Panzerschrank geöffnet und den Diamanten gesehen?«

»Gestern abend gegen sieben hatte ich ihn zum letzten Male in der Hand. Dann meldete sich ein Besuch an.«

»Was für ein Besuch? Das sind natürlich nicht nur Fragen der Neugier.«

»Ein gewisser Monsieur Dechardes aus Paris. Der Herr hatte vorher schriftlich angefragt, wann ich zu sprechen sei, er wolle mein Urteil über eine altrömische Münze hören, und ich hatte ihm geantwortet: von nachmittags vier bis um acht zu jeder Zeit. Dann meldete er seine Ankunft auf um sieben an, und da kam er auch. – Aber ich bitte Sie sehr, Mr. Nobody, diesen Herrn nicht etwa in Verbindung mit dem Diebstahl zu bringen. Ich empfang ihn hier in diesem Zimmer, nur für zehn Minuten, ich erklärte die Münze für unecht, dann ging er wieder.«

»Hatten Sie denn auch den Diamanten wieder zurückgelegt und die Sicherheitsverschlüsse wiederhergestellt?«

Natürlich! So etwas vergaß doch der alte Herr nicht, der das Wunder von Portugal ängstlicher behütete als seinen Augapfel!

»Hm,« brummte Nobody nachdenklich, »da sind doch noch immer ganz besondere Fälle zu bedenken, und ich habe in meiner Detektivpraxis auch schon recht Seltsames erlebt. Sind Sie ganz gesund, Mr. Sörensen?«

»So gesund, wie man von einem alten Manne, wie ich bin, erwarten kann.«

»Ist Ihr Schlaf normal?«

Nobody sah bei dieser Frage den alten Herrn fest an, und dieser begann etwas zu lächeln.

»Sie denken doch nicht etwa, ich könnte den Diamanten und die Goldmünzen selbst gestohlen haben? Im Schlafe, ohne daß ich es weiß? Daß ich ein Nachtwandler hin? Ich habe nämlich einmal so eine phantastische Geschichte . . . «

Mr. Sörensen brach betroffen ab. Die alte Dame vor ihm hatte einen langen Pfiff ausgestoßen, in ganz eigentümlicher Weise, was allerdings Ueberraschung hervorrufen mußte.

»Heureka!! Ich hab's gefunden! Mr. Sörensen, sind Sie schon einmal hypnotisiert worden?«

»Hypnotisiert? Ich? An so etwas glaube ich gar nicht, das ist nur eine Einbildung,« lautete die erstaunte Antwort.

»Aha, da haben wir's ja schon! Und ich sage Ihnen: Sie sind in der Hypnose sogar dagegen geimpft worden.«

»Ich?« erklang es immer erstaunter. »Ich bin überhaupt niemals geimpft worden. Die Pockenimpfung gab's in meiner Jugend noch gar nicht.«

»Das ist es nicht, was ich meine. Sie sind hypnotisiert worden, und im hypnotischen Zustande ist Ihnen der Befehl beigebracht worden, daß Sie sich nie wieder hypnotisieren lassen, daß Sie gegen den hypnotischen Einfluß fernerhin ganz unempfänglich sind. Woher ich das weiß? Weil ich Sie soeben hypnotisieren wollte, was mir aber nicht gelang, eben weil Sie dagegen geimpft worden sind, denn sonst hypnotisiere ich jeden Menschen durch einen einzigen Blick. Da sitzen wir freilich in einer bösen Patsche. Aber jener Hypnotiseur hat sich doch verrechnet. Es gibt dennoch ein Mittel, um trotz der Schutzimpfung den hypnotischen Zustand zu

erzeugen. Kommen Sie doch wieder hinüber, dazu müssen wir uns setzen.«

Mr. Erasmus Sörensen begnügte sich vorläufig, nur den Mund zu öffnen, als er der alten Dame wieder in das Studierzimmer folgte. Dabei aber überkam ihn auch schon eine gewisse Scheu.

»Sie sind offenbar das Opfer einer hypnotischen Suggestion,« begann Nobody seinen Vortrag, von dem Mr. Sörensen absolut nichts verstand, zumal er an die Hypnotik gar nicht glaubte, sich noch nie darum bekümmert hatte, und so wollen wir diesem Vortrage auch nicht folgen. »Also Sie glauben nicht, daß jeder Mensch der hypnotischen Suggestion unterliegt?«

»Nein. Probieren Sie's doch mal bei mir, ob Sie mich hypnotisieren können.«

»Glauben Sie, daß jeder Mensch der Wirkung des Alkohols unterliegt?«

»Natürlich! Bei dem einen dauert's längere, bei dem andern kürzere Zeit, bis er betrunken ist.«

»Na also. Und genau so ist's mit der Hypnose, die sich überhaupt sehr mit dem Alkoholrausch vergleichen läßt. Und am allerleichtesten kann man jemanden im Alkoholrausch hypnotisieren. Mr. Sörensen, es hilft alles nichts – Sie müssen sich einmal tüchtig betrinken, sagen wir lieber gleich besaufen, und das jetzt sofort.«

Ach, da kam Nobody aber schön an! Der alte Erasmus Sörensen war nämlich ein Abstinenzler von der strengsten Sorte, und nun kam ja auch noch hinzu, daß er gar nicht verstand, was jener eigentlich wollte.

Doch Nobody, der die Überredungskunst im höchsten Maße besaß, und . . . kurz und gut, die alten Hausdiener waren

nicht wenig erstaunt, als einer von ihnen den Auftrag erhielt, aus der nächsten Kneipe etliche Flaschen Wein und Kognak zu holen.

Wir wollen uns nicht bei dem aufhalten, was die Diener untereinander sprachen. Jedenfalls war die alte Frau eine Teufelin, die mit höllischer List den sonst so soliden Herrn zum Trinken verführt hatte. Denn allein trank die nicht. Bis in die Küche hinab hörte man, wie Mr. Erasmus kreischte und sang und in fremden Zungen redete.

Nobody konnte einmal so recht studieren, wie sich bei einem alten Manne, der sein ganzes Leben lang keinen Tropfen Wein und Bier über die Zunge gebracht hatte, der Alkohol äußerte. Es war einfach zum Schießen! Am liebsten hätte sich der alte Herr auf den Kopf gestellt und mit den Beinen gezappelt. Jedenfalls war er selig, und am wenigsten Kummer bereitete ihm jetzt sein gestohlenen Wunder von Portugal.

Lange dauerte die Trinkerei ja nicht, dafür sorgte auch schon der kundige Nobody, indem er den Alten nicht nur öfters ein Gläschen Kognak genehmigen ließ, sondern ihm auch noch solchen heimlich in das Weinglas goß. Immer schwerer wurde die Zunge, immer gläserner das Auge, die fröhliche Laune verwandelte sich in allgemeinen Welt-schmerz, zuletzt zeigte sich der würdige Herr sogar als Radaubruder, der seinen Zechkollegen durchaus verhauen wollte, bis er plötzlich schwer in seinen Stuhl zurücksank und die Augen schloß, auch gleich zu schnarchen begann.

Eine kleine Weile wartete Nobody noch, dann begann er mit seinen Manipulationen, die sich diesmal darauf beschränkten, daß er dem zu Hypnotisierenden in eigentümlicher Weise die Schläfen massierte und ihm dann mit der

Hand fest in den Nacken griff. Die erste Folge dieses Griffes war, daß augenblicklich das Schnarchen verstummte.

»Öffnen Sie die Augen, ich befehle es Ihnen!«

Langsam, mit sichtbarer Anstrengung wurden die Lider in die Höhe geschoben, aber nur das Weiße des Auges zeigte sich, so waren die Pupillen nach oben verdreht – das untrügliche Zeichen, daß sich der natürliche Schlaf, der aber auch schon durch ein unnatürliches Mittel erzeugt worden war, in den hypnotischen verwandelt hatte.

Draußen warteten die Diener ängstlich das Resultat des nächtlichen Besuches der alten Dame ab, die den alten Herrn zum Trinken verführt hatte. Immer unheimlicher ward ihnen zumute.

Das Lärmen und Singen war schon längst verstummt. Was machten die beiden jetzt da drinnen? Schiefen sie beide? Nur einer der wohldressierten Diener wagte es, einmal nach der Tür zu schleichen. Durch das Schlüsselloch war nichts zu sehen, er legte sein Ohr daran und hörte gedämpfte Stimmen sprechen.

Das genügte ihm, er schlich zurück und teilte es seinen Kollegen mit, daß sich ihr Herr noch immer mit der Dame unterhalte. Noch immer? Nach solch einer vorausgegangenen Zecherei? Das konnte dann noch weniger mit rechten Dingen zugehn.

Um acht Uhr war der Besuch gekommen, und gegen elf war es, als sich endlich wieder die Tür des Studierzimmers öffnete, und die Diener waren förmlich erschrocken, als sie ihren Herrn, den sie jetzt in einem menschenunähnlichen Zustand wähten, vollständig nüchtern sahen. So würdevoll

wie sonst gab der alte Herr einem Diener den Auftrag, für die Dame die Haustür zu öffnen. Er selbst begleitete sie bis ans Portal hinab, wo sie sich noch einmal zum Abschied die Hände gaben.

»Leben Sie wohl, Mrs. Timmins! Kommen Sie gut in Ihr Hotel! Morgen also auf Wiedersehen!«

»Danke, danke, mein lieber Mr. Sörensen, ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe,« piepste die dünne Stimme, und die alte Dame trat in die Nacht hinaus.

Einen Wagen hatte sie wahrscheinlich abgelehnt, ihr Hotel mochte nicht weit sein, und an eine Begleitung der einzelnen Dame dachte hier niemand. Es ist wohl bekannt, was für einen Schutz in Amerika die Frauen genießen, und das ›Nach Hause begleiten‹ ist hier eben nicht Sitte.

Es war eine einsame, aber vornehme Straße, hell erleuchtet, welche Mrs. Timmins mit ihrem vorsintflutlichen Regenschirm entlangtrippelte.

Als sie eine mit Bäumen und Büschen besetzte Anlage erreichte, blieb sie stehn, blickte sich um – nur an einer fernen Straßenecke stand ein einzelner Mann, wahrscheinlich ein Konstabler, und auch der Wächter der Ordnung und des Anstandes konnte sie nicht von ihrem Vorhaben abhalten – sie verschwand in den Büschen.

Der geneigte Leser wird aufgefordert, der alten Dame in das versteckte Oertchen zu folgen, und er braucht sich durchaus nicht zu genieren – ja, er soll sogar mit Augen ausgestattet werden, welche die hier herrschende Dunkelheit durchdringen können.

Als sich Mrs. Timmins genügend tief zwischen den Fliederbüschen befand, lauschte sie einige Augenblicke, dann hob sie schnell ihren Rock empord, wobei es sich zeigte, daß

die alte Schachtel unter demselben gestreifte Männerhosen trug, brachte aus der Tasche ein dunkles Päckchen zum Vorschein, nur so groß, daß man es leicht in einer Hand verbergen konnte, faltete es auseinander, es war eine Art von Luftkissen aus Kautschuk, nahm dieses einstweilen zwischen die Zähne, jetzt streifte sie den Frauenrock ab, zog das Jackett aus, pflopfte diese beiden Sachen in den Gummisack, desgleichen das Veilchenhütchen, setzte dafür eine der Rocktasche entnommene Reisemütze auf, dann beschäftigte sich Nobody mit dem alten Regenschirm, den er einstweilen in die Erde gestoßen hatte, entfernte mit einem Ruck den Ueberzug, den er ebenfalls in dem Gummibeutel verschwinden ließ, dann führte er diesen an den Mund, blies ihn auf, wodurch derselbe immer eckigere Formen annahm, machte sich mit den Händen noch etwas im Gesicht zu schaffen – und es waren noch keine drei Minuten vergangen, seitdem Nobody als altes Weib in das Gebüsch geschlüpft war, da verließ er die Anlagen auf der andern Seite als ein schneidiger, schnurrbärtiger Commis Voyageur mit geschwelltem Musterkoffer, in der rechten Hand einen eleganten Spazierstock.

So, unterdessen würde Mr. Sörensen seinen Dienern wohl schon das glaubwürdige Märchen aufgebunden haben, das der geriebene Detektiv erfunden hatte, um jenen vor dem Verdachte der Trunkenboldenhaftigkeit zu rechtfertigen, und alles war *all right*.

Der Commis Voyageur betrat das nächste Hotel, nahm ein Zimmer, und bald konnte Nobody ungestört darüber nachgrübeln, was er vorhin in Erfahrung gebracht hatte.

Erasmus Sörensen war das Opfer eines Hypnotiseurs, er hatte sich, ohne es zu wissen, sozusagen selbst bestohlen.

Es lag hier ein Fall vor, der schon oft vorgekommen sein mag, und wenn man dabei die Hilfe der Hypnose theoretisch und praktisch zu Hilfe nimmt, so würde auf diese Weise manche Handlung und manches Verbrechen Aufklärung finden, worüber noch bis zum heutigen Tage ein undurchdringliches Dunkel lagert. Diese Zeiten werden auch noch kommen, aber heutigentages will das Gericht von der ganzen Hypnotik noch nichts wissen, und vielleicht mit Recht, denn noch sind unsre Kenntnisse über diesen unnatürlichen Schlafzustand sehr mangelhaft, diese Wissenschaft steckt erst in den Kinderschuhen, und da könnten Fehler gemacht werden, wodurch Irrtümer mit den vielleicht fürchterlichsten Folgen entstehn würden.

Für Nobody aber, der die Hypnotik zu seinem Studium gemacht hatte, war der vorliegende Fall ein ganz klarer.

Der eigentliche Dieb des Diamanten war jener Monsieur Dechardes, der dem bekannten Numismatiker gestern abend den schon angemeldeten Besuch abgestattet hatte, um eine alte Münze beurteilen zu lassen.

Der Herr war im Studierzimmer empfangen worden, nach einigen einleitenden Worten hatte Sörensen die ihm dargereichte Münze genommen und, während er dieselbe in der Hand behielt, sie mit der Lupe untersuchte, die Erklärung abgegeben, daß sie eine Fälschung sei, sogar eine ganz plumpe, hatte noch etwas über die echte ›Thebaner mit dem Olivenzweig‹ gesprochen, dann hatte sich der Franzose mit bestem Dank für freundliche Auskunft wieder entfernt. Die Unterredung konnte höchstens zehn Minuten gewährt haben.

So sagte Sörensen aus – im normalen Zustande! Als er von Nobody in Hypnose versetzt worden war, wußte er etwas ganz andres zu erzählen.

Dem, der sich nur einigermaßen über die Hypnotik orientiert hat, dürfte bekannt sein, daß man aus dem hypnotischen Schlafe ohne Erinnerung daran erwacht, was man während desselben getan und gesprochen hat. Wird man aber nochmals hypnotisiert, so kann man sich auf alles wieder besinnen und berichtet darüber dem Hypnotiseur, und diese Erinnerung kann auch nicht der in der vorhergegangenen Hypnose gegebene Gegenbefehl, nichts mehr davon zu wissen, verwischen. Will ein verbrecherischer Hypnotiseur sich vor Entdeckung schützen, so kann er nur den Befehl geben, daß sich der Betreffende von keinem Menschen mehr einschläfern läßt, höchstens noch durch ein bestimmtes Stichwort, welches also der Hypnotiseur allein weiß.

So hatte denn auch jener Monsieur Dechardes getan, und wir haben gesehen, wie Nobody den gegen Hypnose Gefei-ten dennoch einzuschläfern oder vielmehr dennoch für eine Hypnose empfänglich zu machen wußte.

Jetzt also konnte Sörensen, durch geschickte Fragen unterstützt, alles erzählen, was der fremde Herr gestern abend mit ihm vorgenommen hatte. Der Uebergang freilich fehlte; wie ihn jener eigentlich eingeschläfert hatte, darauf konnte er sich nicht mehr besinnen – so wenig wie jemand mit vollem Bewußtsein einschlafen und den Anfang und das Ende eines Traumes bestimmen kann.

»Hast du in deiner Sammlung einen roten Diamanten, der einen Skorpion eingeschlossen enthält, bekannt unter dem Namen das Wunder von Portugal?«

Das war die erste Frage gewesen, nachdem der Franzose dem Hypnotisierten in der üblichen Weise unbedingten Gehorsam befohlen hatte, und willenlos hatte Erasmus Sörensen sein tiefstes Geheimnis preisgegeben.

»Zeige ihn mir!«

Im nebelhaften Traumzustande war der Hypnotisierte hinübergegangen, hatte das Schlüsselbund aus seiner Tasche gezogen, den Panzerschrank aufgeschlossen, die Selbstschüsse abgestellt, das Geheimfach enthüllt.

»Gib mir den Diamanten, ich befehle es dir!«

Ja, es war ein ... teufelsbegnadeter Hypnotiseur gewesen! Er hatte den Diamanten nicht selbst genommen, sondern er hatte ihn sich freiwillig geben lassen. Hierin ist nämlich ein großer Unterschied, welcher aber als solcher hier nur angedeutet werden kann. Jedenfalls also hatte Sörensen sein angebetetes Heiligtum dem Fremden freiwillig ausgehändigt – denn den geheimnisvollen Bann, unter welchem er sich befand, fühlte er jetzt nicht – und deshalb nämlich erwachte er später nicht mit unangenehmen Empfindungen.

Der Franzose hatte sich auch gleich noch die Erlaubnis geben lassen, die sämtlichen spanischen Goldmünzen nehmen zu dürfen, dann hatte Sörensen auf weitem Befehl alle die mechanischen Handgriffe verrichtet, um die Selbstschüsse wieder einzustellen und den Panzerschrank wieder zu schließen.

»Ich befehle Ihnen, sich fernerhin von keinem andern Menschen mehr hypnotisieren zu lassen,« hatte es dann weiter an Sörensens Ohr geklungen, und er wußte, daß er schon wieder auf dem Armstuhl vor seinem Schreibtisch saß.

»Ich gehorche,« hatte der Hypnotisierte versichern müssen.

»Daß Sie nicht wieder in denselben Zustand kommen, in welchem Sie sich jetzt befinden!«

Das wurde auch noch deutlicher erklärt.

»Nur ich selbst kann Sie hypnotisieren, und zwar sind Sie es sofort, wenn ich das Wort ›Sardanapal‹ ausspreche.«

Wenn auch der Hypnotisierte Gehorsam versprach, so hätte er diesem Befehl doch nicht so ganz nachkommen können. Dieses Wort ›Sardanapal‹ war nun überhaupt ein Stichwort, welches die Hypnose einleitete, auch wenn ein anderer es aussprach. Aber wie selten im alltäglichen Gespräch wird einmal dieser Name ausgesprochen werden, und dann, nur so leicht hingesagt, hätte Sörensen auch höchstens eine unangenehme Empfindung von Müdigkeit gehabt, nichts weiter. Anders war es, wenn ihm dieses Wort nachdrücklich zugerufen wurde, und die größte Macht allerdings konnte fernerhin dieser Mann auf ihn ausüben, der ihm dieses Stichwort erst suggeriert hatte.

»Wie heißt das Stichwort?«

»Sardanapal,« hatte Sörensen gemurmelt – und da plötzlich saß er vor dem Schreibtisch auf seinem Stuhl, den er nicht verlassen zu haben glaubte, hatte die gefälschte Münze in der Hand und erklärte dem fremden Herrn, wie eine echte ›Thebaner mit dem Olivenzweig‹ beschaffen sein müsse. Alles, was er während der Hypnose getan, war vollständig seinem Gedächtnis entschwunden, und es hatte ja auch nur wenige Minuten in Anspruch genommen, der Zeitunterschied war ein zu geringer, als daß er auffallen konnte.

Wer war dieser vorgebliche Monsieur Alfonse Decharde gewesen, welcher die hypnotische Suggestion in solch hohem Grade beherrschte und sie zu verbrecherischen Handlungen benutzte? Ein noch junger, eleganter, offenbar gebildeter Herr mit schwarzem Kopfhair und Zwickbart. Mehr konnte Mr. Sörensen nicht angeben, nicht einmal, ob jener das Kopfhair kurzgeschnitten trage oder nicht. Doch das machte für Nobody auch sehr wenig aus.

Etwas andres von der größten Wichtigkeit war es, was Sörensen noch nachträglich über den Fremden berichten konnte, nämlich auf welch geheimnisvolle Weise sich dieser als Besuch eingeführt hatte. Als Sörensen zuerst seiner erwähnt, hatte er gar nicht daran gedacht. Jetzt freilich, da man wußte, was für einen gefährlichen Spitzbuben man vor sich hatte, wurde das ganz anders, da mußte man jeder Kleinigkeit Beachtung schenken.

Monsieur Decharde hatte also erst an Mr. Sörensen geschrieben, ob und wann er ihn besuchen dürfe, hatte aber auch gleich gesagt, daß es sich um einen ganz, ganz wichtigen Fund auf dem Gebiete der Numismatik handle, er hätte etwas, was er dem berühmten Münzenkundigen nur unter vier Augen zeigen dürfe.

Was hier vorliegt, ist doch ganz klar. Der Franzose konnte nicht wissen, daß Sörensen den Besuch sowieso allein in seinem Studierzimmer empfangen hätte. Allein aber mußte der Hypnotiseur mit seinem Opfer sein.

Dann war des leidenschaftlichen Münzensammlers Enttäuschung eine sehr große gewesen. Die Münze, bekannt unter dem Namen ›Thebaner mit dem Olivenzweig‹, ist ja sehr selten, aber da hätte jener doch nicht erst solch eine geheimnisvolle Einleitung zu machen brauchen, und nun

brachte der Kerl aus seiner Tasche auch noch die allerplumpste Nachahmung dieser Münze, sie sah aus, als hätte er sie in aller Schnelligkeit selber gemacht – jedenfalls hatte er gar keine Ahnung von Münzen.

Der alte Erasmus Sörensen war ein sehr höflicher Herr, ließ sich nichts merken, gab ausreichende Erklärungen und komplimentierte jenen wieder hinaus – ohne zu ahnen, wie sich der Spitzbube, der seinen Zweck erreicht, jetzt ins Fäustchen lachte.

Wie aber war der Mann auf die richtige Vermutung gekommen, daß Mr. Erasmus Sörensen in Philadelphia den Diamanten besaß, welcher vor fast 50 Jahren spurlos aus den Tuilerien verschwunden und seitdem verschollen war? Und Nobody glaubte den Versicherungen Sörensens, daß er seit jener Zeit, da er das Wunder von Portugal von dem Arbeiter erhalten, noch zu keinem Menschen darüber ein Sterbenswörtchen gesprochen hatte.

Jenen Arbeiter hatte man am nächsten Tage tot aus dem Delaware gezogen. Hatte der Unglückliche vorher noch geplaudert? Und jetzt nach fünf Jahren zeigte sich erst das Resultat? Und stand Lewis Higgen mit dem Fremden und dessen Diebstahl in Verbindung?

Wir wollen nicht Nobodys Grübeleien folgen, er selbst gab sie auf; seine Pläne, die er morgen ausführen wollte, waren schon gefaßt, er legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen war er schon zeitig auf der Straße. Für das, was er heute vorhatte, war es noch viel zu früh, die Bäckerläden machten erst auf. Aber Nobody wußte sich

die Zeit zu vertreiben. Er war nicht zum ersten Male in Philadelphia, und er kannte das kleine Bierlokal, in dem sich die von der Nachtwache abgelösten Konstabler dieser Stadtgegend zusammenfanden, um den nach Neuigkeiten haschenden Reportern zu berichten, was sich während der Nacht besonderes zugetragen hatte, wofür sie einige ›drinks‹ erhielten.

Dorthin begab sich Nobody und hatte bald sämtliche Konkurrenten aus dem Felde geschlagen, indem er den Wachtmeister von der Hauptwache für sich zu gewinnen wußte, der ihm nun alles, was während der letzten 24 Stunden in Philadelphia passiert war, brühwarm erzählte. Brandy mit Zucker freilich können solche Fünf-Cents-Reporter auch nicht ausgeben, besonders wenn es so ein Wachtmeister ist, der nach dem zwölften Brandy erst Appetit nach etwas Schärferem bekommt.

Nobody hatte vorsichtig auf den Busch geklopft, und richtig, der Fuchs sprang heraus!

Lewis Higgen war bereits bei der Polizei als ›vermißt‹ angemeldet worden. Die um den Jungen besorgte Schwester hatte unterdessen die Polizei in Richfield benachrichtigt, daß ihr Bruder dort abgefahren und hier nicht angekommen sei, jetzt stellte man in Philadelphia bereits Recherchen an, ob Lewis den um vier Uhr abgehenden Zug auch wirklich benutzt habe.

Freilich war das eine schwierige Sache, den alten Mr. Sörensen hatte man deshalb nicht aus seinem Bett geholt, der Junge konnte ja auch noch auftauchen.

Nobody zweifelte daran. Aber ob Lewis Higgen mit dem verbrecherischen Hypnotiseur in Verbindung stand oder nicht, darüber zerbrach er sich jetzt nicht den Kopf.

Dagegen sei gleich etwas andres erwähnt, was Nobody dann später auch zu Sörensen sagte: Gesetzt den Fall, dieser hätte keinen Grund gehabt, den Diebstahl des Diamanten der Polizei zu verheimlichen, er hätte den Fall also derselben übergeben, so hätte man zehn gegen eins wetten können, daß sie auf eine ganz falsche Spur geraten wäre. Mindestens hätte sie die kostbare Zeit mit dem Aufsuchen des verschwundenen, das heißt entflohenen Jungen vertrödelt, während der eigentliche Täter sich in Sicherheit bringen konnte.

Dann war aber auch zu bedenken, daß der Franzose von der Abreise des Jungen Kenntnis erhalten und ihn kalt gemacht haben konnte, so daß überhaupt ein gänzlich falscher Verdacht entstand.

Doch wie gesagt, mit solchen Gedanken gab sich Nobody gar nicht ab, er hatte immer nur ein einziges Ziel im Auge, und das war jetzt der Monsieur Dechardes.

Als die Bibliotheken geöffnet wurden, begab Nobody sich in eine der größten und fragte nach Edward Knorrs ›Buch der berühmten und historischen Edelsteine‹, welches denn auch vorhanden war, und in welchem er den roten Skorpion oder das Wunder von Portugal verzeichnet fand.

Viel war es ja nicht, um was er sein Wissen bereicherte, es wurde in diesem Buche über das Wunder von Portugal nicht mehr gesagt, als wir in der Einleitung getan haben, aber etwas hatten wir doch vergessen, und für Nobody war es eine große Hauptsache: die Herkunft des Steines.

Vasco de Gama, der berühmte Indienfahrer des 15. Jahrhunderts, hatte ihn mit nach Portugal gebracht, nachdem er ihn in Cochinchina, das ist in Hinterindien, von einem Maharadscha geschenkt bekommen.

So war in dem trefflichen Buche zu lesen.

»Hm,« brummte unser Nobody innerlich, »sollte Vasco de Gama solch eine Seltenheit, die einzig in der Welt existiert, wirklich von dem indischen Fürsten geschenkt bekommen haben, selbst wenn er ihm einen noch so großen Dienst erwiesen hatte? Sollte der brave Portugiese den kostbaren Edelstein nicht eher gemaust haben?«

Als die Bibliotheksuhr die zehnte Stunde verkündete, stieg Nobody ins Geschäft, das er heute vorhatte.

Sörensen hatte ihm gesagt, daß es in Philadelphia noch vier andre Männer gäbe, welche hauptsächlich Inkarnate sammelten, hatte ihm ihre Adressen gegeben und ferner auf sein Ersuchen leihweise ein kostbares Bernsteinstück, welches eine Ameise eingeschlossen enthielt – keine gewöhnliche Ameise, sondern eine, wie sie heute gar nicht mehr existiert, eine Ameise, die hinten auf dem Rücken noch besonders einen Buckel hatte.

Mit dieser buckligen Bernsteinameise in der Tasche machte sich Nobody auf den Weg zum ersten Inkarnatensammler. Mr. Beecher war, wie Sörensen erzählt hatte, gleichfalls ein Privatmann, lebte, obgleich er für seine Liebhaberei Geld genug hatte, sehr einfach, nur mit einer Wirtschafterin, war manchmal etwas grob, aber für gewöhnlich ein ganz gemüthlicher Kerl, mit dem sich sprechen ließ.

Nobody zog an dem einfachen Häuschen die Klingel; eine alte Frau öffnete, ließ den eleganten Herrn gleich in den Parlour treten, fragte nach seinem Begehre.

»Nicht wahr, Mr. Beecher sammelt Inkarnate?«

Die Wirtschafterin bejahte, machte aber merkwürdigerweise gleich ein recht ängstliches Gesicht.

»Ich habe ein überaus seltenes Bernsteinstück zu verkaufen . . . «

»Ach Gott, es ist aber doch auch wirklich etwas Gutes?« fing die alte Frau sogleich zu jammern an. »Da war erst gestern ein Herr da, der wollte auch so ein Inkarnat zu verkaufen haben, wollte Mr. Beecher unter vier Augen sprechen, tat so furchtbar geheimnisvoll, und dann war's nur ein gewöhnliches Stück Harz mit einer Stubenfliege. Da hat sich mein Herr so schrecklich geärgert, er hat die ganze Nacht nicht schlafen können. Ist's denn auch wirklich etwas Seltenes, was Sie ihm zeigen wollen?«

»Eine Stubenfliege ist's jedenfalls nicht, aber eine Ameise, mit nur fünf Beinen und sogar mit einem Buckel . . . «

Nobody konnte nicht weiter erklären, die Tür wurde aufgerissen, auf der Schwelle stand ein großer, dicker Mann, dessen rotes Gesicht die wildeste Aufregung ausdrückte. Er mußte schon draußen etwas gehört haben.

»Was wollen Sie?« brüllte er den fremden Herrn gleich an. »Eine bucklige Ameise mit fünf Beinen? Sie wollen mich wohl auch veralbern? Das war wohl gestern Ihr Spießgeselle, was, he? Machen Sie, daß Sie nauskommen!!«

»Aber ich bitte Sie, ich bin . . . «

»Naus, sage ich, naus, naus, naus!!!«

Nobody floh vor dem cholерischen Manne davon, der ihm ernstlich auf den Leib rücken wollte.

Trotzdem konnte er mit dem Erfolge zufrieden sein. Er hatte den Namen des gestrigen Besuches nicht erfahren, nicht, ob es ein schwarzbärtiger Franzose, aber ohne Zweifel war es kein anderer als jener Monsieur Dechardes gewesen. Er hatte ganz genau dieselbe Einleitung gebraucht wie bei

Sörensen, hatte also einen geheimnisvollen Brief geschrieben, hatte sich geheimnisvoll eingeführt, alles nur zu dem Zwecke, um mit dem Sammler ungestört allein zusammen sein zu können, um ihn zu hypnotisieren – nur daß er diesem Manne, welcher nur Inkarnate sammelte, ein solches zeigen wollte, und daß das ein ganz wertloses Ding gewesen war, eine noch plumpere Fälschung als die nachgeahmte Münze, das hatte den cholерischen Mr. Beecher so aufgebracht, daß noch am andern Tage Nobody seinen Zorn ausbaden mußte. Vielleicht auch war der Mann, der sich so leicht außer Fassung bringen ließ, schon früher einmal das Opfer von Spaßvögeln gewesen.

Trotzdem wollte Nobody noch einen zweiten Versuch machen, um seiner Sache ganz sicher zu sein. Unser Nobody hatte wirklich Talent zum Geschäftsreisenden, der sich vorn hinauswerfen läßt und hinten wieder hereinkommt. Er ging stracks zu einem zweiten Inkarnatensammler, dessen Adresse Sörensen ihm gegeben hatte, ein berühmter Rechtsanwalt, der jetzt nur in seinem Bureau zu sprechen war.

Das Wartezimmer saß schon voller Klienten, und Nobody hatte dem ihn nach seinem Begehre fragenden Kanzleidiener nichts andres zu sagen, als daß er dem Herrn Rechtsanwalt ein seltenes Bernsteinstück zeigen wolle.

Der Diener ging, und der Erfolg der Meldung war ein ungeahnter. Der Rechtsanwalt ließ alle Klienten und Geschäfte warten, um sofort ein seltenes Inkarnat sehen zu können. Nobody wurde durch eine große, mit vielen Schreibern besetzte Kanzlei geführt und von dem Rechtsanwalt in dessen kleinem Bureau allein empfangen. Durch ein Fensterchen konnte man die große Schreibstube übersehen.

»Graves ist mein Name,« stellte sich Nobody vor und präsentierte das ihm geliehene Bernsteinstück als sein Eigentum, bot es jenem zum Kaufe an.

Es war wirklich ein überaus seltenes Inkarnat, der Rechtsanwalt war entzückt, konnte sein Auge nicht von der Lupe trennen. Aber er war auch so vorsichtig, das Stück einigen Prüfungen zu unterwerfen, ob nicht etwa eine künstliche Einschließung vorliege, und er war auch hier in seinem Geschäftsbureau dazu eingerichtet, in einer Ecke des Zimmers war ein kleines Laboratorium. Er tauchte das Stück Bernstein in verschiedene Flüssigkeiten, erwärmte es und machte andre Experimente damit. Es war ein echter Bernstein, auch nicht aus zwei Hälften zusammengekittet.

»Was wollen Sie dafür haben?«

»Gestatten mir Herr Rechtsanwalt erst eine Frage. War gestern ein Herr bei Ihnen, welcher Ihnen ebenfalls ein Inkarnat zum Kaufe anbot?«

Forschend blickten die klugen Augen des Rechtsanwaltes den Frager an.

»Ja. Ein Mr. Dechardes. Oder Monsieur Dechardes, es war wohl ein Franzose. Stehen Sie mit dem Herrn in Verbindung?«

»Durchaus nicht. Ganz im Gegenteil. Ich wollte Sie vor diesem Herrn warnen, er versucht gefälschte Inkarnate und Münzen zu verkaufen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Warnung. Ja, dieses Individuum war gestern bei mir, bot mir ein Inkarnat an, die plumpste Fälschung, die mir je vorgekommen ist. Ich hatte Lust, den Menschen arretieren zu lassen. Denn obendrein benahm er sich mit der unverschämtesten Dreistigkeit, tat so

geheimnisvoll, hatte mir erst einen langen Brief geschrieben, voll von mystischen Andeutungen, er müsse mich unbedingt ganz, ganz allein sprechen. Ich ging nicht darauf ein, ich empfing ihn einfach hier in meinem Bureau, und da wollte mir der Mensch zwei zusammengeleimte Stücke Harz, in die eine Fliege hineingeklebt war, als ein echtes Inkarnat aufschwätzen.«

Nobody hätte diese Erklärung gar nicht mehr nötig gehabt. Es war gesagt worden, daß der Rechtsanwalt ihn forschend angeblickt hatte, Nobody hatte den Blick erwidert und . . . es ist schon wiederholt gezeigt worden, welch eine furchtbare Macht dieser rätselhafte Mann, der sich Nobody nannte, in seinem Blicke besaß, wenn er wollte, wenn er seinen Willen daraufhin konzentrierte.

»Schlafe ein, ich befehle es dir, ich will es: schlafe ein!!!«

So hatte er jetzt auch diesem Rechtsanwalt in Gedanken befohlen – mit einem Wort: er hatte ihn hypnotisieren wollen, und Nobody war seiner Sache sicher, daß diesem seinem magnetischen Blick, oder wie man es sonst nun nennen mag, kein einziger Mensch widerstand.

Aber des Rechtsanwalts Augen wollten sich nicht nach oben verdrehen, und Nobody wußte, weshalb jener ihm widerstehn konnte.

Nobody blickte durch das Fensterchen, er sah die vielen Schreiber sitzen, und eine eigentümliche Empfindung überkam ihn, die er sonst gar nicht kannte, etwas wie eine Scheu.

Also auch diesen Rechtsanwalt hatte jener Franzose hypnotisiert, um den Willenlosen auszuforschen, ob er in seiner Sammlung den indischen Diamanten habe, hier in diesem

Bureau, bei unverschlossener Tür, wo nebenan die Schreiber saßen, welche durch das Fensterchen blicken konnten, wo jeden Moment jemand eintreten konnte!!

Wahrhaftig, das war eine verwegene Kühnheit, die seinesgleichen suchte! Wer war dieser Mann? Nun, Nobody wollte ihn näher kennen lernen, dieser Entschluß stand jetzt felsenfest bei ihm; der bestohlene Sörensen brauchte ihm zur Wiederbeschaffung seines Diamanten keine Prämie anzubieten!

»Was wollen Sie also für dieses Inkarnat haben?«

»Eine Million.«

»Wieviel?« fragte der Rechtsanwalt mit großen Augen.

»Eine Million Dollar,« wiederholte Nobody kaltblütig. Er durfte das Stück Bernstein ja gar nicht verkaufen, und eine solche Summe würde jener wohl nicht zahlen.

Der Rechtsanwalt war ein gelassener Mann, er gab das Stück einfach zurück.

»Es ist allerdings eine Seltenheit, aber Sie überschätzen den Wert vollkommen. Gehn Sie zu andern Liebhabern von solchen Sachen, bieten Sie es ihnen an, aber kommen Sie immer wieder zu mir. Hundert Dollar mehr als jeder andre will ich Ihnen dafür geben, aber keine Million, keine halbe, keine viertel. Wenn Ihnen jemand 1000 Dollar dafür bietet, dann seien Sie sehr, sehr zufrieden, und dann also will ich Ihnen 1100 Dollar dafür geben. Empfehle mich.«

Nobody entfernte sich. Zu den beiden andern Sammlern ging er nun nicht mehr, denn er war fest überzeugt, daß Monsieur Dechardes auch bei diesen gewesen war und mit ihnen gleichfalls sein hypnotisches Experiment gemacht hatte, vorausgesetzt, daß Erasmus Sörensen in Philadelphia der letzte gewesen war, dem er seinen Besuch abgestattet hatte,

diesem sich nur zur Abwechslung mit einer Münze einführend, weil er mit dem gefälschten Inkarnat schon schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

Nobodys Absicht war, sich jetzt sofort nach New-York zu begeben, wozu er natürlich seine Gründe hatte. Da der nächste Zug aber erst in einer Stunde abging, suchte er zuvor noch einmal Mr. Sörensen auf, dem er, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, Bericht erstattete.

»Was ich von alledem denke?« sagte er zuletzt. »Es ist nur ein Phantasiebild, welches ich Ihnen entwerfe. Vor 500 Jahren hat Vasco de Gama aus Indien diesen Diamanten entführt. Ob nun mit Gewalt, oder ob er ihn wirklich geschenkt bekommen hat, das ist ganz gleichgültig. Bei den Erben des einstigen Besitzers lebt noch heute, nach 500 Jahren, die Erinnerung an den seltsamen Stein mit dem Skorpion. Ich will annehmen, daß es ein Familienheiligtum gewesen ist. Vielleicht schon seit 500 Jahren haben die Kinder jenes indischen Maharadschas von Generation zu Generation sich bemüht, den verschwundenen Stein wieder aufzufinden. Im fernen Indien hat man nichts von einem Wunder von Portugal gehört, man hat dort nicht gelesen, wie der rote Skorpion nach Paris gekommen ist, wie man ihn dann aus den Tuileries gestohlen hat. Unterdessen aber haben sich die Zeiten geändert. Jetzt gibt es schon recht aufgeklärte Indier, studieren solche doch auch an unsern Universitäten. Da hat man nachträglich von dem Wunder von Portugal gehört und in ihm das alte Familienheiligtum wiedererkannt. Wo mag der Stein jetzt sein? Auf Zeitungsannoncen wird von vornherein verzichtet. Jedenfalls ist er im Besitze eines Sammlers, der sich heimlich an der Seltenheit weidet. Wenn Sie die Indier so genau kennten wie ich, jene Indier, welche niemals Geld

verzinslich auf der Bank anlegen, sondern alles vergraben, dann würden Sie wissen, wie leicht ein Indier auf diese ganz richtige Vermutung kommen kann. Der Plan jenes Mannes, der das Kleinod seiner Familie wiederhaben will, ist gefaßt. Es stehn ihm große Mittel zur Verfügung. Indien ist die Heimat der Hypnotik. Cochinchina ist französisch, an jenen indischen Fürstenhöfen treiben sich französische Abenteurer haufenweise herum. Da werden nun solche Abenteurer in alle geheimen Künste eingeweiht und hinausgeschickt in alle Welt, sie erkundigen sich nach Sammlern und dergleichen Personen, die für den seltsamen Stein Interesse haben können, und einer nach dem andern wird von ihnen hypnotisiert und gefragt, ob er in seiner Sammlung den roten Skorpion habe. Und so ist man denn auch zu Ihnen gekommen. Sie halten das für unmöglich? Sie meinen, weil in Ihrem Sammler-Adreßbuch allein für Amerika über 3000 Adressen angegeben sind? Ja, wer weiß denn, wie viele, viele Jahre dazu nötig gewesen sind, um Sie als den gegenwärtigen Besitzer des Diamanten herauszufinden? Wer weiß denn, was für eine kolossale Maschinerie von Indien aus dazu in Bewegung gesetzt worden ist? Doch, wie gesagt, es ist ein reines Phantasiebild, welches ich Ihnen vormale. Und dennoch, ich kenne die Indier, welche an einem seidnen Tüchelchen ein ganzes Leben lang weben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß jener Decharde nur eine kleine Schraube an einer gewaltigen Maschinerie ist, und ich gehe jetzt, um diese aufzusuchen und zu studieren. Leben Sie wohl, Mr. Sörensens, Sie werden erst wieder von mir hören, wenn ich einen Erfolg aufzuweisen habe.«

Auf der Rückfahrt nach New-York saß Nobody einem Herrn gegenüber, in dem er trotz der europäischen Kleidung, und obgleich der Mann keine besonders dunkle Hautfarbe hatte, sofort einen Indier erkannte, und zwar mußte er, den edlen Gesichtszügen nach, einer der höhern Kasten entstammen.

Er wollte sich eine Zigarette anstecken, fand sein silbernes Streichholzetui leer, Nobody gab ihm Feuer, und der Orientale war freudig erstaunt, daß er dabei auf hindostanisch angeredet wurde.

Es kam eine Unterhaltung zustande, die sich um die Handelsverbindungen zwischen Indien und Amerika drehte – bis der eine von den beiden andern Passagieren ausgestiegen und der zweite schnarchend eingeschlafen war.

Jetzt lenkte Nobody schnell das Gespräch auf die indischen Diamanten, mit dem berühmten Kohinur beginnend, bis er zuletzt fragte, ob der Hindu den Verbleib des Wunders von Portugal kenne, welcher doch ebenfalls ein indischer Diamant sei, der Herr wisse doch, der rote Diamant mit dem Skorpion, den Vasco de Gama in Cochinchina von einem Maharadscha erhalten und mit nach Portugal gebracht hatte . . .

Nein, der Indier wußte nichts davon, er hatte noch nie vom Wunder von Portugal oder von einem andern Diamanten, der einen Skorpion einschließt, gehört – und er sprach die Wahrheit, das sah ihm Nobody sofort an.

Also eine Sage über diesen Diamanten zirkulierte in Indien nicht, das war hiermit konstatiert.

In New-York war Nobodys erster Gang zu einem Manne, welcher ebenfalls einen Sammelsport trieb, aber wieder eine ganz andre Art.

Mr. Speak war Heraldiker von Beruf, er machte ein Geschäft daraus, annoncierte: »jeder kann sein Familienwappen erfahren«, und wenn irgend ein Schustergeselle 25 Cents einschickte, so bekam er ein prachtvoll gemaltes Wappen mit der Versicherung, daß dieses wirklich seit uralten Zeiten das seiner Familie wäre.

Wenn das wohl auch nie stimmen mochte, so war Mr. Speak doch in Wirklichkeit ein gründlicher Wappenkenner der europäischen Fürstenfamilien, aber nicht nur das, er kannte auch jedes Totem oder geheime Zeichen aller wilden Völker Amerikas, Afrikas, Asiens und Australiens, hierin hatte er gewissermaßen eine neue Wissenschaft begründet, und im übrigen werden wir sogleich sehen, was dieser seltene Mann sonst noch alles wußte. Der Privatdetektiv hatte seine Dienste schon oft in Anspruch genommen.

Es war eine sehr ärmliche Wohnung, welche Nobody betrat. In einem mit Büchern vollgepfropften Kämmerchen malte der alte, leidend aussehende Mann für einen Leichtgläubigen ein brillantes Familienwappen, nebenan schimpfte eine Frau auf die schreienden Kinder.

»Mr. Speak, Sie können sich wieder in fünf Minuten 10 Dollar verdienen.«

»Das lohnt sich besser als die Bildermalerei,« schmunzelte der Alte. »Hoffentlich kann ich Sie auch bedienen. Was wollen Sie?«

»Haben Sie in Ihrer Sammlung den Skorpion?«

»Den Skorpion? Ja, ich glaube ein paarmal. Wollen gleich sehen.«

Erst nahm der Alte ein kleines Büchelchen zur Hand, suchte in dem alphabetischen Register, dann holte er von

einem Regal, auf welchem eine lange Reihe in Schweinsleder gebundene Folianten standen, einen solchen herab und begann darin zu blättern.

Das Buch enthielt viele Zeichnungen, zum Teil auch farbig ausgeführt, Tiergestalten, Arabesken, Ungeheuer, merkwürdige Wappen und dergleichen, daneben oder darunter eine schriftliche Erklärung, und zwar bestanden die Blätter aus dem besten Pergament.

»Wollen Sie diese Bücher nicht einmal verkaufen?« fragte der ihm über die Schulter blickende Nobody.

»Solange ich lebe, sind sie mir nicht feil.«

»Machen Sie doch eine Kopie davon, bieten Sie dieselbe einem wissenschaftlichen Institut an, das für so etwas Interesse hat. Mann, Sie brauchen doch wahrhaftig keine solche dummen Familienwappen zu malen, wodurch Sie sich auch nur ein kärgliches Brot verdienen. Diese Bücher werden Ihnen ja doppelt und dreifach mit Gold aufgewogen!«

»Ich weiß es. Meine Kinder können sich dereinst Pferde und Equipagen kaufen und alles, was ihr Herz begehrt, aber solange ich lebe, will ich der einzige sein, der in der Welt solch eine Sammlung besitzt. – Hier ist der Skorpion. Drei sind es. Ja, die Daloas, ein Negerstamm im Innern Afrikas, haben als Wappen einen Skorpion, führen ihn besonders auf dem Schild, beten den Skorpion auch an.«

»Auf das Negervolk im Innern Afrikas reflektiere ich nicht. Weiter!«

»Ferner war der Skorpion das Erkennungszeichen einer geheimen Verbindung, die sich im 17. Jahrhundert in Spanien zum Kampfe gegen die Inquisition zusammengetan hatte.«

»Das ist auch nichts für mich. Drittens?«

»Hier ist der dritte, ein Skorpion, der sich selbst mit dem Giftstachel in den Rücken sticht. Das war ein Siegel, welches vor ungefähr 20 Jahren ein englischer Klub von Selbstmördern führte; jedes Jahr zu einem bestimmten Tage mußte ein Mitglied freiwillig aus dem Leben scheiden.«

»Diese verrückten Brüder kümmern mich noch weniger. Sonst wissen Sie mir nichts mehr über den Skorpion zu erzählen?«

»Nein, er kommt in keinem weitem Wappen vor, weder allein noch in Verbindung mit etwas andrem.«

»Gibt's in Indien nicht etwas Skorpionähnliches?«

Für Indien hatte der Sammler ein besonderes Buch angelegt, es enthielt die Wappen sämtlicher indischen Fürstenhäuser, bekannte und geheime Zeichen von Verbindungen, politischen und religiösen Sekten; von Tierbildern war am meisten die Schlange vertreten, aber kein Skorpion.

»Dann habe ich Sie umsonst bemüht. Hier haben Sie Ihre zehn Dollar. Ich hoffe, Ihrer Sammlung bald einen vierten Skorpion einverleiben zu können, und es soll Sie nichts kosten. *Good bye.*«

Seit einiger Zeit hielt sich in New-York ein indischer Fürst auf, der Radscha von Lahore, oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, Prinz Ukhan Lah. Eine politische Rolle spielte er nicht mehr, er erhielt nur noch von England, das sein einstiges Reich annektiert hatte, eine eines Fürsten, der noch seinen eignen Hofstaat hält, würdige Revenue, und dann verfügte er auch über ein nach Millionen zählendes Privatvermögen.

Er hatte, von einem großen Gefolge begleitet, schon alle Hauptstädte Europas besucht, überall mit indischem Pomp auftretend, jetzt wollte er das neue Land Amerika kennen lernen.

Gerade die republikanischen Amerikaner, welche aber doch so für klingende Titel schwärmen, hätten den fremden Gast gern als souveränen Fürsten empfangen und ihm gehuldigt, doch daraus wurde nichts, der Radscha wollte mit niemandem verkehren. So mußte man sich begnügen, den zwar nicht mehr so jungen, aber doch immer noch schönen, ritterlichen Mann, dem der lang herabhängende Schnurrbart und die großen, schwarzen, rollenden Augen ein besonderes, wildes Aussehen gaben, zu bewundern, wenn er in seinem Nationalkostüm, mit Edelsteinen übersät, auf prächtigem Rosse und von einer reichen Kavalkade seiner Diener begleitet, durch die Straßen ritt, und sonst konnte man nur noch das palastähnliche Haus anstaunen, welches er in der vornehmsten Gegend New-Yorks gemietet hatte, und die beiden riesigen Kawassen, die Tag und Nacht in ihren orientalischen Kostümen davor Wache hielten, allerdings ohne Waffen zu zeigen.

Es war an einem Vormittage, als sich einem dieser Wächter zaghaft ein armselig gekleidetes Inderlein näherte, sonst aber ein recht kräftig gebauter Mann. Indier sind in dem internationalen New-York eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Zum größten Teil sind sie Wäscher, oder sie arbeiten in Zigarrenfabriken.

»Was willst du?« herrschte der Sikh, ein Krieger aus dem Himalajagebirge, den ihn Umschleichenden an.

Der arme Schlucker von Indier verneigte sich vor dem stattlichen und so prächtig herausstaffierten Torhüter, als sei dieser der Großmogul selbst.

»Schau mich armen Kuli nicht so zornig an, du Löwe des Gebirges,« begann der Indier seine lange Rede, deren kurzer Inhalt der war, was denn auch endlich herauskam, daß er den Radscha von Lahore zu sprechen begehre.

»Weswegen?«

»Ich habe etwas gefunden.«

»Was hast du gefunden?«

»Etwas, was nur das mächtige Auge des Radschas sehen darf.«

Der Türhüter hatte wohl seine Instruktionen, er stellte nicht einmal weitere Fragen der eignen Neugier, er rief zum Tor hinein; ein indischer Diener erschien, dem noch einmal gesagt werden mußte, daß der arme Kuli etwas gefunden habe, was nur das Auge des Radschas sehen dürfe.

»Wie heißt du?«

»Ras Tagal. Seit sieben Jahren schon wasche ich in dieser Stadt den weißen Faringis die schwarze Wäsche,« entgegnete ... der als Indier verkleidete Nobody auf hindostanisch, dem er einen ländlichen Dialekt zu geben wußte.

Der echte Indier musterte ihn, aber er hatte an dem falschen nichts auszusetzen.

»Warte hier, ich werde es dem Radscha melden.«

Nobody kauerte sich in einem Winkel des Portals nach orientalischer Weise nieder. Er hatte sich nicht mit dem indischen Kaufmann begnügt, seine Ueberzeugung war eine zu große, daß mit dem roten Skorpion eine indische Sage verknüpft sein müsse.

Der Kaufmann war ein gebildeter, im Abendlande aufgeklärter Mensch gewesen, so hatte es Nobody erst noch einmal mit dem untern Volke versucht, welches für derartige Sagen viel empfänglicher ist, sie treuer aufbewahrt und vererbt, und so hatte Nobody auch Bekanntschaft mit indischen Zigarrenarbeitern gemacht. Aber auch von diesen konnte er nichts erfahren. Ohne sie direkt nach solch einem Edelstein zu fragen, hatte er doch bestimmt herausgehört, daß ihnen nichts von einem Skorpion und dergleichen bekannt war.

Immer noch nicht zufrieden, hatte sich Nobody jetzt, schon als Indier verkleidet, in eine chinesische Opiumhöhle begeben, wie es solche in New-York massenhaft gibt. Wenn solide Menschen nichts von dem Diamanten wußten, dann vielleicht Verbrecher und Gauner, die sind manchmal eher in solche Geheimnisse eingeweiht, und Nobody hatte denn auch indische Spitzbuben genug gefunden, aber er hatte umsonst für sie mehrere Pfeifen Opium bezahlt.

Wenn nicht der mittlere und der unterste Stand, dann wollte er es noch einmal bei dem obersten versuchen, da war ja gleich der Radscha von Lahore. Wenn er bei diesem indischen Prinzen ebenfalls vergebens auf den Busch klopfte, dann wollte er seine Bemühungen in dieser Weise aufgeben, dann mußte der Detektiv in seiner Kalkulierung eben ein andres Register ziehen.

Es schien übrigens die höchste Zeit gewesen zu sein, daß er den Radscha aufgesucht hatte, dieser wollte offenbar abreisen, indische Arbeiter nahmen schon die Teppichläufer von der Treppe, auch sonst wurden Vorbereitungen getroffen, welche auf eine Abreise deuteten.

Der Diener kam wieder.

»Folge mir.«

Ohne Aufforderung streifte Nobody seine roten Pantoffeln ab und folgte barfuß die Treppe hinauf. Eigentlich wäre das gar nicht nötig gewesen, auch in Pantoffeln wäre er so gut wie barfuß gewesen, er lief nicht einmal mehr auf den Brandsohlen, und ebenso dürftig war auch seine andre Kleidung beschaffen.

Der Radscha empfing ihn in einem kleinen, auch noch mit orientalischen Möbeln vollgepropften Gemach. Es war ein großer, herkulisch gebauter Mann, gekleidet in einen schwarzseidnen Kaftan, um das Haupt den Turban geschlungen; er stand neben einem Tischchen und hatte den Schlauch einer am Boden stehenden Wasserpfeife zwischen den Lippen. Auch hier in seinem Hause hatte er den Gürtel mit Dolchen gespickt, oder vielmehr gerade hier in seiner Wohnung, denn auf der Straße trug er nie Waffen bei sich, durfte es wohl nicht.

»Was willst du? Was hast du gefunden?« fragte seine tiefe Stimme.

Das arme Inderlein hatte sich mit auf der Brust gekreuzten Armen zu Boden geworfen und berührte mit der Stirn den Teppich.

»Erhabener Radscha, dessen Weisheit und Macht leuchtet von den Spitzen des Hindukusch bis zu den fernsten . . . «

»Steh auf!« wurde er herrisch unterbrochen. »Mach es kurz! Was hast du gefunden?«

Nobody war es zufrieden. Er erhob sich, behielt nur die Arme gekreuzt, senkte den Kopf, hatte aber dabei seine Augen scharf auf das dunkelbraune Antlitz des Hindufürsten geheftet.

»Es war vor zwei Tagen, noch am frühen Morgen, kaum hatte die Sonne den Osten gerötet, als ich einen Korb Wäsche nach der Cowstreet trug. Mein Weg führte mich durch den Adelaide-Garten, welchen deine Weisheit, o mächtiger Radscha, kennen wird. Nur wenige Menschen begegneten mir. Da sah ich im nassen Grase etwas blitzen – nein, ein rotes Feuermeer war es, welches mir entgegenleuchtete, ich hob es auf, und – was sahen meine entzückten Augen . . . «

»Nun, was sahen sie?«

Nobody wollte sich nicht lange aufhalten, es mußte ein Knalleffekt kommen, um eine eventuelle Ueberraschung in des Radschas Zügen am besten konstatieren zu können.

»Es war ein großer, roter Diamant, der einen Skorpion umschließt.«

Vergebens – wohl waren die großen, schwarzen Augen des Hindus mit Spannung auf den demütigen Kuli geheftet, aber in dem ruhigen Gesicht hatte keine Muskel gezuckt.

»Ein Diamant, in dem ein Skorpion eingeschlossen sein soll? Du hast geträumt! Wo ist denn dieses Wunder?«

O weh, jetzt freilich mußte Nobody dem Radscha eine arge Enttäuschung bereiten! Der arme Kuli hatte den kostbaren Diamanten, den er gefunden, doch nicht verkaufen können; höchstens solch einem vornehmen Indier konnte er ihn als Geschenk anbieten, natürlich in Erwartung eines entsprechenden Gegengeschenktes in bar – und ein Hehler verrät doch nicht den andern.

»Du zweifelst an der Wahrheit meiner Worte? Hier . . . «

Der Kuli brachte unter seinem schmutzigen Gewand ein noch schmutzigeres Tuch zum Vorschein, in das ein großer Knoten geknüpft war.

»Kein anderer ist würdig, dachte ich,« sagte er, als er den Knoten löste, »diesen seltenen Edelstein zu besitzen, als allein – bei der großen Maja, was ist denn das?!«

Ja, die Maja, die indische Göttin der Täuschung, hatte ein Meisterwerk vollbracht, sie hatte den roten Diamanten in des Kulis Sacktuch in einen ganz gewöhnlichen Kieselstein verwandelt.

»O, dieser Schurke von Jussuf!« begann jetzt der Kuli zu schreien. »Er hat mir den roten Diamanten aus meinem . . .«

Weiter kam Nobody in seiner Erklärung eines natürlichen Vorganges dieser Verwandlung nicht.

»Hund!!!« Mit diesem brüllenden Ruf hatte sich der Radscha blitzschnell auf ihn geworfen.

Nobody war auf solch einen Angriff gar zu unvorbereitet gewesen, und der herkulische Indier war kein zu verachtender Gegner, Nobody war beim ersten Anlauf zu Boden geschleudert worden, und als er jetzt zugreifen wollte, in der Hoffnung, das Blättchen schnell noch wenden zu können, knieten plötzlich statt eines Mannes drei auf ihm, zwei riesige Sikhs mußten sofort auf den Ruf ihres Herrn hereingestürzt sein, wenn sie nicht schon in diesem Zimmer verborgen gewesen waren.

»Bindet ihn!!«

Gegen eine solche Uebermacht war vorläufig nichts auszurichten, Nobody ließ sich ohne Gegenwehr binden, was schnell geschehen war, und die Lederriemen waren gut, besser noch als Stahlketten.

»Fort!«

Die beiden Sikhs verschwanden wieder durch eine nur mit einer Portiere verhangne Tür.

Jetzt freilich waren es furchtbar rollende Augen, die sich über das Gesicht des am Boden Liegenden beugten.

»Hund, spionierender Hund!« kam es zischend von den farblos gewordenen Lippen, wie auch das braune Gesicht plötzlich aschgrau geworden war. »Wie kommst du dazu, mich zu prüfen, ob ich den roten Skorpion besitze? Was weißt du davon?«

Alle Wetter!! Das war etwas, was Nobody nicht erwartet hatte! Bisher war niemals ein Zufall im Spiele gewesen, er war immer sachgemäß und logisch vorgegangen, auch diesem indischen Radscha hatte er ja nur auf den Zahn fühlen wollen, ob ihm etwas von solch einem roten Diamanten bekannt sei – aber daß es dieser indische Radscha selber war, der das Wunder von Portugal hatte stehlen lassen, daran hatte Nobody ja nicht im entferntesten gedacht!

Nun, er benahm sich, wie er seiner Rolle gemäß sich benehmen mußte, stellte sich also halbtot vor Schreck und Angst und beteuerte seine Unschuld.

»Bei Krischnu, dem Verkünder der Wahrheit,« jammerte er, »ich habe den roten Diamanten in mein Tuch gewickelt, um ihn dir zu bringen, aber ich hatte auch Jussuf davon erzählt, und Jussuf hat ihn mir . . . «

»Schweig, Sohn einer Hündin!!« wurde er wiederum angedonnert und auch mit einem Fußtritt traktiert. »Deine Lügen helfen dir nicht! Du hast überhaupt keinen Diamanten gefunden! Sprich, in wessen Diensten stehst du?«

Ohne eine Antwort auf die letzte Frage abzuwarten, klatschte der Radscha in die Hände; in der Tür zeigte sich ein Diener.

»Ist Chawaike Antonio im Hause?«

»Ja, Radscha.«

»Er soll kommen, schnell, sofort!!«

Während der Diener forteilte, wandte sich der Radscha wieder dem Gebundnen zu, aber nur, um ihn mit Augen zu betrachten, in denen offenbares Entsetzen lag. Der Radscha mußte ein sehr schlechtes Gewissen haben.

Schon nach wenigen Augenblicken trat ein Herr ein, ein Europäer im schwarzen Gehrockanzug, ein brünettes, glattrasiertes Gesicht mit pechschwarzem Kopffhaar.

Mich soll es gar nicht wundern, dachte Nobody sofort, wenn dieser Chawaike Antonio nicht jener Monsieur Dechardes ist, nur daß er jetzt keinen schwarzen Zwickbart hat.

Nobodys Vermutung sollte denn auch sehr bald bestätigt werden.

»Was hast du getan, Antonio?« wandte sich der Radscha an den Herrn, dabei auf den Gebundnen deutend. »Deine Kunst hat dich betrogen oder du bist sehr unvorsichtig gewesen. Wir sind verraten!«

Auch Antonio verfärbte sich etwas.

»Verraten?!« stieß er bestürzt hervor.

»Dieser Kuli weiß, daß ich im Besitze des roten Skorpions bin.«

»Nicht möglich, Radscha!«

»Er will hier in New-York ein Wäscher sein, er kam zu mir, habe vor zwei Tagen etwas im Adelaide-Garten gefunden, einen großen, roten Diamanten, in dem ein Skorpion eingeschlossen sei – und dabei bemerkte ich, wie er unter seinen gesenkten Augenlidern hervor mich scharf beobachtete, was für eine Wirkung diese Worte auf mich machen würden. Es gelang mir, mich zu beherrschen. Wo er den Diamanten habe, fragte ich gleichmütig. Er zog ein Tuch hervor,

in dem etwas wie ein Stein eingeknotet war – und da stellte er sich furchtbar erschrocken, daß es wirklich nur ein gewöhnlicher Kieselstein war. Dort liegt er noch. Natürlich hat er den Stein selbst hineingetan. Er wollte behaupten, ein anderer hätte den Diamanten mit dem Kieselsteine heimlich vertauscht, er sei also bestohlen worden – da aber hielt ich es nicht länger aus, ich sah durch deine Unvorsichtigkeit alles verraten, mich übermannte die Wut, ich schlug ihn zu Boden und ließ ihn binden.«

Mit ungläubigem Staunen blickte Antonio auf den am Boden liegenden Kuli. Dann trat er vor ihn hin.

»Wer bist du?«

»Ich bin ein armer Wäscher,« versuchte es Nobody noch einmal mit Jammern, wurde aber sogleich von dem Radscha unterbrochen.

»Gib dir doch keine Mühe, Antonio, du hast es doch leichter, von ihm die Wahrheit zu erfahren. Uebe an ihm die Kunst aus, die du erst von uns gelernt, die du aber zu so hoher Vollkommenheit ausgebildet hast.«

Da wußte Nobody schon, was nun kommen würde. Antonio hob ihn mit kräftigen Armen empor und brachte ihn auf einem Diwan in sitzende Stellung.

»Wie heißt du?«

»Ras Tagal, ich bin ... «

»Blicke mich an, Ras Tagal, vorausgesetzt, daß du wirklich so heißt, was ich gleich von dir erfahren werde. Blicke mich an!«

Nobody tat es, und er sah sofort, daß dieser brünette Mann einen sehr starken magnetischen Blick hatte, wogegen Nobody zwar gefeit war, aber sein Entschluß war sofort gefaßt worden, und durch Uebung hatte er seine Augen so

in die Gewalt bekommen, daß er sie vollständig nach oben verdrehen konnte, daß nur noch das Weiße zu sehen war. Nun sich noch etwas zurückgelehnt, ein zitternder Seufzer, und er glich vollkommen einem Hypnotisierten. Nur seinen Puls und Herzschlag durfte man nicht prüfen, den konnte er nicht nach Willkür verlangsamen.

Antonio dachte auch nicht daran.

»Du hast mir bedingungslos zu gehorchen,« sagte der Hypnotiseur in scharfem Tone, »wirst mir auf alle meine Fragen der Wahrheit gemäß antworten! Verstehst du?«

»Ich verstehe,« erklang es murmelnd mit schwerer Zunge.

»Wie heißt du?«

»Gulzar Khan,« lautete jetzt die Antwort.

»Was bist du?«

»Ich – stehe – als Spion – in den Diensten der New-Yorker Kriminalpolizei,« kam es mühsam hervor.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß dies eine sehr wohl überlegte Antwort war – wenn der immer schnell entschlossene Nobody zu dieser reiflichen Ueberlegung auch nur einen Augenblick nötig gehabt hatte.

»Verdammt!« stieß der Radscha bei dieser Erklärung hervor.

»Bist du selbst auf den Verdacht gekommen, daß der Radscha von Lahore den roten Diamanten mit dem Skorpion entwendet haben könnte?« fuhr der Hypnotiseur in seinem Examen fort.

»Nein.«

»Wer schickt dich her?«

»Mister – – Gregory.«

»Wer ist das, Mr. Gregory?«

»Der Chef – von der zweiten Kriminalabteilung.«

»Welchen Auftrag hat dir dieser gegeben?«

»Ich soll – den Radscha von Lahore – vorsichtig ausforschen – ob er – etwas von einem roten Diamanten – mit einem Skorpion weiß.«

»Weißt du, in wessen Besitze dieser Diamant bisher war?«

»Ja.«

»In wessen Besitz?«

»Er gehörte – einem Mr. Erasmus Sörensen – in Philadelphia.«

»Was weißt du sonst noch?«

»Dem ist – der Diamant – vor einigen Tagen – gestohlen worden.«

»Gestohlen? Auf welche Weise?«

»Ein Hausdiener – hat den Geldschrank – zu öffnen gewünscht.«

»Was für ein wunderbarer Zufall,« hörte Nobody, der mit seinen verdrehten Augen nicht sehen konnte, den Hypnotiseur zu dem Radscha sagen, »daß gerade an jenem Abend auch ein Diener aus Sörensens Hause verschwand.«

»Was nützt mir das?« knurrte der Hindu. »Der Verdacht hat sich dennoch auf mich gelenkt. Erforsche, wie das gekommen ist.«

»Woher hat man den Verdacht geschöpft, daß der Radscha von Lahore den Diamanten entwendet haben könnte?«

Hierauf wußte der Hypnotisierte keine Erklärung zu geben – natürlich immer mit Absicht. Er war ja, wie er dann weiter auch ausgefragt wurde, nichts weiter als ein einfacher Polizeispion, welcher als Indier hauptsächlich dazu verwendet wurde, das Treiben in den chinesischen Opiumhöhlen zu beobachten.

Hier war er einmal zu einer höhern Mission verwendet worden. Der Chef der Kriminalabteilung hatte ihn zu sich rufen lassen, hatte ihm mitgeteilt, aus Philadelphia sei eine polizeiliche Anzeige da, einem Mr. Erasmus Sörensen sei auf rätselhafte Weise ein Panzerschrank geöffnet, daraus spanische Goldmünzen und jener Diamant geraubt worden, es sei schwer glaublich, daß es der ehemalige Pferdewärter und spätere Hausdiener auf den Diamanten abgesehen haben könnte, jedenfalls sei der seltsame Diamant, der aus Indien stammte, ein altes Erbstück einer indischen Fürstenfamilie, er solle doch einmal zu dem Radscha gehn und diesem vorsichtig auf den Zahn fühlen.

Es war ganz raffiniert, was Nobody da herausbrachte.

»Sehen Sie, ich habe Ihnen immer gesagt, Sie sollen nicht so als indischer Radscha und Nabob auftreten, der die Aufmerksamkeit aller auf sich zieht,« warf Antonio jenem vor, »Sie hätten als einfacher Privatmann reisen können.«

Dieser Vorwurf machte jetzt nichts wieder gut.

»Ja, wie ist man aber nur auf den Verdacht gekommen, daß ich meine Hand im Spiele haben könnte?« murmelte der Radscha gedrückt.

»Es war eben nur ein Verdacht, man wollte Sie nur so nebenbei einmal prüfen, wie jetzt wahrscheinlich alle als höhere Indier bekannten Personen daraufhin geprüft werden, und, nicht wahr, Sie haben sogleich offen bekannt, daß Sie den Diamanten jetzt wirklich besitzen?«

Diese Frage war nicht nötig, der Radscha hatte danach gehandelt.

»Weiß man auf der Polizei, daß du jetzt hier bist?« wandte sich der Hypnotiseur wieder an den Kuli.

Jetzt hieß es aufpassen!! Auf einen Dolchstich kam es dem Radscha sicher nicht an, um einen lästigen Mitwisser seines Geheimnisses für immer beiseite zu schaffen, und gegen einen Dolchstich war Nobody nicht gefeit.

»Ja.«

»Du sollst, nachdem du deinen Auftrag hier ausgeführt hast, sofort wieder zu dem Polizeichef kommen?«

»Ja.«

»Verflucht! Ich bin verloren!« hörte Nobody den Radscha wiederum zischen.

Ja freilich, unschädlich zu machen war der Spion jetzt nicht mehr.

»Nur ruhig,« tröstete aber Antonio, »noch sind Sie nicht verloren. Fliehen müssen Sie allerdings sofort, wenn Sie sich des Besitzes des Diamanten in Sicherheit erfreuen wollen, aber dieser Bursche hier soll Sie von Ihrer schnellen Abreise nicht abhalten. Ich wende einen posthypnotischen Befehl an. Doch zuerst – wann geht das nächste Schiff, das Sie benutzen könnten?«

Antonio hatte einen Schifffahrplan bei sich.

»Jetzt ist es elf, um eins sticht der italienische Passagierdampfer ›Vesuvia‹ nach Genua in See. Das paßt vortrefflich. So lange haben Sie auch noch Zeit. Einen Platz bekommen Sie noch. Wir brauchen uns gar nicht zu beeilen, diese italienischen Dampfer sind immer sehr wenig besetzt. Natürlich gehn Sie unter fremdem Namen an Bord, als Europäer, als Italiener. Ihr Gefolge kommt morgen mit einem andern Dampfer nach. Das fällt gar nicht auf, unsre Abreise war ja sowieso schon beschlossen, es wird bereits eingepackt. Zur Vorsicht wird dieser Bursche hier noch etwas festgehalten,

in aller Güte, wird traktiert, und noch ehe er bei dem Polizeichef wieder eintrifft, sind Sie schon an Bord und unterwegs. Aber er wird dem Polizeichef nichts weiter erzählen können, als daß sich der auf den indischen Radscha geworfene Verdacht als unbegründet erwiesen hat, dafür werde ich sorgen.«

Der Radscha brauchte nicht viel zu fragen, er wußte, um was es sich handelte, war mit allem sofort einverstanden.

»Aber Sie begleiten mich, Antonio.«

Nur wegen dieses Punktes kam es noch zu einigen Wechselreden, bis Nobody hörte, daß die beiden zusammen dem Gefolge vorausreisen würden, ein anderer Mann solle dessen Führung übernehmen.

»Nun schnell, so viel Zeit haben wir doch nicht mehr zu verlieren.«

»Ich kleide mich unterdessen schon um,« sagte der Radscha.

»Nein, Sie müssen hierbleiben, in Ihrem orientalischen Kostüm. Verstehn Sie nicht, weshalb? Sie werden es gleich sehen.«

An Nobody wurde die Suggestion eines sogenannten posthypnotischen Befehls vorgenommen, ein sehr schwieriges Stückchen, obgleich sich Monsieur Decharde oder Antonio als ein Meister darin erwies. Sollte es hier wiedergegeben werden, was er alles sprach und sich beantworten ließ, so würde das viele Seiten füllen.

Die Hauptsache war folgendes: In dem Augenblick, da sich der Radscha auf ihn geworfen und ihn niedergeschmettert hatte, sollte dem Kuli die Besinnung geschwunden sein. Dies war ein Fall, welcher die Wirkung des posthypnotischen

Befehls sehr erleichterte. Davon, daß sich der Radscha wirklich als gegenwärtigen Besitzer des Diamanten bekannt hatte, sollte der Hypnotisierte nach seinem Erwachen nichts mehr wissen, den Europäer nicht gesehen, nicht einmal etwas von dem »spionierenden Hund« gehört haben.

Wie gesagt, dadurch, daß sich der Kuli in einem heftigen Schreck befunden hatte, wurde diese Sache außerordentlich erleichtert, man konnte seiner Sache durchaus sicher sein – nur eben schade, daß Nobody überhaupt gar nicht hypnotisiert war!

»Du wirst erinnerungslos erwachen!!«

»Ich werde erinnerungslos erwachen!« murmelte Nobody gehorsam nach.

Er wurde wieder auf den Boden gelegt und der Fesseln entledigt.

Der Radscha erhielt von dem Hypnotiseur noch genaue Anweisungen, dann entfernte sich dieser, lauschte und beobachtete jedenfalls hinter der Portiere.

»Du bist bewußtlos gewesen – erwache!« sagte der Radscha in scharfem Tone.

Die Augen kehrten in ihre natürliche Stellung zurück, Nobody schaute sich verwundert um, rieb sich die Stirn – spielte seine Rolle vorzüglich.

»Wo bin ich denn . . . ?« murmelte er erstaunt.

Der Radscha stellte sich sehr aufgeregt, dann aber auch im Gegensatz zu vorhin sehr gütig.

»Und Buddha sprach: die größte Tugend ist die Selbstbeherrschung, und mit dem Jähzorn schneidet sich der Mensch ins eigne Fleisch. Ich bin sehr jähzornig. Vergib mir, Ras Tagal. Du hattest mich so gespannt gemacht auf einen

prachtvollen Diamanten, und als ich den Stein sah, riß mich der Zorn hin, daß ich dich schlug. Vergib mir.«

Der Radscha war dem Kuli, welcher wieder sein Tuch in die Hand bekommen hatte, beim Aufstehn behilflich. Dort lag auch noch der Kieselstein am Boden, und bei dessen Anblick kehrte dem bewußtlos Gewesenen die Erinnerung wieder – soweit es geschehen durfte.

»O, großmächtiger Radscha, du glänzender Stern meiner Heimat, wie könnte ich armer Kuli wagen, dich zu belügen!«

Und Nobody erzählte sein Märchen ausführlich, wie er vorhin, ehe er sich zu dem Radscha begab, seinem Freunde Jussuf von seinem Funde mitgeteilt hatte, und während sie so zusammen gesprochen, hatte der Jussuf, dieser Erzschem, der so fingergewandt war, dieser Halunke, den Buddha in einen diebischen Affen verwandeln möge – hatte Jussuf eben den Diamanten in Tagals Sacktuch heimlich mit einem Kieselstein vertauscht.

»Ich will sofort zu Jussuf . . . «

»Halt! Dazu hast du noch Zeit, um jenen zur Bestrafung zu ziehn. Erst nimm dieses Goldstück, und nicht eher wirst du dieses Haus, in dem ich dich geschlagen habe, verlassen, als bis du meine Gastfreundschaft genossen hast.«

Der Radscha klatschte in die Hände und befahl dem Diener, eine einem Indier entsprechende Mahlzeit herrichten zu lassen.

Diese Ehre konnte der arme Kuli nicht abschlagen. Einige Minuten unterhielt sich der Radscha noch mit ihm, das lebhafteste Interesse für jenen Diamanten zeigend, gar nicht glauben wollend, daß er wirklich einen Skorpion eingeschlossen haben könne, so etwas gebe es doch gar nicht – aber wie er sich dabei auch verstellte, Nobody merkte doch,

daß der Radscha auf glühenden Kohlen stand. Lange dauerte es denn auch nicht, so meldete der Diener, die Mahlzeit sei bereit.

»Laß es dir schmecken, mein Bruder. Mich erwartet meine tägliche Waschung, wie sie Buddha vorschreibt.«

Der Kuli ward in ein andres Zimmer geführt, wo er sich an einer auf indische Weise zubereiteten Mahlzeit laben sollte. Dazu gab es Limonade, und unbekümmert um Gift oder einen Schlaftrunk aß und trank Nobody, denn er hatte ja selbst gehört, wie die beiden besprochen hatten, daß man den Polizeispion, den man in diesem Hause wußte, keinesfalls auf solche Weise dauernd oder zeitweilig hier festhalten dürfe.

Während des Essens leistete ihm ein älterer, würdiger Indier Gesellschaft, fragte ihn nach diesem und jenem, wie er hier als männliche Waschfrau sein Brot fände, und Nobody bezweifelte, daß dieser Mann besonders eingeweiht sein könne, denn sonst hätte er den verkappten Polizeispion doch nicht sorglos auf einen erhöhten Tritt neben dem Fenster placiert.

Von hier oben aus konnte Nobody nämlich den geräumigen Hof des mit Seitengebäuden umgebenen Hauses überblicken, und es dauerte gar nicht lange, so sah er aus einem Seitenpförtchen zwei Herren mit Zylinderhüten schlüpfen, in denen er sofort den Radscha und Monsieur Decharde erkannte.

Sie verließen den Hof zu Fuß, dann draußen nahmen sie jedenfalls einen Wagen, und wenn ihnen das notwendigste Handgepäck nicht auf das Schiff nachgetragen wurde, so kauften sie sich eben unterwegs einige Koffer voll Garderobe.

Hingegen hatte der alte Indier die Instruktion erhalten, den Kuli wenigstens bis zum Abgang jenes Schiffes durch ein harmloses Gespräch hier festzuhalten.

Nobody sah von seinem Fenster aus an einem New-Yorker Wolkenkratzer eine Uhr, von der er wußte, daß sie richtig ging. Als sie zehn Minuten auf zwölf Uhr wies, trank er den letzten Rest seiner Limonade aus und machte Anstalten, aufzubrechen.

Der alte Indier suchte ihn durch ein interessantes Gespräch zu fesseln. Der Kuli wollte sich nicht halten lassen.

»Um zwölf soll ich bei dem Po . . . bei dem Popen sein, du weißt, das ist ein griechischer Geistlicher, von dem soll ich Wäsche abholen.«

Aha, um zwölf soll er wieder beim Polizeichef sein, mochte der alte Indier jetzt denken, und weiter hatte Nobody ja auch nichts gewollt.

»Und dann muß ich mir doch auch den Jussuf suchen, daß er mir meinen . . . ach, du weißt noch gar nichts davon? Nein, ich muß wirklich fort. Kann ich den Radscha nicht noch einmal sehen, daß ich mich bei ihm bedanke?«

Daß sich der Polizeispion bei dem Radscha auch noch bedanken wollte, das schien den alten Indier nun wieder sehr zu beruhigen, und da jener durchaus gehn wollte, gab er sich keine besondere Mühe mehr, ihn zurückzuhalten.

»Der Radscha ist jetzt nicht zu sprechen, nach seiner heiligen Waschung zieht er sich immer zur innern Beschauung für längere Zeit zurück.«

Dann konnte der Kuli seinen Dank nur noch einem andern auftragen. Er ward hinabgeleitet, zog unten seine Pantoffeln an und begann mit dem ersten Schritt aus der Haustür zu laufen, was er laufen konnte.

Diese Eile war in jeder Weise erklärlich, und Nobody war sich bewußt, daß ihm kein Aufpasser folgen konnte; in einer Hauptstraße mischte er sich in das dichteste Menschengewühl, verschwand dabei in einem Durchgang, passierte noch einen andern, und dann hatte er in einer stillen Straße sein Ziel erreicht.

In dieser Straße hielt oder fuhr schon seit längerer Zeit ein zweispänniger Wagen mit zugezogenen Fenstern auf und ab, der ganz genau wie eine Mietsdroschke aussah, nur daß er keine Nummer hatte. Auch an dem Kutscher war nichts auffällig, denn in Amerika wie in England kleiden sich auch die Mietskutscher möglichst wie Gentlemen, jeder nach seinem Geschmack. Schon mehrere Passanten hatten den Wagen mieten wollen, und bei ihrer Abweisung dachten sie mehr, er sei schon besetzt oder bestellt, als daß es sich um einen Privatwagen handle, denn nach der Nummer blickt doch nicht gleich jeder.

Der Kuli lief direkt drauf zu, hatte vom letzten Durchgange aus nur noch wenige Schritte.

»Sind Sie frei?«

Der Kutscher nickte nur.

»Peterendstreet acht,« rief der Kuli, öffnete den Schlag und verschwand im Innern, die Pferde setzten sich in Trab.

Also doch ein Mietswagen; der indische Diener holte ihn für seine Herrschaft. So mußte jeder denken, der die Szene beobachtet hatte.

In Wirklichkeit aber war es Nobodys eigener Wagen, gewissermaßen seine fahrende Garderobe, wie er deren noch mehrere besaß, nicht nur in New-York. Der Kutscher war ein in seinen Diensten stehender Detektiv, den er erst zu diesem Berufe erzogen hatte.

Dieser wartete bereits darauf, daß hinter ihm das Fensterchen geöffnet wurde, und als dies geschah, ließ er sich ein Zettelchen in die Hand drücken, auf dem das eigentliche Ziel und noch etwas mehr stand, damit Nobody dem Kutscher gegenüber, der ihm scheinbar fremd bleiben mußte, dann beim Aussteigen weiter keine Worte zu verlieren brauchte.

Mehrere Straßen dazu benutzend, wurde die Richtung geändert, jetzt jagte der Wagen dem Hafen zu.

Unterdessen machte Nobody im Innern des Gefährtes Toilette. Als er ein Polster des Sitzes aufschlug, zeigte sich darunter ein Wasserbehälter, alles war vorhanden, was er brauchte, um die braune Farbe abzuwaschen, wenn das jetzt auch nur für Gesicht, Hals und Hände nötig war, der andre Sitz barg ein ganzes Musterlager der verschiedensten Herren- und Damenkostüme, und als der Wagen vor dem Bureau der italienischen Schiffahrtskompanie hielt, entstieg ihm ein Gentleman in tadellosem englischen Reiseanzug, der aus dem Wagen auch noch einen großen und scheinbar sehr schweren Koffer hervorholte. Und zu einem Gentleman, der auf Reisen geht, gehört auch ein gefüllter Geldbeutel, den Nobody als armer Kuli nicht bei sich gehabt hatte.

»Was bin ich schuldig?«

»Einen Dollar, Sir.«

»Hier, behalten Sie.«

Für das reichliche Trinkgeld trug der Kutscher ihm auch noch den Koffer nach, und er mußte sich ehrlich plagen.

Nobody vergewisserte sich, daß es die ›Vesuvia‹ war, welche um eins abging, schien ein Billett lösen zu wollen, zögerte aber noch. Es war ganz deutlich zu bemerken, daß er

mit sich noch nicht recht im reinen war, ob er nach Genua fahren wolle oder nicht, der Mann am Schalter sah es, aber deswegen verzog er keine Miene. Einem Amerikaner oder Engländer ist noch etwas ganz andres zuzutrauen.

»Wie lange habe ich noch Zeit, bis ich an Bord sein muß?«

»Noch eine gute Viertelstunde, Sir.«

Die Viertelstunde verging, und noch immer stand Nobody, den der Kutscher unterdessen verlassen hatte, neben dem Schalter, die Hände in den Hosentaschen, mit dem nachdenkenden Gesicht eines Mannes, welcher noch nicht recht weiß, ob oder ob nicht.

Draußen heulte eine Sirene.

»Wollen Sie mitfahren, Sir? Der Dampfer gibt das erste Zeichen zur Abfahrt. Dann kommt niemand mehr an Bord.«

Nobody trat vor den Schalter.

»Haben Sie hier ein Kajütenbuch?«

»Jawohl, die Passagiere der ersten und zweiten Kajüte schreiben sich selbst ein.«

»Bitte, zeigen Sie es mir. Wenn meine Freunde drauf sind, fahre ich auch mit.«

Der Beamte einer deutschen oder englischen Linie hätte das Buch nicht gezeigt, aber die italienischen Reedereien haben es sehr nötig, gegen die Passagiere zuvorkommend zu sein.

»Signor Ravenni, Signor Succo, beide zurück nach Genua,« las Nobody.

Das waren die Namen, welche die beiden ausgemacht hatten, unter denen sie reisen wollten. Sie hatten wahrscheinlich auf diese Namen Pässe. Nobody hatte es während seiner vorgeblichen Hypnose gehört.

»Well, ich fahre mit. Eine erste Kajüte – irgend eine, wenn die Kabine nur gut ist.«

Knacks – das Billett war mit dem Stempel gelocht. 275 Dollar oder etwa 1150 Mark kostete der Spaß.

Dabei hatte Nobody, wie wir bald sehen werden, nicht einmal die Absicht, die Fahrt bis nach Genua mitzumachen. Er hoffte, sich eher empfehlen zu können. Jetzt aber war er seiner Sache sicher: die beiden befanden sich auch wirklich an Bord. Bis zuletzt hatte er warten müssen, damit nicht etwa der Teufel noch am Ende seine Hand dazwischensteckte, der Zufall hätte es doch fügen können, daß einer von den beiden noch einmal an den Schalter zurückkam, und wenn er da erfahren hätte, daß sich jemand das Kajütenbuch hatte vorlegen lassen, ehe er ein Billett nahm, dann hätte vielleicht schon das böse Gewissen genügt, um die beiden einen andern Entschluß fassen, von dem Dampfer wieder herabgehn zu lassen.

Jetzt aber war Nobody also seiner Kunden sicher. Als das letzte Signal zur Abfahrt gegeben wurde, überschritt er das Laufbrett und wurde von einem ihn nach seiner Kajüte führenden Steward in Empfang genommen.

»Schade, jammerschade,« dachte er, »daß der Dampfer nicht erst des Nachts abfährt. Dann hätte ich sehr leichtes Spiel, und es wäre für mich eine Kleinigkeit, gleich wieder an Land zu kommen. So aber muß ich gut aufpassen, um unterwegs eine Gelegenheit zur Rückfahrt nach New-York zu erspähen.«

Nobody beabsichtigte also nicht, den Radscha bis nach Genua zu begleiten, noch weniger bis nach Indien. Was sollte er dort? Den roten Diamanten hielt er jetzt nur noch für

ein altes Erbstück, und ihn dem Radscha wieder abzunehmen, um sich die von Sörensen ausgesetzte Prämie zu verdienen, darauf kam es ihm hauptsächlich an. Dann hatte er in New-York gerade jetzt noch andre Geschäfte abzuwickeln, nach Indien würde er schon später noch einmal kommen, und dann konnte er sich noch immer mit dem Radscha, mit dem gefährlichen Hypnotiseur, und mit einem etwa mit dem roten Skorpion verbundenen Geheimnis beschäftigen.

Nun, Nobody sollte wie immer Glück haben.

Da es Mittagszeit war, wurden die Passagiere sogleich zur Tafel geschickt. Richtig, dort an jenem Tische, Nobody gegenüber, saßen auch der Radscha, der sich recht gut für einen Italiener ausgeben konnte, und Monsieur Dechardes. Ersterer bat ihn sogar einmal um die Menage. Wenn der eine Ahnung gehabt hätte, daß der elegante Herr, der ihm jetzt das Salz reichte, der arme Kuli und Polizeispion von vor zwei Stunden war!

Während des Essens setzte sich der Dampfer in Bewegung, aber er hatte kaum das offene Meer erreicht, war noch angesichts der Freiheitsstatue, als er schon wieder stoppen mußte. An der Maschine war etwas gebrochen. Der Kapitän wußte die Passagiere zu beruhigen, die Reparatur würde schnellstens und tadellos ausgeführt.

Aber es wurde Abend, ehe der alte Kasten seine Fahrt fortsetzen konnte. Es war eine Sommernacht, sehr finster, völlig windstill. Hier vor New-York lagen überall kleine und große Segelschiffe, welche auf Wind warteten, überall sah man die Lichtchen und grüne und rote Feuer blitzen.

Die meisten Passagiere befanden sich an Deck. In dem Augenblick, da Nobody seine beiden Freunde gefunden hatte,

verließ der Radscha seinen Begleiter und begab sich unter Deck. Unauffällig schlug Nobody den gleichen Weg ein.

Der Radscha begab sich in die Toilette. Nobody folgte ihm. Niemand anders war darin. Plötzlich bekam der Indier, der sich noch gar nicht umgedreht hatte, von hinten einen feuchten Schwamm vor die Nase gedrückt, und sofort fiel er wie ein Toter in Nobodys Arme. Dieser öffnete eine Aborttür, zog sein Opfer hinein und schloß hinter sich zu.

Daß der Radscha sein Kleinod bei sich trug, daran war ja gar kein Zweifel, und Nobody war seiner Sache so sicher, daß er gar nicht erst an eine Visitation der Taschen ging, sondern zuerst unter Weste und Hemd griff – – und richtig, da hing etwas um den Hals an einem Kettchen, er zog ein aus Holz geschnitztes Büchsen hervor, es enthielt ein kleines Ledertuch, und als er dieses, auf dem er eine Malerei gewahrte, auseinanderwickelte, funkelte ihm im Scheine des elektrischen Lichts ein rotes Feuermeer entgegen, das einen dunklen Kern hatte, einen Skorpion.

Nobody riß das Kettchen durch, wickelte den Diamanten wieder in das Leder und steckte alles zu sich. Die Wände des Klosetts ließen dasselbe oben offen, er zog sich hinauf, niemand war zu sehen, er schwang sich hinüber, so daß der Betäubte von innen eingeschlossen war, was man auch draußen an einem Vermerk sehen konnte. Gefährlich war die Betäubung nicht, der Indier würde schon wieder zu sich kommen.

Schnell eilte Nobody wieder an Deck, begab sich langsam nach hinten, gerade jetzt fuhr in einiger Entfernung ein anderer Passagierdampfer vorüber, welcher durch Abbrennen von bunten Feuern seinen Namen signalisierte, da wäre es

doch wunderbar, wenn jetzt nicht aller Augen dorthin gerichtet wären, und . . . auf der andern Seite machte Nobody über die Bordwand denselben Hechtsprung, den er schon einmal in diesem Gewässer gewagt hatte.

Mit langen Stößen schwamm er davon, ohne sich diesmal seiner Kleidung zu entledigen. Nach einer halben Stunde kam er in Rufweite einer Bark, die mit gerefften Segeln still dalag.

»Schiff ahoi!!! Mann über Bord!!!«

Der Ruf war gehört worden, man sah den rüstigen Schwimmer, dem nicht geholfen zu werden brauchte, man warf ihm nur ein Tau zu, an dem Nobody an Deck kletterte. Er erzählte, er sei von einer Lustjacht, einem kleinen Dampfboot ins Wasser gestürzt, seine Kameraden hätten es nicht bemerkt, das Boot verschwand in der Nacht.

»Wohin segelt Ihr?«

»Nach New-York.«

All right. Noch in derselben Nacht kam ein günstiger Wind auf, und der italienische Dampfer kehrte nicht etwa um, wenn ein Passagier betäubt und beraubt worden war und der Täter sein Heil im Meere gesucht hatte.

»Mit wem habe ich die Ehre?« fragte Mr. Sörensen den ihm unbekanntem Besuch.

»Bringen Sie jetzt die Erbschaftsangelegenheit in Ordnung, hier haben Sie Ihr portugiesisches Wunder wieder.«

Der alte Herr wollte es kaum glauben, daß er das Glück seines Lebens wieder in der Hand hielt, und zu der Erzählung Nobodys konnte er nur den Kopf schütteln. Auch stiegen ihm einige Bedenken auf.

»Beruhigen Sie sich. Eine Anzeige kann der Radscha nicht erstatten. Er ist selbst ein Dieb, ein ganz gefährliches Subjekt. Der wird sich hüten. Und mich kann auch niemand fassen. In meinem Koffer, den ich auf der ›Vesuvia‹ zurückgelassen habe, befindet sich einige Garderobe, nichts weiter. Niemand kann ahnen, daß Nobody dahintersteckt.«

»Sie wollten doch auch das Geheimnis erkunden, welches hinter dem roten Diamanten steckt?«

»Ist mir bereits alles bekannt. Und es ist wirklich nicht nur ein seltenes Familienkleinod.«

»Was sonst?«

»Mr. Sörensen, wollen Sie König von Indien und der umgrenzenden Länder werden?«

»Wie meinen Sie das?«

»Wer diesen Diamanten an seinem Turban trägt oder an seinem Zylinderhut, der wird als König von ganz Indien und des Orients anerkannt, der erobert die ganze Welt. So lautet eine uralte indische Prophezeiung, so alt, daß man jetzt auch in Indien gar nichts mehr davon weiß. Das ist aber noch nicht alles. Dieser merkwürdige Diamant hat noch ganz andre Eigenschaften. Wenn Sie ihn in einen Becher legen, und Sie gießen irgend ein Getränk hinein, etwa was ein anderer Ihnen zum Trinken anbietet, so wissen Sie sofort, ob der Kerl Sie vergiften will oder nicht. Ist nämlich das Getränk vergiftet, so schäumt die Flüssigkeit in Berührung mit dem roten Skorpion heftig auf. Drittens: Sie ermurksen eine keusche Jungfrau zwischen 12 und 120 Jahren, zapfen ihr das Blut ab, werfen in dieses jungfräuliche Blut den roten Skorpion, kochen es über einem Feuer, in dem auch der Leib jener Jungfrau verbrennt, filtrieren das abgekochte Blut – dann haben Sie ein Gift gewonnen, so furchtbar, daß Sie

nur die Spitze einer Stecknadel hineinzustecken brauchen, stechen damit einen Menschen ein bißchen . . . bums, liegt er mausetot da. Na, ist das vielleicht nischt? Ei der Deiwel, Sie könnten mir eigentlich 50 Cents extra geben, daß ich Ihnen den Diamanten wiedergebracht habe, und jetzt wissen Sie erst, was er überhaupt wert ist!«

»Woher wissen Sie das?« lächelte Sörensen.

»Das habe ich Schwarz auf Weiß . . . Rot auf Gelb, wollte ich sagen. Hier.«

Er brachte das dem Radscha abgenommene Büchchen zum Vorschein, dem er das gegerbte Lederstückchen entnahm. Auf dem gelben Untergrund waren mit roter Farbe Hieroglyphen gemalt.

»Es ist Sanskrit. Können Sie es lesen? Nein? Die Übersetzung habe ich Ihnen soeben gegeben.«

Sonst freilich konnte Nobody nichts darüber sagen, etwa wie alt dieses Dokument sei, auch nicht, wie es in Besitz des Radscha gekommen. Jedenfalls aber gehörte es mit zu dem Diamanten.

»Wie geht es dem Lewis Higgen?« fragte Nobody, während Sörensen das Pergament betrachtete.

»Sie wissen, daß er wieder bei mir ist?«

»Ich weiß es.«

»Der Junge hat sich an jenem Morgen, es war noch finster, in den falschen Zug gesetzt, in den Pacificzug, ist eingeschlafen, und als er aufwachte, mußte er auch noch bis nach St. Louis fahren. Geld hatte er nicht viel bei sich, und da hat es lange gedauert, ehe er wieder zurückexpediert wurde.«

»Ich weiß es. Da sehen Sie aber, wie gut es war, daß Sie die Sache mir übergaben. Die Polizei hätte immer nach dem

Jungen gesucht, und inzwischen wäre der Radscha in aller Gemütlichkeit abgereist.«

»Sie wollten doch nähere Bekanntschaft mit jenem Monsieur Dechardes machen, wollten sich vergewissern, was für eine Maschinerie angewendet worden ist, um den Verbleib des Diamanten zu erforschen.«

»Das hat noch Zeit, bis mich einmal ein lukratives Geschäft nach Indien führt, dann mache ich das noch so nebenbei mit ab. Im übrigen können Sie annehmen, daß mein Phantasiebild, welches ich Ihnen vormalte, der Wirklichkeit nahekam.«

Hierzu aber sollte Nobody nicht mehr kommen, und der etwas ängstlich gewordene Sörensen sollte sich seines Diamanten fernerhin sorglos erfreuen können.

Acht Tage später meldete der Telegraph, daß der italienische Dampfer ›Vesuvia‹ in der Meerenge von Gibraltar von einem englischen Dampfer gerammt und in den Grund gehohrt worden war, und als die Liste der dabei getöteten Passagiere erschien, befanden sich darunter auch die Namen Ravenni und Succo.

Nach etwa einem Jahre schloß der alte Erasmus Sörensen die Augen für immer, und das Pariser Museum war ebenso erfreut wie erstaunt, das fast schon vergessene Wunder von Portugal als Geschenk zu erhalten. Der rote Diamant mit dem Skorpion ist noch heute im Pariser Museum zu sehen.

Der heimatlose Nobody aber, der auf diesen Namen nicht einmal eine Legitimation besaß, mußte öffentlich vor Gericht mit einem Faustschlag eine elfenbeinerne Billardkugel zerschmettern, um Sörensens Erbschaft antreten zu können,

denn auf dieses Kraftstück war in dem Testament Bezug genommen worden, Nobody selbst hatte es gewollt, das eben war seine Legitimation, denn niemand war da, der ihm das hätte nachmachen können.